

850.6

W53

V.116

pt.1

595,996

WESTERMANN'S MONATSHEFTE



GEORGE WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG

PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Westermanns Monatshefte



58. Jahrgang. 116. Band. 1. Teil

März 1914 bis Mai 1914

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig

6. 11. 1917
p. 1

Verzeichnis der Mitarbeiter

Albrecht-Doussin, E., in Bunsau, 208. Bethge, Hans, in Berlin-Wilmersdorf, 270. Viber, Friedrich J., in Wien, 67. Bittich Max, in Freiburg i. B., 200, 354. Cremer, Paul, Prof. Dr., in Berlin, 98. Curdt, Rudolf, in Lübeck, 183. Düfel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 155, 307, 466. Elster, Alexander, Dr. phil., in Jena, 265. E'Coec, in Berlin, 288. Fendrich, Anton, in Freiburg i. B.-Zähringen, 1, 245, 389. Franzos, Marie, in Wien, 442. Gramsom, Otto, Dr. phil., in Charlottenburg, 362. Hagen-Thürnau, Carl, in Berlin-Südende, 192. Harder, Agnes, in Berlin-Wilmersdorf, 39, 161. Hein, Max, Dr. phil., in Charlottenburg, 355. Jahnow, Hedwig, in Marburg, 342. Jessen, Jarno, in Berlin, 343. Kapralik, Eduard, in Wien, 214. Khuenberg, Sophie von, Einz a. D., 182. Kniep, Alwin, Dr. phil., in Wandsbek, 25. Korodi, Lutz, in Berlin-Friedenau, 79. Laufen, Paula, in Nürnberg, 317. Lennemann, Wilhelm, in Köln, 192. Eilienfein, Heinrich, Dr. phil., in Berlin-Wilmersdorf, 82. Malkowsky, Georg, Dr. phil., in Berlin, 409. Moll, Albert, Dr. med., in Berlin, 437. Much, Hans, in Hamburg, 97. Münchhausen, Börries, Freiherr von, in Sahlis bei Rohren, 221. Nitsch, Mathes, in Budapest, 414. Nowak, Karl Friedrich, in Berlin-Wilmersdorf, 377. Osborn, Max, Dr. phil., in Berlin, 147, 229. Pflugk-Hartung, Jul. von, Prof., in Berlin, 209. Plotke, Georg J., in Frankfurt a. M., 342. Raff, Helene, in München, 424. Rheinsch, Erika, in Brünn, 20. Roessler, Arthur, in Wien, 107. Roloff, Max, in Breslau, 449. Romberg, Otto, in Osnabrück, 415. Schellenberg, Ernst Ludwig in Weimar, 78. Schiller, Carl Martin, in Waldenburg i. Sa., 376. Schmidt-Restner, Hans, in Hannover, 106. Schuch-Mankiewicz, Margarete von, in Wien, 201. Schubert, Ossip, in Berlin, 121. Schünemann, Georg, Dr. phil., in Berlin, 271. Tyrol, Marie, in Charlottenburg, 361. Voss, von, Generalmajor z. D., in Berlin-Halenjee, 193. Weber, Hans, in Berlin-Wilmersdorf, 21. Weer, Reinhard, in Frankfurt a. M., 354. Wendland, Wilhelm, Dr. phil., in Dahlen, 222. Wiegershaus, Friedrich, in Elberfeld, 228. Wien, Alfred, in Charlottenburg, 281. Witte, Luise, in Leiferde, 264. Wüest, Curt, in Arosa, 414.



Inhalt des hundertsechzehnten Bandes

1. Teil. März 1914 bis Mai 1914

	Seite		Seite
Emil Himmelheber. Roman von Anton Jendrich	245, 389	Sehnsucht. Gedicht von Friedrich Wiegandhaus	228
Der Rosenkranz. Gedicht von Erika Rheinisch	20	Über weissen Jugend Gedicht von Luise Witte	264
Das Konzert der Straße. Von Hans Weber	25	Die Seele im Haushalt. Von Dr. Alexander Elster	265
Die deutsch-mittelalterliche Stadt. Von Dr. Alwin Kniep	27	Sagunt. Gedicht von Hans Bethge	270
Gottesurteil. Roman von Agnes Harder	39, 161	Knut Hamsun. Von Alfred Wien	281
Kaiser Mamilik und sein Reich. Von J. J. Biber	67	What is the use of it? Novelle von E. Coer	288
Die Blinde. Gedicht von Ernst Ludwig Schellenberg	78	Dorothea Stauffer. Roman von Paula Laufen	317
Serienordnung und Schuljahreinteilung. Von E. Korodi	79	Lebensballast. Gedicht von Hedwig Jahnow	342
Der versunkene Stern. Roman von Heinrich Villenfeld	82	Alte Stadt. Gedicht von Georg J. Plotke	342
Scheidekunds. Gedicht von Hans Much	97	Carl Langhammer. Von Jarno Jessen	343
Rabindranath Tagore. Von Prof. Dr. Paul Cremer	98	Freundlicher Abschied. Gedicht von Max Bittich	354
Pilgerfahrt. Gedicht von Hans Schmidt-Röhm	106	Nacht im Ballon. Gedicht von Reinhard Weir	354
Mon repos. Novelle von Ossip Schubin	121	Pfalzgräfin Eiselotte. Von Dr. Max Hein	355
Hugo von der Goe. Von Dr. Max Osborn	147	Großstadtfrühling. Von Marie Tyrol	361
Letzter Wunsch. Gedicht von Sophie von Rhuenberg	182	Vom philosophischen Zeitgeist. Von Dr. Otto Gramow	362
Heinrich Eichmann. Von Rudolf Kurbt	183	Erinnerungen aus dem deutsch-dänischen Kriege von 1864.	
Der Wanderer. Gedicht von Carl Hagen-Schürmann	192	Von Max und Friedrich von Kottauscher	370
Vor einem Ackerfelde. Gedicht von Wilhelm Vennemann	192	Erste Fahrt. Gedicht von Carl Martin Schiller	376
Generalfeldmarschall Graf von Hasefeld. Von General-		Wiener Gärten. Von Karl Friedrich Nowak	377
major J. D. von Voss	193	Leonhard Pösch und die Eisengussmedaille. Von Dr. Georg	
Osterzeit. Gedicht von Max Bittich	200	Malkowsky	409
Klingsors Zauberfloß. Eine Opferphantasie. Von Marga-		Im Mai. Gedicht von Mathes Ritsch	414
rete von Schuch-Mankiewicz	201	Sehnsucht. Gedicht von Curt Wülf	414
Ostern. Gedicht von E. Albrecht-Doussin	208	Kriegsverkehrswesen der Gegenwart. Von Otto Romberg	415
Napoleons Ende. Von Prof. Jul. v. Pflugk-Hartung	209	Peterl. Erzählung von Helene Raff	424
Geschichten aus dem Trübsalstadel. Von Eduard Kapralik	214	Der Beruf des Arztes. Von Dr. Albert Moll	437
Am Mikroskop. Gedicht von Vörries, Freiherrn von		Die rote Rose. Von Per Hallström. Einzig berechnigte	
Mündhausen	221	Übersetzung von Marie Franjos	442
Alumnate und Alumnatszerlegung. Von Dr. Wilh. Wendland	222	Im neuen Albanien. Von Max Kolloff	499

Namen- und Sachregister

Abschied, Freundlicher. Gedicht von Max Bittich	354	Napoleons Ende. Von Prof. Jul. v. Pflugk-Hartung	209
Ackerfelde, Vor einem. Gedicht von Wilhelm Vennemann-		Ostern. Gedicht von Albrecht-Doussin	208
König	192	Osterzeit. Gedicht von Max Bittich	200
Albanien, Im neuen. Von Max Kolloff	449	Peterl. Erzählung von Helene Raff	424
Alte Stadt. Gedicht von Georg J. Plotke	342	Pilgerfahrt. Gedicht von Hans Schmidt-Röhm	106
Alumnate und Alumnatszerlegung. Von Oberlehrer Dr. Wil-		Philosophischen Zeitgeist, Vom. Von Dr. Otto Gramow	362
helm Wendland	222	Pösch, Leonhard, und die Eisengussmedaille. Von Dr. Georg	
Der Beruf des Arztes. Von Dr. Albert Moll	427	Malkowsky	409
Blinde, Die. Gedicht von Ernst Ludwig Schellenberg	78	Rosenkranz, Der. Gedicht von Erika Rheinisch	20
Deutsch-dänischen Krieg, Erinnerungen aus dem. Von		Rote Rose, Die. Von Per Hallström. Einzig berechnigte	
Max und Friedrich von Kottauscher	370	Übersetzung von Marie Franjos	442
Eichmann, Heinrich. Von Rudolf Kurbt	183	Sagunt. Gedicht von Hans Bethge	270
Serienordnung und Schuljahreinteilung. Von E. Korodi	79	Scheidekunds. Gedicht von Hans Much	97
Geschichten aus dem Trübsalstadel. Von Eduard Kapralik	214	Seele im Haushalt, Die. Von Dr. Alexander Elster	265
Goes, Hugo von der. Von Dr. Max Osborn	147	Sehnsucht. Gedicht von Curt Wülf	414
Gottesurteil. Roman von Agnes Harder	39	Sehnsucht. Gedicht von Friedrich Wiegandhaus	228
Großstadtfrühling. Gedicht von Marie Tyrol	361	Stadt, Die deutsch-mittelalterliche. Von Dr. Alwin Kniep	25
Hasefeld, Generalfeldmarschall Graf von. Von General-		Stauffer, Dorothea. Roman von Paula Laufen	317
major J. D. von Voss	193	Tagore, Rabindranath. Von Prof. Dr. Paul Cremer	98
Hamsun, Knut. Von Alfred Wien	281	Über weissen Jugend Gedicht von Luise Witte	264
Himmelheber, Emil. Roman von Anton Jendrich	245, 389	Versunkene Stern, Der. Roman von Heinrich Villenfeld	82
Klingsors Zauberfloß. Eine Opferphantasie. Von Marga-		Wanderer, Der. Gedicht von Carl Hagen-Schürmann	192
rete von Schuch-Mankiewicz	201	What is the use of it? Novelle von E. Coer	288
Konzert der Straße, Das. Von Hans Weber	21	Wiener Gärten. Von Karl Friedrich Nowak	377
Kriegsverkehrswesen der Gegenwart. Von Otto Romberg	414		
Langhammer, Carl. Von Jarno Jessen	343		
Lebensballast. Gedicht von Hedwig Jahnow	342		
Letzte Fahrt. Gedicht von Carl Martin Schiller	376		
Letzter Wunsch. Gedicht von Sophie von Rhuenberg	182		
Liselotte, Pfalzgräfin. Von Dr. Max Hein	355		
Mai, Im. Gedicht von Mathes Ritsch	413		
Mamilik, Kaiser, und sein Reich. Von Friedr. J. Biber	67		
Mikroskop, Am. Gedicht von Vörries, Freiherrn von			
Mündhausen	221		
Mon repos. Novelle von Ossip Schubin	121		
Nacht im Ballon. Gedicht von Reinhard Weir	354		

Literarische Rundschau

„Allerlei Humore.“ Schattenrisse von Penzoldt	145
Almanach deutscher Dichtung und Kunst in Böhmen (»Der	
Heimat zum Gruß«)	144
Alt-Wiener Volkstheater. Frag. von Dr. Otto Rommel	144
Amelung, Dr. Heinz: Goethe als Persönlichkeit	300
Arminius, Wilhelm: Vaterländische Novellen	463
Banjs, Ewald: Illustrierte Länderkunde	465
Baumgartner, Alexander, und Stockmann, Alois: Goethe	299
Bielshowsky, A.: Goethe	299

IV Inhalt des hundertsechzehnten Bandes

	Seite		Seite
Bickner, Ferdinand: Rassen und Völker der Menschheit . . .	147	»Die Venus mit dem Papagei« — Noch einmal Fritz von Unruh »Prinz Louis Ferdinand« — Reinhardts Shakespeare-Zyklus im Deutschen Theater — Fünfzig Jahre Deutsche Shakespeare-Gesellschaft — Aus der Theaterliteratur	466
Brach, Martin: Aus dem Vogelleben unserer Heimat . . .	147		
Buch der seltenen Geschichten, Das. Hrg. von Norbert Falk	143		
Chamberlain, Houston Stuart: Goethe	299		
Conjensius, Ernst: Bürger's poetische Werke	464		
Dauß, Dr. Paul: Die Philosophie der Bibel	146		
Dürers Kupferstiche	301		
Elasch, Casar. Zu seinem fünfzigsten Geburtstage . . .	459		
Fein, Max: Ciselotte und Ludwig XIV.	465		
Hellmann, Oscar: Napoleon im Spiegel der Dichtung . .	462		
Heyse, Paul	462		
Hirth, Dr. Friedrich: Heinrich Heines Briefwechsel . . .	463		
Kley, Heinrich: »Cent und Vierer«	145		
Roch-Gotha-Album	145		
Meisterwerke deutscher Prosa: Der arme Spielmann, Novelle von Franz Grillparzer	298		
Meyer, Richard M.: Deutsche Parodien	145		
Meyer, Richard M.: Goethe (Volksausgabe)	299		
Meyer, Richard M.: Richtiges Leben und Werke	464		
Merk, Ad.: Friederike Brion	300		
Mistral, Friedrich, †	461		
Morburger, Karl: Raut Hamjun	302		
Ompteda, Georg von: Das alte Haus	297		
Parlow, Walter †	302		
Pantheon-Ausgabe, Fische	464		
Philippovich, Nikolaus von	144		
Raabe, Wilhelm: Sämtliche Werke	142		
Roloff, Dr. Gustav: Die Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas	147		
Roosevelt, Theodore: Aus meinem Leben	301		
Schalek, Alice: Indienbummel	147		
Schönherr, Karl: Schulbuch	297		
Suchter, Hermann, und Birch-Hirschfeld, Adolf: Geschichte der französischen Literatur	147		
Traumann, Ernst: Goethes Faust	300		
Traumann, Ernst: Goethe, der Straßburger Student . . .	300		
Vogel, Julius: Goethes Leipziger Studentenjahre	300		
Wintersfeld, Paul von: Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters in deutschen Versen	298		
Wolff, Max J.: Shakespeare-Biographie	465		
Früchtekranz aus Dichtung und Literatur			
Aus Theodore Roosevelts Lebenserinnerungen	451		
Dramatische Rundschau von Dr. Friedrich Düssel			
Gerhart Hauptmanns »Hagen des Odysseus« im Berliner Künstlertheater — Frank Wedekinds »Simson« — »Der Snob«, Komödie von Karl Sternheim — Reinhardts Shakespeare-Zyklus: »König Lear« und »Romeo und Julia«	155		
»Peer Gynt« im Königlichen Schauspielhaus — Hermann Sudermanns »Lobgesänge des Claudians« — »Louis Ferdinand, Prinz von Preußen«, ein Drama von Fritz von Unruh — »Eliom«, dramatische Legende von Franz Molnar — »Cafard«, ein Drama aus der französischen Fremdenlegion von Erwin Rosen — »Das Phantom«, Komödie von Hermann Bahr — Wolf Dohrn †	307		
Karl Schönherr: »Die Erbkwalder« — Raut Hamjun: »Vom Teufel geholt« — Gotthard Schmidt und Emil Schaffer:			
»Die Venus mit dem Papagei« — Noch einmal Fritz von Unruh »Prinz Louis Ferdinand« — Reinhardts Shakespeare-Zyklus im Deutschen Theater — Fünfzig Jahre Deutsche Shakespeare-Gesellschaft — Aus der Theaterliteratur	466		
Musikalische Rundschau von Dr. Georg Schünemann			
»Parfiale« in Berlin — Rückblick auf die Tätigkeit der Königlichen Oper — Erstaufführungen im Deutschen Opernhaus — Neue Werke in den Konzertsälen Berlins.			
Die bildenden Künste			
Das Wiener Kunstjahr. Von Arthur Roßler	107		
Kunstblätter und Einschaltbilder			
März.			
Saller, Joseph Andreas: Kinderkopf.			
Vorsch, Ferdinand: Am Schreibtisch.			
Perinat, Louis: Cleo.			
Oppler, Ernst: Stilleben.			
Wille, Fritz von: Märzsnee.			
Kolbe, Ernst: Interieur.			
Hartmann, Carl: Lachendes Mädchen.			
Swobinsky, Max: Das graue Bildnis.			
Swobinsky, Max: Kamellen.			
Vilger, Heinrich: Bildnis eines jungen Mannes.			
Ries, Ceresia J.: Porträt.			
Pepino, Anton Jos: Mutter und Kind.			
Epiro, Eugen: Vor dem Ausgang.			
Goes, Hugo van der: Die Anbetung der Könige.			
April.			
Herrmann, Curt: Blumenstrauß.			
Claudius, Wilhelm: Vorstadtgarten im Frühling.			
Claudius, Wilhelm: Dorfstraße im Altenlande.			
Alt, Theodor: Der Hundertjährige.			
Koth, August: Mater dolorosa.			
Riemlen, Emil: Kreuzigung.			
Stocker, Daniel: Stimme des Lebens.			
Stetter, Karl: Frühling.			
Mileffi, Alessandro: 1700.			
Meyn, Georg L.: Frau von Cotta.			
Pickardt, Ernst: Frau Dr. Lucie V.			
Herrmann, Curt: Park im Herbst.			
Mai.			
Schroedter, Hans: Studienkopf.			
Mohrbutter, Alfred: Besuch im Atelier.			
Bertrand, Alexander: Kircheninneres.			
Langhammer, Karl: Aufblühendes Gewitter.			
Reibl, Wilhelm: Bildnis Louis Eysens.			
Ziegler, Karl: Bildnisstudie.			
Müller, Feiny: Junges Weib.			
Epstein, Jehudo: Im Gemüßladen.			
Durm, Leopold: Irene Durm.			
Calais, Jacques de: Bildnis der Frau G.			
Blanke, Wilhelm: Stilleben.			
Better, Charles: Der Karlsplatz in München.			



[illegible][illegible]



Joseph Andrews Baillet: Kinderkopf

Westermanns Monatshefte

Herausgegeben von Dr. Friedrich Düssel

Band 116. I **März 1914**

Emil Himmelheber

Roman von Anton Tondrich

I

Die Buchhäuser

Die Buchhäuser waren der letzte verlorene Posten einer »Gesellschaft mit beschränkten Grundstücken«, die sich unter diesem ausdrücklichen Namen vor nun schon mehr als fünfzehn Jahren in einer kleinen Kreishauptstadt des südlichen Deutschlands konstituiert hatte. Das ungerade Dutzend der Oberprimaner, mit dem diese seltsame Vereinigung ins Leben trat, war ein ganz besonderer Schlag von jungen Wahrheitsuchern. So sauer sie manchmal ihrem alten Direktor das Amt machten, wenn ihre Kenntnis der griechischen Syntax ihrem raschen Verständnis der ewigen Schönheiten des Homer nicht entsprach — der Alte konnte es zu seinem eignen Verdruss nicht hindern, daß ihm nach dem Abitur die Tränen in den weißen Bart liefen, als er seinen »Olympiern«, wie er sie halb ironisch, halb liebevoll nannte, die letzten väterlichen Ratschläge zum Abschied mit hinaus ins Leben gab.

Aber da nun nirgend auf dieser Welt allein die Sonne scheinen kann, so war ihnen unter andern Lehrern auch ein Präzeptor befohlen, der sich in seinen Mathematikstunden zumeist in völliger Ratlosigkeit gegenüber den seltsamen, von der Lust am eigenwilligen Denken berauschten Tünglingen

befand. Eines Tags, als sie sich durch die Bank gewiegt hatten, einen ihnen absurd erscheinenden geometrischen Lehrsatz in der ihnen von dem polternden Mathematiker auferlegten Form zu beweisen, wußte sich dieser nicht mehr anders zu helfen, als daß er die gesamte Oberprima für eine Gesellschaft beschränkter Simpel erklärte.

Diese nach ihrer Ansicht nicht geringe Schmähung nahmen die Beleidigten begierig auf und legten sich den Namen »Die Beschränkten« als einen *nom de guerre* bei, den sie mit Ehren tragen wollten, wie einst die Geusen den ihrigen. Ihr Ehrgeiz war jene vielversprechende Art von Dummheit, die sich, ohne aufklärerisch zu sein, störrisch gegen alle nicht erfahrbaren Wahrheiten sträubt. Sie brachten mehr als einmal ihren unglücklichen Mathematiklehrer in Verzweiflung durch ihre immer wieder neuen und triftigeren Gegengründe gegen dessen Lieblingsatz, daß zwei Parallele sich im Unendlichen scheiden.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß die beschränkten Dreizehn aus ihrer freiwilligen Einsichtslosigkeit mit der Zeit eine richtige Tugend machten, die sie zu leichtem Hochmut verführte. Auch kokettierten sie nicht wenig damit, daß sie sich alle mehr oder weniger als »bekadent« bezeichneten. Sie seufzten

viel und mit Wichtigkeit unter allerhand eingebildeten Lasten, aber zu ihrer Ehre muß auch gesagt sein, daß sie ihre gewollte Beschränkung auch in gutem Sinne zu einer selbstauferlegten Beschränkung machten. Sie huldigten einem strengen und in zahlreichen Sitzungen selbst verfaßten Komment der Schweigsamkeit und der Ehrlichkeit.

Nur einmal in der Woche, am Samstagabend, trafen sie sich im Buchhaus, einer in der Nähe gelegenen Walbschenke, zu einem besonderen Zwecke. Hier war es nämlich nicht nur erlaubt, die Verpflichtung zu knapper Sachlichkeit im täglichen Verkehr abzuwerfen und sich durch den vollen Genuß uneingeschränkter Disputierens von dem straffen Gesetz der Woche zu erholen, sondern es wurde auch geradezu gewünscht, daß jeder der Beschränkten seine Phantasie in freier Erfindung der unbefangenen Lügen schrankenlos walten ließ. Es wurde von jedem Buchhändler nur verlangt, daß er solchen Orgien der Unwahrheit mit dem gemessenen Ernst eines Zuhörers beiwohnte, der gewillt war, immer noch etwas Neues zu lernen und dafür dem Aufschneider, der sich gerade an der Reihe befand, seine dankbare Anerkennung nicht zu versagen.

Nur ein Gebiet gab es, wo die Dreizehn keinen Spaß verstanden. Das war die Frauenfrage oder, wie sie es etwas gewichtig nannten, »das Problem des Weibes«. Aber alles jugendlich Lächerliche, was den genialischen Oberprimanern anhaften mochte, fand seinen schönen Ausgleich in einer nicht gewöhnlichen inneren und äußeren Sauberkeit. Auf ihren gemeinsamen Ausflügen durch Wald und Feld oder während ihrer spaßhaften und ernstesten Wortgefechte im Buchhaus wurde nie ein gemeines oder auch nur zweideutiges Wort gehört. Die Frau war ihnen etwas Ernstes und Hohes, und sie waren mutig genug, die Weiberverachtung ihres aristokratischen Lieblingsphilosophen, den sie mit fröhlicher Unbefangenheit neben dem radikalsten Kritiker der Gesellschaft lasen, als einen beklagenswerten Flecken auf dessen Schilde zu betrachten. Dabei betrieben sie so eifrig das Turnen, Schwimmen, Rudern und Spielen in freier Luft, daß ihre Gesichtszüge frei waren von den Spuren der nächtlichen Kämpfe, die den Schlaf der meisten Penäler umlagern wie vampirhafte Gespenster. Bei aller eingebildeten Ent-

artung empfanden diese stämmigen Söhne von Bauern und gesunde Nachkommen tüchtiger Bürgerfamilien das unabweisbare Bedürfnis des werdenden Mannes, die Frau liebend und verehrend als das Symbol des Höheren über sich zu erheben.

Aus diesen Gründen aber schworen sie sich, so spaßhaft das auch klingen mag, daß keiner von ihnen einmal heiraten würde. Denn sie hielten sich samt und sonders nicht für würdig, die Welt und die Menschheit mit ihren Nachkommen zu bevölkern und zu beschweren. Mit dem Gelöbnis dauernder Ehelosigkeit und der Abmachung, sich alle drei Jahre im Buchhaus wiederzusehen und ihre inzwischen gemachten Erfahrungen auszutauschen, waren sie in den Mauleisereien auseinandergegangen.

Dann begann das Leben nach seiner Art einem jeden von ihnen aufzuspielen und ihn in seinen Reigentanz zu nehmen. Und das Leben tanzte mit den dreizehn Beschränkten immer weiter auseinander, setzte da einen auf einen schönen Posten ab, strich dort einen aus der Liste des Daseins, ließ einige Abtrünnige in einem behäbigen Ehehafen landen, und als sie sich zum fünften Male in der strohgedeckten Walbschenke zusammenfanden, da waren es gerade noch die vier, die auch nach der Gymnasialzeit einige Semester lang zusammen auf den Hörbänken derselben Universität gesessen und von dort aus mit feinen Sinnen und reinen Fingern ins Leben um sich herumgetastet hatten. Allen viere waren die Erschütterungen der großen Fernbeben, die in immer deutlicheren Wellen durch Gesellschaft und durch alle Gebiete der Kunst und des Wissens zitterten, nicht entgangen, und in den fünfzehn Jahren ihrer Lehr- und Wanderjahre hatten sie sich zu der Einsicht belehrt, daß sie alle noch recht passable Kerle seien, denen sich eine Frau wohl anvertrauen dürfe.

Aber welche?

Das war ihr schwerstes Problem. Und am allermeisten plagte diese Schicksalsfrage Emil Himmelheber, den hochgewachsenen Alemannensohn, der als Privatdozent der Literatur eine für seine jungen Jahre angesehene Stellung einnahm, als begehrter Bräutigam stark umworben war, aber zum Verdruss seiner alten Mutter, bei der er immer noch im kleinen erbten Häuschen des Vaters wohnte, allen Angriffen auf

sein schönes Junggefellentum geschickt und zäh auswich.

Er war der Erstangekommene auf dieser letzten Tagung der Buchhäuser gewesen und hatte schon lange allein im Herrgottswinkel der kleinen dunkelgeräucherten Wirtsstube gegessen und Auslug gehalten nach denen, die da noch kommen sollten. Als erster nach ihm hatte Anton Gutmann, der evangelische Dorfgeistliche, seinen runden, mit spärlichem Haarwuchs geschmückten Kopf zur Tür hereingestreckt und genau so freundlich und etwas langweilig gelächelt, wie er das zum Ärger des Mathematikprofessors schon in der Oberprima konnte. Dann war stolz wie ein Spanier Konrad Ergelett, der Redakteur mit seinem wohlgepflegten Spitzbart und seinem Zwider auf der energischen geraden Nase, angerückt, um alsbald eine Probe-salbe seiner klugen, aber gallbitteren Wige loszulassen. Und schließlich tat sich die Tür zum dritten- und letztenmal auf, und herein trat behäbig mit beiden Händen in der Hosentasche Theodor Beutler, der Landarzt, und seine kleinen lustigen Augen unter den buschigen Augenbrauen guckten immer noch so milde skeptisch in die Welt wie während der vergangenen fünfzehn Jahre.

Bald war das Größte ausgetauscht über die Freuden und Leiden der Ämter, die nun die vier Buchhäuser alle erst seit dem letzten Zusammensein angetreten hatten, und nachdem unter Mitwirkung eines guten klaren Weins die Fäden zwischen dem letzten Quartett der Beschränkten sich wieder angesponnen hatten, klopfte Emil Himmelheber ans Glas, strich die in die Stirne hängenden Locken zurück und sprach: »Liebe Buchhäuser, die Ede Deutschlands, in der wir uns nun zum fünftenmal versammeln, seitdem wir als langohrige Muli in die Welt hinausgetrabt sind, ist ein merkwürdiges Stück Erde. Meint ihr, daß der schönste deutsche Fluß, der Rhein, umsonst einen so zärtlichen Ellenbogen um diese Gefilde legt? Mitnichten! Der Rhein weiß, daß hier heiliges Land ist. Hier, wo man nie sicher ist, ob Deutschland schon aufgehört und das Gebiet der Helvetier angefangen hat, wohnen dicht beieinander zwei Völker. Wenn man's genau nimmt, sind es drei. Im Grunde aber ist es nur eins, das Volk der Alemannen. Viel Unruhe verbinden die Menschen der oberen Rheinede mit einem träumerischen Geist, der

die Sterne vom Himmel holen will, sich aber meist damit begnügt, auf einem hohen Berge sitzenzubleiben und dort die Wonnen einer erhöhten Irdischkeit mit Kunst und Behagen zu genießen. Es gibt aber auch zum Glück manche Ausnahmen unter ihnen. Diese Männer machen Ernst und ruhen nicht, bis sie einen leibhaftigen Stern in Händen halten. Sie sind die geborenen Sucher, gehen darauf aus, Himmel und Erde in eins zu fassen, und laufen nur Gefahr, bei ihrem starken Gang zur Einsamkeit auf die Frage: Was ist ein Stern? eine letzte Antwort zu geben.

Und solcher Alemannen viere, bückt es mir nach allem, was ich nun in der letzten Stunde in gegenseitiger Wechselrede von eurem Leben und Wirken und von unserm Raten und Taten vernommen habe, sind wir. Wir haben in dem eiteln Kleinheitswahn unsrer Jugend geglaubt, rebellischen Verzicht auf das leisten zu müssen, was die Erde erst zu einem schönen Garten voll strotzender Blütenbäume macht. Wir haben vermeint, es sei größer, Sterne Sterne sein zu lassen und mit weisem Lächeln den Gang und Untergang der Welt mit ansehen zu sollen. Das war, liebe Freunde und Buchhäuser, ehrlich gedacht, aber zugleich auch hinreichend bumm. Denn in dem halben Menschenalter, das seither verflossen ist, haben wir vier doch wohl gesehen, daß Kerle wie wir es noch gut aufnehmen können mit manchen von den Selbstzufriedenen, die da glauben, der Nachwelt nicht genug Seglinge hinterlassen zu können. Darum sage ich: Kommt, wir wollen es aufgeben, die klugen Junggefallen zu spielen, und wollen ein jeder in den nächsten drei Jahren ein Weib freien. Denn schaut, was ein rechter Stern ist, der hat immer einen Himmelskameraden auf der Reise durch die ewigen Räume. Die schönsten Sterne sind, das weiß jeder rechtschaffene Astronom, die Sonnenehen. Und was ein Stern ist, das sieht ein Mann am besten an den Augen des Weibes, und das Weib an den — Augen des Mannes.

Also auf, Buchhäuser, und heiratet! Und in drei Jahren wollen wir hier wieder zusammenkommen, ein jeder mit seiner Ehe-liebsten, und wollen einen Sternen- und Stirnenbund der letzten Buchhäuser schließen, uns zur Freude und dem Alemannenland zum Lob!

Ich habe gesprochen und leere das Glas auf das Wohl unsrer Zukünftigen.«

Die alte Wirtin mit der Flügelhaube auf dem schneeweißen Haar wischte sich eine Träne aus dem Auge; eine so schöne Rede hatte sie noch nie in ihrem Leben gehört. Still lag das Buchhaus im warmen Märzendunst, und in der dunklen Wirtsstube hörte man nichts als das Ticken der Wälderuhr und das vorsichtige Klingen von vier Gläsern.

Dann aber unterbrach die trodene Frage des Landarztes Theodor Beutler das bedeutungsvolle Schweigen: »Aber was für eine?«

»Es gibt für jeden Mann nur eine Frau auf der Welt, eben die seine. Er muß sie nur suchen und finden!« gab Emil Himmelheber zur Antwort und zog dabei seinen wohlgebildeten Kopf ein wenig zwischen die Schultern, während ein schelmisches Lächeln über sein Gesicht lief. Dann setzte er etwas ernster noch hinzu: »Das ist mein Glaube.«

Konrad Ergelett, der Redakteur, äußerte sich dahin, eine solche Aussicht sei zwar erhebend, aber zu wenig von der fruchtbaren Lauge des Wirklichkeitssinns durchtränkt.

Der Pfarrer Anton Gutmann meinte, wie der Himmelheber die Sache sich denke, so stimme das mit verschiedenen Stellen in der Heiligen Schrift. Es gäbe wohl ein langes Suchen, wenn man's damit gar zu genau nähme.

Der Doktor Beutler aber ließ nichts Bestimmtes verlauten, sondern brummte nur einige halblaute Andeutungen in den Bart, die von den drei andern dahin verstanden wurden, daß zwischen Genie und Wahnsinn eben doch unleugbare Zusammenhänge beständen.

Daraufhin lachte der Privatdozent Emil Himmelheber mit seinem glattrasierten Gesicht, den breiten und doch fein geschlossenen Lippen und den hellen Kinderaugen einen »Schollen«, wie ihn eben der Himmelheber schon in der Prima als einziger gelacht hatte. Es war ein volles, wie eine Explosion herausplattendes Ho, ho, ho!, das den Gegner mehr entwaffnete als erzürnte. Dann folgte eine Salbe atemraubender Gluckser und sich im hintersten Gaumen überschlagender Jauchzer, die die Buchhäuser derart ansteckten, daß sie laut mitlachten. Der Doktor Theodor Beutler aber konnte sich nicht anders helfen,

als daß er konstatierte, der Himmelheber sei eigentlich nur pathologisch zu verstehen, wenn er im Grunde nicht so verflucht gesund wäre.

Da trank Emil Himmelheber auf des Mediziners geistiges Wohlbefinden einen gewaltigen Schluck, was den Anlaß zu verschiedenen andern Gesundheit Gaben gab. Und während der Bestand der leeren Flaschen im Herrgottswinkel mählich wuchs, wurde es den Buchhäusern sonnenklar, daß man über Nebensächlichkeiten sich nicht zu entzweien brauche, wenn man in der Hauptsache so einig wäre wie sie. So erneuerten sie denn das alte Gelübde, sich in drei Jahren im selben, durch weise Reden und frohe Beschlüsse geweihten Raum der alten Waldschenke wieder zusammenzufinden, aber diesmal zu Paaren.

Eine schöne Frühjahrsmondnacht stieg über das Land hinauf, als die letzten vier Buchhäuser mit vollen Herzen, warmen Köpfen und in lauten Gesprächen den Weg durch die Gehölze und Buschwildnisse nach der Stadt zu einschlugen.

Schlafende Vögel flatterten da und dort auf, und manches verspätete Bäuerlein sah den vierten kopfschüttelnd nach.

Zwischen Himmel und Erde

Es war ein schöner Frühlingstag, und starke Lüfte brausten am hellblauen Himmel. Zum erstenmal seit dem Winter sandte die Sonne wieder breite Strahlenbüschel durch das Steinwerk der Münsterpyramide auf ein schmales Haus, das sich inmitten behäbigerer Nachbarn in bescheidener Sauberkeit duckte. Das Gestirn des Tages funkelte auf den vergoldeten Knöpfen des schmiedeeisernen Schilbes und ließ die Inschrift »Kolonialwaren von Frau Salomea Himmelheber Wwe.« in neuem Glanz aufleuchten. Es drang auch in den Ladenraum, glitzerte dort auf den porzellanenen Inschriften der zahlreichen Schubladen und warf auch seinen Schimmer in das Wohnzimmer neben dem Laden. Da malte die Sonne große Ringel neben die vielen Photographierähmchen auf der grünen Tapete und umgab Frau Salomea Himmelheber und ihren Sohn Emil, die beim Kaffee saßen, mit einer wahren Glorie.

Die Mutter leerte ihre Tasse, erhob sich und stand nun klein, biß, aber in willensstärker Unbeweglichkeit vor ihrem einzigen

Sohne, der sie um Haupteslänge überragte. »Du mußt dich jetzt entschließen, Emil! Ein Mann wie du und noch keine Frau, das ist fast eine Schande!« sagte Frau Himmelheber, und verhaltener Zorn lief ihr durch den rundlichen Körper.

Emil fuhr sich etwas unwirsch über die Haare, und seine Augen konnten einen kleinen Widerwillen gegen die laute Art der Mutter kaum verbergen.

»Wie lange dauert es noch, Mutter, bis ich bei dir eigentlich majorenn bin?« erwiderte der Sohn mit ironischer Laune.

»Majorenn?« Frau Himmelheber erstaunte und gab selbst die Antwort: »Ich bin die Mutter!«

Da klingelte draußen im Laden die heisere Schelle, und ein eintretender Kunde schnitt vorläufig die Diskussion ab.

Emil war dankbar für diese Unterbrechung, weil er hoffte, die in ihren Stimmungen so leicht wechselnde Mutter würde sich wieder mäßigen. Frau Himmelheber schien auch selber ein Gefühl davon gehabt zu haben, daß sie einmal wieder zu weit gegangen war; denn während sie den Kunden bediente, schaute sie manchmal ängstlich durch das kleine, mit einem Vorhängchen verhängte Fenster, das in der Tür zwischen Wohnstube und Laden eingelassen war. Sie befürchtete, Emil könne, wie schon so oft, im Unmut das Feld räumen, bis sie wieder zurückkam. Aber sie sah ihn noch ruhig dort stehen, und als sie wieder in die Wohnstube trat, ruhten des Sohnes Augen einbringlich auf ihr, als wollten sie das Rätsel ergründen, das in dem Herzen der schon bejahrten und doch noch so temperamentvollen Frau verborgen lag.

»Gelt, du studierst mich wieder?« fragte Frau Himmelheber mit fast zärtlicher Verlegenheit.

Emil antwortete nichts.

»Run? Bin ich keine Antwort wert?« brang die Mutter weiter in ihn.

»Ich verstehe dich schon, Mutter,« antwortete Emil, »das Unglück ist nur, daß du mich nicht verstehst.«

»Was ist da noch zu verstehen?« fuhr die Mutter den Sohn zornig an. »Jetzt habe ich dir mit Schinden und Schaffen geholfen, daß du es so weit gebracht hast. In einem Jahr könntest du ordentlicher Professor sein, und jetzt mußt dich der Wahn plagen, alles

wegzuwerfen, Stellung, Ansehen, die Aussicht auf ein Duzend gute Partien in der Stadt, kurz alles, alles, alles! Rein als ob das nichts sei!«

Frau Himmelheber suchte emsig nach dem Taschentuch, und dicke Tränen rollten ihr dabei über das runde, trotz ihren sechzig Jahren noch faltenlose Gesicht. »Alles, alles, alles!« wiederholte sie ein wenig pathetisch und schaute Emil erwartungsvoll an mit einer Mischung von Wehmut und Entrüstung in den runden glänzenden Augen.

Aber Emil blieb ruhig, damit sich die Mutter nicht in neue Aufregung hineinredete. Diese Rücksicht hatte jedoch die Wirkung, daß Frau Himmelheber nur noch aufgebracht wurde und nicht ohne verächtliche Schärfe im Ton fortfuhr: »Und weswegen? Wegen ein paar dummer Ideen!«

Diesmal verhinderte die heisere Ladenschelle, die im richtigen Augenblick wieder einen Kunden anzeigte, Emil an einer schärferen Antwort, als er sie der Mutter bisher gegeben hatte. Frau Himmelheber trat rasch vor den Spiegel, wischte sich die Tränen aus den Augen, glättete sich das Haar und ging dann, nachdem sie kurz vor der Tür noch rasch die Schürze zurechtgestrichen hatte, dem Kunden mit einem so strahlenden Gesicht entgegen, daß dieser nicht ahnte, was diese Frau Himmelheber für eine Sprache führen konnte, wenn es gerade kein Ungebetener hörte.

Unterdessen wartete der Sohn in der Wohnstube ruhig, bis die Mutter wieder zurückkam. Es lag heute eine so stille Entschlossenheit über ihm, er wußte nicht woher. Er war gewillt, heute alles auf sich zu nehmen, vielleicht weil er wußte, daß es wohl das letztemal sein würde. Aber als Frau Himmelheber wieder in bester Laune in die Wohnstube trat und Emil ihr sagte, er würde also bestimmt am Montag abreisen, denn die Regierung habe sein Urlaubsgesuch für das Sommersemester bewilligt, und außerdem sei er des ewigen Streitens müde, da zog Frau Himmelheber sämtliche Register einer mütterlichen Haustoranei. Sie ließ die Stiefel aufmarschieren, die noch nicht repariert waren, zählte an den Fingern die noch nicht gestopften Strümpfe und die noch nicht gewaschenen Hemden auf, wußte von dem Reisekoffer zu berichten, an dem die Schlüssel fehlten, und erklärte es für ein

bares Ding der Unmöglichkeit, daß er vor einer Woche reisen könne.

Es war gerade Samstagnachmittag, wo die Kunden ihre Einkäufe für den Sonntag machten, und so geschah es, daß die Laden-schelle Frau Himmelheber wiederum abrief. Als sie jedoch diesmal, umgeben von der gewohnten Duftwolke von Petroleum, gebranntem Kaffee und Seringen, wieder in das Wohnzimmer zurückkam, fand sie es leer. Emil hatte, weder erzürnt noch betrübt, mit einer ihm selber neuen resignierten Festigkeit durch den Ausgang das Freie gewonnen, und Frau Himmelheber sank in Ärger, halb über ihn, halb über sich selbst, weinend in die Sofaecke. —

Als Emil auf dem Münsterplatz stand, wo alte Männer und Weiber gerade die Gemüsereste und Papiersegen vom Samstagmarkt zusammenlegten, atmete er tief auf. Er hatte Unerträgliches abgeschüttelt. Zum ersten Male fühlte er keine Reue, deren er sich bisher nach den immer peinlicheren Unterredungen mit der Mutter wegen seines Vorhabens nie hatte ganz erwehren können. Er empfand etwas von einer großen Befreiung in sich.

In der etwas ungeschlachten und doch weichen Gangart, durch die er auf der Straße auch ohne seine hohe Gestalt und ohne seinen großen hellgrauen Schlapphut auffiel, schritt er rüstig über den Platz dem Münsterportal zu.

Gewaltig schoß das rote Sandsteinwunder des Münsters vor Emil auf zum Himmel. Ganz oben, wo die ersten Lufen des Glockenstuhles die Mauer durchbrachen, grüßten an der glatt aufsteigenden Steinwand drei winzige Fensterchen herab, und wer gute Augen hatte, konnte dort immerblühende Geraniensstöcke stehen sehen.

Dort wollte Emil Abschied nehmen. Er trat in das Portal ein. Adam und Eva, die klugen und törichtten Jungfrauen, die Frau Sitte mit dem faltenreichen, züchtigen Gewand und die nackte Frau Welt mit den buhlerischen Auglein, und mitten über all dieser Welt von Statuen thronend Maria mit dem Kind. Alle sahen auf Emil mit ihren schief liegenden gotischen Augen in steinerne Unergründlichkeit, wie schon so oft, herab. Emil öffnete eine kleine Seitentür und stieg die dunkle steile Wendeltreppe zum Turm hinauf. Aus alter Gewohnheit zählte er die

Stufen, und als es dreiundachtzig waren, ging er langsam, tastete mit einer Hand nach oben und drückte eine Falltür auf. Als er sie wieder hinter sich geschlossen hatte, dehnte sich rund um ihn ein speicherartiger, von gewaltigen Balken durchkreuzter Raum. Über ihm hingen in Gestellen, die wie riesenhafte Guillotinen ausfahen, die Glocken mit ihren schweren ebernen Zungen. Auf einmal hörte Emil einen kurzen, scharfen Knall. Ein toter Vogel fiel vor seinen Füßen nieder. Er hob ihn auf und hatte einen schönen Turmfalken in der Hand, dessen kühne Augen sich gerade noch einmal öffneten und dann für immer schlossen.

»Den hat's!« tönte von oben eine tiefe Männerstimme. Emil sah seinen väterlichen Freund, den Turmwächter, eine steile Leiter durch den Glockenstuhl herabkommen. Er rückte seine Pelzkappe, die wie ein Südwestwind hinabgeschlagen war, zurecht und meinte: »Es windet heute grausam hier oben.«

»Frühjahr, Frühjahr, Meister Schlagintweit!« antwortete Emil und fragte dann, indem er ihm den Falken gab: »Wie geht's Anna?«

»Nicht zum besten, aber sie wird sich freuen, dich zu sehen.«

Der Alte mit dem Seemannsgezicht und den hellen Augen schritt durch die Halbdunkelheit gegen eine massive Bretterwand, in der er eine Tür öffnete.

Emil folgte in ein kleines Zimmer, das vom Duft altmodischer Freundlichkeit erfüllt war. Blankpolierte Möbel standen in den Ecken, und zarte Aquarelle zierten die Wände. Aus den blaß vergoldeten Rahmen sahen die drei Generationen der Turmwächtersfamilien, blühende Greise, runde Mütter, trostige Buben und blasse Mädchen. Und es war, als ob alle diese Vorfahren der Familie Schlagintweit auf den Lehnstuhl am Fenster mit den Geraniensstöcken saßen, in dem eine zarte Mädchengestalt saß. Ihr helles gescheiteltes Haar war vor den Ohren in einer leichten Welle umgelegt. In einem schmalen, von bläulichen Überchen durchzogenen Gesicht lagen ein paar mittelgroße Augen. Daraus strahlte das lächelnde Wissen derer, die viel gelitten haben, ohne darüber bitter zu werden. Die weißen Hände mit ihren feinen Fingern ruhten nebeneinander auf einer Dede über den Knien.

Ein rofiger Hauch durchglühte Annas Wangen, als sie Emil eintreten sah. Aber bevor sie ihm zunicken konnte, hielt der Vater den Falken vor ihr in die Höhe und sagte: »Der holt dir keine Tauben mehr, Anna!«

»Der Arme!« sagte Anna mitleidig und sah den schönen Vogel traurig an.

»Ja, ja, du hast sogar mit den Mäusen und Ratten da oben Erbarmen und tätest sie wahrhaftig noch füttern, wenn ich ihnen nicht überall Gift legte,« sagte der Alte.

»Sie leben halt alle gern!« gab Anna zur Antwort und nahm ein kleines Pfeifchen vom Tisch, der neben ihr stand. Ein lodender Ton zog durch den Raum und drang durch das eine der beiden Fenster, vor dem keine Geranienstöcke standen, hinaus in die Welt vor dem Turm draußen. Es dauerte nicht lange, und ein ganzer Schwarm weißer Tauben flatterte streitend und sich drängend vor dem Fenster, und jede wollte zuerst herein.

»Jetzt ist's genug!« sagte der Alte, als bald ein halbes Duzend der Tochter auf Schultern, Schoß und Kopf saßen, und schloß das Fenster, durch das die andern neugierig und neibisch hereinschauten. Jeder der sanften Vögel bekam ein Stückchen Brot, wurde gestreichelt, und dann machte der Vater das Fenster wieder auf. Zugleich aber ging er an die nächste Tür und öffnete einen Raum, wo ausgestopfte Eulen, Mauerstroläucher und Habichte hingen, und im Nu verschwand nicht nur der Schwarm vor dem Fenster, sondern auch die sechs eingelassenen suchten rasch das Freie.

Die Familien der Himmelheber und der Schlagintweit waren als Münsternachbarn von alters her befreundet. Die Eltern hatten schon in stillem Einvernehmen die Kinder für einander bestimmt, als diese noch wie kleine Kameraden zur Schule gingen. Eines Weihnachtsmorgens, vor zwanzig Jahren, hatte es in der Nacht gestürmt und geschneit wie noch nie. Der Wind hatte den Schnee zu den engen Rufen der Wendeltreppe hereingetrieben, wo er auf den Stufen schmolz und wieder gefror. Und als die kleine Anna ihren Schatz, den Emil Himmelheber, abholen wollte zur Christmette, glitt sie auf den vereisten Stufen aus und rutschte, kein Mensch weiß wie weit, hinab. Emil, der nicht ahnte, warum das Anneli nicht kam,

wollte sie selbst abholen und fand das Kind bewußtlos auf einem Edenabsteg der Treppe. Die Anna erholte sich zwar wieder, aber es war, als ob seither etwas am Mark ihres Lebens versehrt worden sei. Ihre frische Mädchenlustigkeit dämpfte sich zu einer freundlichen Stille, und so wuchs sie zu einer überzarten Jungfräulichkeit heran, die sie beibehielt, obwohl sie sich nun schon den Dreißigern näherte. Unfähig zur Arbeit im Haushalt, wurde sie vom Vater und nach dem Tode der Mutter von des Vaters Schwester gepflegt wie eine stille Blume, und aus der Kinderliebschaft entwickelte sich zwischen Emil und Anna ein rührend rühseliges Verhältnis, das alle acht Tage um einen Faden stärker zusammengeponnen wurde, wenn Emil zu seinen regelmäßigen Sonntagsbesuchen auf den Turm kam. Der Alte zog die Uhr aus der Tasche und verließ rasch das Zimmer.

»Der Vater muß den ganzen Tag die Viertelstunden mit der Hand schlagen, das ist ein langweiliges Geschäft,« sagte Anna.

»Das Schlagwerk ist wieder einmal in Unordnung?« fragte Emil.

»Ja,« antwortete Anna, »und bis der Uhrmacher aus der Stadt heraufkommt, dauert es lange.«

Emil ging zum Zimmer hinaus, um dem Vater zuzuschauen. Er sah gerade, wie der alte Schlagintweit oben im Gebälk vor der zweitgrößten Glode stand, mit einem mächtigen Hammer in beiden Händen. Jetzt ging ein Rasseln und Schnurren von Rädern und Drähten durch den ganzen Turm. An einer Glode schlug es ein Viertel, und den zweiten Ton hieb der Türmer mit seinem Hammer auf der andern Glode nach. Dann kam der Alte wieder herunter und sagte zu Emil: »Siehst du, so hau' ich heute den ganzen Tag die Viertelstunden von der Ewigkeit herunter. Es ist schon wieder eine weniger.«

»Ihr habt aber noch manche in Eurem Vorschein, werter Schlagintweit,« sagte Emil und legte dem Alten vertraut die Hand auf die Schulter.

»Mir preßiert's nicht, wenn's dem Herrgott recht ist,« gab der Türmer zur Antwort und fügte, um einen Ton ernster, hinzu: »Aber die Anna will mir nicht gefallen! Mir ist immer, als müßt' ich bald das Silberglöckli läuten.«

»Wie so das Silberglöckli?« fragte Emil, der mit den Ämtern der einzelnen Glöden von Kindheit an wohlvertraut war.

»Es ist ein altes Recht der Münstertürmer, daß, wenn eins aus der Familie stirbt, nicht wie sonst die Zehnerglocke, sondern das Silberglöckli geläutet wird.«

»Da braucht Ihr keine Angst zu haben, Vater Schlagintweit, die Anna ist zart, aber zäh,« tröstete Emil den Alten.

»Wir wollen's Beste hoffen,« gab der Turmwächter zurück und ging einem alten, hochgewachsenen Herrn mit langem schwarzem Bart, langem Gehrock und einem schwarzen Schlapphut entgegen, der mit einer jungen Dame und dem Küster gerade zur Luke hinauffam.

Emil ging wieder ins Zimmer zu Anna. Sie bat ihn, sich neben sie zu setzen, und begann dann mit einer stillen Entschiedenheit, die verriet, daß sie ganz im klaren war über das, was sie jetzt sagen wollte: »Höre, Emil, du mußt mich jetzt nicht auslachen. Ich weiß, so ein geleiteter Mensch wie du braucht nicht mehr alles zu glauben; aber es ist vielleicht so, wie ich dir jetzt sage. Ich hab' heute nacht einen Traum gehabt. Ich hab' dich mit mir zusammen gesehen vor einem großen Wasser. Auf einmal sagst du zu mir: Anna, ich muß jetzt über das Wasser gehen, und trittst ganz gemütlich darauf, als ob das nichts wäre. Und wie du auf dem Wasser standest, fing es an, große Wellen zu schlagen. Einen Augenblick sah ich dich nicht mehr, und den andern Augenblick warst du hoch oben auf einer Woge, und so gingst du hinauf und hinab über das stürmische Wasser, immer weiter weg von mir. Zu einem ganzen Meer wurde das Wasser, und auf einmal sah ich dich drüben am Ufer stehen, und neben dir stand noch jemand, eine junge Frau, aber ich hab' sie nicht recht sehen können. Du hast mir noch einmal zugewinkt, und dann war alles vorbei.«

»Das sind halt Träume, Anna! Du hast irgend so etwas Ähnliches in einem Buch gelesen,« meinte Emil.

»Horch!« unterbrach Anna den Kameraden mit gütiger Festigkeit, ohne auf seine Einrede zu achten, »ich möchte dir noch etwas sagen. Es wird jetzt für dich allerhand kommen, was du nicht denkst. Halt aus!« Und die Kranke wiederholte, indem sie Emil die

Hand nahm und mit ihren überklaren Augen fest in die seinen sah: »Halt aus!«

»Das will ich!« sagte Emil und schwieh diesmal unter dem Eindruck von so viel freundlicher Eindringlichkeit. »Soll ich dir etwas vorlesen?« lenkte er dann das Gespräch auf etwas andres ab.

»Nein, heute nicht,« bat Anna. »Ich bin ein wenig müde, und du sollst jetzt wieder gehen, wir könnten sonst wieder verreden, was ich dir gesagt habe.«

»Das heißt man, einen einfach fortschicken,« meinte Emil mit einer leicht erzwungenen Laune, bei der es ihm nicht ganz wohl zumute war.

»Nimm's, wie's ist, und sei mir nicht böse!« sagte Anna und rief, gerade wie um das Gespräch zu unterbrechen, die Base herein, die man unterdessen in der Küche hatte hantieren hören.

»Dann auf's nächste Mal!« seufzte Emil, gab ihr die Hand und wunderte sich, wie Anna ihn diesmal fest und lächelnd, freundlich und vielsagend anschaute, wie sonst noch nie.

Dann ging er.

Die Gestalt des Münsterturmes hatte seit ein paar Monaten eine merkwürdige Veränderung erfahren. Röhre Zimmerleute hatten in zäher Arbeit zwischen den Luten des Turmunterbaues gewaltige Balken herausgesteckt und sie spinnwebgleich untereinander verbunden, bis ein sieben Stodwert hohes Holzgerüst wie ein Mantel das mittlere Stüd des Turmes rings umgab. Dann machten die Zimmerer den Steinmehnen Platz, und diese standen nun auf den luftigen, mit sicheren Brüstungen versehenen Holzaltanen, prüften Stein für Stein an dem siebenhundert Jahre alten Biererbau, nahmen einen morschen Quader nach dem andern heraus und ersetzten jeden durch einen aufs Haar gleichgroß zugehauenen gesunden Bruder. Und während aus dem hölzernen Gerüstmantel heraus die durchbrochene Pyramide noch freier und kühner als sonst in die Lüfte stieg, wurde unter ihr von sorgfamen Steinmehnhänden ein neuer Turm gebaut.

Emil sah sonst gern den Steinmehnen bei ihrer heißen Arbeit zu, aber diesmal brängte es ihn höher hinauf. Annas Erzählung und ihr geheimnisvolles und doch so festes Betragen waren ihm in Blut und Nerven gesicklichen. Er mußte sich ausblasen lassen

vom Frühlingssturm. Rasch stieg er auf der schmalen Holzterrasse durch das Gebälk des Glodenstuhles hindurch. Als er auf die schmale Altane mit der gotischen Rankenföhlung trat, unter sich das Balkenspinweb des um den Turm gelegten Gerüsts, über sich die schlanke Pyramide mit den abstehenden Knäufen der Kreuzblumen, da riß ihm der brausende Wind den Hut vom Kopf, und die kühle Gewalt des Sturmes rann ihm durch die Kleider bis auf die Haut. Er sah auf das Dächergerüst der Stadt, auf das Silberband des in der Ferne ziehenden Stromes, und wollte gerade einen Rundgang um die Pyramide antreten, als er merkte, daß er nicht allein hier oben war. Auf einem der kleinen Balkone, die in den vier Himmelsrichtungen auf der Altane hinausgebaut waren, stand ein junges Mädchen und sah über die Brüstung hinab in die Tiefe, während sie sich mit beiden Händen den einfachen schwarzen Sammethut auf die windgerausten braunen Haare drückte. Es war, als wollte der Frühlingssturm ihr die Kleider vom schlanken, wohlgewachsenen Leib reißen, so wild umflutete der weiche Stoff des rothseidenen Rodes ihre Gestalt.

Ohne zu wissen, wie es gekommen war, standen sich die beiden auf einmal zwischen Himmel und Erde gegenüber und schauten einander mit einem Glanz in den Augen an, wie sich etwa das erste Menschenpaar im Paradies angeschaut haben mag. Ohne zu wissen, weshalb, senkten die beiden nach einigen Augenblicken des Anstrahlens die Lider und standen in verwirrter Demut voreinander. Ohne zu wissen, warum keins dem andern ein Wort sagte, gingen sie ihren Weg zurück, traten durch die niedere Tür wieder in das Turminnere und hatten einander bald aus den Augen verloren. Und ohne zu wissen, zu welchem Ende, kostete jedes der beiden, wie von einer unsichtbaren Duftwolke des andern umhüllt, die berückende Feierlichkeit des Augenblicks noch weiter und verbarg des andern Bild tief in sich.

»Wer war der Herr, der sich das Restaurationsgerüst so genau angesehen hat?« fragte Emil den Türmer, als er wieder durch den Glodenstuhl hinabstieg.

»Das war der Münsterpfarrer Feuerstein von Rheined broben mit seiner Tochter. An

den Türmen des Rheineder Münsters soll auch nicht mehr alles in Ordnung sein, und da wollte er einmal studieren, wie wir das hier in Freistetten machen.«

»Ah!« machte Emil und ging rasch durch die Falltür die Wendeltreppe hinab und durchs Portal ins Freie.

Das Familienfest

Das alte Landhaus über der Grenze bestand sich zwar nicht im Kreis der Dinge, denen Frau Pfarrer Feuerstein ihre besondere Pflege angedeihen ließ; aber für das Familienfest des sechzigsten Geburtstages und des fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums ihres Mannes hatte es doch Gnade vor ihren Augen gefunden. Die großen Zimmer des väterlichen Familienheims, den ihr Mann, der Pfarrer und Prediger am Münster von Rheined, Josua Feuerstein, trotz ihrem ständigen Drängen nie hatte verlassen wollen, boten genügend Raum für die sechs verheirateten Söhne und deren Frauen; in dem halbverwilderten Park fanden die Enkelkinder, deren es jetzt schon weit über ein Duzend waren, hinreichende Beschäftigung und Lustbarkeit aller Art, ohne daß vor ihrem Tatendrang die ordnungsvolle Stille des Pfarrhauses in der Stadt geschüht zu werden brauchte.

Der helle Gartensaal war wie geschaffen für ein Familienfest, und als nach beendetem Mittagmahl die Gäste durch die große Glastür hinausstraten, um den Kaffee im Freien einzunehmen, da stand der mächtige alte Kastanienbaum in der Mitte des liesbeschütteten Plazes, als ob er schon seit Jahren wieder einmal auf eine solch große fröhliche Gesellschaft gewartet hätte. Er breitete den neuen Staat seiner lichtgrünen Blätter über die runden Gartentischchen, auf denen weiße Dedeln mit feinem Porzellan prangten. Auf der einen Seite streckte er seine Äste auf die Straße, und darunter liefen auf der breiten Gartenmauer die Kinder und spielten in seinen Zweigen Verstecken. Die Söhne mit den schwarzen Bärten und den schönen Gebröden rauchten kurze Schweizerzigarren und saßen sich mit beglückten Augen nach den verborgenen Winkeln ihres Jugendparadieses um; die Schwiegertöchter saßen sich unter den Armen und erzählten einander im Promenieren von ihren Haushaltungssorgen; und während die Mutter des Festes,

hochgewachsen und aufrecht, mit streng geschaiteltem Haar, das im Nacken glatt in Beutelform gelegt war, die Stätte ihres vorübergehenden Wirkens befriedigt überschaute, rissen sich die Enkel darum, wer dem Großvater die lange Pfeife mit einem Fißibus anzünden dürfe. Der saß stämmig in einem bequemen Gartenstuhl, und als er endlich schöne große Rauchringe in die Luft steigen ließ, war des Jubels kein Ende. Als aber die Enkel dem Großvater seinen fast noch schwarzen Bart mit hineingesteckten Blumen verzierten, seine Brille probierten und ihn zum Beschluß ihres Übermutes noch gefragt hatten, weshalb seine Nase ein ganz klein bißel rot sei, und der Münsterpfarrer Josua Feuerstein wie ein Riese unter Zwergen in seiner unerlöschlichen Geduld alles Ernstes sich anordnete, seinen Enkelkindern ein schnell erfonnenes Märchen über die Entstehung seiner roten Nase zu erzählen, da hielt Frau Pfarrer Feuerstein die Würde des Hauses und das Ansehen des Jubilars für gefährdet und wollte die Kinder an den Kaffeetisch verweisen, der für sie besonders in einiger Entfernung von den Erwachsenen gedeckt war. Allein sie mußte es zum erstenmal in ihrem Leben erfahren, daß ihre Autorität der jugendlichen Übermacht gegenüber nicht ausreichte, und daß als Nothelferin Sabine, ihre einzige Tochter, gerufen werden mußte, um das übermütige kleine Volk zur Vernunft zu bringen. Auch die Eltern der Enkel hatten sich vergebens bemüht, die Resultate ihrer verschiedenen Erziehungsmethoden vor den Großeltern in einem günstigen Licht zu zeigen, aber erst als auf die lauten Rufe nach Tante Biendchen diese flink und fröhlich in der Thür des Gartensaals erschien und nach raschem Übersehen der Situation in den Park hineinlief, und das ganze Rudel der Enkelkinder ihr hinten nach wie dem Rattenfänger von Hameln, erst dann konnten sich der Pfarrer Josua Feuerstein und seine Frau mit ihren Söhnen und Schwiegertöchtern in Ruhe und Sicherheit am Kaffeetisch niederlassen. Nach einigen Minuten rückte aus den hintersten Gründen des Parks Sabine mit der nun geordneten jungen Schar siegreich an, und bald danach begann am Kaffeetisch der Kinder ein eifriges stilles Löffeln und Kuchenessen.

Aber all das wimmelnde Leben breiteten die alten Bäume des Parks befriedigt ihr

schönes Dach. Es wunderte aber niemand, als an dem Himmel, der sich bisher mafellos über dem heiteren Frieden des Festtages gewölbt hatte, ein erstes, kleines Wölkchen aufstieg. Während des ganzen Morgens war das Einvernehmen zwischen Mutter und Tochter, Schwiegermutter und Schwiegertöchtern das schönste gewesen, und kein einziges verbesserndes Wort und keine ungnädige Miene hatten Kinder und Kindeskinde daran erinnert, daß hier im Hause niemand regierte als ganz allein Frau Pfarrer Feuerstein. In seligem Glüd hierüber hatten alle vergessen, daß es früher fast immer anders gewesen war, bis die Mutter ein aus den Zweigen gefallenes stacheliges Bällchen mit nervöser Bedächtigkeit von ihrem Seidenkleid wegschnellte und mit einem strengen Blick hinüber auf den Kaffeetisch sagte: »Daß doch kein Tag ungetrübt vergehen kann! Ich hatte Sabine so sehr gebeten, sie möchte heute ihr weißes Kleid anziehen; aber natürlich, das allein war schon genügend Grund für sie, es anders zu machen.«

Alle sahen hinüber nach der Angeschulbigten.

Da saß sie, mitten unter der schmausenden Kinderchar, in einem ganz einfachen Kleid aus hellblauem Leinen, verteilte Kuchen und schenkte Kaffee ein, hielt die übermütigen Buben mit leise warnenden Blicken aus ihren strahlenden dunkelbraunen Augen in Zucht und streichelte belobigend die kleinen Mädchen, die bisher noch keine Fleden auf ihre Röschchen gemacht hatten. Zwischenburch stand sie einmal auf, um einem ganz Kleinen die Serviette wieder fest um den Hals zu binden; und wenn so ihre blühende Gestalt in dem weichen hellblauen Gewand leicht über den Ries dahinschritt und die Sonnenlichter im Vorüberhuschen einen Regenbogenschimmer in ihr volles hellbraunes Haar warfen und aus ihren stillen, lichten Sternen der sanfte Schein der Jungfräulichkeit brach, dann sah Sabine aus wie eine kleine heimliche Königin.

Das bemerkten alle; der Vater nicht ganz ohne Stolz, die Brüder mit bewundernder Liebe, die Schwägerinnen nicht ohne ein wenig Neid. Nur die Mutter, die ihre eigne stattliche und noch keineswegs verblaßte Schönheit nicht so leichten Kaufs durch die Tochter in den Schatten stellen lassen wollte, sah nichts als Sabinens blaues Kleid mit

dem vieredigen, durch einen breiten leichten Einsatz hervorgehobenen Ausschnitt am Hals und fand es durchaus ungehörig, derart durch ausgesuchte Einfachheit auffallen und damit an den reicheren Kleibern der andern stumme Kritik üben zu wollen.

Der Pfarrer griff nach seiner silbernen Uhr in der Westentasche und stellte voller Genugtuung, aber mit einem kleinen malignösen Lächeln fest, es sei jetzt präzis halb drei Uhr, und den ganzen Tag bis zu dieser Sekunde habe die Mutter von ihrer Neigung und ihrem Vorrecht zu kritischen Randbemerkungen noch keinerlei Gebrauch gemacht; das müsse gefeiert werden, und hiermit bringe er ein Hoch auf ihre Gesundheit aus.

Man stieß lachend mit den Kaffeetassen an und ließ die Mutter leben, die zwischen Verlegenheit und dem angenehmen Gefühl, sich gefeiert zu sehen, gute Miene zum bösen Spiel machte. Als die Kleinen vom Hochleben hörten, ließen sie es sich nicht nehmen, mit ihren Kaffeetassen auch zu kommen, und selbst Sabine, die gar nicht wußte, worum es sich eigentlich handelte, kam und stieß mit der Mutter an, aber nicht ohne daß die Brüder und die Schwägerinnen mit einiger Besorgnis die Gesichter von Mutter und Tochter prüften.

Wer möchte die Weisheit der Natur anzweifeln, weil sie vor fünfunddreißig Jahren den aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie stammenden jungen und wenn auch etwas unbotmäßigen, so doch tüchtigen Theologen Josua Feuerstein der ältesten Tochter aus dem patrizischen Pfarrhaus derer von Arg zuführte und den beiden für alle ihnen persönlich näher verwandten Jungfrauen und jungen Männer derart die Augen verschloß, daß sie einander heirateten!

Tatsache ist, daß ihre Ehe keine unglückliche war. Ihre Gegensätzlichkeiten hatten sich nie zu Konflikten ausgewachsen, weil in der ersten Zeit die gemeinsame Sorge um das jährlich mit großer Pünktlichkeit eintreffende Kind die beiden von den Feldern ihrer verschiedenen Anschauungen auf das Gebiet der Tätigkeit für das Nächstliegende ablenkte; und später, weil der Mann es immer mehr erlernte, unter Duldung der pedantischen Frömmigkeit seiner Frau ihrer faden-scheinigen Haustyrannie einen überlegenen Humor entgegenzustellen. An dieser Wand brachen sich auch die Wellen ihrer abligen

Empörung über Josuas gelegentliche hahnebüchene Bürgerlichkeit, und sie unterwarf sich sogar manchmal gern, weil sie es doch als eine Gnade empfand, einen so starken, selbstsicheren Mann zu besigen. Aus der drückenden Peinlichkeit des mütterlichen Regiments retteten sich die heranwachsenden Söhne von Zeit zu Zeit zu der verständnisvolleren Liebe des Vaters, der es genug anzuertennen wußte, daß die strenge Zucht der Hausfrau unter den Buben ihm manche Mühe vom Halse hielt. Als nach den sechs Knaben als gute Sieben, wie der Vater sagte, Sabine sich eingestellt hatte, da hegten Josua Feuerstein und seine Frau gleichermaßen Hoffnung, in dem einzigen Mädchen auch einen Kameraden zu finden. Das kleine Wesen hatte aber zu der fröhlichen Geistesfrische des Vaters so viel von dem unerbittlichen Ordnungssinn und dem häuslichen Schaffenstrieb der Mutter hinzugeerbt, daß es schon in frühen Jahren zwischen der alten und der jungen Schaffnerin des Pfarrhauses zu verhaltenen Eifersüchteleien gekommen war, deren Mittelpunkt der Vater und Gatte, dessen Eigenheiten und dessen Wohl bildeten. Seine untheologischen Neigungen, wie die für die Jagd, für starkes Rauchen und auch für ein gutes Glas Wein, die der Kritik seiner Frau breite Angriffsflächen boten, fanden in der Tochter eine einsichtige Fürsprecherin, und ebenso seine natürliche Gewohnheit, die Menschen und die Dinge sowie die Einrichtungen der Gemeinde und des Staates mit freierem Auge zu betrachten, als der altabligen Mutter möglich war.

Und wie so im Laufe der Jahrzehnte die Söhne sich eher in den Richtlinien des mütterlichen Geistes entwickelten und Pfarrer geworden waren, wobei sie die Theologie der alten Tage mit einem leichtliberalen Einschlag dem modernen Geschmad ihrer Pfarrkinder annehmbar machten, ging Sabine in ihren nur selten offenbarten Gedanken weit über das soziale Christentum des Vaters hinaus und ergab sich so freien und kaum noch in dem Boden der Wirklichkeit fußenden Anschauungen, daß sie manchmal alles Ernstes über sich selber bange wurde und nicht mehr wußte, wo sie einst landen würde.

Der Vater war ihr zwar immer ein seelsorgerischer Freund und Berater gewesen, aber auch zwischen ihm und der Tochter stell-

ten sich die unübersteigbaren Schranken des Unausprechlichen ein, und so verstand Sabine sich noch besser mit ihm, wenn sie seine Predigten aus dem Konzept ins Reine zum Drud abschrieb oder ihm auf dem Lande haushielt oder ihn auf Inspektionsreisen im Landauer begleitete.

Die glücklichsten Tage aber waren für Sabine die, an denen sie im Frühjahr das Landhaus für den Vater wohnlich machte, abgerissene Tapeten aufkleben und abgelauene Fußböden frisch ladirten ließ und es so, außerhalb des Machtbereiches der Mutter, die sie im Pfarrhaus in der Stadt zu keiner selbständigen Arbeit zuließ, für den Vater mit den alten Möbeln in den großen Zimmern, mit Blumensträußen und Bildern nach ihrem Geschmack, jenes behagliche Durcheinander herstellen konnte, in dem Josua Feuerstein sich als »Ausrube« von der Stadt so wohl fühlte.

Aber nun hatte die Nähe der Mutter mit dem unwiderstehlichen Drud ihrer häuslichen Herrschaft Sabine im kleinen Reiche ihrer glücklichen Freiheit den Atem benommen. Die schonungsvolle Art der Brüder und Schwägerinnen war ihr fatal; der Vater mußte sich heute aus Anlaß des Festes mehr zu seiner Gattin und Sabinens Mutter stellen als sonst. Als einziger Trost waren der Tochter die kleinen Nissen und Nichten geblieben, die sich ihr denn auch mit Leib und Seele ergaben. Das konnte aber nicht hindern, daß sie die Stunden, wo sie den Kindern die Marterlöcher im alten Park zeigte oder sie zu der Rake mit ihren Jungen auf dem Speicher führte, als eine schöne Betäubung und sich selbst als eine überflüssige und Ausgeschlossene empfand.

So war es denn mit großer Beflommenheit geschehen, daß sie sich den Kindern anschloß, als diese beim Kaffee die Großmutter auch hochleben lassen wollten, und von dem Augenblick an, wo die beiden sich mit einem ungewissen Lächeln um den Mund gegenüberstanden, hatte sich die verhaltene Spannung zwischen Mutter und Tochter wie ein nahendes Gewitter auf alle gelegt. Die Frau Pfarrer fand denn auch bald andres, was nicht nur bei der Tochter, sondern auch bei dem Manne, den Schwiegertöchtern und sogar bei zwei von den Söhnen nicht in jener Ordnung war, ohne die sie, die Frau Pfarrer Feuerstein, nun einmal unmöglich leben

konnte. Besonders Sabine bekam scharfe Prißen Pfeffer und Salz gestreut, und die Unbehaglichkeit hatte gerade den höchsten Punkt erreicht, als nahende Kutschen aus der Stadt Kollegen des Vaters und Gratulanten brachten, die von allen als eine Erlösung empfunden wurden, außer von der Frau Pfarrer Feuerstein selber.

Als es dunkel geworden war, hielt es Sabine in ihrer Einsamkeit mitten in der Gesellschaft und in der nur noch erzwungenen Fröhlichkeit nicht mehr aus, und während die Besucher mit den Bewohnern des Landhauses zwischen dem verwilderten Gesträuch des Parkes spazierengingen, suchte sie den Vater.

Josua Feuerstein war der salbungsvollen Ansprachen der gratulierenden Amtskollegen müde geworden und hatte sich in ein einsames Zimmer gerettet, wo für einen der Söhne und dessen Frau das Lager aufgeschlagen war, und wo der kleinste seiner Enkel, ein dreimonatiges Bübchen, aus Leibeskräften seiner nächsten Flasche entgegen schrie.

Der große Mann brühte mit seinen gewaltigen Armen und breiten Händen das garte kleine Wesen so liebevoll und vorsichtig als möglich an das schwarze Tuch seines Gehrods und hielt ihm trostreiche Reben über den guten Schoppen, den er nun ganz sicher in allernächster Zeit bekommen würde, als Sabine blaß und mit einer befremdenden Stille und Sicherheit in ihrem Wesen zur Tür hereinkam. »Es geht nicht mehr, Vater,« sagte sie, »du siehst es ja selber.«

Der Pfarrer blidte seine Tochter etwas erschrocken an, so sehr schien sie ihm innerlich zermürbt und gepeinigt.

Sabine hatte in ihrer bezwungenen Erregung ihm nicht einmal das Kind abgenommen. Da streckte er ihr den schreienden Kleinen hin, und gerade als ob dieser sich nun mehr am richtigen Platz fühlte denn beim Großvater, wurde er in den schaukelnden Armen Sabinens ruhig, seufzte noch ein paarmal schwer auf und schlief dann auf ihren Armen ein.

Unterdessen hatte sich der Vater nachdenklich auf einen Stuhl niedergelassen und stellte nun auf einmal die unerwartete Frage: »Wie wär's, Bienele, wenn du doch einmal ein paar Wochen zu Michael Mahler auf Schloß Brunn gingest?«

Auf Sabinens Gesicht leuchtete es hell auf. »Meinst du das im Ernst?« fragte sie, zitternd vor glückseliger Erwartung.

»Wie soll ich's denn anders meinen?« antwortete Josua Feuerstein seinem Kinde und fügte hinzu: »Mit der Mutter laß mich nur allein reden!«

»Und ...« Sabine zögerte ein wenig, dann sagte sie mit einem leichten Seufzer: »Und der Hans?«

»Zu dem geh' ich in den nächsten Tagen, sobald du abgereist bist.«

»Darf ich schon bald fahren?«

»Es ist sogar gut, wenn du nicht lange wartest.«

Da sah Sabine ihn voll frohen Staunens an, legte das schlafende Kind auf das neben ihr stehende Gelbbett, fiel dem großen Mann vor ihr um den Hals, gab ihm auf die bärtige Wange einen Kuß und konnte nichts sagen als: »Lieber Vater!«

Dann ging Josua Feuerstein wieder hinab zu seinen Amtsbrüdern und den Söhnen. Sabine begab sich in ihr Zimmer und schaute noch lange, lange in den klaren Abend, der über die in warmem Glanz sich dehrenden Felder und Hügel sank. Jetzt würde Neues kommen. Das wußte sie. Was sie nicht wußte, das war, wie sie sich Michael Mahler vorstellen sollte. Ja, wer er eigentlich war? Bis jetzt hatte sie nur seine Schriften gelesen.

Frau Feuerstein gehörte zu den erklärten Gegnerinnen Michael Mahlers, und als ihr Mann beim Zubettgehen sie von seiner Absicht unterrichtete, Sabine für vier Wochen nach Schloß Brunn zu schicken, da hätte er es für eine unaufrichtige Formalität halten müssen, sie um ihre Meinung zu seinem Plan zu fragen. »Ich kann mir ja denken, liebe Frau, daß du dagegen bist; aber Sabine sollte wieder einmal andre Menschen sehen; sie kommt sonst in Gefahr, bei uns zwei Alten zu versauern.« So sprach Josua Feuerstein zu seiner Frau.

Sie aber antwortete leicht gereizt: »Ich sehe keinen Grund für Sabine, bei uns zu versauern, aber wie du willst; jedenfalls lehne ich alle Verantwortung für dieses neue Experiment mit Sabine ab.«

»Die übernehme ich ganz allein.« antwortete der Pfarrer begütigend und lobte rasch die geschickte Art, wie seine Frau das ganze Fest arrangiert habe.

»Und du weißt,« erinnerte Frau Feuerstein ihren Mann, »daß bei Dingen, denen ich von Anfang an ablehnend gegenübergestanden, ich dich noch nie wegen der Folgen behelligt habe, die ja,« setzte sie wieder unerbittlich hinzu, »in diesem Falle wohl auch nicht ausbleiben werden.«

»Halb so kritisch tut's auch, Wilhelmine,« wollte der Pfarrer die kurze Unterredung schließen, aber er hatte ohne seine Frau gerechnet, die das Nachtgespräch sehr kühl mit den Worten beendigte: »Abwarten, Josua!«

Bald darauf schlief Frau Wilhelmine Feuerstein den Schlaf der Gerechten, während ihr Mann sich noch manchmal im Bett nachdenklich den Bart strich.

Die freien Frommen

Wer Michael Mahler war, das ist nicht leicht zu sagen. Die einen hielten ihn für einen zweifelhaften, ja gefährlichen Menschen, die andern erblickten in ihm den Wegebereiter und Schrittmacher der kommenden Jahrhunderte, und die dritten zuckten über ihn die Achseln, womit sie sehr viel sagen wollten, in Wirklichkeit aber nur ihre Hilflosigkeit zugestanden.

Zu den ersten gehörte Frau Wilhelmine Feuerstein, die Frau des Münsterpfarrers von Rheined, zu den zweiten aber die alte Generalin Lange, die nach dem Tode ihres Mannes nach Freistetten, der alemannischen Schwesterstadt von Rheined, gezogen war. Dort wohnte sie mit ihrer einzigen Tochter Ipsi und einem Dienstmädchen in der vierten Etage eines der alten Häuser im Geheimratsviertel. Zu Lebzeiten ihres Mannes war sie die Seele der inneren Mission in einer der großen Städte des Reiches gewesen; aber ihrem Feuergeist, der aus den Zügen ihres gotisch geschnittenen Kopfes unter dem vollen schneeweißen Haar hervorleuchtete, war die Frömmigkeit des kirchlichen Protestantismus nach und nach zu nüchtern und leicht geworden, und jetzt zählte sie zu den treuesten Jüngerinnen Mahlers, den sie einen Propheten nannte.

Frau Lange hatte jeden Dienstag ihren Abend. Die Kniestodwohnung hatte zwar zum Teil schiefe Mansardenwände mit tiefen Fensternischen, aber unter den Händen Ipsis, der Malerin, war die Etage zu einem Nest vornehmer Behaglichkeit geworden, so daß

die Gäste des Dienstagabends sich an der Gartentür schon sagten: Heute wird's wieder einmal Mitternacht!

Liese, das Dienstmädchen, war eben daran, die belegten Brötchen für den Abend zu richten, als der Postbote ein Telegramm brachte. Frau Lange öffnete die Depesche und schickte gleich darauf das Dienstmädchen in ein Musikhaus mit der Bitte, sofort einen Klavierstimmer zu schicken, es handle sich um einen Ausnahmefall. Das Musikhaus ließ aber sagen, man bedaure außerordentlich, es sei zu spät für heute. Da gab es nun nichts andres, als Ipsi zu schicken. Wenn sie mit ihrer schlanken, hohen Gestalt, der man wohl die Offizierstochter, aber nicht die Künstlerin ansah, mit ihren ernsten, adligen Zügen und dem streng um den Kopf gelegten Zopf in einen Laden kam, dann schwirrten die jungen Leute von allen Ladentischen nur so herbei und sagten: »Gnädiges Fräulein wünschen?«

Richtig schleppte Ipsi denn auch nach einer halben Stunde einen Klavierstimmer herbei, und während im Musikzimmer nebenan die Quinten zuerst unrein und dann unter der Hand des Stimmers immer reiner erklangen, lehnte sich Ipsi im Wohnzimmer über die Fauteuillehne der Mutter, die eine Zeitung las, und sagte: »Mutter, du bist doch furchtbar gebildet. Ich schäme mich ordentlich vor dir, wenn wir Abend haben, und du weißt immer gleich so riesig klug Bescheid über alles. Wozu brauchst du eigentlich immer noch in diesen langweiligen Zeitungen zu lesen?«

Die Mutter bewegte kaum den leicht vorgeneigten Kopf auf dem straffgehaltenen Körper, aber ihr gütiges, scharfgeschnittenes Greisenanltz leuchtete in einem freundlichen Lächeln auf: »Du bist ein kleines Schaf! Ich lese doch nur den Essay von Bremer über die Lotte.«

Ipsi sprang mit einem großen Schritt um den Sessel herum, setzte sich auf die Armlehne, legte ihren Arm um den Arm der Mutter und sagte in kurzen, abgehackten Sätzen: »Denk dir nur, Mutter! Noch so jung, und man schreibt schon Aufsätze über sie! Aber meine Bilder ist noch nicht einmal eine Zeitungsnotiz erschienen!«

Die Mutter schwieg. Ein Freier wäre ihr lieber gewesen als eine Zeitungsnotiz über Iphis Bilder.

»Warum kommt eigentlich Doktor Himmelheber nicht?« fragte Ipsi.

»Ich kann mir's nicht denken,« antwortete die Mutter.

»Aber ich habe eine Ahnung,« erwiderte Ipsi. »Er will sicher allen Gesprächen über seinen Aufsatz in der 'Hochwacht' ausweichen.«

Da sagte Frau Lange: »Der Artikel ist ja nicht gerade für fünfzehnjährige Mädchen geschrieben, aber was er darin sagt, ist gut und bedeutend. Ich verstehe den Lärm nicht. Die Menschen sind so namenlos kleinlich. So schreibt ein ganzer, reiner Mann. Mir scheint es einfach nötig, daß einmal über all diese Dinge gesprochen wird. Ich will ihm das auch schreiben.«

»Ach ja, Mutter, tu das!« rief Ipsi. »Ich mag ihn furchtbar gern. Er ist ein so ganz andrer Mensch als diese andern — Herren alle!«

Ipsi stodte plötzlich. Die Mutter schwieg wieder. Dann begann die Tochter von neuem: »Ich bin auch sehr gespannt auf Lotte. Vor drei Jahren sah ich sie zum letztenmal, und jetzt regnet es schon Gold und Lorbeeren auf sie.«

Da klingelte es. Zu gleicher Zeit meldete der Klavierstimmer, daß er fertig sei.

»Gott sei Dank!« seufzte Ipsi auf, »das klappt ja wie geölt!«

Lieschen kam herein: »Herr und Frau Doktor Wilhelmi!«

Die Generalin rief dem gleich eintretenden Besuch im Aufstehen entgegen: »Ei, ei, Herr Doktor, wie Sie sich fein gemacht haben! Natürlich nicht wegen der alten Generalin Langen, sondern wegen der jungen Pianistin Kirsten.«

»Falsch geraten, Frau Generalin!« verteidigte ihn die Frau Doktor, eine kleine, bide Blonde mit geflochtenen Ohrenschneden, einer Stumpfnase und einem Gesicht, auf dem Mutterwitz und Hausmütterlichkeit miteinander wetteiferten. »Mein Mann kommt eben von der Sitzung des medizinischen Kongresses, daher der Gehrod!«

»Ja, ja,« ergänzte trocken der Gemahl, ein dürrer Vierziger mit einem klugen, spöttischen Gesichtsausdruck. »Ich hab' aber auch gewußt, daß heute eine musikalische Nummer zum Lange-Abend kommt, die eine Dame von schätzenswerter Schönheit sein soll. Frau Lange hat's mir gestern auf der Straße gesagt.«

»Da sehen Sie, liebe Frau Doktor,« lachte die Frau Generalin. »So sind die Männer!« Es klingelte wieder.

Gleich darauf hörte man eine hohe, helle Stimme zu Lieschen sagen: »Aber Lieschen, geben Sie doch auf meinen Hut acht!«

Das war fast wie ein Trompetensignal in dem friedlichen Hause. Ein solcher Ton ward sonst bei den Langes nie vernommen. Dann schritt eine kaum mittelgroße junge Dame mit großen Augen, aber ausgesucht elegantem Kleid und blonden, über der schönen Stirn gescheitelten Haaren herein, machte zwei Schritte auf die Generalin zu, küßte ihr die Hände, nahm Isi, die sich hinablehnen mußte, wie eine große Puppe in den Arm, gab ihr einen schallenden Kuß auf die Wange und drehte sich dann gegen das Doktorpaar mit der Bitte an Frau Lange: »Willst du mich nicht vorstellen, liebe Tante?«

Das heißt man auftreten! dachte Isi, die doch davon auch etwas verstand.

»Das ist aber ganz furchtbar lieb von Ihnen, daß Sie nun doch kommen, Herr Professor!«

So begrüßte Frau Lange einen kleinen älteren Herrn, dem seine Beleidigung und Schwerfälligkeit nichts von der Würde nehmen konnte, die das milde Gesicht mit dem großen weißen Vollbart ausstrahlte. Die Gesellschaft, die sich schon gesetzt hatte, erhob sich wieder wie vor jemand ganz Besonderem, und als der alte Herr mit sorglichen kleinen Schritten auf Frau Lange zuging, lag während der Begrüßung der beiden alten Menschen etwas wie ein stummer Klang von Großem und Unirdischem in der Atmosphäre des kleinen Raumes.

Isi nistete sich wie ein Vogel bei dem neuen Gast ein, der einen Ehrenplatz auf dem Sofa angeboten bekam. Frau Lange stellte vor: »Fräulein Lotte Kirsten, meine Nichte, eine Berühmtheit!«

Es lag zum ersten Male eine Prise gutmütigen Spottes in ihrem Ton. Dann fuhr sie, auf den alten Herrn deutend, fort: »Herr Professor Bernauer, Isis Lehrer!« Diesmal schwebte etwas wie Dank und Hulbigung in ihrer Stimme.

»Und leider auch eine Berühmtheit,« ergänzte der alte Herr lächelnd. Dann gab er Lotte Kirsten herzlich die Hand. Während er die ihre eine Weile in der seinen hielt, sah er ihr mit jener milden Einbringlichkeit,

die bei einem Greis und bildenden Künstler nichts Störendes an sich hat, forschend in die Augen. Lotte hielt stand, aber es war ihr doch noch nicht oft passiert, so ruhig und überlegen und doch so freundlich auf Herz und Nieren geprüft zu werden.

Es klingelte wieder und dann noch einmal, und als die Abendgesellschaft beisammen war, sagte Frau Lange: »Lotte, willst du uns vor oder nach Tisch spielen?«

»Kinder, ich habe ja nur eine zweistündige Fahrt hinter mir, aber ich hab' einen schrecklichen Hunger. Gebt mir um Himmels willen etwas zu essen, einen Happen Brot, ein Ei, eine Sardine und etwas Warmes zu trinken, dann stehe ich zur Verfügung.«

»Na, dann mal schleunigst zu Tisch!« lachte Frau Lange. »Sonst erleben wir noch eine Ohnmacht.«

Man setzte sich.

Es gab zu den belegten Brötchen Tee, Bier, schwache Bouillon und Modturtle.

Lotte erbat sich Modturtle. »Köstlich!« sagte sie, als sie die starke, heiße Brühe schlürfte. »Da wird man wieder lebendig!«

»Was, noch lebendiger willst du werden?« fragte Isi mit gut gespielter Verwunderung. Alle lachten.

Da sagte zur Abwehr des Heiterkeitsausbruches einer der zuletzt angekommenen Gäste, ein Mann in mittleren Jahren, dessen scharfblickende Augen durch einen überaus freundlichen Mund in ihrer Unbestechlichkeit gerade noch erträglich gemacht wurden: »Es ist schade, daß wir Herrn Doktor Himmelheber nicht bei uns haben.«

Da wurde es auf einmal still, ganz still. Fast wie eine Herausforderung auf ihr persönliches Bekenntnis empfanden die Teilnehmer der Abendgesellschaft das ausgesprochene Bedauern über die Abwesenheit des Privatdozenten Emil Himmelheber, der bisher ein regelmäßiger Gast bei den Abenden der alten Generalin gewesen war.

»Sie haben ganz recht, Herr Groß,« erwiderte Frau Lange. »Mir fehlt Herr Doktor Himmelheber auch sehr.«

Während sie das sagte, prüfte sie ihre Gäste der Reihe nach mit ihren klaren grauen Ableraugen. Niemand widersprach, nur ein altes Fräulein mit etwas außergewöhnlich energischem Gesicht und in einer seltsam altmodischen Toilette konnte als Antwort ein leises Hüfteln nicht unterdrücken.

»Wer ist denn dieser Doktor Himmelheber?« fragte Lotte.

»Ein Privatdozent an der Universität,« gab Frau Lange zur Auskunft, »ungewöhnlich klug, aber vielleicht noch nicht ganz ausgereift.«

»Der Herrgott wird ihn schon zurecht-schnigen, wie er ihn haben will,« meinte der alte Professor bedächtig schmunzelnd.

»Si konnte sich nicht enthalten, das Bekenntnis abzulegen: »Ich für meinen Teil finde ihn schon jetzt recht gut geschnigt.« Und halblaut unterrichtete sie die immer neugierigere Lotte: »Groß, mächtiger Schädel, Lockenkopf — aber keine Schmachtloden, bitte —, breiter aber feiner Mund, rundes starkes Kinn —«

»Das ist ja der reinste Stedbrief,« lachte Lotte heraus und fragte: »Wie alt?«

»Dreiunddreißig!«

»Du bist gut unterrichtet! Besondere Merkmale?«

»Pfeift auf ziemlich viel in der Welt, zum Beispiel auf die öffentliche Meinung!«

»Und was ist das für ein Artikel, den er geschrieben hat, und der die öffentliche Meinung so entsetzt?«

»Über das Buch Tobias.«

»Was ist das?«

»Das kennst du doch, im Alten Testament!«

»Oh,« rief die lustige Frau Wilhelmi, die Dame mit den Ohrenschnecken, über den Tisch herüber, »das ist wohl der, der den Fisch gefangen hat?«

Alles lachte nachsichtig, aber freundlich, weil Frau Wilhelmi als einzige Katholikin im Kreise das Buch Tobias nicht kannte.

»Eigentlich hat nicht Tobias, sondern sein guter Engel den Fisch gefangen,« belehrte Professor Bernauer die junge verlegen gewordene Frau.

Man lachte wieder. Nur das alte Fräulein mit dem energischen Gesicht widmete sich demonstrativ den Lachsbrötchen.

»Bitte, erzählen Sie die Geschichte, Herr Professor!« bat die kleine lustige Doktorfrau.

»Das geht nicht gut in Gesellschaft, meine Liebe,« klärte sie ihr Mann, der Psychiater, auf und verzog komisch das Gesicht.

Da ergriff das energische alte Fräulein das Wort, und ihre Stimme hatte einen trockenen, harten Klang, als sie in biblischem Stil sprach: »Man soll Sodom kein Trost sein! Den Aufsatß des Herrn Doktor Him-

melheber in der ‚Hochwart‘ finde ich empörend. Es ist ein bedenkliches Zeichen, daß in bisher gutgesitteten Zeitschriften so etwas abgedruckt wird.«

»Ich finde es wundervoll, was Herr Doktor Himmelheber in dem Aufsatz sagt,« erwiderte fest, doch ohne Schärfe die alte Generalin. »Es ist nach meiner Meinung höchste Zeit, daß über diese Dinge, bei denen es sich um das Wohl der ganzen Nation handelt, von reinen Männerlippen deutlich geredet wird. Nur muß man auch beim Hören reine Ohren und beim Lesen reine Augen haben!«

Das energische alte Fräulein biß die Zähne zusammen und überlegte es sich, ob sie je wieder einmal zu den Lange-Abenden kommen sollte. Die waren ja alle auch schon auf dem Wege des Verderbens, dann aber nahm sie doch noch ein Lachsbrötchen.

Während dieses Gesprächs war Lotte ruhig dageessen und hatte aufmerksam zugehört.

»Aber nun finde ich, du solltest uns etwas vorspielen, Lotte,« sagte die Generalin.

Man ging ins Musikzimmer.

Lotte nahm an dem großen schwarzpolierten Flügel Platz. Im selben Augenblick war sie eine andre geworden. Ihre Gestalt bekam etwas Ruhiges, Geschlossenes. Kerkengerade mit herabgedrückten Schultern saß sie auf dem Klavierstuhl. Ihr prachtvoller Kopf mit dem dichten hellblonden Haar ruhte sicher auf dem wundervollen Hals, und ihre hellen Augen schienen über den Flügel hinaus wie ins Weite. Ein stiller, fast demütiger Ernst trat in ihre Züge. Dann schlug sie den ersten Akt der Pathetika an, und mit königlicher Klarheit und Würde erfüllten schon die ersten Takte das kleine Musikzimmer. Der Meister selber, Ludwig van Beethoven, schritt mit kühner Gelassenheit und verhaltener Trauer durch den Raum.

Ein lautloses Stillschweigen war der größte Dank, den die Zuhörer der Künstlerin bezeugen konnten. Nur die alte Generalin trat zu ihr an den Flügel, streichelte ihr sanft über das Haar und über den rechten Arm und sagte: »Möchtest du uns später nicht auch noch etwas improvisieren? Das höre ich eigentlich am liebsten von dir.«

»Gern, liebe Tante, wenn ihr mir zehn Minuten Zeit laßt!«



Tiefdruck der Rotophot A.-G. Berlin

Phot. L. Möhle, Stuttgart

Ferdinand Dorsch: Am Schreibtisch

Aus der Grossen Stuttgarter Kunstausstellung im Sommer 1913.

Lotte setzte sich zu dem alten Professor Bernauer aufs Sofa, plauderte mit ihm und erwies sich dabei als eine gute Kennerin der Bibel.

»Nun, was werden wir zu hören bekommen?« fragte die Generalin ihre Nichte.

»Eine Legende.«

»Was für ein Stoff?«

»Tobias.«

Da ging Verwunderung und Erwartung über alle Gesichter, und alle, mit Ausnahme der kleinen Doktorfrau, verstanden, was Lotte nun den großen schwarzen Flügel erzählen ließ.

Einige Takte im Balladenstil eröffneten in nüchternem klarem C-Dur das Spiel.

»Es war ein Mann mit Namen Tobias aus einer Stadt von Obergaliläa über Ufer an der Straße zur linken Seite dem Meer.«

Dann fingen die Finger der linken Hand einen leichten Wanderrhythmus an, und man sah den jungen Tobias auf der Brautschau mit dem Engel Raphael als Gefährten dahinschreiten zu Raguel, dem Vater der schönen Sara, der »Männertöterin«. Eine herbe Melodie in A-Moll erzählte von den sieben Freiern, die jedesmal am Morgen nach der Brautnacht tot auf dem Lager gefunden und dann von Raguel, der sich nachgerade an dieses Geschäft gewöhnt hatte, im Garten begraben worden waren.

Da fing aber in hellen hohen Tönen auf einmal der Engel an zu reden, und Sara, die von der Magd eine Mörderin geschimpft worden war, erschien im Licht einer reinen Jungfrau, die eine flammende Waberlohe schützte gegen wilde Männergier. Wie von einem schönen Alt gesungen, vernahm man Saras Stimme aus ihrem Gebet: »Entweder bin ich ihrer oder sie sind meiner nicht wert gewesen, und du, o Gott, hast mich einem andern Manne vorbehalten.«

Und in den Baßoktaven hörte man Raguels Erdschollen auf die toten Freier fallen.

Aber ganz lichthaft und klar arbeitete sich nun die Unterweisung des Engels an Tobias heraus, wie er sich zu verhalten habe: »Drei Nächte mußt du mit der Braut in der Kammer sein und dich dennoch ihrer enthalten.«

Unter den zarten Klängen eines Brautmarsches führte Tobias Sara in die zugerichtete Kammer, und Raguel fing im Garten an, ein Grab zu schaufeln. Man

vernahm seine Baritonstimme: »Schide hin eine Magd und laß sehen, ob er auch tot sei, daß wir ihn vor Tag begraben!«

Aber der Flügel hellte sich unter Lottens Fingern aus der Moll-Kantate in eine feierliche Dur auf: »Denn die Magd schlich in die Kammer, fand Tobias und Sara gesund und frisch und schlafend beieinander, und alsdann befahl Raguel, daß sie das Grab wieder füllten, ehe es Tag war. Und am vierten Tage nahm der Engel Raphael vier Knechte Raguels und zwei Kamele und zog mit den beiden zu Tobias' alten Eltern nach Galiläa an der Straße zur linken Seite dem Meer.«

Lottes Improvisation klang aus in ein heroisches Marchmotiv, als ob sie ihre Zuhörer aus edler Resignation über die Tragik des Daseins hinaufführen wollte zur Höhe eines freien Selbenlebens. Es lag wie ein feierlicher Bann über allen, als sie geendet hatte. Man beglückwünschte sie zu ihrer Kunst, aber die Unterhaltung ging nun nicht mehr so flüssig wie an andern Abenden vonstatten. Man sprach fast nur von Emil Himmelheber, und zwar in einem dumpfen Wiedereinander der Gefühle, und trennte sich zum ersten Male vor Mitternacht.

»Den Menschen muß ich kennen lernen!« sagte Lotte zu Isi, die sie nach dem kleinen Gastzimmer begleitete. »Ich muß! Verstehst du das?« wiederholte sie.

»Verrücktes Huhn!« antwortete Isi, gab ihr aber einen für ihre spröden Gewohnheiten außergewöhnlich zärtlichen Kuß und ging hinaus.

Flucht

Als Emil Himmelheber aus dem Münsterportal getreten war und den Weg nach dem Schloßberg zu einschlug, tobte der Frühlingssturm, der ihm oben auf dem Turm Haare und Kleider zerwühlt hatte, in ihm selbst.

Jetzt nur keine Menschen! Das war sein einziger Gedanke, und er schritt mit gesenktem Kopf sicher wie ein Schlafwandler das schmale Zickzacksträßchen zwischen Weinbergen, Gärten und Wald hinauf, bis er oben auf der Fahrstraße stand.

Was war's, daß er auf einmal die Welt schöner, größer und weiter sah? Daß es ihm wie eine unbezähmbare Lust befiel, sich

an einem der Bäume am Wege zu versuchen, ihn auszureißen und weit über die Dächer und Türme der Stadt hinwegzuschleudern? Eine süße Wut und eine schmerzhaft seltsame Seligkeit drängten sich in seiner Brust und suchten Dinge, an denen sie sich austoben konnten.

So stieg er hinauf auf dem breiten Bergweg, bis er an das Türchen eines hölzernen Gartenhags kam. Dort machte er halt, holte hinter einem Pfosten einen großen rostigen Schlüssel hervor und trat in einen kleinen, steil nach der Stadt zu abfallenden Baumgarten ein, unter dessen Zweigdach ein altes, ziemlich großes massives Gartenhaus stand. Aus einem zweiten Versteck holte er einen zweiten Schlüssel, öffnete das Gartenhaus, trat in das einzige Zimmer und stieß die mit Spinnweb verhängten Fenster und Läden auf, die gerade hinab auf das Dächergewirr der Stadt gingen.

Dieser schmale Streifen Erde zwischen Weingärten und Wald war seine Zuflucht in allen Nöten des Lebens gewesen, und die Mutter hatte manchen schweren Kampf geführt, um das kleine väterliche Erbstück dem Sohne zu erhalten. Dort hatte sich Emil schon als Gymnasiast von den Lasten seiner Bildung und Erziehung erholt. Dort durften die Büsche ohne Furcht vor der Gartenschere wachsen, die Ranken sich schlingen und der Efeu spinnen, wie sie wollten, wenn sie es nur nicht gar zu wild trieben. In dem Gartenhaus hatte er schon tage- und wochenlang gewohnt. Das war sein Tirol, seine Schweiz, seine Nordsee, wenn die Schulkameraden dahin verreisten. Dort war er ganze Sommernächte lang zwischen blühenden Rosenbüschen gelegen und hatte mit einem kleinen Fernrohr hinüber nach den andern im Äther schwimmenden Welten geschaut. Dort lehrte er, wenn er sich von den unvermeidlichen Streitereien mit der geliebten Mutter erholen wollte, zur großen Mutter Erde zurück, arbeitete mit Schaufel und Rechen, mit Okulirmesser und Baumschere und auch mit Papier, Tinte und Feder.

Jetzt nahm er aus einem ungehobelten Schrank an der Wand sein kleines Fernrohr und sah hinab auf die Stadt. Gerade unter seinem einsamen Zufluchtsort lag der Stadtgarten, in dem eine Musikkapelle spielte. Der Frühling hatte die Bürgerschaft, die jungen Mädchen und die Studenten gelockt.

Da segelten sie alle, in neuen Sommerkleidern, die Professoren- und Geheimrattgattinnen, da bummelten die Scharen von Studenten und sicherten die Herden heiratsfähiger Töchter; da gingen auch manche seiner Kollegen, die es vor Neid nie zur wahren Kollegialität mit ihm hatten kommen lassen; da wiegte sich in prallen Hüften so manche reiche Tochter, die seine Mutter im Geiste ihm schon anverlobt hatte.

Emil seufzte wie ein Befreiter laut auf, fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare und sagte nichts als: »Gott sei Dank!«

Dann nahm er den kunstreich aus ungeschälten Eschenstäben von ihm selber angefertigten Faulenzerstuhl aus der Gartentube und stellte ihn unter die Akazien, in denen es schon leise anfang zu blühen und zu duften. Er setzte sich in den Stuhl, und sein Gehirn fing an zu arbeiten.

Sein Entschluß war bald gefaßt. Er würde auf der Universitätsbibliothek alles zusammensuchen, was es über die Geschichte und den Bau des Münsters von Rheined gab, und dann, beladen mit dem ganzen Wissen, hinauffahren, sich beim Pfarrer Feuerstein vorstellen und ihm in einer Stunde beweisen, wie unentbehrlich seine, des Privatdozenten Emil Himmelheber, Kenntnisse bei der geplanten Münsterrestauration von Rheined seien. Das war ganz einfach.

So saß er und baute Münster und Lustschlösser. In den Gärten unter ihm schimmerte es schon leichtviolett im Laub der Springenbüsche von langsam aufbrechenden Blütentrauben. Der Bergwald hinter Emils Einsiedelei türmte sich in farbigem Baumgeloß lichtgrün und hellbraun hinauf bis zum Höchsten, und anstatt der Musikanten im Stadtgarten, die ihre Instrumente zusammengepackt hatten und heimgegangen waren, musizierten die Amseln in den Gärten. Ihre Kantilenen übertönte aber auf einmal ein schweres Summen wie von nahenden Bienenschwärmen, das immer lauter und immer dröhnender wurde. Die warme Frühlingsluft zitterte unter dem Gesang aller Gloden im Münsterturm, die den morgigen Sonntag einläuteten, und wie ein dufthiges Nebelbild tauchte noch einmal die sanfte Gestalt Annas vor seinen Augen auf.

Da erhob er sich rasch, nahm den nächsten Weg hinunter nach der Universitätsbibliothek

und kehrte noch vor Ankunft der Nacht, beladen mit bidleibigen Büchern, zu Hause an, wo die Mutter ihn so freundlich empfing, als ob nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre. Die ganze Nacht und den ganzen Sonntag verbrachte Emil über den Werken, die von des Rheinedschen Münsters Bau und Geschichte berichteten, und fuhr am Montag mit einem der erstenzüge hinaus nach Rheined selbst.

Hoch über dem Fluß hinter dem zweitürmigen Münster schaute die kühle Gasse eines hohen, an den Fenstern der unteren Stockwerke mit ausgebauchten Gittern versehenen Patrizierhauses auf einen leeren, nüchternen Platz. Ein messingener Türklopfer hing an der schweren Haustür, und als Emil Himmelheber drei wuchtige Schläge mit ihm gegen die Tür führte, öffnete ihm eine alte Magd und führte ihn durch einen hallenden dunklen Ausgang in ein großes Gemach, das von dem Geruch vieler Polstermöbel erfüllt war. An den Wänden hingen mit Silberdruck auf schwarzpoliertem Holz fromme Verse aus der Bibel, und in einem großen Glase führten einige Goldfische ein freudloses Dasein.

Nach etwa fünf Minuten trat Frau Pfarrer Feuerstein in der ganzen Stillschönheit ihrer hausfraulichen Würde ein, und Emil stellte sich vor.

»Sie sind mir bekannt durch Ihren Aufsatz in der ‚Hochwart‘,« sagte Frau Feuerstein in einem nicht gerade ermutigenden Tone.

Emil fragte nach dem Münsterpfarrer und sprach von seinem Interesse für die Renovierung des Rheineder Münsters.

»Ich bin zurzeit ganz allein, Herr Himmelheber, mein Mann ist gegenwärtig auf unserm Landhaus, und meine einzige Tochter ist auf längere Zeit zur Erholung verreist.«

So sprach Frau Pfarrer Feuerstein, und die Art, wie sie sprach, brachte eine solche Distanz zwischen sich und dem Besuch, daß Emil mit einer kurzen Entschuldigung für die Störung sich wieder empfahl und nicht ohne einige Unbehaglichkeit und leise Beschämung über diesen wirklich nicht erwarteten Ausgang seines ersten Ansturms nach Hause zurückfuhr, dort in aller Eile seinen Koffer packte und den nächsten Schnellzug nach München nahm.

Er hatte jetzt nur ein Bedürfnis, allein und unerkannt unter andern Menschen zu

sein. Die dunklen starken Mächte, welche Menschen und Dinge zusammenweben und wieder trennen und wieder zusammenweben, hatten Emil Himmelheber in ihre stillen, festen Hände genommen und ihn durch eine weiche Wucht innerer Vorgänge aus seinem bisherigen Leben hinausgeführt. Auf der Reise waren leise Zweifel in ihm aufgetaucht, ob seine Fahrt ins Pfarrhaus von Rheined nicht ein knabenhaftes Abenteuer sei, und Bedenken darüber, ob eine Frau, seine Frau, die unruhige Leere seines Inneren ausfüllen würde, bemächtigte sich seiner mehr und mehr. Dem Geheimnis der Welt und dem Rätsel seines eignen Daseins auf die Spur zu kommen, schien ihm der Mühe noch mehr wert zu sein, als auf mißlungenen Abenteuern seinem Weibe nachzuspüren. Zu den Quellen selbst wollte er jetzt steigen, irgendwo in einem schönen Winkel der Welt sich die Ehrenzeichen einer ernsthaften Berührung mit dem Erdboden, Schwielen an den Händen, erwerben und seinen Sinn und seine Seele durch das Handhaben von Karst und Aue, von Pflugchar und Egge den stillen Gewalten des Himmels und der Erde gefügig machen, die sich ihm durch Sonnenglanz und Sternenschimmer in Erdgeruch und Kräuterduft schon offenbaren würden. Das Bauernblut seiner Großeltern fing an in seinen Adern zu kreisen, und nach einigen Tagen des Lebens mit Freunden und Bekannten aus Münchner Künstler- und Gelehrtentreisen machte er sich eines schönen Morgens in schlichtem Wanderanzug auf den Weg über die bayerische Hochebene gegen Österreich zu.

Bei einem Gärtner in Linz an der Donau arbeitete er vierzehn Tage als Gärtner und wäre noch gern geblieben, wie auch der Gärtnermeister nicht ungern von den großen Kenntnissen seines seltsamen Gesellen in der Blumenzucht profitiert hätte; aber die Neigung der Gärtnersfrau nahte sich Emil, wie schon einmal in seinem Leben, als ein sanftes Schicksal, das ihn weitertrieb. Aber er zog dennoch mit einem reichen Gewinn von bannen. Er hatte wieder das Geheimnis der friedlich lächelnden und königlich ruhigen Gesichter der Handwerker und Bauern entdeckt. Die saßen an den Samstagabenden oder an den Sonntagnachmittagen auf den Bänken vor ihren Häusern und schauten mit hellen Augen in die Welt hinein, die ihnen

weder so hart noch so rätselhaft vorkam wie den Städtlern. Von Linz nach Wien fuhr er auf einem Floß, und da er sich beim Sperren, Anlegen und bei den sonstigen Pantierungen auf dem primitiven Fahrzeug geschickt und stark erwies, so konnten die Flößer den neuen Gehilfen nicht genug loben. Abends beim Ruhen auf den Bäumen der in große Ringe geschlungenen Floßweiden erwies sich Emil als ein bei den Erzählungen der bärtigen Halbriesen so aufmerksamer Zuhörer, wie sie schon lange keinen mehr gehabt hatten. In Wien trieb er sich schauend und studierend acht Tage lang im Prater, in den Galerien und Cafés herum und wanderte dann wieder westwärts, bis er eines schönen Tags etwas müde in einem behäbigen Städtchen am Inn vor der Wahl stand, wieder bei einem Gärtner einzutreten oder droben unter den lichten Gipfeln des Vorarlbergs sich vom langen Wandern zu erholen.

Nach einer schlecht durchschlafenen Nacht in einer geringen Herberge des Städtchens fand er am andern Morgen eine tief eingerissene Schlucht, wo ein weißschäumender Fluß in schwarzen Felsentetten tobte. Diesem Fluß entgegen stieg er unter wilden, von feuchtem Erdgeruch und herben Pflanzendüften erfüllten Laubgängen, bis er die grüne, weite Schale eines lieblichen Alpen Tales vor sich sah, in dem unter breitästigen Bäumen feste braune Holzhütten auf blühenden Matten so sicher und behaglich

ruhten, als ob ihnen und den Menschen, die sie bargen, nichts Ables auf der Welt geschehen könnte. In der Ferne rang sich's von allen Seiten empor von lichten, perlgrauen, manchmal auch leicht rot und blau durchbänderten Felswänden, an denen sich wie weiße Girlanden Schneestreifen von Gipfel zu Gipfel schwangen. Und aus den schwach leuchtenden Eisschalen sanken die Wasserscheiter der leise singenden Gletscherbäche herab.

Das war das Tal seiner Sehnsucht. Das wußte Emil gleich, als er aus der kühlen Schlucht trat und das schöne Bild des Hochtals vor sich sah, dessen drohende Felswände gemildert erschienen durch einen Wald uralter Bäume und durch ein kleines Dorf mit einer heimelig dreinschauenden Kirche. Er schritt rasch auf das Dorf zu, ging an dem einzigen Hotel- und Pensionsbau vorüber und mietete bei einem Schuhmacher in einem frohen Tiroler Holzhaus für vier Wochen ein großes, mit Ardenholz getäfeltes Zimmer.

Am demselben Tage schrieb er der Mutter, die er während der ganzen Wochen ebenso wie alle Freunde und Bekannte ohne Nachsicht von sich gelassen, den ersten Brief. Nach vier Tagen hatte er mit einem Koffer voll frischer Wäsche und Kleider auch seinen treuen Eispidel und das Gletscherseil, dazu ein überschwengliches, von keinem Vorwurf über die rasche Abreise getrübt Schreiben und zum Überschuß dazu noch ein fünffach in Papier gewickeltes Zwanzigmarkstück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rosenkranz

Mytischer Rosenkranz aus Leid und Glüd,
Den Liebende um ihre Stirne tragen,
Du machst in diesen tiefbewegten Tagen
Aus Kindern Seher — jeder Kuß und Blick
Ist in das Land der Seele eine Pforte,
Und ein Geheimnis klingt in jedem Worte.

»Liebster, ich leide!« — »Lieb, das ist kein Leiden,
Dir bangt wie mir vor übergroßen Freuden!« —
»Mein Auge schwimmt!« — »Das, Liebste, ist kein Weinen!« —
»Leb' wohl, o Lieb!« — »Nein, zwischen uns kein Scheiden!«
Und jeder Trost und Klag' und Seufzer meinen
Nichts andres als ein ewiges Vereinen.

Erika Rheinisch



Phot. J. Brudmann N.O., München

Euis Perinat: Cleo

Das Konzert der Straße

Von Hans Weber



Ta-tü, Ta-taa!

Vor kurzem fand sich in den Tageszeitungen eine Notiz, die man nach dem ersten Lesen mit einem Gefühl halben Argers und halber Belustigung beiseiteschob. In Italien, dem Paradies des bel canto und der schmachtenden Kantilene, hatte sich Unbehörtes begeben. Ein Attentat auf den Wohlklang in der Musik. Und das will dort ungefähr ebensoviel bedeuten wie bei uns ein Schillerdrama im Filmtheater.

Die Täter sind die Futuristen gewesen. Sie haben sich nicht mehr damit begnügt, malerisch zu beweisen, was wir eigentlich schon längst wußten: daß der Dsch zuweilen einen Quabratschädel hat und unsre gute alte Erde zeitweise ein Knobelwürfel ist. Das befriedigte die Neuerer nicht mehr. Sie wollten etwas ganz Unglaubliches schaffen und warfen sich deshalb auf die Musik; wahrscheinlich in der dunklen Ahnung, daß man sich nur in der Musik das Unglaublichste herausnehmen darf. Also veranstalteten sie ein Konzert. Was sollte gespielt werden? Eine Sinfonia, selbstverständlich; aber eine neue, eine ganz neue, futuristische Symphonie, die alles bisher Dagewesene zum alten Hausrat würfe. Mit ganz neuen Instrumenten natürlich auch, und »Viola, Baß und Geigen, die müssen alle schweigen«. Ganz neue Klänge, unmöglichste Möglichkeiten, das war das hohe Ziel. Das rein orchestral auszuführende Thema lautete: »In einem Restaurant«. Ein verblüffender Gedanke, wie man zugeben wird, und der von vornherein berühmte futuristische »Tonmeister« war nicht faul, ihn alsobald in die Tat umzusetzen: Geschwäg, Geschnatter, Gelächter, Gessumm, Geplärr, Gläserklirren und Tellerklappern, schreiende Kinder, disputierende Tanten und Mütter, brummende Väter, leutselige Onkel, ratternde Stuhlbeine, näselnde Kellner, endloses Büfettgellengel, das wurde alles in »Musik« gemünzt, und es muß ein herrlicher Ohrenschmaus gewesen sein.

Der breitere Erfolg dieses phänomenalen Konzertes war ungefähr derselbe, wie ihn bei uns die »Räuber« im Kino zeitigten: kein Mensch hat sich darüber aufgeregt außer einer Handvoll journalistischer Hitzköpfe. Und das ist recht erfreulich. Es beweist, daß der Geschmack des Volkes Gott sei Dank doch immer noch auf gesunden Beinen steht und sich nicht so leicht umschmeißen läßt, wie etliche glauben.

Die Sache erscheint auf den ersten Blick kindisch; aber es liegt auch hier ein etwas tieferer Sinn im kind'schen Spiel. So unmöglich es anmutet, dem Alltag eine Musik abhören zu wollen — es ist doch etwas daran. Feinhörige Ohren können sie vernehmen, und Meisterhände können sogar bleibende Werte daraus schaffen.

Nur ein Beispiel! Es war in der Zeit, als Richard Wagner in Zürich am ersten Entwurf des Nibelungenringes arbeitete. Er wohnte noch nicht in seinem geliebten stillen »Wyl« bei der Familie Wesendonck und hatte sehr unter lärmender Nachbarschaft zu leiden. Einmal waren es sogar fünf Klaviere, die ihn »zerstreuten« und ihm fast das Komponieren verleiden, was wohl begreiflich ist. Aber lassen wir ihn zu unserm Thema selber sprechen: »Unserm Hause gegenüber hatte sich neuerdings ein Blechschmied einquartiert und betäubte meine Ohren den ganzen Tag über mit seinem weithallenden Gehämmer. In meinem tiefen Kummer darüber, nie es zu einer unabhängigen, gegen jedes Geräusch geschützten Wohnung bringen zu können, wollte ich mich schon entschließen, alles Komponieren bis dahin aufzugeben, wo mir endlich dieser unerläßliche Wunsch erfüllt sein werde. Gerade mein Zorn über den Blechschmied gab mir jedoch in einem aufgeregten Augenblicke das Motiv zu Siegfrieds Mutausbruch gegen den Stümperschmied »Mime« ein: ich spielte sogleich meiner Schwester* das kindisch zankende Polterthema vor und sang wütend die Verse dazu,

* Wagners Schwester Klara, Gattin des Sängers Wolfram.

worüber wir alle denn so lachen mußten, daß ich beschloß, für diesmal noch fortzufahren.»

Diesem störenden Gehämmer des Züricher Blechschmiedes verdanken wir nicht nur den erwähnten Wutausbruch Siegfrieds, sondern auch das so populär gewordene Motiv des »Stümperschmiedes«, das »Mime-Motiv« selbst:



Die Laute der Natur in die musikalische Form zu bannen, ist ein Bemühen, das wir wohl bei allen Komponisten nachweisen können. Wie zahllos oft ist nicht der rollende Donner »komponiert« worden oder das Brausen der Windsbraut, das Brüllen der Orkane, das Geheul und Geschrill und Gepfeif der Gewitterstürme! Das rauschende Meer hat seine Musik gefunden, der lautflürzende Gießbach ist vertont worden, und der Regen in allen Formen, vom wütend herabplagenden Wolkenbruch (Vorspiel zur »Walküre«) bis zum wehmütig-eintönigen Landregen (»Wanderers Sturmlied« von Rich. Strauß), findet sich in berühmten Partituren wieder; genau so wie die lieblichen Stimmen der Waldbögel und das klingende Gesumm der Bienen über sonnbeglänzten Blumenwiesen. Und niemals hat wohl der feierlichste Klang, den wir verehren, das Glockengeläute, einen erhabeneren, weisevolleren Ausdruck gefunden als in Wagners »Parsifal«, wenn die Gralsglocken den »allerheiligsten Karfreitag« begrüßen:



Aber auch die profanen Geräusche der Umwelt haben eine Musik, das sahen wir ja am Mime-Motiv. So kehrt der straffe Gleichschritt marschierender Soldaten in zahlreichen Opern wieder, unsre Paukenisten »machen« den Lärm der Geschütze, und die Trommler rattern im Orchester das Kleingewehrfeuer. Der Kriegsspektakel ist immer ein ausnehmend ergiebiges Opernrequisit gewesen, das wird uns Marie, die stramme »Regimentstochter«, die ohne ihn überhaupt nicht leben könnte, gewiß gern bestätigen. Und wer es etwa gar schmerzlich bedauert, nicht persönlich dabeisein zu können, wenn

»hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderzuschlagen«, der kaufe sich nur einen Theaterplatz zu den »Meisterfingern«, und er hat in der berühmten Prügelszene alles, was sein mutiges Herz begehrt:



Auch die Friedenszeiten haben jedoch ihre tönenden Reize. Wo ist die Musik polterig und holperig hüpfender Tölpelbeine jemals so köstlich illustriert worden wie in der Dorfmusik in Beethovens »Pastoralsymphonie«? Dem klingenden Hammerschlag begegnen wir nicht nur im »Ring«, auch Hans Sachs weiß ihn trefflich als Merkerinstrument gegen Bedmesser, die verliebte Schreiberseele, zu gebrauchen; in »Carmen« hat der Hammer seinen Rhythmus gefunden, im lustigen »Zigeunerbaron« und vor allem natürlich im ehrsamem, bürgerlich-bieberen »Waffenschmied«.

Wenn Wagner einmal sagt: »Man könnte das innerste Wesen aller Dinge eigentlich Musik nennen«, so hat er damit eine Wahrheit ausgesprochen, die jeder nachprüfen kann, der nur einigermaßen Musik zu hören imstande ist. Wir brauchen ja nur aufmerksam durch die Straßen zu gehen, so machen wir bald die Erfahrung, daß wir ringsum von Tönen umgeben sind, die sich musikalisch genau feststellen lassen. Im großen hat das Charpentier bewiesen, der uns in wenigen Taktten die naturgetreue Musik einer ganzen Stadt übermittelt. In seiner Oper »Louise« stehen wir zur Abendstunde auf dem Montmartre und hören Paris, das ganze ungeheure, lichterglühende, dumpf-geheimnisvoll summenbe Paris in verblüffender Wirklichkeit tief unter uns zu unsern Füßen klingen; und wer die Partitur der Oper einsieht, der kann sich von der Echtheit dieser »Stadt-musik« überzeugen, sobald er nur nach Tages-schluß sich auf den Kreuzberg bei Berlin begibt und dem Liede der Weltstadt zuhört, die wallend und flimmernd vor ihm ausgebreitet liegt.

Aber, wie gesagt, selbst im Allerkleinsten läßt sich das Vorhandensein nicht nur genau zu bezeichnender Töne, nein, ganzer Tongruppen sogar, also wirklicher Musik fest-

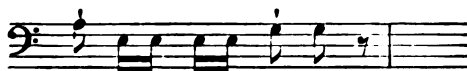
stellen. Es gibt in der Tat eine Musik der Straße. Die Signale der Autos, die natürlich am allerersten auffallen, gehören nicht so eigentlich hierher, weil sie durch die Puppen, also durch besonders dazu angefertigte Instrumente erzeugt werden. Die allerhöchste Reichshuppe hat sich sogar jenes fröhliche Signal reserviert, das uns nicht unbekannt klingt; es ist Donners jauchzendes Motiv aus dem »Rheingold«:



Dagegen mein Straßenbahn-schaffner von Linie 91 würde große Augen machen, wenn ich ihn für einen »Berufslänger« erklären wollte. Und doch singt er mir — in Ausübung seines Berufes — täglich dieselben Melodien in denselben Tonlagen vor, zum Beispiel:



oder, sobald er meinen Obolus empfangen hat, überblickt er sein Publikum und fragt im allerhöflichsten Walzertakt:



Bin ich nun ausgestiegen, so bringt mir an der nächsten Biegung auch schon die Blumenfee ihren tönenden Gruß entgegen:



Und wie ich ihr mit galantem Gescherz ein paar Blumen abnehme, wirft mir die Komponistin einen hold-verschämten Blick zu, der allerdings bereits von ihrem Kollegen Gounod in Musik gesetzt worden ist: »Bin weder Fräulein, noch schön...«

Ich möchte nun gern über den Straßendamm hinüber, aber ein schwerbepackter Lastwagen hat es anders beschlossen; er trotzt gebieterisch dazwischen, und ich muß mir gedulbig seine gravitatisch-täppischen Triolen

mit dem selbstbewußten Vorschlag gefallen lassen:

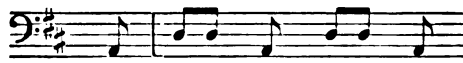


Und nun kommt erst das eigentliche Konzert: die Zeitungsaufrufer! Das sind schlechthin die geborenen Bravoursänger. Wenn Sie, meine Herren Intendanten und Theaterdirektoren, auf Entbedungsreisen nach schlummernden Tenören gehen: hier haben Sie die Auswahl. Das singt und schmettert und gröhlt und knöbelt, daß es eine wahre Lust ist. Es wird Ihnen schwerfallen, die Riesen-gagen in Gold auszudrücken, die in diesen tausend Rehlen versteckt liegen. Aber dafür finden Sie hier auch alles, was Sie brauchen: den »Lyrischen«, der es mit sanfter Weise versucht; den »Spieltenor«, der, was ihm an »Stimme« freilich mangelt, mit herz-bezaubernden Gesten überstrahlt, und um den sich über kurz oder lang ganz gewiß die Operettentheater reißen werden. Hier finden Sie aber vor allen Dingen ihn, nach dem Sie, ach wie lange schon, Ihre verführerischen Neze auswerfen, »den« Tenor. Den Tenor aller Tenöre, den Helben, den Stretta-sänger, den Siegfried, den Ihnen, wenn Sie nicht geschwind zugreifen, übermorgen bereits Amerika weggeschnappt haben wird. Sehen Sie doch nur, wie er dasteht. Wie auf der Bühne, was? Als ob ihn das ganze brausende Riesenorchester ringsum nichts angehe. Auch die Handlung ist ihm, dem Tenor, vollkommen gleichgültig, er wartet einzig und allein auf seinen »Einsatz«, um dann mit alles niederwerfender »Verbe« im brillantesten fortissimo seine alles bezwingenden Kanfaren hinzulegen:



Das Korps der Zeitungsrufers ist geradezu eine Fundgrube für Komponisten und solche, die es werden wollen. Sie sehen, ohne es selbst zu wissen, den Charakter ihrer Blätter in eine Musik, von welcher ernstlich zu lernen wäre. Beschaulich wird der alles liebende »Lokalanzeiger« ausgefungen; reservierter,

mit Intervallen, als schäme sie sich ein wenig der Straße: die Konservative; mit led' liberalem Apostroph das Tageblatt; und bei der Passage steht ein Mann, der tagtäglich von früh bis abends nichts weiter treibt, als in leidenschaftslos gelassener Tieflage diese Töne zu singen:



Die Rundschau, die Rundschau, die



Rundschau, die Rundschau, die.

Ein dunkler Ehrenmann aber tritt mit finsternem Blick aus dem Schatten einer Hausecke auf mich zu und raunt mir wie ein Verschwörer im Flüster-piano eine furchtbare Schicksalsfrage zu:



Alte Kleider? Alte Kleider? Alte.

Ebenso mannigfaltig und charakteristisch wie die Volkskomponisten ist auch die Instrumentalmusik der Straße. Wir haben schon das »Motiv« des Lastfahrens kennen gelernt. Der Hufschlag der »Rosse« hat hier gleichfalls seine bestimmte Melodie, bald im Galopp, bald im Trab und oft im schweren gemessenen Hinstreiten des Vierteltaktes. Ein paar flinke Mädchenfüße dagegen, die hurtig eine Treppe hinunterhüpfen, geben die allerliebste Skala im unverkennbaren pizzicato lodender Weigen:



und nur das übermütig-helle Gelächter, das unsre Verblüffung über solch melodische Trittschritte bei der entzückenden »Herabgekommenen« hervorruft, das, meine Herrschaften, das will sich schwer in fesselnde Noten einfangen lassen.

Die beispiellose Disharmonie von etwa fünfzig verschiedenen Automobilsignalen, dem Geknall und Geratter der Motoren, dem hartnäckig-harten Läutewerk von zwanzig »Elektrischen«, dem Gebimmel und Geklingel zahlloser Fahrräder — und alles durchdringend, übertönend, befehlend das dünne scharfe Trompetenzeichen des Schuttmanns, der den

ganzen scheinbar unlöslichen Orchesterwirrwarr dirigiert: das alles an einer einzigen Straßenkreuzung zu belebter Tagesstunde zusammengebrängt gibt eine Symphonie, die uns vielleicht Richard Strauß noch einmal im Konzertsaal bescheren wird.

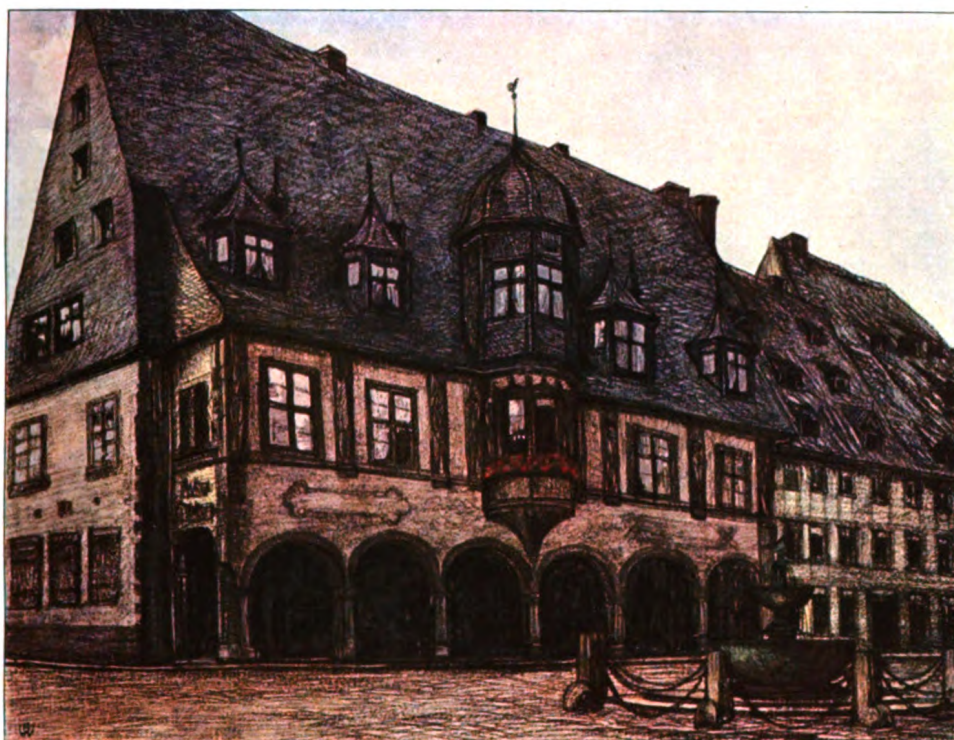
Ein Motiv, das darin unmöglich fehlen darf, ist das Heransausen der Motorfahrzeuge, mögen es die schweren Straßenbahnwagen sein oder die elegant hinfahrenden Autos; sie kommen allesamt mit der übereinstimmenden ausdrucksvollen Tonfolge daher:



Und wenn dann noch gar der Luftverkehr sich hinzugesellt und das dunkle Surren und das heitere Getriller der Flugzeugpropeller »ertönt«, dann wird das »Konzert der Straße« vollkommen sein und in einen prachtvoll großen Akkord ausklingen, den uns schon jeden Tag der »Zeppelin« hören läßt, wenn er in stolzer Ruhe über unsre Hausdächer hinwegzieht: einen langen, wundervollen, majestätischen Akkord, wie mächtig durch die Luft hinschwingende Domglockenlänge. Sie ganz nach ihrer eigensten Besonderheit in Noten wiedergeben, das sei einem Verurteilten überlassen. Aber die Ahnung, wie dieser einzig unsrer Zeit entfliehende Akkord musikalisch darstellbar sein möge, eine Ahnung davon haben wir doch, wenn das Vorspiel zum »Rheingold« beginnt und auf einem gigantischen Orgelpunkt das »Träumen über unergründlicher Tiefe« einsetzt:



Damit mag einstweilen unser »Konzert der Straße« ein Ende finden. Wohlan, ihr Komponisten, wer wagt es? Die Musik liegt auf der Straße.



Kaiserworth (Zunfthaus) in Goslar

Die deutsch-mittelalterliche Stadt

Von Dr. phil. Alwin Kniep

Mit Wignetten und Abbildungen nach Zeichnungen von Fritz Sehere



von der Architektur-Anschauung des mittelalterlichen Menschen bis zu der des modernen ist ein weiter Weg. Dem war das Bauwerk ein erfülltes Bedürfnis des Ausdrucksverlangens seiner Seele und für sein Auge ein Empfinden räumlicher Schönheit, als ein Zusammenwirken von Bauform und den Ausdrucksformen ihres Schmuckes. Dagegen war sein Auge nicht eigentlich gewöhnt, den Raum auf die Ebene zu projizieren, d. h. perspektivisch zu empfinden, worauf die oft kindliche Perspektive der altdeutschen Gemälde hinweist. Fast umgekehrt ergeht es dem Modernen: Fehler perspektivischer Zeichnung sind (leider!) oft das erste und einzige, was der Kunstbetrachter

an Gemälden sieht, und dieses so ausgebildete Vermögen verhindert ihn wohl, den wirklichen Raum rein räumlich zu empfinden. Meist ist es nur ein Wahrnehmen von Zufälligkeiten der Lichteinfälle, der Ausstattung, was er künstlerisch erfasst und in der Erinnerung bewahrt, während die gebaute Form seinem ästhetischen Sinn räumlich fast nichts bietet.

Soll hierin ein Hinweis liegen, warum ein Volk, das vor Jahrhunderten so herrliche Dome, so rein räumlich formenreiche Gebilde wie die alten Fachwerkhäuser schuf, heute auf architektonischem Gebiete mehr als einmal versagte? Nun, jedenfalls erhellt, daß bei so gewandelten Fähigkeiten auch die Kunstanschauungen in gleicher Weise verschieden sind, und so muß von vornherein eine gewisse Resignation, das tiefste Wesen jener alten Bauten ganz erfassen zu können, sich unser bemächtigen. Indessen ist die aus architektonischen und malerischen Momenten gewirkte Schönheit jener Bauepoche, welche

dem deutschen Stadtwesen seine unverlöschliche Grundgestalt gab, so groß und so reich, daß wir am Ende unsrer Betrachtung hoffen dürfen, von ihr mit dem Bewußtsein zu scheiden, mit dem der jugendlich begeisterte Goethe Stralsburg verließ: »Als ich das erste Mal nach dem Münster ging, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmades. Nach Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gotischer Verzierungen. Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davortrat! Ein ganzer großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonisierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte.«

Schön und stimmungsvoll im einzelnen, künstlerisch im ganzen hat die unermüdlige Bildfreudigkeit der Alten sich einer platten und einförmigen Welt südlichen Lebens gegenüber in dem Barbarenrealismus ihres phantasiereichen Wesens nur dies eine Mal kraftvoll behauptet; denn die folgenden Jahrhunderte, in welchen eine deutschem Wesen fremde Renaissance das nordische Kunstemp-

finden überwucherte, find, vom Standpunkt einer nationalen Kultur betrachtet, nur eine Zeit des Verfalls der lebendigen Werte älterer Kunst. Aber alle die Probleme von der künstlerischen Einheit des Städtebaues, welche dem kühn ausschauenden Geiste des Modernen vorschweben, hat jene vielverachtete Vorzeit in ihrer Weise und für ihre Zwecke unnachahmlich gelöst. Doch nicht in dem Sinne einer slavischen Nachbildung empfehlen wir sie, sondern rufen nur ihren stillen und feinen Geist zum Zeugen, daß die deutsche Kunst auch aus nationalem Boden einheimische und doch unvergleichlich schöne Blüten zu treiben vermag, die uns wie ein stimmungsvoller Vortraum einer kunstkulturreichen Zukunft anmuten.



im ganzen entfaltete sich bei einer ziemlich gleichartigen Höhe der Bildung in den vielen einzelnen Städten, jede als Kulturzentrum in ihrer Art eigengesetzlich durch-

geführt, ein weitverbreitetes Bild der Schönheit. Soweit sich die Städte aus vorhandenen Ansiedlungen entwickelten und nicht plötzlich auftauchende Stadtanlagen in kolonialisatorischer Absicht waren, entstanden aus der einfachen Natürlichkeit vorhandener Flurwege die wenigen breiten Straßen, bildete sich, fordernden Bedürfnissen nachgebend, das krause Gewirr schmaler Gäßchen, welches sich wie ein mit liebevoller Kunst gezeichneter erster Buchstabe eines alten Druckwerkes ausnimmt. Von der unbefriedigenden, stets fliehenden Weite, von dem immer gleichen perspektivischen Bilde der geraden Straße, durch welches unsre heutigen Städte so eintönig wirken, ist hier nichts zu spüren, da ein anmutiger Wechsel sich ständig erneuernder und ändernder Ansichten unablässig das Auge des entzückten Wanderers beschäftigt. Die wenigstöckigen Häuschen stellten sich zu beiden Seiten der Wege auf, bald bewußter vortretend, bald bescheiden im Hintergrunde bleibend. Daß hierin nicht das Spiel eines launigen Zufalls sich zeigt, sondern die vollkommene organische Ausbildung des Edigen sich ausdrückt, beweist die Sorgfalt, mit der in gleicher Weise wie die vortragenden oberen Stockwerke auch die



Brusttuch (Bäckergildenhaus) in Goslar

durch jene Unterbrechung der Front freigewordenen Seitenteile der Häuser geschmückt sind. Bisweilen finden sich noch heute niedrige eiserne oder steinerne Pfeiler (z. B. noch am Goethehaus in Weimar), welche, durch Ketten untereinander verbunden, der Hausfront parallel inmitten des Bürgersteiges stehend, beharrlich ihr gutes angestammtes Recht gegen die neue Zeit freien Verkehrs behaupten. Ein andermal macht der Zug der Straße eine entschiedene Biegung, und plötzlich stellt sich quer vor die enger werdende Gasse behaglich ein breites Haus; schon wollen wir mißmutig umkehren, als die freundliche Täuschung verschwindet und das schmalste Gäßchen dicht an dem quergestellten Hause entlang wieder ins Freie führt. Zweifellos aber geben dieser Sackgasse der Häuserfronten, das sich auf die Straße vorschiebbende Giebelchen privater Erde und jene Sackstraßen dem öffentlichen Verkehr eine nicht zu verkennende Schwerfälligkeit; und so zeigt sich auch hier im kleinen, daß das selbstgeschaffene partikuläre Recht des Einzelnen immer das frühere war und die einheitliche Gliederung der Gesellschaft nicht von einer anfänglich machtvollen Spitze weitschauend ausging, sondern von unten herauf zu unzähligen kleinen Kreisen von ständig wachsendem Umfang, in welchen allein bestimmte übersehbare Verhältnisse vorhanden waren, sich bildete.

Wenn nun auch die Häuschen mit der ehrwürdigen Miene des Mittelalters dreinschauen, ein bezeichnender Zug zur Vollständigkeit der alten Straßenbilder fehlt, denn über den unsagbaren Schmutz der früheren Wege hat die Neuzeit ein reinliches Pflaster gebreitet. Lange und hartköpfig hat sich der Bürger gesträubt, seinem Vieh das Recht auf die Straße nehmen zu lassen; schließlich mußte er sich doch darein fügen, seinen Schweinen nur noch etwa eine Stunde am Tage die größere Freiheit der Straße zu bieten, bis auch die Begünstigung schwand; dann aber wanderte das nützliche Vieh aus der ungastlichen Stadt auf das ihm freundlicher gesinnte Dorf. Nicht anders als das malerische Durcheinander von Gassen, Plätzen und Häusern bieten auch die unübersehbaren Rechtsverhältnisse ihrer Bürger ein Gemisch von Belehnungen, Verträgen und besonderen Befugnissen, aus denen sich erst durch ein beständiges Gegenstreben eines



Stadttor in Braunfels

einheitlichen Rechtes nicht ohne weitschweifige Umwege ein organisch wirkendes Ganzes zu bilden vermochte.

Aber gegen die charaktervollen Namen, welche jene alten Straßen führten, scheinen die heute üblichen wie von der Verlegenheit diktiert; hier eine bescheidene Auswahl: Rosenwinkel und Düsterngraben, Grauehof und Seidenbeutel, Hühnerbrücke und Krebschere, Weingarten und Tränketer, Perlenpfuhl, Himmelreich und Jammertal. Zu dem Schönsten jedoch, was jener kunstreiche Geist im Straßenbilde seiner Stadt geschaffen, gehören die einladenden Laubengänge. Nur noch wenige Städte dürfen sich dieser Bürgersteige rühmen, die, von den Fußböden der ersten Stockwerke überdeckt, von den tragenden Pfeilern zur Seite des Fahrdammes geleitet, dem Wanderer Schutz gegen Regen und Sonne, dem Auge im wechselvollen Rhythmus von Licht und Schattenfonturen einen malerischen Anblick bieten. Oft zogen sie sich ganze Straßen entlang, oft nur vor

wenigen Häusern hin, bisweilen umsäumten sie allein den Markt, immer aber zeigt sich die Absicht, zweckmäßige Forderungen des Lebens mit idealeren Wünschen der Kunst geschmackvoll zu verbinden.



Am Ende der Straßen nun, welche auf die Landwege mündeten, erhoben sich als verschließbare Durchgänge, in den zinnengekrönten Stadtmauerfranz eingelassen, die Torbauten. Auch beim Bau dieser Warten ließ es sich der immer rege Kunstgeist alter Meister anlegen sein, die Tortürme als schwerer einzunehmende Sonderfestungen nicht nur ihren Zwecken entsprechend auszustatten, sondern darüber hinaus sie auch zu Schmudbauten zu erheben. Gegen die so geschaffene ausdrucksvolle Verbindung einer von bestimmten Zwecken geforderten Anlage und ihrer natürlichen Schönheit mutet ein nur repräsentatives Werk der reinen Kunst, etwa das Brandenburger Tor in Berlin, wie eine inhaltlose Säulenphrasen an. Für jene dagegen ergab die Aufgabe, einen rechteckigen oder quadratischen Grundriß in eine Spitze überzuführen, eine reiche Möglichkeit mannigfacher Lösungen, der sie im anmutigen Wechsel der Ansichten meist so Form gaben, daß sich über dem romanischen oder gotischen Torbogen erst ein bewohnbares Obergeschoß erhob, dem als Turmbau eine mehrseitige Stufenpyramide oder eine welsche Haube aufgesetzt wurde. Als Luginsland weit hinaussehend, ist dieser Torturm dem fernher Nahenden ein ersehntes Wahrzeichen endlicher Ruhe nach ermüdender Wanderung oder der Geborgenheit in machtvoll städtischem Schutze. Bisweilen auch steht die doppelte Wehrkraft zweier Türme, den niedrigen Durchgang freundlich in ihre Mitte nehmend, auf einsamer Torwacht. Einladend winkt, von dem dunklen Rahmen des Torbogens gemäldeartig umschlossen, die buntfarbige Häuserzeile hindurch und läßt in dem Betrachter den Wunsch, einzutreten, sich sinnlich kräftiger äußern. Heute freilich sind die verkehrsreicheren Wege um den bescheidenen Durchlaß der Tore herumgeführt, und jene stehen nun verlassen, wie Steine des An-

stoßes, inmitten einer fremden Umgebung des Häusergewimmels. Goethe hat vorahnend diesen Zustand mit wenigen Versen trefflich gezeichnet:

Krummenge Gäßchen, Spitze Giebel.
Beschränkter Markt...
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein sich anzumaßen;
Und endlich, wo kein Tor beschränkt,
Vorstädte grenzenlos verlängert.



it dem hochragenden Giebel nach der Straße gerichtet, sich gleichsam schmal machend, gönnen die gotischen Häuschen gern dem Nachbar einen gleichen Platz an der Sonne, und erst die später erbauten Häuser der deutschen Renaissance, ihrer vornehmen italienischen Verwandten eingedenk, stellen sich selbstbewußt breit in die Reihe, wie ein anmaßlicher Mensch, der sich im Gedränge mit den Ellenbogen Platz schafft. Durch die auf- und absteigenden Linien der Giebel machen jene die Straßenzeile abwechslungsreich und vielgestaltig und fordern den Blick jedes für sich allein, während diese ihn atzentlos an den Dachkanten hingeleiten lassen, wenn nicht die gleich schräge Fläche so vieler im eintönigen Rhythmus sich wiederholender Dächer durch kühn sich vorbeugende Zwerghäuser geschickt verdeckt ist, wie es denn auch vielfach geschah. Aber zu den unvergleichlich malerischen Ansichten der alten Bauweise gehört es, wenn über den vortragenden unteren Stodwerken auch noch die sich verzüngenden des Giebels übereinander hervortreten, jedes das schirmende Dach stufenweis über seine geschmückte Stirn vorziehend, wie etwa am Knochenhaueramts- haus in Hildesheim. Was später in der deutschen Renaissance durch eine kompromißartige Vereinigung der im gotischen Stil vorherrschenden vertikalen und der horizontalen Linie der südländischen Renaissance, wie am Gewandhaus in Braunschweig, einen so malerischen Eindruck hervorruft, das erreicht diese Kunst in noch höherem Maße durch den Wechsel der Ausdrucksmittel, indem sie die aufsteigende gotische Linie mit den wagerechten Licht- und Schattenbändern der vortragenden Geschoße wirkungsvoll verbindet

und so mit der gebauten Form einen verschleiern den Mantel verwebt, der gleichsam ihre innere Bewegung verkündet.



In dem Gedränge der nur durch einzelne Balken getrennten Fenster und dem reichen viel-farbenen Holzschnitt erscheinen diese kleinen Häuschen wie alte schöngeschnitzte Glas-jchränke, hinter deren Scheiben ein vergessener Hausrat sein lautloses Dasein träumt. Und welche künstlerische Phantasie hat nicht auf diesen Hauswundern ihre üppigsten Blüten getrieben! An den Querbalken ziehen sich Treppenfrieze hin, ein Laubstab mit kräftigem Grün rankt sich an den Pfeilern in die Höhe, und über das Balkenwerk mit seinen seitlichen Verstreungen und Füllhölzern breitet sich ein dekorativ wirkendes, vielfach abgewandeltes Fächermuster. Auf einer balkentragenden Konsole steht ein pausbädiger Spielmann, den schwermütigen Dodelsack blasend, nach dessen langgezogenen müden Tönen auf dem nachbarlich angeschlossenen Pfeiler ein buntgekleidetes Pärchen fremdartig unbeholfen tanzt, und von den darüberliegenden Balkenknöpfen grinsen Frägen und Reideköpfe dazwischen. An den späteren Häusern aus der Renaissancezeit gesellen sich zu dieser urwüchsig phantastischen Komik der Gotik auf den verkleideten Fächern ganze bildmäßige Szenen: Adam und Eva haben sich da als unzuverlässige Hüter des Erkenntnisbaumes zu seinen beiden Seiten postiert, darunter ruht der behäbige Bacchus, selbstgefällig an ein riesiges Weinsäß gelehnt, und zwischen beiden Bildern hindurch fliegt eine Putte. Groß muß die Verwirrung gewesen sein, welche die von Süden her vorbringende Renaissance in den Köpfen der altdeutschen Meister anrichtete, ist doch selbst ein Dürer nicht immer Herr über die neue Form geworden, wie sich z. B. auf dem Blatt »Marias erster Tempelgang« zeigt, wo er mit einem Treppengeländer in die schlanken Säulen des Renaissancegebäudes sticht. Aus Musterbüchern, lehrt uns die Kunstgeschichte, entnahmen sie die Szenen in beliebig gewählter Folge, die sie in Holz schnitzten oder in Stein hieben. Da ist es denn nicht sehr verwunderlich, wenn

der deutsche Bürger, um auch »klassisch« zu sein, an die bevorzugte Stelle über der Haustür, von wo bisher ein frommer Spruch den Eintretenden begrüßte, nun den auseinandergenommenen Laokoön aufstellt, den Vater in die Mitte, die beiden Söhne auf die Pfosten! Auch das Akanthusblatt »Der ewige Jude in der Kunst« erscheint wieder samt der ganzen heidnischen Gesellschaft von bodsbeinigen Faunen und verführerischen Nymphen, die in ihrer frierenden Nacktheit in der nördlich rauhen Fremde Flächen und Säulen bevölkern im bunten Wechsel der Art, im bunteren der Farben.

Wer im Bewußtsein seines geläuterten Kunstgeschmacks von heute oder mit einer kalt abwertenden Ästhetik, die von den korrekten Kunstwerken der Antike und Renaissance abgeleitet ist, an diese Schöpfungen herantritt, wird den Kunstgebilden, welche ihre Entstehung dem Reichtum einer überquellenden Phantasie und einer gesteigerten Wärme des Gemüts verdanken, nicht gerecht. Denn nicht in der plastischen Form an sich, in der bewußten Klarheit und Einheit der Darstellung liegt die bildkünstlerische Absicht, sondern die Empfindung der Fülle und des Wechsels der Linien, die geistige Bedeutung des Einzelnen und seine mannigfachen Bezüge zum umgebenden und vergangenen Dasein wollen künstlerisches Erlebnis werden.



nd diese ihrem Charakter nach malerische Architektur hat nun der feinsinnige Kunstgeist von damals vielfach mit einem architektonischen Akzent von machtvoll harmonischem Zusammenklang ausgezeichnet: dem deutschen Erker. Unser rauheres Klima verbietet es eigentlich, an die Häuserfronten jene heute so viel verwendeten Balkons anzubringen, die ihre Herkunft aus milderen Gegenden denn auch nicht verleugnen; mit hohen Rollwänden oder Vorhängen aus Segeltuch versucht ihr fragwürdig glücklicher Bewohner sich gegen die frei eindringende Anbill der Witterung des Sommers notdürftig zu schützen, und im Winter gar muß er zugvogelartig den unwirklichen Ort gänzlich verlassen. Aber der ältere Erker, einzeln

vor die Front gesetzt oder mitgegliedert durch mehrere Stockwerke emporgeführt, oben mit einem abschließenden Dach gekrönt, vereint in seinem Fensterreichtum und seiner vorgeschobenen Stellung die Wünsche des Auges nach offenem Ausblick mit den Bedingungen nördlicher Klimate. Sein künstlerischer Vorzug aber vor jenen einzelnen, den Blick zerstreuen Balkonen ruht bei ihm in der kompositionellen Wirkung, indem seine geschlossene Einheit der Anlage dem betrachtenden Auge einen bleibenden Ruhepunkt auf der weiten Front gewährt, zu dem es immer gern zurückkehrt. Die Anordnungsabwechslung aber und Gestaltungsmöglichkeit, welche er bietet, gestatten, ihn als bescheidenen Akzent vor die Front zu setzen oder ihm den allein wirkungsvollen Grundton der ästhetischen Würde zu übertragen, und sollten an sich schon Ursache genug sein, dem deutschen Erker einen unverlierbaren

Platz in der glänzenden Reihe deutscher architektonischer Formen dauernd zu sichern.

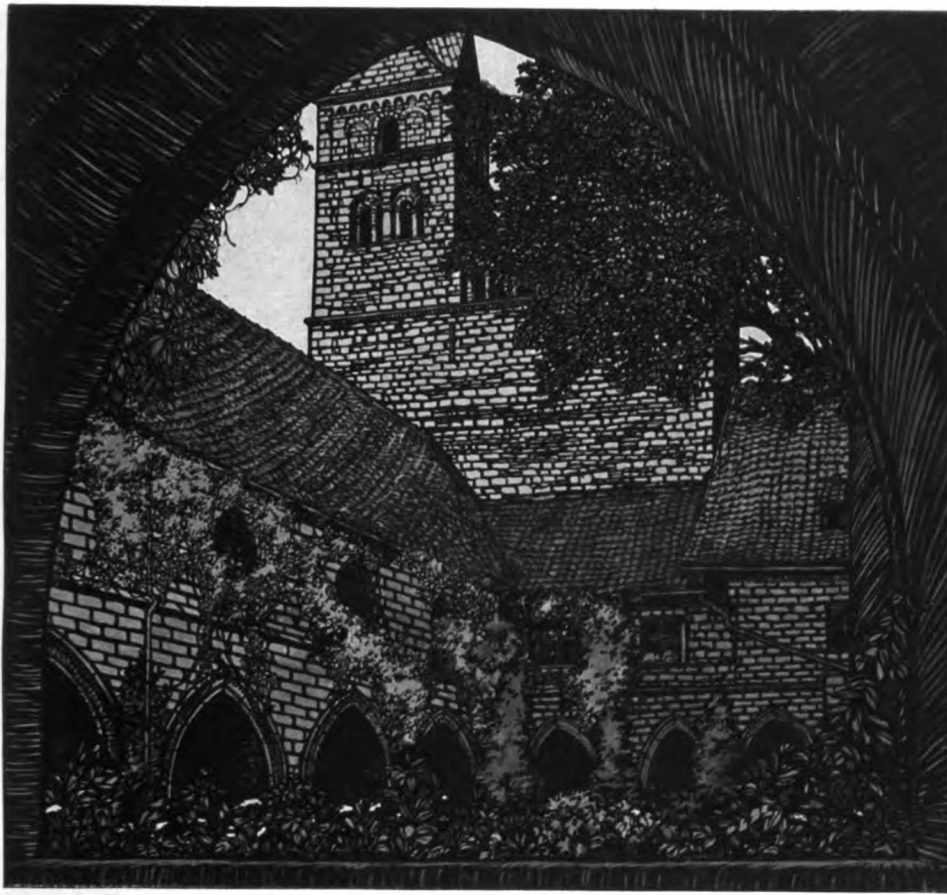


das deutsche Dach die schönste und einfachste Schöpfung zugleich. Unvergänglich prägt sich der überragende Eindruck der Schönheit dem Gemüte ein, das einmal die schmückende Kraft dieses ansteigenden Daches neben der halbweisen Kulissenwirkung flachgedeckter Häuser geschaut hat, welche die spätere Zeit in Anlehnung an die südlichen Kastenhäuser dazwischenstellte. Der antike Mensch oder der südblicher Gegenden, der vornehmlich in der Öffentlichkeit der Straßen und Plätze zu leben gewohnt war, mochte sich an den schöngegliederten und geschmückten Häuserfronten der Straßenzeilen erfreuen; für uns aber, deren bestes Teil in der Abgeschlossenheit des häuslichen Wirkungskreises ruht, welchen heimischen Frieden des Daseins schon Dürer auf seinem trefflichen Stich »Hieronymus im Gehäus« in seiner ganzen beseligenden Stimmung fühlbar werden ließ, ist auch der ästhetische Geschmack ein von Grund aus anderer. Gerade das über die Hausfront vortretende Dach gewährt durch den Eindruck überreichen Schutzes ein Gefühl der tröstlichen Beruhigung, zu dem sich als ästhetisch stimmender Faktor noch die Abgeschlossenheit der Front nach oben gesellt, während die im Leeren endende Fassade eines flach gedachten Hauses, auch wenn ihren oberen Rand Figuren einzeln krönen, eher durch das Zerstreuen ihrer Wirkung Unlustgefühle der Ungewißheit in dem betrach-

och von all den verschiedengestaltigen Werten, um die dieser bei aller Richtung zum Transzendenten doch wirklichkeitsfrohe Kunstgeist die Architektur bereicherte, ist



Blick von der Rathhaustreppe auf die Ratschenke (rechts) in Halberstadt

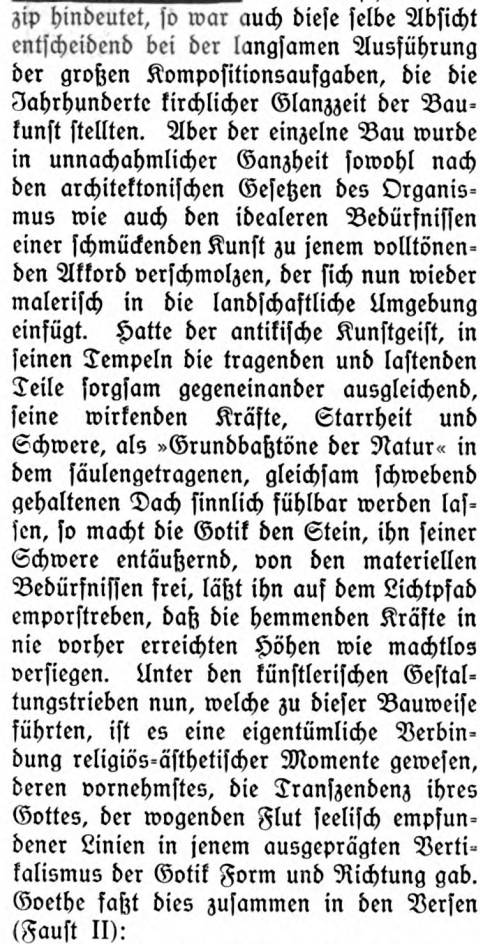


Kreuzgang und Kirche Unserer lieben Frauen in Halberstadt

tenden Geist erweckt. Auch ist jenen durch die verschiedenen Möglichkeiten der Dachkonstruktionen eine Mannigfaltigkeit malerischer Ansichten gewährt, wie sie heute der moderne Landhausbau wieder anstrebt (vgl. die dreifache Überschneidung der Dächer des Rathauses in Halberstadt). Mag nun in ruhiger Klarheit die rotbraune Dachfläche des einzelnen Hauses, nur unterbrochen von Reihen niedriger Luten, oder ein sanft ansteigendem Gelände sich anfügendes Dächermeer eines Burgberges sich wellig hinanziehen, beide Anlagen bringen einzeln und in ihrer Komposition Zeugnis um Zeugnis dar für den feinen Sinn künstlerischer Stilformen, den man gern in sorgenloser Allgemeinheit der mittelalterlichen Kunst abzusprechen geneigt ist.

Das Empfinden der eigentümlichen Schönheit kühn geknitterter Linien und Formen, der

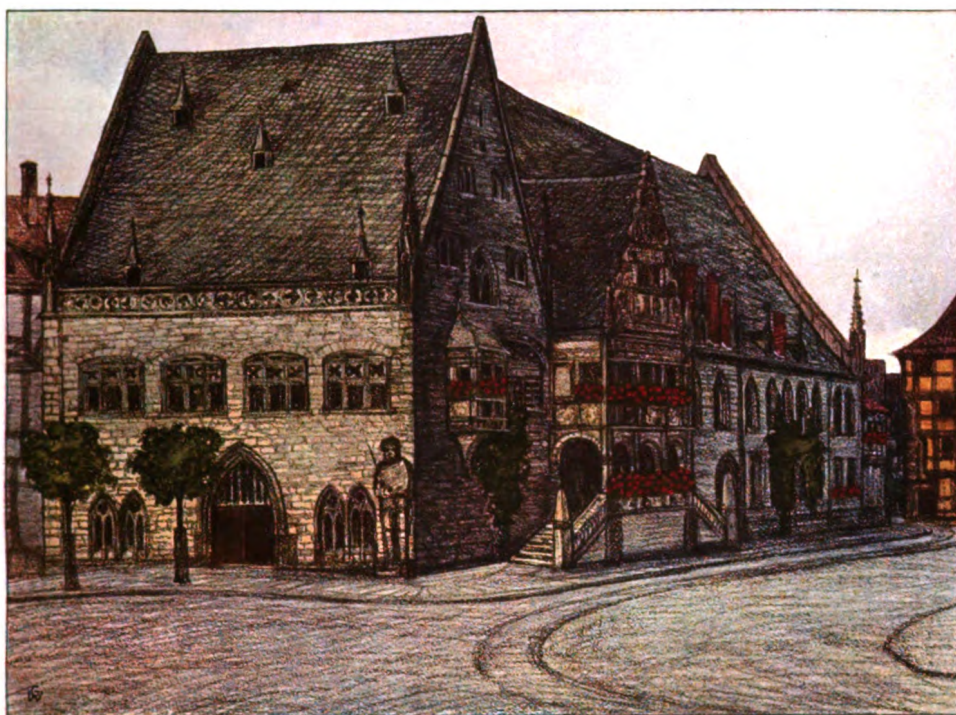
beständige Wechsel starker und mannigfacher Farben, welche das gotische Kunstgefühl jener Menschen gleichmäßig befriedigte, erweckte in uns nicht mehr dieselbe Teilnahme, aber die rastlos tätige Zeit hat einen verklärten Glanz über jene Gebilde gebreitet, der tiefer unser Herz erregt. Wie das einstmals strahlende Rot der Ziegel sonnenmüde verbleicht, wie sich ermattet vom jahrhundertelangen Dastehen so ein Häuschen an den stärkeren jüngeren Nachbar lehnt, wie es die faltige Stirn seines Giebels in sich zusammengefunken vornüberneigt, tiefgefurcht von den Linien des Hochalters, das ist ein Bild, das keine Worte beschreiben können. Aber darin wird man mir zustimmen: es ist ein Anblick, der in dem empfindsamen Gemüt ein Mitgefühl der Vergänglichkeit und des allmählichen Erliegens im mühevollen Kampf ums Dasein wundervoll weckt...



Als stärkstes ästhetisches Symbol religiöser Erhebung hat nun diese Baukunst jene himmelanstrebenden Thürme geschaffen, zu denen eine nach den freien Gesetzen sinnlicher, weltfroher Schönheit schaffende Architektur nie gelangen konnte, in denen aber alle die einzelnen schwächeren Vertikalen des Langhauses am gewaltigsten widerklingen. Aber die ganz echt gotische, aus ihrem Wesen herausgeborene Lösung ist nur ein lichtdurch-

geistiger Turm, der alle die einzelnen aufsteigenden Linien in letzter Klarheit in sich vereint. Und so ist diese gotische Bauart eine Manifestation des Geistigen geworden, die das Endliche und Irdische zum Zeichen des Überfinnlichen und Ewigen machte. In der gebauten, organisch gefügten Schmudform der Münster hat das Mittelalter mit seiner verinnerlichten Religiosität seine spirituale Weltanschauung, sein Triumphieren im Geist und sein Hinaufbrängen zum Herzen Gottes, das ihm in der Mystik nur dunkel chaotisch gelang, mit der überwältigenden Klarheit der Kunst wahrhaft sinnlich fühlbar werden lassen.

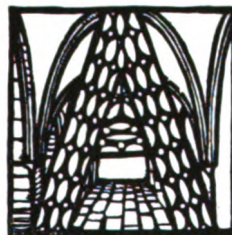
Digitized by Google



Rathaus in Halberstadt

des entlaubten Baumes sich mit dem eigenartigen Rhythmus gotischer Linien zu einem volltönenden Akkord vereint, wenn von dem vorwiegend grauwolfigen Himmel nördlicher Länder die scharfgeknitete, auf- und absteigende Silhouette eines Münsters sich wirkungsreich abhebt oder der belebende Strahl der Sonne ein malerisches Lichtgewand über die steinerne Hülle seiner Formen breitet, dann weckt die vieltönende Schönheit dieser Kunst in der Seele Klänge und Akkorde wie aus einer andern Welt. Lautlos schleicht das dunkle Grün des ausdauernden Efeus an den verwitterten Wänden empor, mit seinen milden Ranken die steingrauen Heiligen umarmend, denen der moderne Geist die Seele genommen; darüber hervor ragen kleinere Konsolen, von ihren Figuren verlassen, trübselig und einsam, aber geduldig wartend, und von dem höheren Gesims schauen übermütig abenteuerlich gestaltete Wasserspeier herab. Mit dem Emporstreben der Formen zur Höhe verbindet sich im Inneren der Dome ein Bogen des durch die hohen Fenster eindringenden Lichts, des Symbols alles Guten und Heilbringenden, dessen Strahlkraft in

den oberen Bauteilen durch vermehrte Zufuhr sich steigert, und eine durch die bunten Scheiben gefärbte Lichtflut umschwebt in fremden, ungewissen Tönen geheimnisvoll den Andächtigen wie ein wallendes Meer beglückender Träume. Dort in der phantastischen Welt der Gestalten erschuf der immer rege Kunstgeist alter Meister sich eine plastische Poesie, hier im magischen Glanze lichtdurchglühter Farben entführt er die Seele in grenzunbewußte Reiche, im ganzen aber gab er in der Großheit des gotischen Baugedankens dem uralten ewigen Sehnen des Menschenherzens ein anschaulich schönes Gleichnis, das vielleicht die größte Wunderleistung aller Kunst ist.



n die von Osten nach Westen orientierten Kirchen fügte der mittelalterliche Baubrauch auf der Südseite vielfach einen Klosterbau und mit diesem die in sich geschlossene Reihe wuchtiger Rund- oder Spitzbogengewölbe des Kreuzganges, dessen

Anlage und Bauform wie ein Symbol entschlossener Weltabkehr, wie die nach innen geöffneten Augen der in sich versunkenen Seele anmuten. Aus der religiösen Stimmung des mittelalterlichen Geistes entstanden, ist die Form des Klosters eine idyllische, selbstgewählte Verengung, doch einst nicht außer allem Zusammenhang mit dem tätigen Leben der Menschheit, denn gerade sie waren Ausgangspunkte der Zivilisation und Kultur, von denen Baukunst, technische Fertigkeiten, ein wenn auch beschränktes Wissen ausging, und vor deren Mauern früh das reich entwickelte Markten des Handels sich abspielte. Doch von den vielen ineinander verwobenen Bauten des Klosters ist die feinsinnigste Anlage das nach außen völlig verhüllte Ganze des Kreuzganges, der je eine seiner vier Seiten dem hoffenden Morgen, dem brennenden Mittag, dem tröstlichen Abend und der schweigsamen Mitternacht öffnet. Die kleinere Welt seines heimlichsten Gärtchens, wie von einem neidfürchtenden stillen Glücke geschaffen, ge-

währte der tieferen, entzogenen Liebe ein seliges Träumen oder ein schmerzlos Vergessen. Rastlos aber schreitet die eilende Zeit darüber hinweg, kaum beachtet erblüht dort ein neuer Frühling, oder verglühn in gelbrotem Leuchten die Blättergewinde des Sommers, und herzverödet liegen die von den einsamen Tritten widerhallenden Gänge:

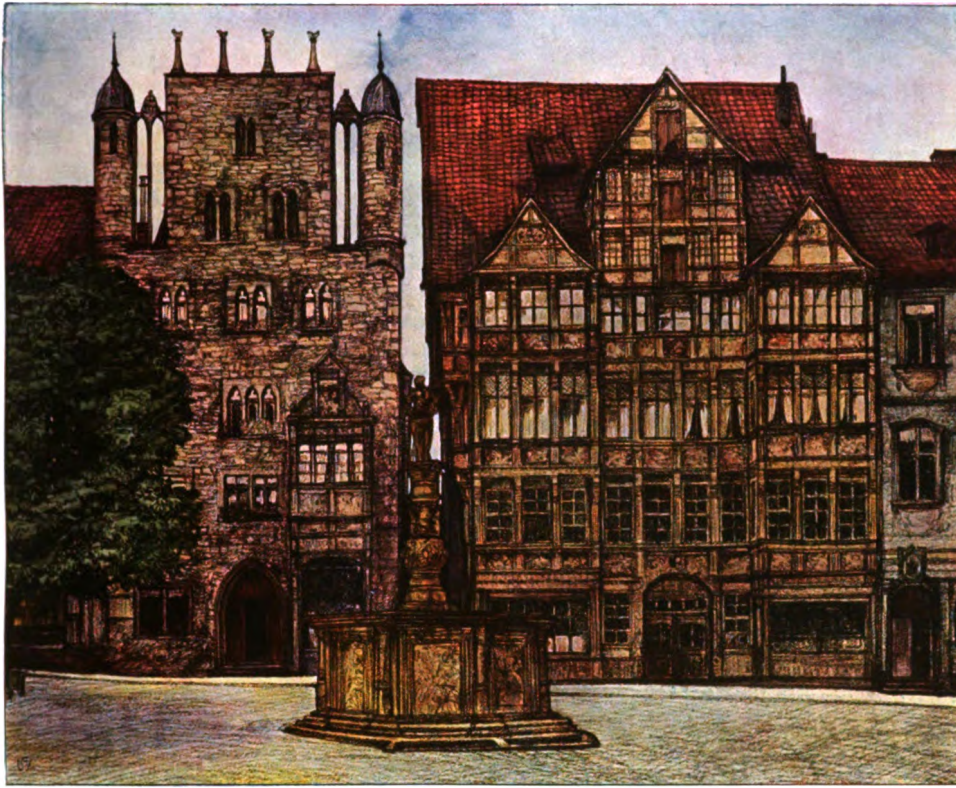
Wo sind sie, deren Lied aus deinem Schoß,
O Kirchlein, einst zu Gott emporgeflogen,
Vergessend all ihr trübes Erdenlos —
Wo sind sie? Ihrem Liebe nachgezogen!



ar für die Domanlage in der Hauptsache nur jene eine Bedingung maßgebend, welche die Kirche durch ihr Bedürfnis nach großen gedeckten Hallen zur Vereinigung der Gläubigen aufstellte, so haben sich beim Rathausbau mannigfache Forderungen der Stadtpolitik und des Handels summiert und gekreuzt, die in ihrer entscheidenden Zusammenstellung jedesmal dem Baugedanken eine bestimmtere Form verliehen. Aus einfachsten Anfängen heraus hat sich ohne merklichen Einfluß der ursprünglichen Stadtanlagen ein überall in den wesentlichen Zügen gleiches Bild entwickelt. Die älteste Form und oft der Kern des späteren Baues besteht aus einem nur zweistöckigen Hause, das, über einem oblongen Grundriß errichtet, zu ebener Erde ein düsteres Vorgengewölbe und darüber einen einzigen, meist holzgedeckten Saal enthält, von denen jenes zu Marktzwecken, dieser zum Versammlungsort der Bürger oder, festlich aufgeputzt, zu Tanz- und Hochzeitsfeiern diente. Die langsam gewachsenen Städte, die zunächst im Schutze einer überragenden Burg angelegt waren, befanden sich anfangs in natürlicher Abhängigkeit vom Burgherrn; aber von früh an



Knochenhauer- (Fleischer-) Amtshaus in Hildesheim



Templerhaus (Spätgotisch) in Hildesheim

geht das Bestreben der Bürger dahin, sich eine von dem Adelsgeschlecht unabhängige Stellung und Selbstverwaltung zu sichern. Je nach dem Ausgang dieses wechselvollen erbitterten Kampfes nun zeigt die Rathausanlage ein andres Bild. Aber doch sind in der reichen Mannigfaltigkeit dieser Bauformen zwei Haupttypen unterscheidbar. Einmal die kleinere Anlage des Schöffenhauses unfreier Städte, in dem der Vogt, als Vertreter des Machthabers, und diesem eidlich verpflichtete Schöffen Verwaltung und Recht ausübten, wobei dann der große Saal fehlte, da die Bürger, ohne beschließende Stimme, sich nur auf dem davorliegenden Platz zu versammeln pflegten; daneben errichtete sich dann die Stadt ein eignes Kaufhaus einfachster Art, das je nach seinen Zwecken als Gewandhaus, Kornhaus, Tuchhaus benannt wurde. Zum andern die Rathausanlage der freien Städte mit einem dem Handel dienenden unteren Gewölbe, in dem die Waren lagerten, auf die die Stadt das Monopol hatte, dem

Bürgeraal zur Stadtverwaltung und den Amtsstuben für die gewählten Ratsherren.

Dem wechselnden Gang der Entwicklung weiter zu folgen, sei an das Rathaus zu Halberstadt erinnert, das in seiner dreifachen, sich auf über zwei Jahrhunderte verteilenden Bauerweiterung recht eigentlich als typisches Beispiel für die Entwicklung dieses mittelalterlichen Verwaltungsgebäudes gelten kann. Nicht schematisch ist den Bau Gedanken eine feste Form verliehen, sondern es lassen sich auch hier wieder jene künstlerischen Absichten erkennen, deren wir beim Dombau bereits gedachten. So setzten diese alten Meister an einen romanischen oder frühgotischen Bau, der nur jene anspruchslose Kernanlage umfaßt, einen spätgotischen Anbau, den das lebhafteste Aufblühen der Stadt und die damit bedingte Erweiterung der Verwaltung forderte. Wieder ein Jahrhundert später fügten andre Künstler im edlen Wettstreit um die Schönheit ihres Rathauses eine Ratslaube, von der aus den Bürgern mancherlei Verordnungen bekannt-

gegeben wurden, oder einen prächtigen Erker in den Formen der eingewanderten Renaissance hinzu.

Und gerade dies Bauen zu verschiedenen Zeiten mit dem Nacheinander der Stilformen verleiht dem an sich schon reichen Bilde der Rathausanlagen noch eine besonders malerische Wirkung. So wurden künstlerisch in der scheinbar mühelosen Arbeit allmählicher Entwicklung, indem jede Zeit nur in ihrer Formsprache sich auswirkte, allein nach den Gesetzen der malerischen Komposition jene wundersam einheitlich wirkenden Baugebilde geschaffen, die der neuzeitliche Baugeschmack künstlich durch nachahmende Vereinigung eines Vielerlei historischer Stilformen an einem Einzelbau wieder zu erreichen strebt. Freilich auf Kosten der inneren Wahrheit, denn Stileinheit der Ausdrucksform, die erste Forderung an jede Zeit, ward dadurch nicht gerade gefördert.



Gasse in Mainz

Wie wenig formelhaft aber jene Architekten bauten, wie sehr sie stets die allgemeinen Empfindungen als formende Bedingungen berücksichtigten, das ist am Rathaus, verglichen mit dem Privatbau, besonders deutlich erkennbar. Nicht allein daß sie ein die städtische Macht repräsentierendes Gebäude aus gediegenerem, dauernerem Material erbauten, sie schufen auch eine Prunkfassade, die, oft hoch über das Dach hinausgeführt, an jene prachtvollen Orgeln erinnert, die sich bisweilen noch in alten Kirchen finden; oder sie vereinigten ihre reichsten Gedanken über Schmuckformen und ihre seltensten Blüten der Schönheit an diesen Bauten, die berufen waren, als künstlerische Zeugen ihre Gefinnung kommenden Geschlechtern zu überbringen.

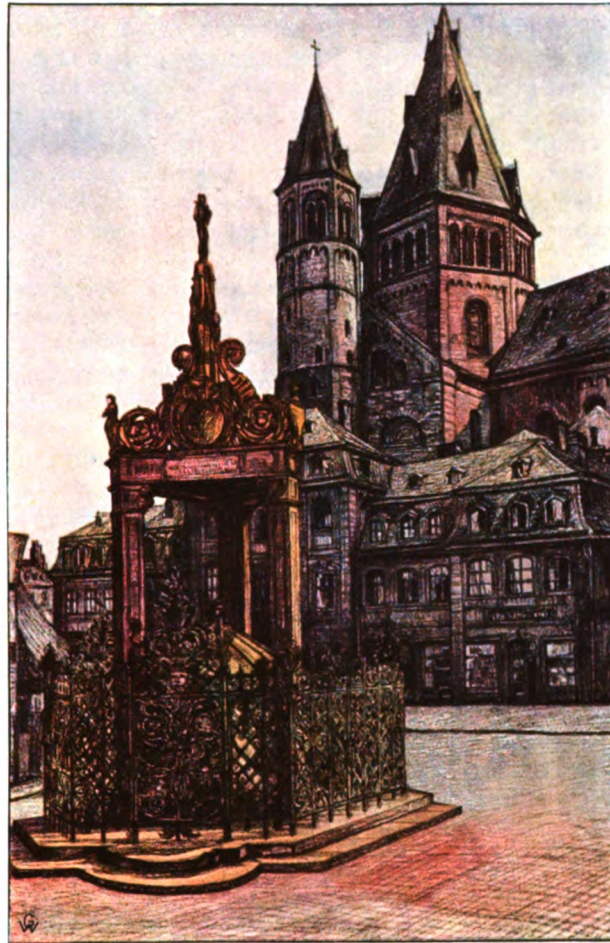
Zumeist hatten die alten Rathäuser Mitteldeutschlands nur einen kleinen Turm, der das Sturmglocklein beherbergte. Aber in den weiten, unabsehbaren Ebenen des östlichen Deutschlands haben die Rathäuser himmelanstrebende Glockentürme als hervorragende Warten zur Beobachtung des heranziehenden Feindes, die für die Stadt die gleiche Bedeutung gewannen wie der Bergfried für die Ritterburg. Oft pflegten in Friedenszeiten die Spieße und Morgensterne der Bürger auf dem Rundgang ihrer weiten Plattformen aufbewahrt zu werden, nicht aber waren die Rathäuser eine zweite Burg in der befestigten Stadt. Fast alle die neuen Rathäuser, die heute der wirtschaftliche Fortgang der Städte fordert, pflegen sich wieder mit einem schlanken Turm zu schmücken, aber jene Zeiten sind dahin, wo die Ratsherren der Drohung des feindlichen Kriegsherrn, er werde seine Kanonen auffahren lassen, die stolze Antwort geben konnten: Und wir werden unsre Glocken läuten lassen!

Den abweichenden Anschauungen von Städteschönheit, wie sie die älteren Jahrhunderte künstlerischer Hochblüte entwickelten, hat auch die Gestaltung der Plätze ihre vielbewunderte Eigenart zu danken. Wohl planmäßig angelegt, aber nicht nach den Forderungen, wie sie der Verkehr dem Grundriß bestimmt, sondern als geschlossene Räume nach den Gesetzen der Schönheit, begrenzt von dem bunten Grunde der Häuschen, die überragt werden von den Türmen und Dächern halb verborgener Kirchen, lie-

gen die Plätze noch heute inmitten der alten Stadtkerne wie reichere Blüten im dunkleren Laub. Die wenigen Straßen, die von den Plätzen in den dichten Wald der Häuser führen, scheinen doch immer in absehbarer Entfernung durch die gebogene Front einer Straßenzeile oder die Schmuckfassade einer Kirche wirkungsvoll beendet. Dort bietet sich dem Auge in der freundlichen Begrenzung des weiteren Platzes ein Wechsel malerischer Bilder mit einer fesselnden Folge von Stimmungen. Im Gegensatz auch zum heute geübten Brauche ist das alte Denkmal in eine der idyllischen Plazeden gerückt, die durch die gebrochene Front der Häuserzeilen entstehen. So schaut aus dem Winkel eines landstädtischen Marktes ein steinerner Markgraf, die kräftige Hand auf das verrostete Schwert gestützt, oder es schweben dort die unablässig bewegten Silberschleier des Wassers über den ergrauten Steinen eines blumenreichen Brunnens. Diese Wirkung wieder zu erreichen, strebt die neuere Plastik danach, sich mit einem eignen architektonischen Umbau zu umgeben, mit dem sie harmonisch zusammenklingen will, wie der Feld in Ritterrüstung oder Landsknechtstracht mit der Umwelt seiner Bauten. Gerade die Brunnenbauten und Plätze hat der alte deutsche Geist unaussprechlich geliebt und in der bildenden Kunst wie in der Gemeinschaftsbildung des Volksliedes reichen Glanz über sie gebreitet.



Die Schönheit der mittelalterlichen Stadt, sie ist eine architektonische und malerische zugleich, denn so sehr auch die feinen Geister einer Zeit in den ihr Empfinden ausdrückenden einheitlichen Stilformen architektonisch



Dom mit Umbauung in Mainz

bauten, das Nacheinander der verschieden-gestaltigen Stile verwob das Ganze zu einem immer sich erneuernden Bilde malerischer Schönheit. Doch heute, wo viele Quellen des Schönheitsgefühls verschüttet sind, wo das gute unzerstörte Alte neben schlechtem Neuen erscheinen muß, läßt sich nur noch die ganze künstlerische Einheit der Anlage ahnen, die die mittelalterlichen Meister erfolgreich anstrebten. Sie hatten erkannt, wie kaum wieder einer nach ihnen, daß keine Kunstform einen so weiten Spielraum für die Gestaltungskraft des menschlichen Kunstgeistes umfasse wie die Architektur, die aus rein praktischen Bedürfnissen eines materiellen Daseins ihren Ursprung genommen hat, um oft zur Einfachheit zurückzukehren, die aber doch der höchsten Vergeistigung seelischen Lebens im

Ausdruck sinnlicher Form fähig ist. So reihen sich denn dem Nachgeborenen als eine Summe kunstvoller Arbeit der welken- und erblühenden Geschlechter die mannigfachen, verschiedengestaltigen Gebäude zu einer Blütenfülle der Schönheit harmonisch zusammen, da immer die Späteren, die feinen Gedanken der Vorzeit ehrend, Echtes zu Echtem fügten, gleich der Märchenichtung eines Volksepos, das sich aus Geschichte und Sage, Erlebtem und Erdichtetem wunderbar nach und nach aufbaut. Wie in der phantastischen Figurenwelt, die die alten Münster ringsum verziert, die letzten absterbenden Gedanken eines noch nicht lange überwundenen mythologischen Denkens sinnliche Form gewannen, so hat das regsame Naturell des Volkes in farbenreichen, phantasiefühnen Bildern und Sagen auch der umgebenden Wirklichkeit eine erdichtete tiefere Bedeutung abzulauschen versucht. Bald ist es ein halb verfallenes Turmgewölbe, um das ein jugendliches Grün seine schmiegsamen Ranken windet, bald eine vordem zerstörte Burg, in deren dämmernde Vergangenheit der dichtende Volksgeist seine Gedanken verlor:

Wie Reben sich ranken
Mit innigem Trieb,
So schlingen Gedanken
Um euch sich in Lieb'!

Hier liegt neben dem Dom ein unförmiger Felsblock, von dem die Sage berichtet, der Teufel habe mit ihm nach dem Gotteshause geworfen. Dort hängt an der seitlichen

Mauer ein eisernes Werkzeug an kurzer Kette herab, mit dem der Wind in pendelndem Schaukeln rostrote Schwingungsbogen auf den ergrauenden Mauergrund gezeichnet; unmöglich kann mit ihm je ein Mensch getötet sein, aber die kindliche Sage nennt Namen und Stand des Mörders und Gemordeten zum Beweise. Abseits davon wieder liegen in der Doppelnacht gealterter Linden einsame Gräber, mit köstlichen Sarkophagen bedeckt, deren fortwirkende Schönheit sie vor der Zerstörung schützt und die sonst vielleicht längst vergessenen Namen durch die Jahrhunderte trägt.

Eine fast erdrückende Vielheit poetischer Motive, ein träumerisches Bedürfnis nach einem von Kunst gesättigten und durch ihre Werke verschönten Dasein ließ die Alten unablässig nach der Verwirklichung ihrer Ideale streben, aber erst im übersehenden Bewußtsein der Nachwelt entwickelte sich ein klareres Erkennen ihres ganzen Reichtums an Glück der Kunst und den Wünschen des Gemüts, das seine ergreifendste Weichte fand in dem nie gestillten Sehnen der Romantik nach jenen Tagen. Und auch dem heutigen Menschen ist ein bedeutsames Erbe geblieben, das den Grundton seiner ästhetischen Stimmung ausmacht: das Angenügen am leeren Formenglanz der Erscheinung, das entgegenkommende Verlangen einer symbolischen Beseelung künstlerischer Gebilde und die tiefinnere Sehnsucht nach dem ungestörten Einklang von Kunst und Leben.





Gottesurteil

Roman von Agnes Harder

II

Es war an einem Vorfrühlingstage. Die Eichen in Romove hielten noch zäh an ihren alten Blättern fest. Aber unter ihnen sproßte es schon, und zarte weiße Anemonen nickten und winkten und hatten ihr grün geschlitztes Mäntelchen so umgebunden, daß der ganze Boden von ihnen bedeckt war. Der Schnee hatte die weißen Pferdeschädel gewaschen, daß sie nur so leuchteten. Große weiße Wolken segelten über den Aprilhimmel, und der Freiherr ritt prüfend über seine Felder, um zu sehen, ob der harte Winter der jungen Saat nicht geschadet hatte. Ulmut aber war zu Fuß nach dem Kirchdorf gegangen. Auf dem schmalen trodenen Rand des Fahrwegs; denn in der Mitte gab es noch einige ausgefahrene Stellen; tiefe Löcher und Feuchtigkeit genug.

Vor der Tür des Doktorhauses stand der Einspänner. Doktor Keller war also zu Hause. Ulmut trat an das Pferd heran, rief es beim Namen und liebte es. »Hast in diesem Winter oft genug den Weg nach Neu-Barten machen müssen,« sagte sie zärtlich. »Und der Hohlweg ist schlimmer als sonst gewesen, ich habe es heute wieder gesehen. Und ich möchte wohl wissen, wer dir dein Stück Brot zum Lohn gegeben hat, als ich so krank war.«

Sie klopfte noch einmal den Hals des Pferdes und ging dann ins Haus. Aus der Stube rechts hörte sie schelten. Und nun kam eine arme Frau heraus, blaß und hohlwangig, ein kleines Kindchen im Arm.

»Das kommt davon, wenn man am dritten Tage aufsteht und die Kartoffeln umschauflern will, weil sie naß geworden sind! Dann kommt der Husten von selbst, und das Kind leidet mit. Schwester Berta hat mir gesagt, daß ihr nicht hören wollt, Frau Merten.« Er wandte sich an Ulmut. »Da haben sie einen Musterpatienten, die hätte ich auch nicht so weit, wenn sie nicht so folgsam gewesen wäre.«

Die arme Frau wollte etwas sagen, etwas sehr Bitteres und Verzweifletes. Aber der Doktor schüttelte den Kopf. »Weiß schon, was Sie sagen wollen, Merten; hilft aber

doch nichts. Eine Woche hätten Sie wenigstens liegen müssen, und der Mann hätte es schon erlaubt, den kenne ich.«

Die Frau lächelte scheu. »Gerade weil er es erlaubt hätte, Herr Doktor, gerade darum.«

»Und nun gehen Sie zu Frau Sauer, mit der können Sie das andre besprechen. So weit ist doch ihre Katrin schon, daß sie Ihnen ein Töpfchen Suppe holen kann.«

Ulmuth sah der armen Frau nach. Dann trat sie in das große Sprechzimmer, an dessen Wänden einfache Holzbänke standen, und setzte sich an den Tisch in der Mitte, um den ebenfalls hölzerne, einfache Stühle mit einem ausgeschnittenen Herzen in der Rückwand gesetzt waren.

»Ich habe eine Bitte an dich, Onkel Keller. Ich will meine Mutter besuchen. Aber Vater soll mich allein gehen lassen. Ich kann es sehr gut. Willst du mich unterstützen?«

Er sah sie mit seinen freundlichen hellen Augen prüfend an. »Das steckt natürlich schon lange in dir drin!«

»Seit ich die Kräfte habe, es auszuführen, ja. Siehst du, Onkel Keller, alles, was hinter mir liegt, braucht noch einen Abschluß, daß ich es zudecken kann und forttschaffen aus dem beständigen Kreisen meiner Gedanken. Darum will ich Mutter sehen. Ich weiß, es wird sehr weh tun, aber ich glaube, es ist notwendig für mich.«

»Wir wollen's mit dem Vater bereben, wenn ich morgen zum Essen zu euch komme. Soll ich dich mitnehmen? Ich setze dich dann am Kirchhoffsteg ab. Du ersparst dir immerhin ein Stück Weges, und der frische Frühlingswind wird dich noch müde machen.«

So fuhren Keller und Ulmut ein paar Minuten später in den Frühlingstag. Die Goldbammern waren die Vorläufer, die ihnen von Baum zu Baum voranslogen, sich auf die kahlen Äste mit den biden Knospen setzten und immer wieder versicherten, es wäre noch »zu früh, zu früh«.

Grane trug seinen stolzen Namen mit Unrecht. Wie wild auch sein Feuergeist einst gewesen sein mochte, jetzt, da sein Haar

schneeweiß geworden war, bevorzugte er einen behaglichen Hundetrab, der die beiden nicht im Gespräch störte.

Und nun ließ der Doktor gar die Zügel sinken. »Almut,« sagte er, »Vater hat mir gesagt, daß Herr von Langlingen wieder geschrieben hätte, zu Ostern. Ich möchte doch noch einmal mit dir reden, Kind.«

In der Tat hatte Klemens von Langlingen sich vor Ostern noch einmal an Herrn von Barten gewandt. Nicht zum erstenmal. Regelmäßig hatte er während Almut's langer Krankheit sich Nachrichten ausgeben lassen, hatte dann die Zeit der Rekonsvalenz abgewartet, um selbst an sie zu schreiben. Er hatte sie gebeten, ihren Entschluß zurückzunehmen. Er hatte sie mit allen Beweisgründen eines Verliebten bestürmt. Umsonst. Almut hatte ihm geschrieben, daß sie auf ihrem Entschluß beharren müsse und ihn bäte, sie nicht mehr zu beunruhigen. Wohl sei es möglich, daß ein Hirngespinnst sie ängstige, doch habe es nun einmal für sie feste Gestalt angenommen, und sie könne die Angst nicht besiegen. Sie hatte dann den Briefwechsel abgebrochen, worauf sich Langlingen an ihren Vater wandte. Zuletzt hatte er um die Erlaubnis gebeten, seinen Osterurlaub zu einer persönlichen Aussprache verwenden zu dürfen. Herr von Barten hatte sie ihm abschlagen müssen, trotzdem aus den Briefen des jungen Offiziers etwas gesprochen, das seine Seele berührte. Die Großmutter schwieg vollständig. Charlotte hatte geschrieben, Almut's Name dürfe nicht einmal vor ihr genannt werden. Und dann hatte sie versucht, im Laufe des Winters, als Almut gesünder wurde, ihren Einfluß zugunsten einer Ausöhnung geltend zu machen. Eines Tags aber hatte Almut die Freundin gebeten, den Briefwechsel aufzugeben. Sie könne und wolle durch nichts an diesen Sommer gemahnt werden. Sie sei noch nicht stark genug dazu.

»Onkel Keller,« antwortete sie jetzt, »es ist doch nichts mehr zu sagen. Es muß doch nun so bleiben.«

»Donnerwetter, Kind, das sagst du so mit deinen achtzehn Jahren, als stelltest du einen philosophischen Lehrsatz auf, der für die Ewigkeit gelten solle und auch wirklich erst im nächsten Semester von einer neuen Berühmtheit angefochten wird. Meinetswegen laß es so bleiben in bezug auf den jungen

Königsulanen. Ich habe nichts dagegen, wäre mir schwer genug gewesen, dich in der Gewalt deiner Großmutter zu wissen. An deren Starrheit haben wir uns beide die Milchzähne ausgebissen, dein Vater und ich. Aber daß das nun Grundsatz bei dir bleibt, Almut, davon ist gar nicht die Rede. Hast dich ja immer auf mich alten Medizinmann verlassen. Ich gebe dir meine heilige Versicherung, daß so etwas nicht erblich ist. Ich spreche aber aus Erfahrung, denn ich habe deine Mutter gut gekannt und all das Unglück Stund für Stunde miterlebt. Du kannst ein Duzend Kinder haben, wenn du früh genug anfängst, ohne daß eins davon deine Heiterkeit stört. Das wollte ich dir noch einmal gesagt haben. Am liebsten käme ich mit nach der Anstalt. Es ist sonst nicht meine Passion, und meine Kollegen hinter jenen Mauern habe ich noch nie beneidet.«

Almut schüttelte energisch den Kopf. »Laß das, Onkel, ich muß ganz allein hin. Das ist am besten für mich. Diesmal kann mir auch alle Naturgeschichte nicht helfen, ich fühle es einmal anders. So, als sei es mir auf die Stirn geschrieben. Ich zittere noch jedesmal, wenn ich ein Kindchen sehe. Sonst habe ich sie doch immer auf den Arm genommen, aber heute die Kleine von der Merten hätte ich nicht anfassen können. Und mit Prinzipien sollst du mich nicht ängstlich machen, dafür sehe ich ja jedes Jahr eine neue Saat aufkeimen und neue Blätter an den Bäumen. So, nun halte! Hier ist der Kirchensteig. Du hilfst mir also, wenn du morgen zu uns kommst. Und ganz allein muß ich hin, sonst nützt es nichts.«

Er hielt einen Augenblick ihre Hand zwischen den seinen. Dann faßte er wieder fester in die Zügel, und Graue schrat aus seinen Walhallaträumen empor.

Almut ging den Kirchensteig entlang, die junge Saat zu beiden Seiten, in der ihr Auge die Fehlstellen suchte. Vom Wege her aber riefen ihr die Goldbammern zu: »Es ist zu früh, zu früh!« Als sie das Drehkreuz schob und in den Grund bog, wo im Sommer die Koppel für die jungen Pferde war, rief es ihr wieder vom Busch aus entgegen. Sie wußte aber nicht, was die Vögel meinten, stieg auf den Steinen durch den angeschwollenen Bach und trug den festen Vorfaß ihres jungen Herzens aus dem Frühlingstag nach Hause.



Ernst Oppler: Stilleben

Zierzehn Tage später stieg Almut von Barten auf dem Bahnhof in der kleinen Stadt aus. Ihr Vater hatte ihr den Weg genau beschrieben. Ohne zu fragen, schlug sie ihn ein. Es war etwas Hellsehendes in ihrem Wesen, daß sie kaum irrte, als sie das Bahnhofsgebäude verließ. Sie ging auf dem Weg an der Allee entlang dem Häuserkomplex zu, dessen gelbe Ziegel und blanke Dächer über das Grün des Mittags winkten. Der hübsche kleine Fluß, über den sich die eiserne Brücke der Bahnlinie nach Rußland spannte, schob eine Reihe von Holzflößen vor sich her, den großen Schneidemühlen zu. Die Wiesen standen voll Himmelschlüssel, und die ganze Welt schien zu lachen.

Da standen nun mitten in dieser lachenden Welt die grauen Mauern der Anstalt. Almut schritt durch die Gittertür, meldete sich beim Portier und stand einen Augenblick zögernd auf dem Hofe. Ein junger Arzt, der vorüberging, näherte sich und fragte, was sie wünsche. Sie sagte es ihm einfach und ohne Umschweife. Dabei stand sie mitten in der Sonne. Ihre Haare flimmerten, und eine frische Röte lag nach dem Gang auf ihrem jungen Gesicht. Aber die Augen waren ganz ernst und feierlich und voll eines heißen Entschlusses. Der Arzt sah sie an, wie sie da in ihrer Frische als ein Gruß des Frühlings selbst in diesen Bannkreis des Jammers gekommen war. Er hielt sich nur vorübergehend zu Studienzwecken hier auf und war noch nicht abgestumpft gegen die Verzweiflung. So bat er sie, ihm zu erlauben, sie zur Station zu führen. Er machte mit ihr einen Umweg durch den Garten, so weit als möglich von dem einsamen Hause entfernt, aus dem durch die klare Luft des Frühlings zuweilen der Schrei eines Tobfüchtigen gellte. Aber Almut hörte ihn doch. Ein Zittern lief durch ihre Glieder, und unwillkürlich wandte sie die Augen hilfesuchend nach dem Fremden.

»Nein,« sagte er, »nicht so. Ich habe schon von ihrer Frau Mutter gehört, habe sie auch schon gesehen. Sie hat nur zuweilen Anfälle tiefer Melancholie, im allgemeinen ist sie heiter und glücklich.«

Zwischen zwei Rabatten, auf denen bienenumsummte Kaiserkrone blühten, gingen sie auf ein Portal zu und traten in den kühlen Schatten des Korridors. Eine

Treppe höher brachte der Doktor sie in ein Wartezimmer und kehrte nach einiger Zeit mit einer Schwester wieder.

»Gestattete es der Herr Vater wirklich, daß das gnädige Fräulein kommen? Er hat an mich geschrieben, aber ich glaubte es immer nicht. Doch treffen Sie es gut. Die gnädige Frau ist schon lange Zeit ganz ruhig. Wenn Sie mitkommen wollen —«

Almut folgte ihr. Der junge Arzt sah ihr nach. Er war kurzichtig und trug ein Glas und blinzelte in der Sonne. Schade! dachte er. Ich hätte gern noch ein Weilchen mit ihr gesprochen. Dann warf er wie in einer plötzlichen Erkenntnis den Kopf zurück, den er ein wenig vornübergeneigt trug, und ging den Weg hinauf, den sie gekommen waren. Die Rabatten mit den Kaiserkrone endigten in einer Laube, in der sich vier Pfade kreuzten. Hier setzte er sich auf eine Bank und wartete.

Almut stand indessen vor ihrer Mutter. Sie war in ein leeres Besuchszimmer geführt worden, wohin die Schwester die Kranke begleitete. Almut sah eine große Frau hereinkommen, gerade aufgerichtet und sehr hager. Das starke blonde Haar, das ganz mit Grau durchsetzt war, hing in zwei langen Zöpfen herab. Es war sehr gepflegt. Man sah, daß die Kranke es nicht vernachlässigte und stolz war auf die beiden biden Flechten. Sie hingen bis zu den Knien über dem einfachen hellen Kleid, das lose in der Taille gegürtet war und bei jeder Bewegung um sie herumschlotterte. Auf dem Arm hielt sie eine hölzerne Puppe in einem langen Tragkleid, das reich gestickt war. Zu der Puppe sprach sie leise und zärtlich, und als die Schwester sie auf das junge Mädchen aufmerksam machte, das mit schreckhaft geöffneten Augen zu ihr hinblidte, hob sie abwehrend die Hand: »Nicht wecken, sie schläft!«

Dann sprach die Schwester wieder zu ihr. »Will sie sehen, will die Kleine sehen?« Und mit spitzen Zehen kam sie auf Almut zu, zog einen Schleier von dem Gesicht der Puppe zurück und zeigte es ihr mit einem stolzen, glücklichen Ausdruck. Es war ein häßliches, zertrautes Puppengesicht, abgestoßen und verbraucht. »Gefällt sie dir? Ja, sie ist wunderschön! Ich weiß es. Alle beneiden mich um das Kind, alle, die es sehen. Du auch, nicht wahr? Du möchtest

es gern haben? Aber ich gebe es nicht her, ich gebe es niemand, niemand! Es gehört nur mir allein. Siehst du sein schönes Kleidchen? Ich habe es ihm selber gestickt. Viel, viel Kleidchen hat es, Schwester Anna kennt sie alle.»

Sie wandte sich mit ihren großen leeren Augen der Schwester zu, die beistimmend nickte und die Pracht der Kinderkleidchen pries, die in einer großen Truhe im Zimmer der Kranken standen.

»Jeden Morgen wähle ich ein neues für sie aus. Es ist das schönste Kindchen. Darum muß es auch die schönsten Kleider haben.« Sie war stolz auf diese Schlußfolgerung und wiederholte sie mehreremal.

Dann sah sie plötzlich mißtrauisch auf Almut. »Du lachst ja nicht? Gefällt dir mein Kindchen nicht? Du mußt es nicht so ansehen, das bringt ihm Unglück. Unglück, Unglück!« schrie sie plötzlich laut und gellend auf, die Puppe mit dem einen Arm fest an sich pressend und mit dem andern die Schwester ergreifend. »Sie hat das Kindchen nicht angelacht, das bringt ihm Unglück, Unglück!«

Sie bog sich vor Almut zurück und kauerte sich auf die Erde, nahe am Fenster. Das reiche, gestickte Kleid der hölzernen Puppe hing über ihre mageren Glieder, die Köpfe fielen nach vorn und ringelten sich auf dem Boden, und sie brach in bitteres Weinen aus.

Die Schwester wollte sie fortführen, aber sie wehrte sich. Da ging Schwester Anna zu dem jungen Mädchen und bat sie, ins Wartezimmer zu gehen, sie würde bald nachkommen. Sie müsse nur die Kranke erst in ihr Zimmer zurückführen. Solch ein Weintrampf endige in vollständiger Erschöpfung, die müsse sie abwarten. Zaubern und in furchtbarem Aufruhr ging Almut in das Wartezimmer zurück. Andre Menschen waren gekommen und saßen mit vergränten Zügen, der Tür entgegensiehend, durch die die Ärzte traten. Schwestern kamen und gingen. Dieser und jener wurde herausgerufen. Almut hatte die Augen geschlossen. Sie fühlte, daß sie sich beherrschen mußte, und sie fühlte, daß sie es konnte. Regungslos saß sie, bis Schwester Anna kam. Die nahm das junge Mädchen heraus auf den Korridor und ging mit ihm auf und ab.

»Sie hat sich ganz beruhigt. Nun wird sie schlafen, ich kenne das. Sie müssen nicht

unglücklich sein, Gräulein von Barten; sie ist es auch nicht. Sie kämmt am Morgen und Abend ihre schönen Haare vor dem Spiegel, eine halbe Stunde lang. Alles, was sie umgibt, muß sehr sauber sein, und an guten Tagen sticht sie für das Kindchen. Ich wünschte, ich könnte Ihnen die Kleidchen zeigen, die in der Truhe liegen. Wie für Königskinder, so fein! Die mühsamste Nabelarbeit und die schönsten Stoffe, denn es soll ja nichts gespart werden. Sie läßt die Proben kommen und wählt und hält die Farben zu dem Holzkopf, ob sie dem Kindchen auch stehen werden. Und sie sortiert die Seiden und macht die leinene Durchbrucharbeit und ist ganz glücklich dabei. Ich habe Herrn von Barten schon gebeten, ob wir nicht die Kleidchen zum Nutzen der Anstalt verkaufen dürften. Wir könnten sie auf jede Ausstellung schicken und jeden Preis dafür verlangen, und es wäre leicht, ihr zu sagen, dies oder das wäre abgetragen, oder das Kind hätte es ausgewaschen. Aber Herr von Barten will nicht, und so bleibt alles in der Truhe.« Es klang ein tiefes Bebauern in der Stimme von Schwester Anna. Man fühlte, an diesen Kinderkleidchen hing ihr Herz. Sie vergaß darüber fast, daß sie zu der Tochter der Unglücklichen sprach.

Almut unterbrach sie. »Aber es ist so eine schreckliche Puppe, so abgestoßen. Oh, sie ist furchtbar!«

»Es muß doch eine Holzpuppe sein, jede andre wäre gefährlich. Zuweilen strafft Frau von Barten das Kind, oder in Zeiten der Melancholie läßt sie es fallen und stößt es achtlos umher. Daher hat die Puppe die Sprünge. Sie wird immer wieder ergänzt, wenn sie zu schlecht geworden ist. Herr von Barten besieht sie sich jedesmal, wenn er kommt. Doch das ist sehr schwierig. Die neue muß der alten genau gleichen. Sie trägt sie dann im Garten herum und ist glücklich mit ihr. Nein, Gräulein von Barten, Sie müssen nicht weinen. Sehen Sie, wenn man sich so durch das Leben hindurcharbeiten muß wie unsereins, dann meint man manchmal, solch ein sanfter, stiller Wahnsinn ist noch lange nicht das Schlimmste. Wir haben viele bei uns, die ganz glücklich sind. Zum Beispiel die Mutter Gottes und den Kaiser Karl den Großen —«

In diesem Augenblick, wo sie an dem geöffneten Fenster vorübergingen, klang wie-

der ein Schrei von dem einsamen Hause herüber. Schwester Anna hörte ihn und schwieg erschrocken.

Almut aber richtete sich auf und trodnete die Augen. »Ich finde allein zurück. Ich danke Ihnen, Schwester Anna. Ich werde Vater von Ihnen grüßen.«

Sie gab ihr die Hand und ging dann in der Maisonnette den Weg zwischen den blühenden Kaiserkrönen entlang. Große Tropfen fielen unaufhörlich aus ihren Augen. In denen brachen sich die Sonnenstrahlen, daß es vor ihr in allen Farben flimmerte.

Sie sah nicht, daß der junge Arzt in der Laube saß und die ganze Zeit auf sie gewartet hatte. Sie bog in den Weg, der nach dem Hofstor führte, und ging mit ihren stillen Tränen an ihm vorbei.

Einige Tage später hatte Almut ihren Vater um die Schlüssel zu den verschlossenen Stuben gebeten. Zuerst war sie durch das Halbdunkel gegangen. Die Holzläden lagen von außen vor, und in jeden war ein eisernes Kreuz geschnitten, das seltsam hell und scharf auf den Boden fiel und das Licht wie eine tanzende Brücke nachzog. Almut begriff nicht, daß die abgesperrten Zimmer sie früher nie gereizt hatten. In ihr war eben kein Tröpfchen von dem Blut der Blaubart-Frauen. Sie hatte in ihrem ganzen Leben alles so hingenommen, wie ihr Vater es ihr bestimmt hatte.

Es waren drei Zimmer, ohne besonderen Geschmack eingerichtet. Denn die Zeit, da ihr Vater geheiratet hatte, gehörte jenem häßlichen Allerweltsstil an, der auf das feine Empfinden der Biebermeier-Epoche gefolgt war. Ein ziemlich großes Wohnzimmer mit geschweiften Mahagonimöbeln, die mit verschossenem, weichenfarbenern Rips überzogen waren. Über dem Sofa ein ovaler Spiegel, in den Ecken ein paar Säulen mit alten Vasen, im Ofen ein heizbarer Kamin, ein Spieltisch mit ein paar Leuchtern. Das war die ziemlich nüchterne innere Einrichtung des Raumes. Daneben lag ein kleines Zimmerchen, das wohl das Boudoir gewesen war. Mit grüngemustertem Cretonne ausgeschlagen, mit ebensolchen sehr einfachen Möbeln und ein paar Marmortischen auf goldenen Füßen, einem Glaschrank voll Rippfiguren und einer Bücherschwebel. Von diesen beiden Zimmern führte eine Tapeten-

tür in das große helle, sehr einfache Schlafzimmer, das nach dem Flur gelegen war, der zu den Wirtschaftsräumen führte. Hier hatte die unglückliche Frau gelebt, seit sie sich von dem Gatten getrennt. Es war eigentlich ein Gastzimmer gewesen. Nun stand auf dem einfachen Waschtisch das Sevres-Servise mit den kleinen Rosensträußchen, das sie zur Ausstattung bekommen hatte, und in der Nähe des Fensters der hohe Stehspiegel, vor dem sie auch in dieser Zeit der Krankheit ihre blonden Haare gestrahlt hatte.

Almuts Fuß stockte auf der Schwelle. Hier war sie geboren. Hier hatte das Unheil seinen Einzug in Neu-Barten gehalten. Hier hatte die unglückliche Frau gelitten und tausendmal mehr noch, das fühlte sie, der Vater. Und während sie zurücksah nach den beiden Räumen, in denen sich wahrscheinlich die lichten Jahre des Ehelebens ihrer Eltern abgespielt hatten, und dann auf die überstürzte Einrichtung dieses Schlafzimmers blickte, wurde ihr der Entschluß zur Gewißheit, dem Leben ihres Vaters wieder seine Kraft und Frische zurückzugeben. Onkel Keller hatte ihr erzählt, daß alles, was sie von ihm gesehen, nichts als trübe Resignation sei. Eine große Freude kam über sie, als sie nach dem Klingelzug im Wohnzimmer schritt und eine schrille vergessene Glode, die achtzehn Jahre lang geschwiegen hatte, durch das Haus jitzerte. Die Tür nach dem Korridor war geöffnet. Der Diener stürzte herbei.

»Öffnen Sie die Fensterläden, Johann! Hier muß Licht und Luft herein.«

Er zögerte einen Augenblick und sah nach dem Zimmer des Herrn hinüber.

Almut schüttelte den Kopf: »Rasch, der Herr ist's zufrieden!«

Und dann verschwanden die eisernen Kreuze in der Fülle von Licht, die vom Garten hereinströmte. Almut öffnete die Fenster und sog in tiefen Zügen die frische Luft ein.

Von nun an wohnte sie hier. Blumen kamen auf alle Tische. Der Kamin wurde nachgesehen, denn es war immer möglich, daß man ihn auch an kühlen Sommertagen brauchte. Neue Lichte wurden auf die Leuchter gesteckt, und als alles fertig war, ging Almut selbst zu Onkel Keller und lud ihn zu sich ein.

Sie empfing ihn in dem lila Wohnzimmer, und neben ihr stand ihr Vater.

»Was sagst du nun, Onkel Keller? Wirst du mir je wieder die Macht der Vererbung leugnen? Mutters Lieblingsfarbe war auch schon lila, das sehe ich an den Möbeln. Ich bin nur glücklich, daß ich das alles noch entdeckt habe, ehe der Glieder blühte. Es ist ein wahres Fest geworden, nicht wahr?«

Auf dem Kamin, an den Tischen, überall standen Kästen von Glieder in den altmobilschen, weitbauchigen Porzellanvasen. Der Garten von Neu-Barten hieß bei den Leuten der Gliedergarten. Über die alten moosbewachsenen Zäune wälzten sich die lila und weißen Wogen. Und allabendlich blieben die Arbeiter stehen und pflückten sich ein Zweiglein. Nun hatte Almut ihr neues Reich in der Gliederzeit bezogen.

An diesem Abend sprach sie oft von ihrer Mutter. Der Doktor sah den Freiherrn an. Nur gegen ihn war in diesen achtzehn Jahren der Name seiner Frau zuweilen auf seine Lippen getreten. Jetzt antwortete er seinem Kinde, wenn es dies oder jenes wissen wollte, und wandte sich auch an ihn: »Befinnst du dich noch, Keller? Weißt du noch?«

Und Keller begann sich. Er ging ruhig auf den veränderten Ton ein und sagte Almut, sie könne gar kein gesunderes Schlafzimmer wählen als dies nach Osten gelegene, vorausgesetzt, daß der Lärm auf dem Hofe sie nicht zu sehr störe.

Da lachte sie und erzählte, sie wolle ja die Wirtschaft lernen, ganz richtig, von Grund auf. Sie hätte schon mit Mamsell Körnchen gesprochen, in ein paar Tagen finge sie an. Und wenn sie erst von der Innenwirtschaft etwas verstände, wollte sie Vaters Unterinspektor werden und mit ihm aufs Feld reiten, nicht mehr wie bisher nur zu ihrem Vergnügen.

»Ganz Barten will sie kommandieren. Wie findest du das, Keller? Sie begnügt sich nicht mehr mit ihrem Vater. Nachher sollen wir Whist spielen, mit dem Strohmann, gerade wie früher. Sie hat schon den Spielstisch zurechtgestellt. Er knackte ordentlich, als sie ihn aufmachte. Und die stummen Diener sind angeschoben und die silbernen Leuchter aufgestellt. Wenn wir gegessen haben, können wir ihr die erste Lektion erteilen.«

Wirklich saßen sie nachher an dem Tisch sich gegenüber. Almut holte die alte Kartenpresse, die in der Mitte den Löwen hatte, der in der Schraube endigte, und rechts und links die Kästchen mit den Marken. Sie drehte den Löwen ganz langsam auf, holte die Karten heraus und gab sie ihrem Vater. Dann verteilte sie die Spielmarken.

Man hatte die Fenster geöffnet. Im Garten unten sangen die Nachtigallen. Der Gliederdust kam herein. Den beiden Männern schien es wirklich, als habe die Zeit ihr Rad zurückgedreht. Zuweilen, wenn Almut eifrig in ihren Karten suchte, sahen sie sich an mit Augen, aus denen die Erinnerung leuchtete.

Da erschien plötzlich in dem offenen Fenster der graue Kopf der Französin. Man wußte, daß sie in der Gliederzeit kaum zu schlafen pflegte, sondern im Garten umhergeisterte. Sie war fast zum Gespenst der Gegend geworden; jugendliche Gliederdiebe hatten oft schon mit Schreien vor ihr Reißaus genommen. Es war, als bewache sie die weißen und lila Büsche, mit deren Blüten irgendeine Erinnerung ihrer Vergangenheit immer wieder von neuem aufbrechen mußte. Nun sah sie in das erleuchtete Zimmer und nickte befriedigt: »Recht, ma chérie, daß du nun endlich Hochzeit machst. Wir haben so lange darauf gewartet. Es ist die beste Zeit dazu, ich weiß es wohl. Und nun du eine junge Frau bist und nicht mehr ein Kind, werde ich es dir erzählen, morgen, auf der weißen Bank.« Sie nickte mehrmals.

Almut stand auf und ging ans Fenster. »Wollen Sie nicht lieber hereinkommen, Madame Roulon? Es ist so feucht in den Gängen. Dann bekommen Sie wieder den Heuschnupfen und quälen sich.«

Aber die Alte schüttelte ungeduldig den Kopf. »Der Heuschnupfen kommt erst, wenn das Korn raucht. Du bist doch noch ein Kind, wenn du das nicht weißt. Ich habe die hellen Fenster gesehen und wußte, daß hier Hochzeit war. Es ist unrecht, daß du mich nicht geladen hast. Du hast es mir doch versprochen. Wir sind nun die beiden jungen Frauen hier im Haus, und ich werde dir alles sagen. Laß mich nur herein!«

Almut ging hinaus und führte sie ins Zimmer. Sie kauerte sich in den niedrigen Sessel, der vor dem Fenster stand, faltete die Hände und murmelte vor sich hin. Nach



Phot. Jul. Söhn, Düsseldorf

Offset-Druck von George Westermann

Fritz von Wille: Märzschnee

Aus der Großen Düsseldorfer Kunstausstellung vom Sommer 1913

einer Weile trat sie an den Kartentisch, sah die ausgelegte Karte des Strohmannes an und nidte befriedigt mit dem Kopfe: »Ja, an solchen Abenden muß man die Zukunft deuten. Da liegt ja die Mariage zusammen, und die Hochzeitskarte daneben.« Sie wies auf die Karo-Zehn. »Ja, das ist richtig. Nur der Bräutigam fehlt noch. Der kommt heute nacht, chérie, verlaß dich drauf. Wenn die beiden Alten fort sind.« Dann nidte sie ihr noch einmal zu und ging hinaus.

Das war der Anfang des neuen Lebens gewesen. Nicht viel mehr, als daß sich ein paar verschlossene Zimmer wieder öffneten und Sonne und Licht Zutritt bekamen. Den Leuten gegenüber war Almut's Umzug in die Zimmer ihrer Mutter eine gewisse Mündigkeitserklärung; sie war damit die Frau des Hauses geworden. Und mit jener Festigkeit, die unter den Worten ihres Vaters in ihr wach geworden war, damals in Braunschweig, ging sie den Weg, den sie sich vorgezeichnet hatte. Sie arbeitete in Neu-Barten nicht wie das junge Mädchen, das spielend im Elternhause lernen will, was es im eignen Heim zu verwerten gedenkt, sondern so, als wollte sie es nie verlassen.

Da war zuerst Körnchen, die Mamsell, eine runde gefällige Person, um die Vierzig. Seit fünfzehn Jahren wirtschaftete sie auf dem Hofe. Sie hatte eine glückliche Hand für das Federvieh und weihte Almut nun in die kleinen Geheimmittel ein, mit denen sie ihre jungen Puten in den kritischen Wochen vor Gefahren behütete. Mamsell Körnchen hatte ein regelrechtes Verhältnis mit dem Inspektor Vollert. Jeder wußte es, doch niemand störte es, auch Almut nicht. Vollert war ein Landwirt vom alten Schlage wie der Freiherr selber. Sie hatten so ihre gemeinsamen Eigentümlichkeiten, und in der vollständigen Abgeschlossenheit, in der sie lebten, bildeten sie die immer weiter aus. Herr von Barten war ein Todfeind der intensiven Wirtschaft und der Maschinen. Die Dreifelder-Wirtschaft war bei den Ahnen das Richtige gewesen und würde es wohl auch bleiben. Jede Handbreit Boden auszunutzen war etwas, was er tief verabscheute. Nichts war paradoxer als die Bezeichnung »Der rote Freiherr«, die ihm nicht nur Frau von Langlingen gegeben, sondern die auch seine Standesgenossen brauchten.

Die abgöttische Liebe zum Heimatboden war der Schlüssel zu seinem Verhalten. Alle diese Maschinen hatten dazu beigetragen, die Natur zu entgöttlichen, die Erde gleichzumachen. Er fuhr nie über seine Marken hinaus. Sie waren zum Glück ausgebeutet genug. Aber wenn er in der Erntezeit mit Almut auf der Landstraße war, und es tauchten in der Ferne am Rand eines Kornfeldes die großen Flügel einer Mähmaschine auf, wie hungrige, gierige Arme, die nach den Ähren greifen, dann machte er aus seinem Ingrimme kein Hehl. Abgesehen hatte er den Fortschritt nicht aufhalten können. Die Bauern im Kirchdorf waren vernünftiger als er. Sie besaßen gemeinsam eine Mähmaschine und die Lokomobile zum Dreschen. Aber der surrende Ton, der im Winter aus der Scheune der Bauern klang, fand auf der Tenne des Gutsherrn keinen Widerhall. Hier wurde noch mit Flegeln gedroschen. Die Leute standen noch auf einem Anteil der Ernte und keinem festen Deputat. Sie waren zufrieden dabei und hatten reichlich Beschäftigung. Aber wenn der Freiherr seinem Freunde vorrechnen wollte, daß er auf diese Weise ebenso weit käme wie die superflugen Nachbarn, die ihr Vermögen in künstlichen Dünger steckten, dann schüttelte Koller den Kopf.

»Es ist keine Marotte, Jeannot, und niemand soll einem andern an sein Narrenkätzlein stoßen, dann klingeln die Schellen, das ist alles. Du bist ja reich genug und kannst dir's leisten. Meine Bauern aber muß ich in Schutz nehmen. Die müssen sehen, wo sie es herbekommen. Solange du den Vollert hast, der in dein Horn bläst, geht die Sache ja auch. Nehmt euch nur in acht, daß man euch nicht heimlich Schlingen legt, euch einfängt und im Glaslasten auf irgendeine landwirtschaftliche Ausstellung schickt, als Exemplare einer aussterbenden Rasse.«

Vollert war in der Tat die rechte Hand seines Herrn. Ein Ostpreuße durch und durch, mit einer glänzenden Begabung für Viehzucht und einem Blick für Pferde, der seinesgleichen suchte. Herr von Barten hatte wirklich nicht unrecht, mit seinen Jahresabschlüssen zufrieden zu sein, solange seine Remonten so hoch im Preise standen und seine schwarzweißen Herdbuch-Tiere so stattlich und schwer über seinen Klee gingen.

Das waren die Menschen, mit denen Almut lebte, mit denen sie ihre einsamen Tage verbrachte. Dazwischen geisterte die kleine Madame Roulon umher, die Almut seit jenem Abend wirklich für verheiratet hielt und wunderbar wirre Dinge mit ihr zu flüstern hatte, als werfe sie verwehten Samen auf neuen Boden. Aber Almut's Herz war nicht empfänglich für die seltsamen Fragen der verwirrten kleinen Frau. Sie hatte alle Brüden hinter sich abgebrochen. Karoline von Linzings Briefe waren auch ihr einziger, wirklicher Roman geblieben, und sie war ruhig zu den Büchern des Doktors zurückgekehrt. Sie hatte auch nicht viel Zeit zum Lesen; der Tag war voll genug. Dafür ritt sie wieder viel, und im Sommer schwamm sie in dem kleinen See hinter Komowe, wo sie ihr Badehaus hatte. Am eifrigsten nahm sie sich des Gartens an und pflanzte und grub. Sie wurde gesunder von Jahr zu Jahr, voller und reifer.

Doktor Keller sah sie oft nachdenklich an. Er sprach auch mit dem Freiherrn darüber.

»Ich habe sie gefragt, Keller,« antwortete der. »Es wäre ja eine Kleinigkeit, in Königsberg Karten abzugeben. Denn die Nachbarn hier kommen wirklich nicht in Frage. Was soll sie in Häusern, in denen man ihren Vater für einen halben Tollen und halben Ibioten hält? Das Vorurteil ist nicht mehr auszureißen, dazu ist man hier zu bodenständig. Aber in Königsberg, das ginge! Ich habe neulich versucht, ihr eine Vorstellung von einem Ball in der Königs-halle zu geben, aber sie dankte. Vielleicht hat sie recht, Keller. Denn wenn ich jetzt mit ihr ausgehe, dann kommt es doch immer auf das eine heraus, das du anregen willst. Wem soll sie nicht gefallen, wenn er sie sieht? Und alles andre ist auch wahrlich begehrenswert genug. Soll sie noch einmal erleben, was sie schon beim erstenmal fast zerbrochen hat?«

»Du sprichst, wie du's verstehst, Barten, und zudem noch wie ein Vater, wenn seine Tochter die Blüte eines Weibes und die Seele eines Engels hat. Das heißt, wenn sie eins jener Wesen ist, die nicht freien und nicht gefreit werden und nie ein Verlangen danach haben, was in meinen Augen einen größeren Unterschied zwischen Engeln und Sterblichen ausmacht als die Schwingen.

Ich aber spreche als Arzt, als einer, der keine größere Freude kennt, als die Wege der Natur zu erforschen. Sieh Almut lieber, wie sie ist, und dann ihren weiblichen Umgang, die gute Körnchen und die verrückte Roulon.«

Denn der Verkehr mit dem Pfarrhause war oberflächlich und selten geblieben. Die gute Frau Pastor hatte mehr Kinder, als selbst einem Landpfarrer gestattet sind. Und ihr Mann gab wohl zuweilen den Vierten beim Whist, doch konnte er im übrigen die Brüde zu seinem Patron nicht finden.

Almut wußte gar nicht, daß man in der Gegend so viel Anteil an ihr nahm. Sie war die Erbin von Neu-Barten, und sie war sehr schön. Ihr Vater war ein Sonderling, vielleicht ein Revolutionär. Doch hatte er von dieser Eigenschaft nie öffentlich Gebrauch gemacht. Sie mußte latent in ihm liegen, wie der Magnetismus im Eisen. Er beteiligte sich an den politischen Versammlungen überhaupt nicht. Das einzige Verdächtige an ihm war, daß er dem Bund der Landwirte nicht beigetreten war. Das hätte die Eltern, die Söhne bei der Armee hatten, im übrigen nicht gestört. Man kam allmählich in der Kreisstadt überein, daß es Christenpflicht sei, dem armen Mädchen zu helfen, dem ihr Vater die glänzende Partie zerstört hatte, die sich ihm auf dem einzigen Ausflug in die Welt geboten.

Und eines Tags hielt der Wagen der Landrätin vor Neu-Barten, und der alte Diener brachte zu seinem eignen Erstaunen eine Karte herein. Ein noch nie dagewesener Fall.

Almut hatte sich einen einfachen Tisch mit verschließbaren Schubladen für ihre Wirtschaftsschreibereien in ihr Schlafzimmer stellen lassen. Der kleine unpraktische Schreibtisch ihrer Mutter war im grünen Boudoir stehengeblieben. Da sie kein Tagebuch führte und keine Briefe schrieb, lagen nur die wenigen Briefe von Charlotte und ihre Privatkasse in dem Mittelsch. Auch die Wirtschaftskasse hatte sie im Schlafzimmer. Hier saß sie und rechnete, als der Diener die Karte brachte.

Aber die Landrätin irrte sich, wenn sie dachte, ein schüchternes kleines Landmädchen zu finden, das rasch die Schürze abbinden und sich noch einmal über die Haare bürsten würde.

Es war kurz vor Tisch. Almut und ihr Vater behandelten sich mit fast altmodischem Zeremoniell. Als Almut in das lila Zimmer trat, erstaunte die Landrätin, die einer reichen Königsberger Kaufmannsfamilie angehörte. Das weiße Sommerkleid schien eben unter dem Bügeleisen hervorgegangen, und die wundervolle Bernsteinkette hing schwer darüber. Die Zöpfe waren so eigen aufgesteckt und bildeten eine so stolze Krone, wie Madame Roulon, die dies Haar nach wie vor in ihre Pflege genommen hatte, es für eine junge Frau, die Almut in ihren Augen nun einmal war, allein für schädlich hielt.

Die Landrätin kam mit einer Bitte. Die landwirtschaftliche Ausstellung in der Kreisstadt sollte mit einem Fest schließen. Fräulein von Barten wußte wohl nicht, wie glänzend die Erzeugnisse des Gutes abgeschlossen hätten?

O ja, Fräulein von Barten wußte es. Der junge Zuchttier, der den ersten Preis bekommen hatte, war von ihr im Stalle täglich besucht worden. Sie war stolz auf das Diplom; und daß auch ihre Gartenerzeugnisse ausgezeichnet waren, ging sie ganz persönlich an. Die herrlichen Rosen hatte sie selbst okuliert. Täglich zweimal ging sie an die Stämme, die Rosenschere in der Tasche der großen Schürze, den Bastkorb am Arm. Die Landrätin konnte sicher sein, daß all die Mühe und Arbeit, die intensive Sorge, die dazugehörte, um landwirtschaftlichen Erzeugnissen Preise zu verschaffen, von ihrem jungen Gegenüber gewürdigt wurde.

Aber mit dem Fest war es etwas anders. Die großen blauen Augen richteten sich ernst und ruhig auf die Landrätin, eine elegante, etwas flattrige kleine Frau, die ihr die Reize eines solchen Festes auseinanderlegen wollte. Es war wunderbar, aber Almut von Barten hatte offenbar nicht die geringste Lust. Nicht aus Mangel an Selbstbewußtsein, sondern aus einfacher Nichtachtung solcher Freuden.

»Ich bin so unbekannt, gnädige Frau.«

»Sie werden es in einer halben Stunde nicht mehr sein, ich verspreche es Ihnen.«

»Glauben Sie mir, es ist unnütz. Ich fürchte, es macht mir nicht einmal Vergnügen.«

Die Landrätin lächelte. Sie wollte Almut um jeden Preis gewinnen. Sie hatte ihre

guten Gründe dazu. Ihr Bruder war bei ihr zu Hause auf Urlaub, mit so hohen Spielschulden, daß ihr Mann einfach nicht begriff, wie man in einem kleinen Nest, so nahe der russischen Grenze, so lächerlich hoch spielen könnte. Es war freilich ein Unterschied zwischen dem Königsulanen in der blau-silbernen Uniform, der bei den Erwägungen eine große Rolle in der Phantasie der Landrätin gespielt hatte, und dem kleinen Leutnant mit dem bürgerlichen Namen und der hohen Nummer auf den Achselklappen. Aber sie hatte sich diese Almut auch anders vorgestellt. So, daß ihr etwas verlebter Bruder »Schorsch«, wie er in der Familie genannt wurde, noch glänzend abschneiden konnte. Als sie Almut gegenüber saß, hatten sich diese Pläne mit Blüheschnelle geändert. Jetzt galt es nicht mehr, für »Schorsch« ein reiches Wünschen zu besorgen, das seine Spielschulden bezahlte, jetzt eröffnete sich ihm plötzlich durch diese Frau die ganze Leiter militärischer Ehren. Die Landrätin war sehr ehrgeizig.

Als Herr von Barten, durch den Diener benachrichtigt, in das lila Zimmer kam, um seine Tochter zu Tisch zu holen, fand er die Fremde ein wenig erhit in sprühender Beredsamkeit seinem ruhigen Kinde gegenüber. Und siehe, die Landrätin gewann an ihm einen Bundesgenossen. Als er das kleine Tete-a-tete beobachtete, war der Schalk in seinen Augen aufgewacht. »Natürlich, gnädige Frau, ich stimme Ihnen ganz bei. Ich bin Ihnen sogar unendlich dankbar. Wir werden kommen, Almut und ich. Man bekommt doch nicht umsonst ein Diplom für einen Zuchttier. Nein, ich bin ganz auf Ihrer Seite.«

Die Landrätin war verwirrt. Es lag ihr viel mehr an der Tochter als an dem Vater, den einzuladen ihr Mann sie sogar bringend gewarnt hatte. Trotzdem gab sie nach, als er sie bat, zum Essen zu bleiben und nicht in der vollen Mittagsglut nach der Stadt zurückzufahren.

Die Neugierde, so unvorbereitet in diesen sagenumspunnenen Haushalt blicken zu dürfen, war zu stark. Sie legte im grünen Vouboir die Handschuhe und den Spitzen Schal ab. Das Kapottbüttchen behielt sie auf. So betonte sie besser das zufällige Hierbleiben, das Improvisierte. Natürlich hätte sie unter andern Umständen nicht so ohne

weiteres am Tisch des roten Freiherrn Platz genommen.

Und wieder eine Überraschung. Nicht, daß das Mittagessen übertrieben gewesen wäre: frische Schleie, wahrscheinlich aus den eignen Teichen, eine Rehkeule und ein Omelett, das wohl erst nach ihrer Ankunft der Speisefolge zugefügt war. Dann frische Erdbeeren mit köstlicher Sahne. Nun, daß man beim Freiherrn von Barten gut aß, das hatte die materielle kleine Frau erwartet. Aber wie serviert wurde, wie geschult der alte Diener war, das wäre für diese Gelegenheit nicht erst zu arrangieren gewesen, wäre es nicht tägliche Gewohnheit. So saßen sich also dieser Vater und diese Tochter täglich gegenüber, mit solch zarter Rücksicht für einander.

Und auch hier wieder das seltsam Geheimnisvolle, das sie schon durchschauert hatte, als sie durch den Eichenhain mit den abscheulichen Pferdeköpfen gekommen war. An dem runden Tisch, auf dem eine flache Kristallschale mit köstlichen Rosen stand, saß als dritter, täglicher Gast dieser Familie die wirre Französin, unter ihren grauen Lösschen mit den unruhigen Augen hin und her fahrend. Vornehm auch sie in dem grauen raschelnden Seidenkleid, das halbe Armel hatte und einen kleinen Ausschnitt, so daß man den lächerlich dünnen Hals und die zerbrechlichen Arme und weissen Händchen sah. Sie flüsterte zuweilen Almut einige Worte zu, worauf diese lächelnd nickte oder in gutigem Ton und mit reinem Akzent zu ihr sprach. Die Landrätin fühlte sich ein wenig unsicher. Natürlich war sie in einer vorzüglichen Pension erzogen. Aber wo kam man hier in der Provinz dazu, Französisch zu sprechen? Es imponierte ihr, wie alles in diesem Hause.

Der Freiherr unterhielt sie mit der ausgefeiltesten Höflichkeit. Sie bat sich wenigstens aus, daß Almut an dem Festtag schon am Vormittag zu ihr käme. Sie könne ihr bei den Vorbereitungen helfen, dabei mache sie am leichtesten die Bekanntschaft der jungen Mädchen. Man wollte die Sträuße zum Damenwalzer selbst binden. Die Blumenabteilung der Ausstellung gab noch genug dazu her. Auch für die Tafeldekoration sollte die Jugend sorgen. Und alles nahm der Freiherr an. Almut's Augen waren staunend auf ihn gerichtet, als sie drüben

noch rasch eine Tasse Kaffee tranken. Wie eine kleine Siegerin, glühend rot, ein wenig schiffoniert, aber sehr selbstbewußt fuhr die Landrätin ab. —

»Warum denn nur? Wir brauchen es doch wirklich nicht, Vater, und es wird abscheulich sein.«

»Schon möglich, mein Kind. Ich erwarte es sogar. Und dennoch wollte ich es nicht abschlagen. Oder fürchtest du dich etwa vor ihnen?«

Almut zuckte gelassen die Achseln. »Nein, wenn sie durchaus wissen wollen, wie wir beide aussehen, so dürfen sie ihre Neugierde befriedigen.«

Sie wollten es in der Tat durchaus wissen. Es war das Ereignis des kleinen Städtchens. Die Landrätin hatte klugerweise nur gesagt, daß die Neu-Bartener kommen würden. Nun erwartete man ein kleines »Gänseleien«; denn — oh! — man war literarisch gebildet im Städtchen.

Das Diner sollte früh anfangen, schon um drei Uhr, dann kam man nicht zu spät zum Tanze, und die Gutsbesitzer der Umgegend hatten nicht nötig, der Töchter wegen eine ganze Nacht zu opfern.

Almut saß neben dem Bruder der Landrätin. Er war am Vormittag der Adjutant der jungen Mädchen gewesen, als diese die Tafel schmückten, und hatte mit leichter Betörung Almut die Blumen zu den Sträußen zugereicht. Jetzt sollte auf die Redereien, die bei solchen Arbeiten unvermeidlich sind, das ernstere Gespräch folgen. Seine Schwester hatte ihn instruiert. Er schien auch ehrlich entzückt. Es war zwar nicht ganz sein Genre, zu ernst und zu stolz, aber vielleicht war das auch nur Mache. Am Schluß gibt eine jede sich; und so ging er ordentlich ins Zeug.

In dem großen Gartenrestaurant, in dem die Ausstellung gewesen, standen noch landwirtschaftliche Maschinen umher und sperrten den Weg. Noch herrschte jene Unordnung, die da zurückbleibt, wo viele Menschen sich ein paar Tage hindurch bewegt haben. Der große Saal des Restaurants, in dem die Sommerfeste der kleinen Stadt gegeben wurden, war noch von der Preisverteilung her mit welkendem Laub und Fahnen geschmückt. An der Tafel strahlten von dem festen Mittelfern der Großgrundbesitzer aus die spärlich vertretenen Re-

gierungsbeamten, nach den Seiten hin saßen die kleinen Besitzer, soweit ihr Ehrgeiz sie getrieben hatte, an dem Essen teilzunehmen. Herr von Barten saß neben der Landrätin in eifrigem Gespräch, den Funken des Spotts in den großen klaren Augen. Seine Nachbarin war entzückt von Almut, von ihrem Geschick, sich in die Verhältnisse zu finden, von ihrem *air de grande dame*, und machte ihm ein Kompliment über das andre. Sie wäre gar zu gern familiär geworden und erkundigte sich ungeniert nach den intimsten Dingen. Aber seine Antworten befriedigten sie nicht. Und einmal, als sie die erste Verlobung seiner Tochter erwähnte, sah er sie so durchdringend an, daß sie rasch das Thema wechselte.

»Ich meine, das Familienleben ist doch das Wünschenswerteste für ein junges Mädchen, nicht wahr, Herr von Barten?«

»Absolut Ihrer Meinung, gnädige Frau. Wir führen in der Tat ein glückliches Familienleben, wie sich gnädige Frau überzeugen konnten.«

»Sie mißverstehen mich, Herr von Barten. Ich meine das Leben in der eignen Familie, die Ehe. Ich glaube, Sie begehen ein Unrecht, Ihre Tochter so abzuschließen. Jugend gehört zur Jugend, und das ist natürlich.«

»Ich habe Ihrer lebenswürdigen Mahnung sofort Folge gegeben, gnädige Frau.« Er sah lächelnd zu Almut und ihrem Nachbarn hinüber, erhob leicht das Glas und trank seinem Kinde zu. Die Landrätin folgte mit mehr Eifer, als der kleine Anlaß erforderte.

»Run?« fragte ihr Mann, als man aufgestanden war und in kleinen Gruppen den Kaffee nahm, während die Tische so schnell als möglich fortgerückt wurden.

»Er ist ein alter Fuchs, und ich werde nicht klug aus ihm.«

»Sollte das nicht an dir liegen?« spöttelte der Landrat.

Sie warf den Kopf zurück. Ein Zug finsternen Trostes erschien um ihren Mund, und eine dicke Wolke des Eigensinns lagerte zwischen den Brauen. »Wie es dir beliebt. Aber denke nicht, daß ich umsonst die lebenswürdigen Spiele gegen die schwarzen Schafe meines Kreises.«

Er blickte zu Almut hin, die sein Schwager auch jetzt nicht verließ, obgleich ein paar Regierungsreferendare sich eifrig anschickten,

ihm den Rang abzulaufen. »Das tust du gewiß nicht. Ich werde deine Bestrebungen aufs eifrigste unterstützen, aus Familienrücksichten.« Er nickte ihr zu und trat zu dem Freiherrn, der im Gespräch mit einigen Gutsbesitzern stand.

Auch Almut sah zu dem Vater hin. Wie anders er aussah als seine Umgebung! Ein James Leben und schweres Schicksal hatten den Stempel auf ihn gedrückt. Aber er trug sich frei und stolz. Und ohne das Gespräch zu hören, das er führte, fühlte sie, wie weit der Dreifeldermann seiner Umgebung überlegen war.

»Sie hören nicht zu, gnädiges Fräulein! Irgend etwas entzieht Sie mir.«

Sie wandte dem Leutnant ihr schönes klares Gesicht zu. »Ja,« sagte sie lächelnd, »mein Vater —«

»Ich habe gehört, es ist ein ganz besonderes Verhältnis. Etwas Heiliges, sozusagen.«

»Etwas Heiliges, sozusagen,« wiederholte sie.

»Seinetwegen leben sie als Einsiedlerin, die Hama der Gegend, ein modernes Dornröschen hinter unsichtbaren Hecken?«

»Oh, was die Rosen anbetrifft, die sind in Neu-Barten sichtbar genug. Ich habe ja sogar einen Preis bekommen, jedenfalls als ein modernes Dornröschen, das die Ergebnisse seiner Arbeit auf die Ausstellung schickt.«

»Und Sie meinen, die unsichtbaren Hecken würden den Ritter nicht hindern, der hindurchreiten wollte?«

Das Gespräch war Almut unangenehm. Warum sollte sie mit diesem Menschen, den sie erst vor ein paar Stunden kennengelernt hatte, so um jene Grenze spielen, hinter der die schwerste Erfahrung ihres Lebens lag! Sie brach ab und wandte sich der lebhaften alten Dame zu, die vorhin so eindringlich mit ihrem Vater gesprochen hatte. Sie war aus dem Nachbarkreise und hier zu Gast wie sie, ein allgemein geehrter Gast.

Graf und Gräfin Holstein feierten bald ihre goldene Hochzeit, doch waren beide noch rüstig, die Gräfin als Original bekannt. Sie war eine sehr berbe Frau, die es liebte, ihre Meinung ungeschminkt zu sagen, deren Herzensgüte aber in einem langen Leben so viel Proben bestanden hatte, daß sie die Hochachtung aller genoß. Als leidenschaftliche Raucherin steckte sie sich gerade eine dicke

Zigarre an, als Almut sich ihr näherte. »Habe schon dem Papa gesagt, daß er sie mir zuführen soll. Unsinn, dieser Schor! Schon der Name macht übel wie schlechter Tabak! Sie fallen doch nicht darauf herein, Kindchen?«

Almut schüttelte den Kopf. »Vater sagte mir, Sie haben Mutter gekannt, Frau Gräfin?«

»Habe ich, und darauf bezieht sich auch meine Bitte. Wir feiern im Herbst goldene Hochzeit. Ich möchte Sie gern dabei haben, Kindchen. Vor fünfundzwanzig Jahren stand Ihre Mutter da neben mir. Als ob die Zeit ausgelöscht sei, scheint es. Eine fabelhafte Ähnlichkeit — nicht, Alter?«

Graf Holstein näherte sich und nickte. Er brühte sich im Gegensatz zu seiner Frau gewählt und leise aus. Und wenn er eine Nachschrift unter einen ihrer Briefe setzte, so fuhren ein paar zierliche Buchstaben mit der Haarfeder unter einer Knüppelbiden Reulenschrift einher.

»Ja, Sie ähneln Ihrer Mutter auffallend. Ich habe es immer sehr bedauert, daß Ihr Vater sich so zurückgezogen hat. Bin ja aus einem andern Kreise und würde schon deshalb weniger mit ihm zusammengekommen sein, habe aber eine freundliche Erinnerung an jedes Mal, das wir uns getroffen. Vielleicht bekommen wir Sie nach Holstein herüber, gnädiges Fräulein? Es würde uns alten Leuten eine Freude sein!«

Almut dankte. Das Ehepaar gefiel ihr. Es waren selbständige Menschen, das fühlte sie. Gräfin Holstein strich über ihre Wange. »Die Mutter ging auch immer in solchen blaßlila Kleidern. Ich sehe sie noch vor mir. Haben Sie kürzlich etwas von ihr gehört?«

Der Graf warf seiner Frau warnende Blicke zu, sie zog aber ruhig an ihrer Zigarre. Es war ihrer Meinung nach ein falsches Prinzip, Wunden zu schonen. Die Leute sollten hart gegen sich werden. Das war's, was sie verlangte.

Und Almut blieb auch ganz ruhig. »Ja, Vater war vor ein paar Wochen da. Es ist alles beim alten.«

Nun kam der Leutnant und holte sie zum Tanz. Und wie es auch mit den unsichtbaren Fäden sein mochte, die Neu-Barten umgaben, die sichtbaren Fäden von Zivil und Militär, von alten und jungen Herren, die sich um die reiche Erbin bauten, durch-

brach er mit der Sicherheit angemachter Bevorzugung.

Und als Almut neben ihrem Vater im Wagen saß — denn sie hatte nicht Lust, auf den Straußwalzer zu warten und ihren Anteil an selbstgebundenen Sträußen in Empfang zu nehmen —, trat er noch einmal an ihren Wagenschlag und legte einen großen Strauß Veilchen in ihre Hand. Die gehörten nicht zu den Überbleibseln der Ausstellung, das mußte Almut wissen, durch deren Hände die welkenenden Blumen gegangen waren. Sie waren von der ersten Gärtnerei der kleinen Stadt, die nach Berlin lieferte, am Abend für den Herrn Leutnant abgegeben worden. Eine Aufmerksamkeit, die diese Schneepinzette schließlich doch fühlen mußte.

»Auf Wiedersehen!« sagte er, indem er ihre Hand küßte. Das Geräusch der anziehenden Pferde mochte ihre Antwort überlärmt haben. Er kehrte mit triumphierender Miene zu seiner Schwester zurück. —

Zwei Tage darauf trat Almut am Vormittag in das Zimmer ihres Vaters. Sie hielt einen offenen Brief in der Hand, und aus ihren blauen Augen sprühte der Zorn.

»Da lies, Vater!«

Der Freiherr überflog die vier dicht geschriebenen Seiten, dann trat der Spott wieder in seine Augen. »Es überrascht dich doch wohl nicht, mein Kind?«

»Es ist eine glatte Unverschämtheit, das kannst du dem Herrn schreiben!«

»Du wirst erlauben, daß ich mich etwas höflicher ausdrücke. Du siehst, für wie dumm man den Einsamen hält.«

So bekam der Bruder der Landrätin, der die Beute im Sprung erfassen wollte, eine sehr glatte Absage. Seine in ihrer Eitelkeit verletzte Schwester ließ ihre plötzliche Bewunderung für Neu-Barten zum Nullgrad eifriger Gleichgültigkeit sinken.

Mamsell Körnchen,« sagte der Freiherr, »und nun plötzlich muß es wirklich geheiratet sein? Ich denke, es ist die ganzen Jahre auch so gegangen. Der Vollert war zufrieden und wir auch. Nun, Mamsell Körnchen, lassen Sie die Schürzengipfel! Ich bin kein Moralsprebiger, aber wozu es nun anders werden soll, das versteh' ich nicht.«

»Weil er doch nun geerbt hat, Herr von Barten, und was Selbständiges übernehmen kann. Mein Gottchen, ja, wir waren ja zu-

frieden, und eine schöne Jugend war es, das muß wahr sein! So frei in der Arbeit und so selbständig, wie der gnädige Herr mich ließen, und dann nachher das Fräulein Almutchen!« Jetzt brauchte sie die Schürzengipfel doch. »Aber er hat recht, der Jeremias, wo er doch nun einmal geerbt hat und mir eine Stellung geben kann. Er hat es sich in den Kopf gesetzt. Aber ich soll künden, hat er gesagt, denn das Reden ist ja nicht seine Sache. Und da steh' ich nun hier, und wenn es geht, schon zum ersten Oktober, denn nun hat er mit einem Male Eile.«

Der Baron sah die runde freundliche Frau mit dem vor Aufregung geröteten Gesicht nachdenklich an. »Ich habe so meine Gedanken darüber, Mamsell Körnchen. Also das Reden ist nicht seine Sache? Aber diesmal möchte ich doch mit ihm selbst darüber sprechen.«

»Wenn der gnädige Herr ihm nur nicht etwas sagen möchten wegen dieser Jahre, weil doch« — jetzt spielte sie verlegen mit der Schürze — »weil doch der gnädige Herr selber sagen, daß das uns beiden nicht schadet hat, nicht ihm und nicht mir.«

Herr von Barten war aufgestanden und legte ihr die Hand auf die runde Schulter. »Denke ja gar nicht daran, Mamsell Körnchen. Ich kann nicht einmal sagen, daß Jugend keine Jugend hat. Sie und der Vollert, Sie haben beide Ihre Jugend behalten, das weiß ich. Und die Ringe schenke ich, verstanden? Das lasse ich mir nicht nehmen!«

Mamsell Körnchen brauchte wieder die Schürzengipfel, knigte, wurde noch röter und verschwand rückwärtsgehend. Das war der Ausdruck ihrer größten Hochachtung für den gnädigen Herrn, ein kleines Kunststück, das bei ihrer runden Fülle nicht ganz einfach war, und das keine Hofdame besser ausführen konnte als sie.

Auf dem Korridor der Wirtschaftsräume traf sie zufällig den Inspektor. »Komm mal in die Speisekammer, Jeremias!« sagte sie, in den unverfälschten Dialekt zurückfallend, den sie dem Herrn gegenüber durch Mundspitzen und falsche Umlaute zu veredeln suchte. Sie nahm den Schlüssel aus der Tasche und ging mit einem verächtlichen Blick auf die sichernden Küchenmädchen in ihr Reich.

Jeremias folgte ihr und stellte sich vorsichtig zwischen der Mehltonne und dem

Brotteig auf. »Was sagte er denn, Julchen?«

»Nichts Besonderes nicht, Jeremias, aber« — und sie klopfte dreimal energisch auf den Tisch — »ich will es nicht verrufen, schwarzer Kater in Milch gekocht, aber ich glaube, er hat was vor, was Gutes, Jeremiaschen. Und du sollst zu ihm kommen.«

»Ich bin rein dammlich, wenn ich das denke. Gehen und sagen, daß ich fort will! Wo ich all zwanzig Jährchen hier den Pflug an den Erntewagen gebunden habe! Aber es muß ja wohl sein, denn eigener Herd ist Goldes wert, und wenn wir nun das Gold haben, denn gehört das Gütchen dazu. Und deinen Kranz sollst du auch tragen, Julchen. Den möcht' ich sehen, der dir den abreißen will oder uns Häßel streuen, so ein altes Ehepaar, wie wir nun schon sind. Ja, das möchte ich!«

Sie ließ sich ihm gegenüber auf keine Erörterungen ein und schob ihn zur Tür hinaus. Er ging nachdenklich und zuweilen stehenbleibend in das Zimmer von Herrn von Barten.

Der hatte inzwischen Bücher und Kontrakte hervorgesucht und empfing seinen Inspektor mit der Frage, ob er seine Selbständigkeit nicht ein wenig eindämmen könne und sein Pächter werden wolle. Wo, das wisse er recht gut, denn er hätte ja Herrn von Barten selbst zuweilen nach dem Gütchen in Westpreußen begleitet, das Barten eigentlich verkaufen wollte, da der jetzige Pachtvertrag ablief und die Erneuerung ihm Schwierigkeiten machte.

»Sie wissen ja, Vollert, es ist ein feines kleines Ding, ziemlich schwer zu bewirtschaften in den Bergen am Frischen Haff. Aber das sind Sie ja von hier gewohnt. Auf ganz flachem Land hielten Sie es nicht aus, glaube ich. Dann bleiben wir doch in einem gewissen Verhältnis zueinander, und ich weiß Sie gut untergebracht, daran liegt mir auch. Selbständigkeit ist schön, Vollert, aber es wirtschaftet sich leichter aus fremdem Beutel als aus eigenem, das werden Sie wissen!«

Vollert trat von einem seiner schweren Stiefel auf den andern. Die Augen in seinem treuherzigen Hundegesicht hingen dankbar an seinem Herrn. »Ich muß es erst mit der Körnchen bereden, gnädiger Herr,« sagte er nachdenklich. Dann straffte er sich plötzlich und richtete sich auf. »Aber nein,

ich nehme an, daß sie doch sieht, daß ich ein Mann bin und selbst entscheiden kann. Ich nehme an, Herr von Barten.»

Der bot ihm die Hand und brückte sie kräftig. »Sehen Sie, Vollert, ein Gutes hat die Viehausstellung doch gehabt. Da war der Graf Holstein zufällig zum Besuch im Kreise. Ich habe ihn viele Jahre nicht gesehen. Der hat mir den Kopf warm gemacht mit der Lotterwirtschaft in Goldbach, und ich war froh, daß die Pacht abgelaufen war. Neuen Arger wollte ich nicht haben, lieber verkaufen. Da können Sie jetzt regieren, und wenn wir in die Höhe kommen, laß' ich Ihnen das Ding ein bißchen umbauen. Es wird ziemlich wacklig sein, vermute ich. Ich mag jetzt nicht hinfahren, erst soll der Monsieur fort. Aber dann — Sie bekommen gleich Einquartierung von meiner Tochter und mir. Wir fahren zur goldenen Hochzeit nach Alt-Holstein. Das läßt sich von Goldbach aus am bequemsten machen.«

So sah Neu-Barten nun doch noch eine Hochzeit, und Almut setzte Mamsell Körnchen selbst den Kranz auf. Madame Roulon wollte ihr durchaus dabei helfen. Schon wieder eine Hochzeit und eine junge Braut im Hause! Madame Roulon kam auch mit in die Kirche und stand ganz eingeschüchtert mit gefalteten Händen während der kurzen herglichen Rede des Pfarrers. Und Vollert hatte recht. Körnchen trug ihren Kranz in Ehren, und niemand streute ihr Häckel. Die Achtung, der sich die beiden Leuten erfreuten, war allgemein. Der Pastor kam sogar zu Tisch mit Doktor Keller, und zuletzt wurde in der Gesindestube getanzt. Herr von Barten eröffnete mit der Braut, und alle durften teilnehmen. Almut hörte die Musik noch in ihrem Zimmer, als die Morgendämmerung sich schon lichtete.

Sie stand dann später und sah dem Wagen nach, der die beiden an die Bahn bringen sollte. Ein wenig mehr Arbeit in den nächsten Wochen, bis die neue Mamsell kam; ein wenig mehr zu tun auch für den Vater, der sich vollständig auf Vollert verlassen hatte.

»Was wird die Familiengeschichte dazu sagen, Vater? Ich glaube, wir kommen um unsre Abende. Wir werden beide zu müde sein für das Schicksal jener Barten, die uns dann später so ziemlich abhanden gekommen.

Ich habe in diesem Sommer so oft an sie gedacht. Gerade von dieser Tochter des Schillschen Offiziers hätte so viel neue Kraft ausgehen können.«

In der Tat waren sie bei den vorläufigen Notizen für eine umfangreiche Familiengeschichte, die der Freiherr schreiben wollte, bis zu der unglücklichen Zeit gekommen, da eine Barten, die Braut eines Schillschen Offiziers, eines jener Tollkühnen, die in den letzten verzweifeltsten Gefechten um Braun-schweig gefallen waren, einem kleinen Mädchen das Leben gegeben hatte. Die Mutter war bei der Geburt gestorben, was von der Familie immerhin als eine Erleichterung empfunden worden war. Die Tochter war im Stift erzogen und später an einen Bürgerlichen verheiratet worden.

»Meine Nachforschungen haben Erfolg gehabt, Almut. In der Unruhe dieser Tage bin ich nicht dazu gekommen, dir den Brief zu zeigen. Hier schreibt ein Professor Spöhr aus Greifswald, daß jenes Fräulein von Barten seine Großmutter gewesen ist. Ernst Spöhr, außerordentlicher Professor an der Universität in Greifswald. Du könntest ihm immerhin antworten. Du wirst in diesen Wochen doch mehr Zeit haben als ich.«

Almut nahm den Brief mit der großen kräftigen Handschrift in das grüne Zimmer. Schon an einem der nächsten Abende schrieb sie nach Greifswald. Und als bald darauf die Antwort eintraf, ging diese über das Schicksal der Großmutter hinaus in viele Betrachtungen und Einzelfragen, die wieder eine Antwort heischten. So entstand allmählich ein ziemlich lebhafter Briefwechsel, in den hin und wieder auch Herr von Barten eingriff. Es war ganz offenbar, dieser Fremde wollte die Beziehungen zu Vater und Tochter nicht wieder einschlafen lassen. Er gab sich so natürlich und so voll zartfühlenden Interesses, daß beide ihm gern entgegenkamen, ob Herr von Barten auch ein wenig den Kopf dazu schüttelte, daß in diesem gelehrten Nachkommen eines Schillschen Offiziers der Gedanke einer Familiengeschichte in demselben Augenblick aufgetaucht sein sollte, wie in ihm, und sich ihre Pläne bei der Großmutter kreuzten.

Almut aber dachte zuweilen, während sie durch die Wirtschaftsräume ging oder das Legen der Blumenzwiebeln für den nächsten Frühling beaufsichtigte: Das willst du doch

in deinem nächsten Briefe schreiben! Und die leeren Fächer des mütterlichen Schreibtiſches, in denen das dünne Bündelchen von Charlottens Briefen ein einsames und kümmerliches Dasein gefristet hatte, empfingen nun die große Handschrift auf den starken Bogen. Sie schienen sich gegen den Druck zu sträuben und klappten auseinander, so daß Almut eins ihrer lila Bänder fest um sie binden mußte, um sie zu halten.

Mit dem neuen Inspektor und der neuen Ramsell kam ein neues Regiment ins Haus, wie es Neu-Barten noch nicht kannte. Die Ramsell war groß und stattlich, Mitte Zwanzig, hübsch und sauber angezogen, mit einem gewissen mobischen Schwung, der der guten Körnchen fernelegen hatte. Sie war ebenso groß wie Almut selbst. Der Inspektor aber überragte sie noch, und Almut konnte ihrem Vater gratulieren, daß seine Vorliebe für lange Kerle hier wieder ihre Bestätigung gefunden hätte. Die Ramsell war auch tüchtig, von früh bis spät bei der Arbeit. Doch sagte sie alles anders an als Körnchen, mit einer gewissen Überlegenheit, und wahrte sich ihre Freistunden sehr wohl. Almut war im Haushalt nicht mehr so nötig und empfand das mit Befreiung, denn trotz absoluter Unterwürfigkeit gegen sie war der Ton in der Küche sehr bald ein anderer geworden. Das Rühren und Kreischen der Mädchen war einmal bis in ihr Schlafzimmer herübergebracht, und als Almut erstaunt aufgestanden und in das Wirtschaftshaus hinübergegangen war, hatte sie gesehen, daß die Ramsell sich mit den Mädchen umherjagte. Es war vergessen worden, die Tür zwischen Herrenhaus und Wirtschaftshaus zu schließen, und Almut stand ganz unerwartet auf der Schwelle der Küche. Alles fuhr mit roten Köpfen auseinander. Die Mädchen stürzten an die Abwaschwannen, die Ramsell ging in die Speisekammer. Als sie am Nachmittag zur Besprechung des Küchenzettels kam, machte Almut ihr Vorstellungen. Sie war wie umgewandelt, gewandt und unterwürfig. Die Mädchen gehorchten ihr doch, wenn sie sich auch einmal einen Scherz mit ihnen machte. Aber wenn das gnädige Fräulein es nicht wünschten, würde es nicht wieder vorkommen.

Almut hatte ein häßliches Gefühl, wenn sie mit der schönen glatten Person zu tun

hatte. Aber noch unsympathischer war ihr der Inspektor. Auch er war eine auffallend stattliche Erscheinung und wußte das. Ein paarmal, wenn sie im Zimmer gewesen war, während er mit ihrem Vater verhandelte, hatte sie einen Blick auf sich ruhen gefühlt, mit dem noch nie ein Mann sie zu betrachten gewagt hatte. Doch waren die Augen immer scheu und ausweichend, voll einer heißen, gierigen Bewunderung, die vor sich selbst auf der Flucht schien. Almut verließ jetzt das Zimmer, wenn er da war. Doch konnte auch sie zuweilen nicht vermeiden, mit ihm zu sprechen.

Sie tat das aber möglichst in der Gegenwart ihres Vaters und hochmütiger, als es sonst ihre Art war, so daß es diesem einmal auffiel: »Wir scheinen wieder einmal denselben Geschmack zu haben, Almut. Ich weiß nicht, ob mich der alte Vollert so verwöhnt hat. Jedenfalls ist mir dieser Dammann vorläufig noch unausstehlich. Tüchtig ist er. Die Herbstbestellung geht rasch vorwärts. Ich fürchte freilich, die Pferde müssen ihr Letztes hergeben. Ich muß ihm auf die Finger sehen, daß er mir mein Komode nicht bevöllert. Aber der ganze Mensch ist mir zuwider, und mit den Mägden werden wir schöne Geschichten erleben, darauf können wir uns gefaßt machen. Dem sprüht ja das Feuer nur so aus den Augen.«

Ende Oktober fuhren sie nach Goldbach. Almut war als Kind zum letztenmal da gewesen. Eine liebevolle Erinnerung war zurückgeblieben. Aber wie schön dieses kleine Gütchen am Ufer des Frischen Haffs war, das sah sie erst jetzt. Es lag in der Nähe der kaiserlichen Herrschaft, eingebettet in die Buchenwälder, die die Höhenzüge bedecken. Sie senkten sich, von Schluchten unterbrochen, von schäumenden Bächen durchzogen, dem sonnigen Spiegel des Frischen Haffs zu, hinter dem fern die Ketten der schneeweißen Sanddünen aufleuchten. Bei gutem Wetter sah man hinter der zackigen Sandkrone einen breiten Streifen von tieferem Blau, die Ostsee.

Die Pachtung Goldbach bestand aus einem kleinen alten Hause, das ein paar Kilometer vom Ufer des Haffs auf halber Höhe dicht vor dem Walde lag, einem mäßig großen Wirtschaftshof, ein paar Ställen und Scheunen und einer kleinen gutgehenden Ziegelei

dicht am Fassufer, wo gleich die Verladung vor sich ging.

Bollerts hatten sich behaglich eingerichtet und eine Art von ehemaligem Saal, der als Aufbewahrungsort für das Hausgerät diente — allerdings in sehr mäßigen Dimensionen —, für die Herrschaft eingeräumt. Almut schlief hier, während ihr Vater sich mit einer Bodentube begnügte. Das Zimmer war hellblau getüncht, zeigte aber viele abgestoßene Stellen und einen absurden Fries, die Tierköpfe des Grabmals der Cäcilia Metella, verbunden durch Lorbeerkränze, eine antike Reminiszenz, von der niemand recht wußte, wie sie hier ans Grische Faß gekommen war. Die Fenster gingen nach dem Walde zu, dessen Buchen jetzt vom hellsten Gold bis zum tiefsten Kupfer wie Märchenbäume in der Sonne funkelten. Von der Hintertreppe des Hauses trat man direkt unter die Bäume und konnte einen der Schlängelwege nehmen, die durch die Schlucht nach der Chaussee führten.

Mamsell Körnchen, wie man sie unwillkürlich noch immer nannte, war die glücklichste Hausfrau der Welt. Ihre Pläne für eine wirklich rationell zu betreibende Geflügelzucht überfielen Vater und Tochter schon in der ersten Stunde: »Ich kann nicht warten, bis die Hühner von selber brüten, Herr von Barten. Ich habe es schon mit Jeremias besprochen, wir schaffen uns eine Brutmaschine an. In Neu-Barten darf man ja das Wort Maschine nicht aussprechen. Gezittert habe ich aber schon immer danach. Und dann soll Gräulein Almutchen einmal sehen, was für Kücheln ich ihr schon zu Ostern schiden kann.«

Der Freiherr drohte ihr mit dem Finger. »Mamsell Körnchen, Mamsell Körnchen! Nun wollen Sie mit Ihren Maschinen sogar schon in das tiefste Heiligtum der Natur einbringen. Aber hier habe ich nichts zu sagen, das geht Ihren Bollert an, wenn der sich das gefallen läßt —«

Mamsell Körnchen blickte ordentlich übermütig zu ihrem Manne hinüber. Sie hatte die ehelichen Rechte so lange vorausgenommen, daß sie es sich nun zum Ausgleich gefallen lassen mußte, den jungfräulichen Titel auch in der Ehefrauenhaube noch zu führen.

Bollert aber legte sein Hundegesicht in ernste Falten: »Herr von Barten haben nun einen ganz Neumodischen in dem Dammann.

Er hat schon gesagt, es sei alles nur alter Mist, was wir da geschafft haben, und nach zwei Jahren pflüge er elszöllig und baue Rüben. Er würde das Gut schon hochtriegen.« Die ganze Eifersucht eines treuen Arbeiters sprach aus diesen Worten.

Der Baron runzelte die Stirne: »Ich möchte mir meine Kaffeestunde nicht verderben. Mamsell Körnchen, gießen Sie bitte noch einmal ein und reichen Sie, bitte, Ihre delikatsten Waffeln!«

Am nächsten Morgen fuhren sie nach Alt-Holstein, einen Weg von zwei Stunden. Doch ging die Chaussee fast immer so, daß man das Faß und die jenseitigen Dünen sehen konnte, und der Weg wurde ihnen nicht lang. Während Goldbach noch in Westpreußen lag, gehörte Alt-Holstein wieder zu Ostpreußen. Als man die Grenze der Herrschaft überschritt, merkte man, daß überall auf den Abbauten und in den Dörfern der Ehrentag der Besitzer mitgefeiert wurde. Fahnen waren gehißt, Girlanden über die Straßen gehängt. Die Schulkinder hatten frei, und was der ausnehmend warme Herbst von bunten Georginen, gelben Gillyen und Sonnenblumen noch in den Gärten vergessen hatte, war zu Sträußen und Kränzen gebunden, die überall an Fenstern und Türen hingen. Am Abend sollte an mehreren Orten getanzt werden. Graf Holstein hatte die Musik bestellt. Sie war schon da, und der Wind trug lustig schmetternde Töne über die bestellten Felder, aus denen die roten Spitzchen der jungen Saat sahen.

Schloß Holstein lag weit ausladend, mächtig und vornehm hinter dem Rasenparterre, vor dem ein paar alte Kanonen standen, gerade wie vor dem kaiserlichen Gut selber. Von allen Seiten strömten die Menschen herzu. Es war ein Erntetag für treue Aussaat eines langen Lebens, wie der Pfarrer bei der Einsegnung des Paares sagte. Die Gräfin trug im weißen Haar den goldenen Myrtenkranz und über dem schwarzen Samtkleid den kurzen weißen Schleier. Die Tränen flossen während der Rede unaufhörlich über ihr blühendes Gesicht. Als der Pfarrer geendet hatte, umfaßte sie ihren alten Geliebten und küßte ihn so sattfam ab unter so bitteren, lauten Anklagen über all die Unbill, die sie ihm in diesen fünfzig Jahren zugefügt hatte, daß die Rührung der Anwesenden sich in eine bewegte Heiterkeit verwand-

delte. Denn ein jeder wußte, daß Gräfin Holstein allerdings nicht immer die bequemste Gattin gewesen und der feinen Seele ihres Mannes freilich manche Zudungen bereitet hatte, daß der Segen dieses Hauses aber in der Tat sprichwörtlich gewesen.

Als man nach dem langen und sehr reichlichen Diner dann beim Kaffee saß, steckte sich die Hausfrau in aller Gemütsruhe wieder ihre dicke Zigarre an, und der goldene Kranz und der Schleier störten sie dabei nicht im geringsten. Töchter, Söhne und Enkel waren dieses Bild ganz gewohnt, und nur der Verlobte der ältesten Entelin, der in Reg in Garnison lag und seine künftige Großmutter zum erstenmal sah, war sichtlich geniert. Die Gräfin merkte es und rief ihm durch das ganze Zimmer und sehr laut zu: »Armer Sirt, es tut dir weh, nicht wahr? Irmgard, ich fürchte, er macht die Verlobung rückgängig. Er sieht dich offenbar schon in der gleichen Situation an deinem goldenen Hochzeitstage. Aber gib ihm doch die Versicherung, daß ich nie im Schlafzimmer rauche. Mein Mann hat es mir schon in der ersten Zeit untrer Ehe streng verboten. Die Asche störte ihn zu sehr.«

Alles lachte, und der junge Offizier war nun wirklich rettungslos verlegen geworden, bis seine junge Braut ihn in den dämmerigen Wintergarten zog.

Almut fühlte sich in diesem Kreise wohl und glücklich. Die Gräfin hatte sie mit besonderer Auszeichnung empfangen. Ihr Tischherr war einer der verheirateten Söhne gewesen, und sie hatte sich vorzüglich mit ihm unterhalten. Als der Tanz anfangen sollte, hängte sie sich strahlend in den Arm ihres Vaters. »Heute sind wir beide nicht griesgrämig, nicht wahr? Und weißt du, worauf ich mich am meisten freue? Auf die Heimfahrt! Es ist Vollmond. Wie werden die bunten Wälder leuchten und das Haff, wenn wir auf der Höhe sind! Und dann unten im Tal das liebe Goldbach und Ramsell Körnchen, die von einer Brutmaschine träumt.«

Die Hausfrau, die gerade vorbeiging und mit ihrem Schleier an einem Blumenarrangement hängenblieb, hörte die letzten Worte. Und während sie das dünne Gewebe energisch zerriß, sagte sie, ihre fleischige Hand auf Almut's Schulter legend: »Brutmaschine? Papperlapapp, mein Kindchen! Glauben Sie

mir, ich bin mehr für den natürlichen Lauf der Dinge. Ich wollte Sie bei Tisch nicht quälen, darum gab ich Sie meinem Dritten, der ist der zarteste. Aber ich habe da ein paar famose Kerlchen aus der Nachbarschaft. Ich werde sie Ihnen vorstellen, und dann machen Sie die Augen auf und das Herzchen auch. Der Vater hat nichts dagegen — verstanden?« Sie bezeichnete Almut noch ausdrücklich, wen sie meinte. »Frisches Blut, mein Kind, nicht alte Lebenshüter, wie sie neulich die gute Landrätin aufstischte. Der da mit dem Schmiß, auf den er ein wenig zu eitel ist, aber sonst ein prächtiger Junge. Viertausend Morgen und ein vorzüglicher Landwirt. Und der Kürassier, leichtsinnig wie ein Floh, aber besserungsfähig und bildungsbedürftig. Na, wenn Ihnen einer gefällt, Herzchen, so kommen Sie nur zu mir und fragen nach den Meriten.«

Ihre Entelin kam ihr mit einer Schere entgegen. »Halt still, Großchen! Ich will dir deinen Schleier gerabelschneiden; so kannst du nicht gehen.«

Sie streichelte zärtlich den Blondkopf. »War Sirt böse, Irmgard?« Und dann lachte sie hell auf: »Was er für Augen machte, als ich mir die Zigarre anstедte! Er ist mir immer ein bißchen zu sanft gewesen. Du mußt wirklich zuweilen etwas Pfeffer in eure Liebe tun, es muß ihn kitzeln, Kind. Merk' dir das! Und nun wird der Firtelanz wohl in Ordnung sein.«

Irmgard sah ihr liebevoll nach. Die Enkel vergötterten die Großmutter und scharten sich um sie, wenn sie an dem Firtelissen die zartesten weißen Wölkchen hervorzauberte und den dichtesten Qualm verbreitete.

Almut's Hand auf dem Arm des Vaters hatte ein wenig gezittert. »Warum lassen sie mich nicht zufrieden, Vater?« Und ihre blauen Augen sahen traurig in die seinen. »Es tut mir doch so weh, warum müssen sie mich immer mahnen?«

Er sagte sie um. »Komm, Almut, den ersten Walzer tanze ich mit dir! Wir wollen heut alles vergessen und fröhlich sein. Wir wollen auch keine Vorurteile haben. Nicht einmal gegen den Herrn mit dem Schmiß und gegen den leichtsinnigen Floh. Wir wollen gerade so vergnügt sein wie andre Leute.«

Und das waren sie. Am nächsten Morgen schrieb aber Almut noch aus dem blauen Zimmer einen Brief an den unbekannten

Professor. Von dem lachenden, rauschenden goldenen Walde, der bis zu ihrem Fenster kam; von Mamsell Körnchen, die zur Strafe für ihre Sünden nicht in den Besitz ihres Frauentitels gelangen konnte; von der Brautmutter mit der Zigarre unter dem goldenen Myrtenkranz und von der glückseligen, müden, traumhaft schönen Rückfahrt mit dem Vater. Das alles schrieb sie — sie, die vor sechs Jahren nicht einmal verstanden hatte, dem Vater ihr Herz auszuschenken. Und sie wunderte sich nicht einmal darüber, als sie den Brief in den Kasten steckte, der unter einem mächtigen Apfelbaum an der Einfahrt des Hofes stand, so daß er auch den Leuten ohne Kontrolle erreichbar war. Die Sage ging, daß einmal ein Rotschwänzchen durchaus versucht hatte, in diesem Briefkasten sein Nest zu bauen. So wenig wurde er benützt. Jetzt aber saßen in den Bäumen nur ein paar Späzen, die lärmten und schrien im Sonnenschein, als hätten sie keine Angst vor dem Winter und wüßten wohl, daß auch in Golbbach das Getreide noch mit dem Flegel ausgedroschen wurde, und daß die Körner, die dabei von der Tenne sprangen, sie reichlich hindurchbringen würden.

Der junge außerordentliche Professor Ernst Spöhr verbrachte den Winter in der kleinen pommerischen Universität am zugeschnittenen Bobben in einer eigentümlichen Gemütsverfassung. In dem Schillschen Offizier, der vor hundert Jahren die Zeit in der Liebe und in der Politik nicht erwarten konnte, mußte mehr von der »ewigen Unruhe« gekreist haben als in dem feinsten Gefüge einer Taschenuhr, daß er von jener halbvergessenen Großmutter, die er als Kind nur einmal flüchtig gesehen, noch dieses Erbteil in sein Leben bekommen hatte. Nicht daß er daran gedacht, sich ganz und ausschließlich, mit Haut und Haaren der Wissenschaft zu widmen. »Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst.« Diese Worte Goethes waren sein Wahlspruch. Und je mehr sein Studium ihn zu den krankhaften Erscheinungen der Psycho führte, um so freier und gesunder hatte sein innerer Mensch sich entwickelt.

Er hatte jene Zeit seines Studiums, die er in der Irrenanstalt verlebt hatte, schon fast vergessen, als die Nachforschungen des Herrn von Barten über jene abgezweigten Gami-

lienmitglieder zufällig in seine Hände geraten waren. Dann aber hatte er plötzlich wieder das junge blonde Mädchen vor sich gesehen, das in der hellen Sonne des Mai-tags auf dem Hofe der Anstalt gestanden hatte, das er zwischen den Kaisertronen der Gartenrabatten in das ernste Haus des Unglücks geführt, und dessen Augen einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hatten, daß er eine ganze Stunde in der Laube auf die Zurückkehrende gewartet hatte. Er sah sie wieder an sich vorübergehen, gerade aufgerichtet, mit den Tränen, die ihre Augen blind gemacht hatten. Er sah sie durch die Frühlingsrabatten hindurchgehen, in dem ganz kurzen Schatten der Mittagssonne, die die Welt in einem Meer von Licht badete, aber er wagte nicht, ihr nachzugehen und sie noch einmal anzusprechen.

Später hatte er das oft bedauert; dann hatte er sie vergessen. Nur zuweilen, wenn er das Schicksal ihrer Mutter als Beweis für irgendeinen Krankheitszug der Psycho heranzog, ging die Erinnerung an die schöne Tochter flüchtig durch seinen Sinn. Dann hatte ihn ihre Handschrift gebannt, das langsame, allmähliche Näherkommen ihrer Seele, die Beweise ihres fast kindlichen Vertrauens. Und zu einer Zeit, als Almut seine Briefe noch mit einem befriedigten und harmlosen Lächeln im Schreibtisch des grünen Zimmers verschloß, wußte er schon, daß er mit der Sehnsucht eines Liebenden auf sie wartete, trug er den letzten mit sich herum, bis er von einem neuen ersetzt wurde. Zu Weihnachten war an den »entfernten Vetter« — entfernt im doppelten Sinne des Wortes — ein Kistchen sehr guter Dinge gekommen, für die junge Hausfrau von Neu-Barten ohne weiteres einen Preis verdiente, sich aber mit einem Rosenstrauß begnügen mußte, den sie in der knisternden Kälte des ersten Januars halb erfroren aus seinen Wattehöhlen paden mußte.

»Es ist nur gut, daß Ihr Brief nicht auch erfrieren konnte, lieber Vetter. Es wäre jammerschade um ihn gewesen. Ich hatte eine solche Freude, als ich mir vorstellte, wie der Silvesterball über Sie dahingebraust ist, und wie die jungen Studenten mit ihren Damen den Herrn Professor untergepflügt haben, wie wir auf dem Lande sagen.

»Vater und ich haben das alte Jahr ganz still für uns beschlossen. Madame Roulon

ist wirrer als je. Wenn Sie einmal zu uns kommen, ist es nicht einmal Zeitverlust für Sie. Sie haben die beste Gelegenheit zu psychischen Studien. Ich erfahre sehr viel aus dem Leben des erdichteten Herrn Roulon, was junge Mädchen sonst nicht zu wissen bekommen. Aber es schadet mir nicht. Die Romane des Lebens scheinen die einzigen zu sein, die ich lesen soll. Ihr Ende ist durchweg unglücklich, ob es sich nun um den Madame Roulons oder meinen eignen handelt.« Diese Stelle des Briefes hatte Epohr beunruhigt. Um ihren eignen? Was hatte sie für einen Roman gehabt? Warum hatte er unglücklich geendet? Nach der goldenen Hochzeit hatte sie ihn sogar die Bekanntschaft des »Herrn mit dem Schmiß« und des »leicht-sinnigen Flohs« machen lassen, aber sie hatte nichts hinzugefügt. Zum ersten Male spielte sie hier auf die Vergangenheit an. Er wurde den Gedanken nicht los, und am Abend setzte er sich hin und schrieb an einen Arzt in der Anstalt, der sich mit ihm befreundet hatte. Er machte eine lange umständliche Einleitung, kam dann auf den Fall der Frau von Barten, den er gerade als Beweis für einschlägige Studien brauchte, und fragte des genaueren nicht nur nach der Kranken, sondern auch nach der Tochter.

Die Antwort ließ einige Zeit auf sich warten. Epohr war empört. Was die Ärzte dort wohl zu tun hatten, daß der Freund sich nicht gleich zur Antwort hinsetzte! Der würde wohl gar noch den Mut finden, sich mit dem Karneval in der Kreisstadt zu entschuldigen!

Und in der Tat begann der Brief, der in vierzehn Tagen kam, gerade als Epohr im Begriff war, noch eine Brandkarte zu schicken, mit der ausführlichen Beschreibung der ungeheuren Inanspruchnahme des Freundes, den man in dem kleinen Städtchen als Heiden eines Liebhabertheatres gewonnen hatte.

Dann aber erfuhr Epohr doch, was er wollte:

»Von Frau von Barten nichts Neues. Diese Zustände ändern sich nicht. Sie schleppt ihre Holzpuppe umher, und Schwester Anna ergeht sich von Zeit zu Zeit in einer wahren Ekstase über Kinderkleidchen. Die Puppe wird nächstens einen Schrein voll Kostbarkeiten besitzen, wie irgendein schwarzes Marientkind in Italien. Die Mutter würde sich

auch noch heute dazu eignen, so mit ihm auf dem Throne irgendeiner Kirche zu sitzen, die Stidereien wie Botivgeschenke um sich her gebreitet. Sie ist noch immer eine schöne Frau. Leider habe ich versäumt, die Tochter zu sehen, die vor sechs Jahren einmal flüchtig hier aufgetaucht ist und von der nun Schwester Anna mit derselben Ekstase spricht wie von den gestickten Leibchen und Röschchen. Es wäre mir doppelt interessant gewesen. Der Mensch und der Arzt hätten profitiert. Der Mensch, weil das Mädchen ganz glatt eine Schönheit sein soll; der Arzt, weil ihr Schicksal schon gesprochen hat, in sonderbarer Verknüpfung mit dem ihrer Mutter. Sie hat sich in früher Jugend mit einem hannoverschen Vetter verlobt und dann am Tage vor der Hochzeit erklärt, daß sie ihn nicht heiraten könne, weil sie fest überzeugt sei, das Schicksal ihrer Mutter würde sich an ihr wiederholen. Hysterie wahrscheinlich! Sie ist seitdem nicht wieder in der Anstalt gewesen, zu Schwester Annas großem Bedauern, die sich bei jedem Besuch des alten Freiherrn nach ihr erkundigt und immer die kurze freundliche Antwort erhält, daß seine Tochter ihn nicht verlasse.«

Das war es also. Genug, um Epohr in Aufregung zu versetzen. Nicht etwa rüdläufige Eifersucht. Vor sechs Jahren war Almut ja ein halbes Kind gewesen. Aber sie hatte das Grausen schon gesehen, das furchtbare Grausen. Er verstand sie nun besser, und seine Liebe nahm zu. Es war also nicht Schrulle oder Hochmut, was sie so einsam machte. Es ging ein Gespenst für sie um unter den fröhlichen Menschen, und sie fürchtete es. Es war eine törichte Furcht, er als Arzt konnte sie darüber beruhigen. Er konnte ihr sagen, daß sie nichts zu fürchten hatte, daß ein solcher Einzelfall nicht erblich, nicht belastend für sie sei. Ihr Leib rührte sein Herz. Es hatte sie bewacht, für ihn bewacht. Und er empfand Mitleid mit jenem Vetter, der sich hatte abweisen lassen, der nicht stark genug gewesen war für sie.

Er aber war stark! Er redte sich und hob den Kopf. Kurzsichtig war er und hatte es sich angewöhnt, zu blinzeln, wenn die Sonne schien. Böse Gelehrtenangewohnheiten, die sie ihm austreiben mußte. Aber vor den Schattten ihrer Seele wollte er Wächter sein. Da trugen seine Augen weiter als die ihren.

Und nun konnte er auch nicht länger warten. Er setzte sich hin und meldete seinen Besuch für die Osterferien an. Er schob das Interesse für das Familienwerk vor, als er an den Vater schrieb. Zu Almut aber sagte er offen, daß ihn die Sehnsucht treibe, sie kennenzulernen. Sie sei ihm ein so treuer Kamerad geworden, daß er ihr Aug in Aug gegenüberstehen wolle.

Es war gleich nach Lichtmeß, in den ersten Tagen des Februars, als Almut den Brief bekam. Sie war über den beschneiten Hof nach dem Schaffstall gegangen, wo die ersten Lämmer kamen. Um diese Zeit ging sie täglich zu den Mutterschafen und blieb eine ganze Weile in dem warmen Stall, wo in dem hohen Stroh die Erstlinge der Herde umhersprangen. Es gab nichts Muntereres als die kleinen Gesellen, die in dem Gewühl nach ihren Müttern suchten, in die vollen Rippen sprangen, die mitten im Stall standen, und von dem alten Schäfer mit väterlicher Nachsicht erzogen wurden.

»Na, warten das gnäbige Fräulein nur ab! So nach drei Wochen, wenn mehr sind, dann mache ich ihnen eine Box im Stall, und da müssen die großen zum Futter herein. Ich schlage mit dem Stock auf das Holz wie mit einer Klapper. Dann sollen gnäbiges Fräulein erleben, wie sie mir folgen werden.«

Es war sein langjähriger Zirkustrid. Almut kannte ihn genau, ließ sich aber immer wieder überraschen. Der Stall war warm. Die tiefstehende Abendsonne flutete durch die kleinen Fenster und füllte ihn mit klarem Licht. Es war so viel pulsierendes Leben in den kleinen Geschöpfchen, es brandete ordentlich um Almut's Gestalt. Der Alte reichte ihr das jüngste Lämmchen. Sie nahm es auf den Arm und drückte den Kopf an das Fell. Es blökte ängstlich nach der Mutter. Sie setzte es hin, und es stob mit seinen steifen, gespreizten schwarzen Beinchen mitten hinein in den Knäuel der Tiere.

Nachdenklich trat sie wieder auf den Hof. Lange Eiszapfen hingen vom Schaffstall. Die rote Sonne blinkte und funkelte in ihnen. Auch in dem Gewirr von wildem Wein, der nackt und sträbniq um ihre Fenster hing, waren solche Zapfen. Neu-Barten lag tief verschneit. Fast täglich fuhr sie in dem kleinen Schlitten allein oder mit ihrem Vater. Selbst Grane hatte gute Tage. Die Bahn war vortrefflich, und der Doktor hatte sich

neulich sogar das Vergnügen gemacht, Fräulein Sauer mitzubringen, die der Wirtin einen Besuch abstattete.

»Sie hat dann aber wirklich ein paar Tage hindurch ihrem Namen Ehre gemacht, Jeannot. Und das muß ich sagen, eine Kleinkinderbewahranstalt hast du jetzt auf Neu-Barten nicht, weit davon! Wirft aber nach ein paar Jahren eine nötig haben, wenn der Dammann noch lange hier wirtschaftet. Und von der Mamsell erzählt man sich Wunderdinge. Die kommt ja sogar auf die Tanzfeste im Dorfe. Wenn nur die Hälfte von allem wahr ist, was über sie gesagt wird, dann würde ich doch raten, reinen Tisch zu machen. Dann ist es eigentlich nicht nötig, daß Almut jeden Tag mit ihr zusammenkommt.«

Almut trat ein, als der Doktor gerade geendet hatte. Sie sah glücklich aus. Die Augen leuchteten unter der kleinen Pelzmütze, und sie trug die Wärme und den Duft des Feues noch an ihren Kleidern.

»Aus dem Schaffstall, Almut. Meine Nase sagt es mir!«

»Besser als aus dem Kuhstall, Onkel Doktor! Obgleich meine Nase auch dagegen nichts einzuwenden hat und ich Vater oft auf seinen Spaziergängen nach Tisch begleite, die schmale Bahn an den Fenstern entlang, während neben uns die Kühe behaglich wiederläuen. Ich lege schnell ab und besorge brühen den Kaffee. Du machst mir doch das Vergnügen, Onkel Keller?«

Sie sahen ihr beide nach. Der Doktor schmunzelte: »Noch hat ihr der Umgang offenbar nicht geschadet.«

Aber der Freiherr war anderer Meinung: »Ich weiß nicht, was es ist, Keller, verändert ist sie. Viel unruhiger, manchmal sogar zerstreut. Sie hält nicht mehr so gut aus bei der Arbeit, am ersten noch bei der Familiengeschichte. Sie nimmt auch das wirre Zeug der alten Französin nicht mehr so harmlos. Neulich war sie ärgerlich, hielt sich die Ohren zu und lief davon. Die kleine Roulon blieb ganz verwirrt stehen. „Mais mon dieu!“ sagte sie. „Zwei junge Frauen wie wir! Ich verstehe Sie nicht!“ Almut kam dann auch wieder, sagte sie um und gab ihr einen Kuß. Aber die Alte blieb während der ganzen Abendmahlzeit eingeschüchtert und stumm. Raum, daß sie etwas über ihre Lippen brachte.«

Der Doktor pfiß vor sich hin. Furchtbar falsch, aber mit der Miene größter Schlaubeit: »Wir wollen noch eine Weile abwarten, Jeannot. Ich habe so meine Gedanken.«

Drüben hatte es ihnen Almut behaglich gemacht. Das Feuer brannte im Kamin. Aus der kleinen Sturzmachine duftete der Kaffee. Rauchen durften sie auch. Es war das reine Junggesellenparadies, wie der Doktor sagte.

»Und zu Ostern kommt Besuch?«

»Ja, der neue Vetter.«

»Neuer Vetter. Hm! ...« Der Doktor zog an seiner Zigarre. »Bin doch recht neugierig auf diesen Enkel der Freiheitskriege!«

»Ich auch!« sagte der Freiherr.

»Ich nicht,« meinte Almut. »Ich kann ihn mir sehr gut vorstellen. Und schließlich kennt man sich ja auch, wenn man sich ein halbes Jahr geschrieben hat.«

Sie sprachen dann von allen möglichen andern Dingen, bis der Freiherr plötzlich seine Zigarre weglegte und fast heftig ausrief: »Dieser Dammann verlangt künstlichen Dünger! Wir haben eine tüchtige Szene gehabt, heute morgen! Bei meiner Viehwirtschaft! Ich habe ihn einfach ausgelacht! Bringt mir der Mensch einen förmlichen Plan veränderter Fruchtfolge und intensiver Wirtschaft mit einer genauen Berechnung des Mehrertrages in Neu-Barten! Eine tüchtige Arbeit, ohne Frage. Wie er sie seinem amüsanten Winterschlaf abgerungen hat, ist mir ein Rätsel. Ich kann dir das Zeug einmal mitgeben, du verstehst ja auch etwas davon, Keller. Er stand dann aber da wie der Jude von Venedig, so wenig das für diesen germanischen Abonis paßt, und berief sich auf seinen Schein.«

»Und du?«

»Ich berief mich auf meinen gesunden Menschenverstand und meine langjährigen Wirtschaftsbücher. Wenigstens auf ein paar Drillmaschinen wollte er bestehen. Nichts zu machen, Keller, nichts zu machen! Bei mir geht der Sämann noch mit dem weißen Lafen über die Felber, und daran ändere ich nichts. Ein schönes Bild! Und es hat seine mehrseitigen Vorzüge. Der gute Winkelmann denkt dabei an das Wort Gottes und ich an andre Dinge. Aber begreifst du, daß er mir gesagt hat, ihm stiege das Blut zu Kopf, wenn er die Drehschlegel hörte?«

»Begreife ich, Jeannot, begreife ich vollständig,« sagte der Doktor mit einem leichten

Lächeln. »Im übrigen kennst du meine Meinung. Laufen lassen, nicht wahr, Almut?«

Almut war plötzlich dunkelrot geworden. »Wenn er nicht der Inspektor Dammann wäre, Onkel, ich könnte ihn hassen!«

Der Freiherr blidte sich erstaunt um. »Du, Almut?«

Sie reichte ihm die Tasse und tat Sahne und Zucker hinein. »Er erniedrigt unser Haus, Vater.«

Der Freiherr richtete sich ein wenig auf. »Das gibt es nicht, mein Kind, das liegt in unsrer Hand.«

Der Doktor fuhr sehr nachdenklich nach Hause. Er pfiß wieder und nahm sich vor, sich den neuen Vetter gut anzusehen.

Almut aber schämte sich noch, als sie vor dem Einschlafen wach lag, das ihr die Bemerkung über den Menschen ent schlüpft war. Der Vater hatte recht. Was ging er sie an? Aber sie konnte es ihm doch nicht sagen, daß ihr manchmal, wenn er sie traf, war, als mache er keinen Unterschied zwischen ihr und der Mamsell, und daß ihr Blut so sonderbar brauste, wenn sie seinen Blick rasch und gierig über sich hingleiten fühlte. Und dann mußte sie an die Roulon denken, die einmal sichernd aus dem Wirtschaftshause gekommen war, mit tanzenben Lödchen. Bei Körnchen war es anders gewesen. Das gute Körnchen! Sie wollte ihr doch schreiben und sie an die jungen Osterhühner erinnern. Die künstlichen Hühner, wie ihr Vater sagte.

Da war wieder das wohlige Gefühl von heute nachmittag, als sie inmitten der Lämmer stand. Sie fühlte die Wärme, die von dem kleinen Tierkörper ausging, den sie im Arm hatte. Lächelnd streckte sie sich aus und schlief ein.

So frühe Ostern! Sie konnten eigentlich gar nicht früher sein! Es war erst in den letzten Tagen vor Frühlingsanfang Vollmond gewesen. Die Schneedecke lag noch ganz fest, die Erde war noch ganz hart.

Epohr, der von Greifswald nach Ostpreußen fuhr, bildete sich wirklich ein, einen ganz erheblichen Kälteunterschied zu merken. Es troff in der Mittagssonne von allen Eiszapfen und gab eine tiefe offene Rinne um die Dächer herum. Aber sobald die Sonne sank, schnitt die Kälte ordentlich, und man konnte sich freuen, wenn kein Wind war und man wenigstens die Schlittenbahn benutzen konnte.

Von Märzveilchen keine Spur. Nun, die trug er ja auch wohlverpackt bei sich, den Willkommenstrauß für die neue Rusine, da sie nun einmal diesen verwandtschaftlichen Grad in ihrem Briefwechsel bevorzugte.

Ob sie auf der Bahn sein würde? Er war doch sehr ungeduldig. So mit vollem Bewußtsein ging er auf die Brautschau, sich ganz einfach das Mädchen zu erobern, das sein Herz gewonnen hatte! Und dann mit dem Gefühl der Kraft den Kampf aufzunehmen mit dem Schicksal, das über seiner Geliebten hing wie Thors Donnerwolken. Wahrhaftig, er war schon in die Sprache des alten Freiherrn geraten. Er hatte schon gelernt, daß die roten Ebereschen, die er so gern pflanzte, dem alten Donnerer geheiligt waren. Er würde natürlich auch die nötige Ehrfurcht für Romowe haben und für alles, was damit zusammenhing. Er sollte nur erst da sein!

Er war allein in dem Abteil der Klingelbahn und ging von links nach rechts, um Vermutungen über die Kirchtürme und Dörfer anzustellen, die hier und da an der Bahn lagen und sich von dem sonnenklaren, glühenden Horizont abhoben. Wenn er dachte, daß jetzt die Störche einziehen sollten, wenn sie pünktlich wären, mußte er lachen. Aber als er das Fenster aufriß und sich hinausbeugte, um möglichst bald den Namen des roten schlichten Bahng Gebäudes entziffern zu können, dem sie sich näherten, da drang Lärchengesang zu ihm. Ein feines goldenes Trillern, daß er blinzeln in dem goldenen Licht suchte, obgleich ihm seine kurzfristigen Augen dabei wohl taten.

Nein, auf der Bahn war niemand. Nur der gute russische Schlitten mit der Wolfsbede und die schönen Trakehner Pferde, Goldfüchse, wie man sie in Neu-Barten bevorzugte. Die Bede wurde um ihn herumgestopft, als gelte es eine Reise nach Sibirien. Sogar einen großen Fuchspelz, einen Fahrpelz mit ungeheuerlichem Kragen, der hoch über die Ohren zu schlagen war, hatte der Freiherr mitgeschickt. Der Professor versank förmlich in ihm und wollte es gar nicht glauben, daß die Schließen seinem plötzlich veränderten Leibesumfang paßten. Nur den Kragen schlug er zurück. Mochte der Wind ein wenig pfeifen. Das Lärchenlied da oben, das ihn begleitete, wollte er nicht verlieren.

Als sie durch das Dorf fuhren, ließ er sich das Doktorhaus zeigen, und als er sah, daß

an dem offenen Fenster ein Mann mit langem Vollbart stand, den er eher für einen Oberförster gehalten hätte als für einen Arzt, grüßte er. Ein freundliches Nicken und Winken mit der Hand war die Antwort. Frau Sauer, die gerade wieder den Kopf zur Tür hereinstedte und erklärte: »Wenn ich das Fenster nun nicht schließen darf, dann kann noch einmal Buchenholz gekauft werden in diesem Frühjahr!«, erfuhr zu ihrer Überraschung, daß ihr Herr ihr mit einem tiefen Diener den Platz räumte und sie die schützenden Moosstränge wieder zurechtzürden ließ, nicht ohne daß sie dem Bartener Schlitten einen prüfenden Blick nachsandte. Wer es war, der da abgeholt wurde, wußte sie natürlich nicht. Aber ein Getreidehändler sicher nicht. Also ein Besuch, nach dem Koffer zu schließen. Der erste Gast, den Neu-Barten je empfangen hatte.

Nun bog der Schlitten auf den großen Wirtschaftshof. Auf der kahlen Esche saßen ein paar Krähen und schrien und flatterten. Es fiel Spohr nicht ein, sie als Unglücksvögel zu nehmen. Es waren glänzenschwarze Saatkrähen und ihrer nur zu viele, um ihnen glatt die Ehre von Wotans Raben zuteil werden zu lassen, wie sie da auf Wotans Baum saßen, den er aus Almut's Briefen schon kannte. Er kannte auch das Haus und nickte befriedigt, als der alte Diener aus der Tür trat. Und er schluderte seine Enttäuschung tapfer herunter, als der Freiherr ihn allein empfing und ihn auf sein Zimmer begleitete.

»Wir haben mit dem Essen auf Sie gewartet. Immerhin haben Sie noch eine halbe Stunde, um sich ein wenig zurechtzumachen. Wir sind gräßlich korrekte Menschen, müssen Sie wissen, Almut und ich. Es macht uns Spaß, uns mit dem Zeremoniell der großen Welt zu umgeben, in die wir nie kommen. Ich weiß nicht, wie weit Sie das Kind orientiert hat. Oft genug beschrieben haben Sie sich ja in der letzten Zeit.« Er nickte ihm zu. Freundlich, aber doch mit jener Reserve, die ihm eigen war, und ging.

Spohr sah sich um. Auch hier ein Moosstranz um die Fenster. Das Zimmer behaglich warm. Ein großer einfacher Tisch durch eine grüne Friesbede in einen Schreibtisch verwandelt, im vollen Licht des Fensters. Ein bequemer Stuhl und Rauchgeräte. Auf dem Waschtisch heißes und kaltes Wasser,



Ernst Nolbe: Interieur

an die Wand gelehnt eine flache Bade-
wanne. Er schloß seinen Koffer auf und
wechselte den Anzug. Dann nahm er die
Veilchen aus ihrer Wattehülle und ging hinab.
Auf der Treppe zögerte er einen Augenblick
und legte seine feste, nervige Hand auf das
Eisengeländer.

Da huschte ein grauer Schatten an ihm
vorbei. Madame Roulon drehte sich ein paar
Stufen unter ihm um, nickte ihm erleichtert
zu und sagte mit einem Seufzer: »Enfin! Es
ist Zeit, daß Sie auch am Tage kommen.
Der Winter währt in diesem Jahr so lange.
Wer weiß wann der Glieber blüht! Man
muß junge Frauen nicht so viel allein lassen.«
Dann schlüpfte sie hinunter.

»Sonderbar!« murmelte er. »In diesem
Hause, das ich zum erstenmal betrete, kenne
ich sogar die Gespenster. Aber sie hat recht.
Ich will Almut nun nicht länger allein
lassen.« Und mit festem Schritt ging er die
Treppe hinab, deren Biegung ihm den Flur
verdeckt hatte, und ließ sich bei den Herr-
schaften melden.

Die helle Märzsonne schien in das lila
Zimmer, in dem Almut ihn empfing. Aber
diesmal stand er mit dem Rücken gegen das
Licht und blinzelte nicht. Diesmal sahen
seine dunklen Augen sie voll und fröhlich an.
Er küßte ihr nicht einmal die Hand. Er
hielt sie nur ganz fest und gab ihr den
Veilchenstrauß mit der Linken und hielt nun
auch die über Kreuz und lachte. »Kusine
Almut, ich begrüße Sie!«

Almut aber, die in das Licht sehen konnte,
wenn sie keine Tränen in den Augen hatte,
erwiderte seinen Blick ebenso offen und ebenso
fest, und der große Veilchenstrauß lag zwi-
schen ihnen und duftete zu ihnen empor. Der
Freiherr sah von einem zum andern, und
sein fröhliches Gesicht wurde plötzlich ernst,
und er legte die Hand über die Augen, als
ob ihn die Sonne blende.

Dann saßen sie bei Tisch, und es war nie
fröhlicher zugegangen in Neu-Barten. Sie
hatten sich alle so unendlich viel zu sagen.
Und das Drolligste war, daß man die ge-
meinsame Urgroßmutter ganz vergessen hatte,
und daß sie erst beim Kaffee auftauchte,
drüben in Almut's Zimmer: die tapfere Braut
eines Schill'schen Offiziers, die treu Liebende,
die dann an ihrem Stüdchen weiblichen
Selbsttums schwerer zu tragen hatte als der
gefällene Held. Der Freiherr wollte die Fa-

miliengeschichte holen und mit dem jungen
Freunde die entsprechenden Kapitel lesen;
aber Almut ließ es nicht zu. Ehe es dun-
kelte, wollte sie dem neuen Vetter alles zei-
gen, den Garten und die Ställe, ganz Neu-
Barten. So ging sie mit ihm hinaus. Man
mußte sich noch an die Wege halten, die der
Schneepflug freigemacht hatte. Die Schan-
zen zu beiden Seiten waren wohl schon nie-
driger geworden, aber der harte Winter hielt
doch noch alles unter seiner eisernen Hand.
Almut zeigte ihm, wo die Rosen bedeckt
lagen, und wie furchtbar die Sträucher und
Bäume von den hungrigen Langgähnen der
Hasen gelitten hatten. Viele Stämme der
jungen Apfelbäume waren vollständig ge-
schält, so weit die Tiere reichen konnten, und
hatten Pflaster bekommen und Verbände,
wie Blessierte.

»Wir hätten die Bäume ja schützen kön-
nen, aber wir haben nicht immer so kalte
Winter in Ostpreußen. Es kam um Weih-
nachten so plötzlich. Sehen Sie, hinter der
Hecke, da wo eben die Krähe aufsteigt, da
liegt ein totes Reh. Es ist noch ganz fest
an den Boden gefroren und kann nicht ent-
fernt werden. Kommen Sie zum Ausgud!
Ich werde Ihnen zeigen, wie sie einzeln von
Romowe herüberkommen, ganz müde und
langsam, zu der Miete mit den Futterrüben.
Ich hätte sie bequem vom Garten aus schie-
ßen können. In der Dämmerung kommen
sie bis an die Tannen, bis dicht unter die
Fenster. Wir haben ja Futter gestreut, aber
es war ein zu harter Winter, die Auslese
wird furchtbar sein!«

Er sah sie an. »Um so besser für die
Starken. Solche Auslese ist von Zeit zu
Zeit nötig im Leben.«

»Nur darf nicht so viel Vertrauen dabei
zerstört werden. Die Bauern in Onkel Kel-
ler's Dorf haben auch gefüttert. Aber sie
standen dann an den Krippen und trieben
Hasiägerei. Und Onkel Keller hat sie noch
entschuldigt und sagte, es sei natürlich, daß sie
nicht unsre ererbten feudalen Gefühle haben.«

»Ich glaube, ich habe Onkel Keller schon
gesehen. Er sah aus wie ein Oberförster oder
wie Wotan, was zu seinen Worten allerdings
nicht paßt. Wir haben uns schon begrüßt.«

Sie lächelte ihn an. »Er kommt in den
Feiertagen öfters herüber. Und nun haben
wir ja auch den vierten Mann zum Whist.
Sie spielen doch?«

Er spielte.

Sie führte ihn von dem erstorenen Reb fort zu dem alten Birnbaum am Zaun, neben den Gliederbüschen. Da saß um diese Zeit, ehe die Sonne sank, ein ganzer Schwarm von Dompfaffen. Es war die Stunde, wo sie sie immer belauschte, und sie zeigte sie ihm, ihre Lieblingsvögel, die treuen Nordlandsbewohner. Sie versprach ihm alle ihre andern Herrlichkeiten, die jungen Lämmer und die Wintertälchen und das kostbarste Neu-Bartener Besitztum, die kleinen Fohlen in der Borz, den Nachwuchs der Remonten.

Er war ziemlich schweigsam geworden. Er ließ sie sprechen. So sah er am besten in ihr Herz, und er wunderte sich, daß all dieses junge, sich immer erneuernde Leben sich Jahr um Jahr um ihr Herz gelegt hatte wie ein neuer Ring, und daß sie dabei doch das Bewußtsein getragen hatte, einsam zu sein und einsam zu bleiben, eine Gezeichnete.

Sie konnte aber nicht ahnen, daß er das dachte, und fragte ihn, ob er sich langweile und ob es ein zu großer Gegensatz sei zu den Winterfreuden Greifswalbs, an denen er sie brieflich hatte teilnehmen lassen.

»Ich glaube, es waren Ihre einzigen Winterfreuden, Kusine Almut. Und ich weiß nicht, ob Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich den Besuch in der Fohlenborz mit Ihnen zusammen allem andern vorgezogen hätte.«

Da meinte sie, es sei noch hell genug dazu. Und sie gingen aus dem verschneiten Garten über den Hof, wo die Winterarbeit den Schnee dunkel und braunglänzend gemacht hatte und Späßen dichtgebrängt vor der Tenne saßen und aufflogen, als die beiden hohen Gestalten vorüberschritten.

Der Tag verging, als sei ein Freund nach langer Abwesenheit zurückgekehrt. Wenigstens empfand es Almut so. Als müsse es so sein, als sei da eine Lücke gewesen, die sich nun geschlossen hätte. Sie hatte das Vorhandensein dieser Lücke nie empfunden, aber jetzt fühlte sie deutlich: es war gut so.

Sie hatten in der Bibliothek gelesen, die Blätter der Familiengeschichte vor sich auf dem runden Tisch, und Vater hatte gesprochen. Er sprach sehr gut, mit Wärme und Feuer, wenn er die Geschichte seiner Familie aufrollte. Die ganze Entwicklung Preußens flog an ihm vorüber mit ihren unzähligen Wechselwirkungen ins Ferne.

Der junge Professor lauschte. Er begriff den Stolz dieses Mannes, der seine Abstammung herüberleitete aus einer Zeit, da kein Fremder diesen Boden betreten hatte, ohne doch zu leugnen, was dieser Boden dem Fremden verdankte. Er war eine wandelnde Chronik. Die kurze Besitznahme Preußens durch die Russen im Siebenjährigen Krieg schilderte er, als hätte er sie miterlebt. Es war eine seiner Lieblingsepisoden, ob sie auch wenig Rühmliches hatte, denn man hatte schließlich in Königsberg in den drei Jahren gut russisch gefühlt. Aber unter denen, die aufrecht gestanden hatten und zum großen König gehalten, war ein Barten gewesen. Ein Barten überall, wo das Vaterland in Gefahr. Ein Barten, der bei Eylau gefallen; ein Barten, der unter York in Tauroggen stand.

Die beiden Jungen saßen ganz still. Almut's strahlende Augen hingen an ihrem Vater. Nur zuweilen sah sie zu Spohr hinüber, ob sie auch in seinem Gesicht den Ausdruck der Bewunderung fände. Und als man endlich aufstand, legte sie ihre Arme um den Hals des Freiherrn. »Perfunos!« sagte sie, und dann, sich zu Spohr wendend: »Das ist Geheimsprache, nicht wahr?«

»Nicht ganz, ich habe so eine Ahnung, daß Perfunos der oberste Gott im alten Preußenland war.«

»Eagen Sie lieber, der oberste Göze!« sagte Barten lachend, die Tochter an beiden Händen ein wenig von sich abhaltend. Dann aber fiel ihm ein, wie diese beiden Hände heute über Kreuz in denen des Fremden gelegen hatten. Er ließ sie plötzlich los, und der Schatten stand wieder auf seiner Stirn. »Der oberste Göze! Man kann ihm irgend ein furchtbares Holzbild in Romowe weihen, er hat abgewirtschaftet.«

Er schickte beide schlafen und räumte selbst die Papiere fort. Dann stand er noch lange am Fenster. Der Hof lag ganz still. Die mächtige Esche rührte keinen Zweig.

»Wenn es wahr ist, daß die alten Götter gestürzt sind... Ich will mit Keller darüber sprechen. Wenn es gut enden könnte...«

Keller kam am nächsten Tage, als er von der Praxis zurückkehrte. Er traf nur den Freiherrn. Almut und Spohr waren im Schlitten über die Felder gefahren. Barten war unruhig, und Keller, der wie gewöhnlich keine Umstände machte, fragte ihn ge-

rabezu, was er ihm an den Augen ablas. »Diesmal ist es kein kleiner Leutnant, der seine Schulden bezahlt haben will. Es ist diesmal auch keine Badfischliebe an sich, die schließlich einem jeden zufallen kann, wenn eine kluge Großmutter die Arrangements trifft. Und siehst du, Jeannot, diesmal wird auch alles gut werden!«

»Wie kannst du wissen, Keller, was mich gestern selber wie ein Donner Schlag rührte, der ich doch dabei stand und ihre Begrüßung sah? Wie ist das überhaupt möglich? Und wie Almut heute morgen aussah, als sie zum Frühstück kam! Aber wie willst du als Gewißheit nehmen, was das Kind selbst vielleicht noch gar nicht ahnt?«

»Ich habe eben öfters mit ihr darüber gesprochen, habe mir so allerlei von dem neuen fernen Vetter erzählen lassen und habe gemerkt, wie er ihre Gedanken ganz eingenommen hat. Du hättest es auch merken können, Jeannot. Aber die Nächsten sind immer entschuldigt, die sind zum Blindsein prädestiniert. Und nun warte auf die historische Entwicklung. Wenn er nach vierzehn Tagen abreist, ist Almut eine glückliche Braut und wird eine glückliche Frau. Wie ich darüber denke, weißt du ja. Und wenn er ein tüchtiger Kerl ist, dann wartet er nicht einmal vierzehn Tage.«

Und in der Tat, Epohr schien das zu sein, was der Doktor mit dem Ausdruck »ein tüchtiger Kerl« bezeichnete. In Wahrheit stand er so ganz unter Almut's Bann, daß er am liebsten alle Vorsicht außer acht gelassen hätte. Er mußte sich immer hüten, daß es ihn nicht fortriß, jetzt, wo es noch zu früh war. Er wußte ja, was auf dem Spiele stand. Durch seinen Beruf gewöhnt, sich fest in der Hand zu halten, fühlte er hier den Zwang der Selbstbeherrschung oft lästig und drückend. Er war der Überlegene, weil er eben wußte, sie hatte ihn nicht erkannt. Ihre Seele war damals in der Anstalt so erfüllt gewesen von der Qual der Stunde, daß sie nur den freundlichen Helfer und nicht den Menschen gesehen hatte. Und immer wieder, wenn Epohr in seinem Zimmer saß, oder wenn er abends den vergangenen Tag überlegte, sagte er sich: Du mußt zuerst ihr Vertrauen haben, sie muß diese letzte Tür ihres Herzens erst öffnen!

Es war ihm unerträglich, daß sie zögerte, und nach drei Tagen schon wurden ihm die

Stunden, die er in ihrer Nähe verbrachte, bei aller Süßigkeit peinvoll. Er konnte sein Glücksgefühl kaum unterdrücken, wenn er sah, wie zutraulich sie sich ihm näherte. Aber weil seine Liebe schon so viel länger wissend war als die ihre, so war auch sein Verlangen größer. Er begriff nicht, wie er zurecht kommen sollte mit dieser Sehnsucht nach ihrer jungen blonden Schönheit und der Vorsicht, von der gerade in diesem Falle sein ganzes Glück abhing.

»Den hat's gepackt!« sagte Keller, als der Freiherr ihn an einem dieser Abende an den Wagen begleitete. »Das sieht! So hab' ich's gern. Das bleichsüchtige Getue ist mir in den Tod verhaßt. Almut wird sich wundern, wenn sie erst Frau Professor in Greifswald ist.« Er piffte wieder vor sich hin, als er durch die helle Frühlingsnacht fuhr.

Es war Gründonnerstag und Vollmond. Der Schnee glitzerte von den Gelbtern her, aber hier und da lagen jetzt doch schwarze Tücher ausgebreitet. Die Sonne hatte geleckt und geleckt und die Spitzen der Hügel freigelegt. Die Schlittentufen knirschten auch schon. Grane mußte ein paarmal tüchtig anziehen. Im übrigen kümmerte sich der Doktor nicht viel um ihn. Allerlei Gedanken gingen durch seinen Kopf. Schöne, heitere Gedanken, und holbe Bilder lächelten ihn an. Das Leben hatte das alles zerstört, hatte einen Schwamm in Essig getaucht und war damit über seine Tafel gefahren. Aber er war noch dankbar in der Erinnerung. Wie ihm das Gleichnis vom Essigschwamm einfiel, mußte er lachen. Frau Sauer war der letzte Tropfen darin.

Sie wollten zusammen die Osterfonne aufgehen sehen. Almut hatte ihm gesagt, wenn man scharf hinsehe, erblicke man ein weißes Lamm, mitten in der Sonne. Das springe einmal in die Höhe, und dann sei es verschwunden. Oft hatte sie das Lamm in ihrer Kindheit gesehen. Mamsell Körnchen hatte es ihr gezeigt, und er mußte es auch erkennen, trotz seiner Brille.

Sie waren früh aufgestanden und zum Ausgud gegangen, der nach Osten lag. Die Sonne stieg am Ostertage über Romowe empor. Es war klar gewesen in der Nacht, leichter Frost und Sternenschein. Nun standen sie nebeneinander und warteten. Der Himmel war blaßrosa. Ein paar Wölkchen,

die sich gelöst hatten, stiegen sanft und ruhig empor. Wie eine Glorie brach es hinter den fahlen Eichen von Romowe auf. Erst glühte es durch das Geäst, dann stieg die Scheibe höher und höher.

Beide hielten sie ihre Augen darauf gerichtet. Ihre Hände hatten sich gefunden.

»Das Lamm, das Lamm!« jubelte Almut. »Haben Sie es gesehen?«

Er hielt ihre Hand noch immer fest. »Freilich, Almut! Und ist es nicht der schönste Ostermorgen der Welt?«

Sie sah ihn an. In seinen Augen sah noch das strahlende Licht und machte sie blinzeln. Aber unter ihren Widen wurden sie ganz ruhig und groß. Ein heißes Rot stieg in ihr Gesicht. Es glich dem Sonnenaufgang dort hinter dem Hain, und auch in ihren Augen wollte etwas aufspringen, jäh und freudig, das Zeichen der Erneuerung, des Frühlingsanfangs.

Da senkte sich plötzlich ein Schatten über sie. »Kommen Sie nachher in mein Zimmer, ich habe Ihnen etwas zu sagen,« flüsterte sie hastig und schritt davon.

Ein tiefer Seufzer. »Endlich!« sagte er. »Es war Zeit!«

— — — — —
»Und, Almut, was weiter?«

Sie sah ihn an. Sie lehnte an dem Fensterkreuz, und Tränen liefen über ihr Gesicht. Ihre Beichte hatte sie so erschüttert, daß sie schwankte. »Was weiter? Ist das nicht genug? Kann ein Mann ein Weib begehren, auf dem ein Fluch liegt?«

»Armes Kind!« sagte er, und seine Sinne schwiegen, als er ihre Hände von dem Fensterkreuz löste, dessen Messing sie ganz kühl gemacht hatten, und sie an seine Lippen führte. »Armes geliebtes Kind, daß du dich so quälen mußt! Aber siehst du, ich wußte das ja, wußte es, als ich den ersten Brief an dich schrieb. Ja, sieh mich nicht so an, oder vielmehr sieh tiefer, sieh viel tiefer! Weißt du nicht, wer dich damals aus dem Garten in das traurige Haus geführt hat? Und dann eine Stunde auf dich gewartet hat, bis du wiederkamst und ihn doch nicht gesehen hast?«

»Du?« sagte sie leise und erstaunt. »Und doch willst du mich haben?«

»Und darin muß für dich die Gewißheit jenes Irrtums liegen, wenn er je noch einmal in deinem Herzen aufsteigen sollte. Weil

ich immer alles gewußt habe, und weil dir mein Veruf die Gewähr dafür geben muß, daß du nichts zu fürchten hast in meinen Armen.«

Es war zuviel für sie. Ihre ganze Stärke hatte sie verlassen. Sie war wie ein kleines Kind, das man aus der Angst befreit. Das in einer dunklen Stube geseffen und ein Lied vor sich hingefungen hat, um sich an der eignen Stimme über die Gefahren zu täuschen. Und nun war Sonne ringsumher. Denn sie hatte ein solches Vertrauen zu ihm gewonnen, daß sie ihm auch in diesem letzten nachgeben mußte.

Aber sie konnte es nicht gleich, es bebte noch in ihr nach. Und als sie schon lange in seinen Armen lag und seine Küsse erwiderte, und als sie dann Arm in Arm in dem großen Zimmer auf und ab gingen und sie sprechen wollte, stieg doch immer wieder das trodene Schluchzen in ihr auf. Und so ließ sie es sein und hörte aus seinem Munde, warum sie hier im Hause so gearbeitet hatte. Daß sie Beschäftigung gebraucht, um die Stimme in ihrem Inneren zu übertönen. Daß sie dem Vater gegeben, was nun einen Mann selig machen sollte und den Vater doch nicht verkürzen. Daß sie eine glückliche Hand habe, eine gesegnete, glückliche Hand, unter der alles gewachsen und gediehen, die Lämmer und die Rosen im Garten. Und daß unter ihrer glücklichen, gesegneten Hand einmal ihre Kinder heranwachsen sollten, ihre und seine.

Das Schluchzen kam seltener. Die Hand, die er hielt, zuckte nicht mehr. Er führte sie zu einem der tiefen lila Sessel und kniete vor ihr nieder. Ganz sacht strich er über ihre blonden Zöpfe. »Und wenn doch noch ein Zweifel kommt, Almut, ich bin's, an den du dich wenden mußt. Verstehst du das? Ich werde nie müde werden und immer wieder eine Antwort für dich haben. Denke einmal, ich bin der heilige Hain Romowe, in den du immer gehen kannst. Und damit dir das nicht schwer wird, gebe ich dir diese großartige Erklärung demütig auf den Knien.«

Sie lächelte. Nun hob auch sie ihre Hand ganz schüchtern zu seinem Gesicht.

Und dann waren sie sehr glücklich.

Sie hatten sich den Doktor telephonisch zum Mittagessen herbeigerufen. Er mußte etwas ahnen, denn Grane kam mit einem wahren Wallkurengalopp auf den Hof gesprengt. Der Doktor sprang mit jugenblicher



Carl Hartmann

Tiefdruck der Rotaphot A.-G. Berlin

Phot. L. Möhle, Stuttgart

Carl Hartmann: Lachendes Mädchen

Aus der Grossen Stuttgarter Kunstausstellung im Sommer 1913.

Grünze vom Trittbrett. Er warf dem Diener seinen Pelz zu, den man für die Fahrt noch um Ostern herum nötig hatte, und trat dann in das Zimmer des Freiherrn. Er warf nur einen Blick auf die beiden. Dann öffnete er die Arme, und Almut flog ohne Scheu an seine Brust. Wie ein Bär brückte er seine Tagen um ihre Gestalt. Aber ihre Schultern nickte er Spöhr zu. »Bravo, Herr Kollege! Nachher kommen Sie heran. Ich habe das eigentlich von Ihnen erwartet, als ich Sie an mir vorbeifahren sah. Es ist gut, daß Sie mich nicht enttäuscht haben. Solch ein Lederbissen auf meine alten Tage! Kinder, ich bin vergnügt! Und von dir, Jeannot« — er wandte sich an den Freiherrn — »von dir verlange ich daselbe!«

Almut sah nicht einmal nach seinen Augen, während er sprach, so sicher war sie ihres Glücks.

Jedenfalls war der Freiherr ganz gefaßt. Nur Madame Roulon begriff nicht, warum man so fröhlich sei und warum so viel angestochen würde, und versuchte immer wieder, Almut's haßhaft zu werden. »Mais ma chérie, pourquoi donc?« fragte sie.

Aber Almut hielt ihr den Mund zu und beruhigte sie und lachte. Ein heißes Rot stieg in ihr Gesicht, wenn die Alte flüsterte und tuschelte. »Nein, nein, Madame Roulon, nein, noch nicht!«

Und kopfschüttelnd und verwundert ging die Alte nach oben, öffnete alte Kästen und kramte in Bändern und vergilbten Briefen. Zuweilen verließ sie auch ihr Zimmer und beugte sich über das Geländer der Treppe. Sie begriff nicht, was die da trieben. Und sie strich um die Zimmer, in der die Glücklichen saßen, verbrießlich und mürrisch. Ein seltener Zustand bei ihr, die sonst in einer konfuse, glücklichen Heiterkeit lebte.

Es war alles wie ein Traum für Almut. Und daß Spöhr noch acht Tage dableiben konnte! Wie sie die genossen! Diese Zeit ihres Zusammenlebens vom Morgen bis zum Abend, diese langen Stunden, in denen sie jeden Gedanken austauschen konnten, jeder Empfindung nachgaben. Das Wetter war umgeschlagen. Es taute. Das Reh war fortgetragen und vergraben worden. Es ging nun so rasch, so rasch. Wenn sie draußen waren, hörten sie das Riesel. Es tropfte von den Dächern, von den Sträuchern. Es sammelte sich auf den Wegen und

rauschte den Abhang hinab. Wie das frühlingssrisch klang! Wie feucht die Luft war! Wie man sie einsog, tief, als wolle man den ganzen Frühling mit in die Seele nehmen!

Sie hörten die wilden Schwäne fliegen. Gläsern rauschten ihre Schwingen, lang streckte sich ihr Hals, wenn sie über ihnen dahinsauften. Am Abend tönte der Ruf der Wildgänse herab. Und der schwarze Falen der ziehenden Reiher zeichnete sich gegen das Gold der untergehenden Sonne. Die Zugvögel kehrten wieder. Es war, als trüge ein jeder eine Botschaft von neuem Leben, von neuem Glück.

Es war nicht angenehm, draußen umherzugehen, man versank fast. Von Tag zu Tag wurde es grundloser. Aber sie machten es doch möglich. Und zuweilen retteten sie sich in die Ställe, wo täglich neues Leben kam.

Ein paarmal trafen sie den Inspektor. Jedesmal errötete Almut. Spöhr fragte sie, warum. Die Antwort kam zögernd heraus: »Weil, weil er ein schlechter Mensch ist. Die Mamsell —«

Er lachte. »Wenn es nur das ist, Almut!«

»Es ist eben nicht nur das, Ernst. Ich habe dir doch von Mamsell Körnchen erzählt, als wir ihre künstlichen Hühner aßen. Das war etwas ganz andres. Ich fühle es mehr, als ich es dir sagen kann. Und ich werde auch darauf bringen, daß Vater sie entläßt. Er soll gute, reine Luft atmen, wenn ich fort bin; mag der Dammann auch noch so tüchtig sein.«

»Wenn du fort bist?« sagte er. »Wenn du bei mir bist, Almut!«

Kamen sie ins Haus, so mußten sie sich sorgfältig umziehen. Am so gemütlicher saßen sie dann aber im durchwärmten Zimmer. Die Fensterbretter in der lila Stube standen voll Tazetten und Spazinthen. Der süße Duft umgab sie. Almut trug eins von ihren lila Kleidern oder auch ein weißes, und er spielte mit den großen Perlen von Brisingamen, in denen die Sonne gefangen war.

»Sie passen zu dir,« sagte er. »Du bist wie Freia.«

Der Freiherr ließ sie viel allein. Er saß öfters bei Kessler in der räucherigen Junggesellenstube und hatte lange Unterredungen mit ihm. Am letzten Tage, als Almut schon schlafen gegangen war, behielt er den künftigen Schwiegerjohn noch bei sich. Sie hatten die Hochzeit auf den Mai festgesetzt. »Wenn

der Glieder blüht!« hatte Almut gesagt. Sie sprachen noch einmal zusammen, mit vollstem Zutrauen. Zwei Männer, von denen sich keiner scheute, den andern ins Herz sehen zu lassen.

»Sie wissen, Vater, wie ich sie liebe. Aber ich habe mich in dieser Zeit immer zurückgehalten, denn sie darf nicht erschreckt werden. Nur die Schönheit der Liebe soll sie fühlen, die Sicherheit, die Ruhe. Sie ist sich ihrer Neigung gar nicht bewußt geworden, als ich sie schon aus jedem Wort ihrer Briefe las. Das hat mir geholfen, auch in diesen Tagen, wo ich nie vergessen habe, daß sie in mir neben dem Geliebten auch den Bruder sehen soll. Es ist mir bitter schwer geworden, meine Leidenschaft zu bezwingen, Sie können es mir glauben. Aber ich hielt es für nötig. Meine guten Tage werden kommen. Ihre Sinne sollen erst voll erwachen, wenn sie für immer neben mir steht. Weil das natürliche Leben ihr nicht fremd ist, ist's einfacher für mich. Es hilft mir alles unbewußt, auch die wirre kleine Roulon. Sie meint alles zu kennen und trägt das Geheimnis der Leidenschaft doch wie schlafend mit sich herum. Aber plötzlich kann etwas sie erschrecken und erschüttern, daß sie jäh aufwacht. Dann sähe sie nur durch die Sinne, faßte alles nur fleischlich, und mit dem Augenblick bekämen die alten Träume wieder Macht. Ich wünschte, dieser Dammann wäre nicht im Hause, Vater. Er ist ein brutaler Patron. Zude nicht zusammen, ich weiß ja, daß er Almut nicht anrühren wird. Aber er kann ihre Gedanken auf Wege führen, die nicht gut für sie sind.«

»Du fürchtest dich also doch, Ernst. Ich höre es aus jedem deiner Worte.«

»Weil ich nicht hierbleiben kann, Vater! Neben mir ist sie sicher. Ich gebe dir die Versicherung, ich habe in diesen Tagen all unser Zeremonienwesen hassen gelernt. Selbst die wenigen, die für uns übrigbleiben, denn andre Gäste als Keller und den Pastor werden wir ja nicht bei uns sehen. Dürfte ich jetzt zu ihr hinübergehen, ich würde nichts zu fürchten haben. Die Trennung, das ist es! Ich wünschte, der blaue Glieder blühte in eurem Garten!«

Der Freiherr ging unruhig auf und ab. »Wahrhaftig, Junge, ich werde auch nicht eher zur Ruhe kommen. Ich weiß, was du meinst. In der Liebe steckt Himmel und

Hölle, Tier und Mensch. Ich ließe den Dammann ja am liebsten gleich laufen. Täglich kommt er mir jetzt mit seinen Klagen wegen künstlichen Düngers, wo ich doch im Kuhstall immer frisches Stroh aufschütten lasse und im Frühling bei mir der wahre Augiasstall zu reinigen ist. — Verzeih die Ablenkung! — Aber der Rader kommt ja jetzt mehr heraus. Die Frühlingsarbeit fängt an. Vielleicht vertreibt die ihm die Muden. Und sich vor einem solchen Kerl fürchten —« Er blieb stehen und legte die Hand auf die Schulter des Professors: »Ernst, höre mich an! Sie ist mein Leben so gut wie das deine, trotzdem du wahrscheinlich einen weitgehenden Unterschied machst. Ich will sie hüten wie meinen Augapfel. Ich will dir schreiben. Du hast mein Vertrauen. Mehr kann ich nicht geben.«

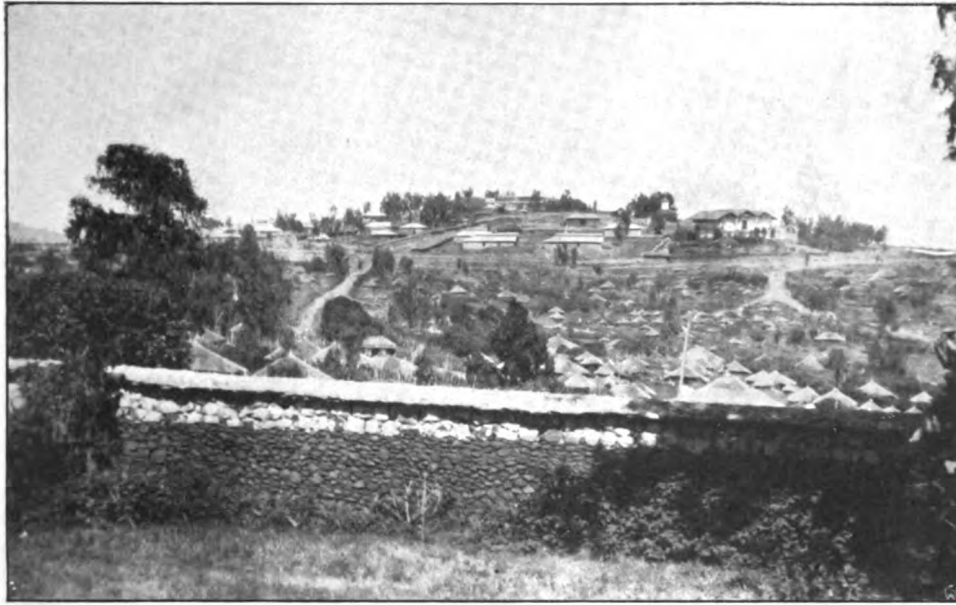
Sie saßen dann noch eine Weile beieinander, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Dann trennten sie sich. —

Am andern Morgen brachte Almut ihren Liebsten zur Bahn. Man mußte schon den Wagen benutzen. Wieder sangen die Lerchen über ihnen. Durch diese ganze Zeit, unaufhörlich, hatte sie das liebe Lied begleitet.

Abschied genommen hatten sie schon daheim. Nun hielten sie sich bei den Händen, bis das kleine Bahnhofsgebäude erreicht war. Er stieg allein aus. Almut hatte ihn gebeten, gleich zurückfahren zu dürfen. Sie zog die Handschuhe aus und gab ihm die Hand zum Kuß. Ihre Augen ruhten lange ineinander.

»Ich werde dir in jeder Woche einen Gliederstrauch schicken, Almut. Und du wirfst mir die Knospen von euren Sträuchern in deine Briefe einlegen, damit ich mich selbst überzeugen kann, wie sie von Tag zu Tag größer werden, damit du mich nicht um einen Tag täuschen kannst. Nicht um einen Tag — hörst du, Almut?«

Sie war ganz still und nickte nur. Dann gab er dem Kutscher das Zeichen, und der Wagen fuhr fort. Die wenigen Leute, die sich auf der Haltestelle eingefunden hatten, wußten, daß das der Bräutigam des gnädigen Fräuleins war, und wunderten sich über den ernsten Mann, zwischen dessen Brauen eine tiefe Falte stand, und dessen Hand zitterte, als er das Geld für die Fahrkarte hervor suchte. (Schluß folgt.)



Die Kaiserpfalz in der Adis Ababa

Kaiser Menilik und sein Reich

Von Friedrich J. Vieber



Das alte Habesch, die afrikanische Schweiz, ist in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts zu einer afrikanischen Großmacht emporgewachsen. Der Kaiser von Äthiopien — der amtliche Name dieses Staates und seines Herrschers —, der König der Könige von Habaschat, der »siegreiche Löwe vom Stamme Juda« Menilik II., herrschte über ein Landgebiet, das an Größe die deutschen Kolonien in Afrika übertrifft und fünfmal größer ist als das Deutsche Reich selbst. Er hat Äthiopien die Macht und Herrlichkeit wiedergegeben, die es vor fünfzehn Jahrhunderten besessen hat, als es nach Persien der mächtigste Staat des Morgenlandes war und selbst die Kaiser in Byzanz als Oberherren Ägyptens den Äthiopienkönigen in Aksum zinspflichtig waren.

Was die Habeschi oder Amhara, das gegenwärtig im Lande herrschende Volk, oder

die Abessinier die Geschichte von Äthiopien nennen, die amtliche Reichschronik, ist ein verworrenes Durcheinander von uralten Überlieferungen und biblischen Erzählungen, welche die äthiopischen Geschichtsschreiber mit mehr oder weniger Geschick ins Hochland von Habesch versetzt haben und die so bis in unsere Zeit ein durchaus falsches Bild von den Anfängen des äthiopischen Reiches boten. Ursprünglich von Negern bewohnt, wurde das Hochland von Habesch noch in vorgeschichtlicher Zeit vom Nil aus durch Kuschiten, im Süden von den Dromo oder Galla besiedelt. Aus Kolonien der Habaschat, die dem Reiche

Sabäa in Südarabien entstammten, ging sodann, um Christi Geburt etwa, das Reich von Aksum hervor, auf das mit dem Niedergang des Reiches von Meroë dessen Kultur und der Name Äthiopien übergingen. Noch im sechsten Jahrhundert von den Bergen um Mekka bis an den Nil reichend, wurde durch



Der Hauptplatz in Harar



Amhara in der Kriegstracht

den Islam die Macht der Könige in Aksum auf das Hochland von Habesch beschränkt, und tausend Jahre fast war Äthiopien in Europa verschollen, bis es die Portugiesen wiederentdeckten. Ihre Bestrebungen, das Volk der damaligen europäischen Kultur zuzuführen, blieben eine Episode, ebenso die Regierung des genialen Kaisers Theodor II., der Habesch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wieder den Europäern erschloß.

In die letzten Jahre der Herrschaft Theodors aber fielen die Anfänge Menilik's. Mit wenigen Getreuen war der Sohn des letzten Königs von Schoa, Prinz Sahalla Mariam, im Jahre 1864 von Gondar in sein Stamm-land Schoa geflohen und hatte sich als Menilik II. zum König ausrufen lassen. Als hätte er seine große Zukunft vorausgeahnt, nahm der junge Sahalla Mariam den Namen Menilik's an, des sagenhaften Sohnes der Königin von Saba und des Judentkönigs Salomo, der als Stammvater der äthiopischen Kaiser, der Salomoniden, galt.

Schon damals hat Menilik den Wert der technischen Errungenschaften Europas für sein Land und sein Volk erkannt. Er ließ europäische Kaufleute, Handwerker und Ingenieure nach Schoa kommen. Ein Schweizer Ingenieur, der nachmalige Staatsminister Alfred Ilg, wurde sein erster Ratgeber. Vor allem kaufte Menilik Waffen, Gewehre und Kanonen, so viel er nur bekommen konnte. Noch als König von Schoa eroberte er das Stadtkönigreich Harar und Gallaland bis an

die Grenzen von Kaffa. Und so war er stark genug, im Kampfe gegen Italien, in der Schlacht von Adua am 1. März 1896, Äthiopiens Unabhängigkeit wohl für alle Zeiten zu sichern. Im Jahre 1897 unterwarf ein äthiopisches Heer nach einem achtmonatigen Kampfe das Reich Kaffa und brachte den letzten Herrscher dieses reichen und mächtigen Landes, den Kaiser Raki Scherotscho, als Gefangenen nach Adis Ababa. Ein Jahr später dehnte Menilik seine Herrschaft bis an den Rudolf-See und den Weißen Nil aus. Mußte er auch den Nil den Briten überlassen, so hat er doch die nordostafrikanischen Hochlande in die Gewalt der Amhara gebracht und damit das alte Äthiopien wiederhergestellt und geeinigt. Er hinterläßt seinem Nachfolger ein mächtiges, unabhängiges Reich, das fünfzehn Millionen Einwohner zählt, das durch eine Eisenbahn mit der Meeresküste verbunden und dem Welthandel erschlossen ist, das nach allen Richtungen von Telephonlinien durchzogen wird, in dem Sicherheit und Wohlstand herrschen. Das neue Äthiopien ist ein Land der Zukunft, denn es ist nicht nur das reichste, sondern das einzige Land Afrikas, in dem Europäer bleibend siedeln können.

Seitdem der politische und wirtschaftliche Schwerpunkt Äthiopiens in Adis Ababa, der 1893 gegründeten Hauptstadt Menilik's, liegt, haben die alten Zugänge nach Habesch, der Weg von Massaua nach Adua und die Straße vom Nil nach der verlassenen Kaiserstadt Gondar, ihre einstige Bedeutung verloren. Der Nilweg über den Baro-Strom nach dem Hochland von Kaffa ist fast nur eine Handelsstraße. Das Tor Äthiopiens ist heute die Hafenstadt Schibuti an der



Am Markt in Adis Ababa



Dschimma-Galla

Bai von Tadschura, der Hauptort der Kolonie Französische Somaliküste. Dschibuti wurde erst 1897 gegründet, als die Franzosen darangingen, eine Eisenbahn nach Abis Ababa zu bauen. Es ist eine nette, halb arabische Kolonialstadt mit allen Eigenheiten einer solchen, die etwa siebzehntausend Einwohner zählt. Dschibuti wird von Dampfern aller Nationen, darunter auch von der Hamburg-Amerika-Linie angelaufen.

Von Dschibuti bis an den Fuß des Hochlandes von Arussi, bis vor die Handelsstadt Harar, führte seit 1903 eine 309 km lange schmalspurige Eisenbahn. Sie hat die Reise durch die Küstensteppen nach den Grenzmarken Äthiopiens, die früher vier und mehr Wochen dauerte, auf dreimal soviel Stunden abgekürzt. Wo früher Kameltarawanen langsam, von Gefahren belauert, durch die wasserlose Steppe nach den Hochebenen von Schoa zogen, rollen heute Güterzüge dahin, beladen mit den Rohprodukten von Gallaland und Kaffa, mit welchen die Amhara die Industrieerzeugnisse bezahlen, die das geldhungrige Europa auf ihre Märkte bringt.

Aus der kalten sandigen Küstenebene steigt die Bahnlinie von Dschibuti in wüsten Felsgebirge hinauf. Nach 106 km erreicht sie Dauanleh, die äthiopische Grenzstation, und durchzieht dann eine öde Sandwüste, Grassteppen und schließlich dichten Buschwald, bis endlich der Zug nach zwölfstündiger Fahrt in der neugegründeten Stadt Direh Daura hält.

Von Direh Daura führt die Eisenbahn seit Dezember 1913 durch den Süden des Landes der Afar nach Westen, bis an den Hawasch-Strom, sechs Tagereisen von Abis Ababa.

Direh Daura ist in den wenigen Jahren seines Bestandes zu einer Stadt von fünfzehntausend Einwohnern angewachsen. Hier mündeten die zwei großen Handelsstraßen aus dem Inneren ein, die Straße, die über das nahe Harar die Erzeugnisse des äthiopischen Somallandes, des Weihrauchlandes Ogaden und des östlichen Teils von Gallaland heranzuführt, und die neue Straße von Abis Ababa. Diese Straßen sind freilich fast durchaus nur Saumpfade, doch waren auf dem Wege zwischen Direh Daura-Harar und Abis Ababa allein jährlich über vierzigtausend größere oder kleinere Warenkarawanen unterwegs.

Wer bisher von Direh Daura nach Abis Ababa wollte, mußte noch seine Habe auf Maultiere laden lassen, Diener und vor allem einen Koch anwerben und für Wochen auf alle Bequemlichkeiten der Zivilisation verzichten. Tagelang zog der Reisende vorerst durch den Habesch und Gallaland wie ein Gürtel umschließenden charakteristischen Schirmakazienbusch. Nur dem Namen nach Menilik untertan, herrschen dort noch als unstete Beduinen die Afar oder Danakil, die freien Söhne der Steppe, fast unumschränkt. Mit ihren Kamelen besorgten sie den Warentransport zwischen der Eisenbahn und Abis Ababa. Über das Affabot-Gebirge führte dann der Weg zum Hawasch-Strom hinab. Vom Hawasch, der Endstation der Eisenbahn, ziehen wir nun durch die Gantaleh-Wüste nach Schoa hinauf, aus den von Sonnenglut erfüllten Steppen — dem Lande des Durstes — auf frischgrüne, windumtoste, von klaren Bergflüssen durchzogene, mit Baumwolle und Weizen bebaute Hochebenen. Und



Audienzhalle des Königs von Dschimma-Raka



Wasserfall am Gibe Dschimma

endlich breitet sich, im Norden und Westen von etwa 3000 m hohen Bergen umschlossen, Abis Ababa vor uns aus.

Eine Tagereise südöstlich von Direh Dawa liegt Harar (Abbild. S. 67 unten), eine alte mauerumgürtete Araberstadt, neben Timbaktu die heilige Stadt der afrikanischen Moslim. Stundenweit umschließen sie Kaffeegärten.



Die heilige Krone von Rassa

Dort reist jener Kaffee, der in Europa als Mokka so sehr geschätzt wird. Ein nur im Winter in der Trockenzeit gangbarer Weg führt von Harar durch ein herrliches Bergland, das mit seinen reichbebauten Tälern, seinen unzähligen Weilern und einsamen Galla-Gehöften, seinen Rotzedernwäldern und seinen rauschenden Flüssen und blauen Seen an die gefegneten Gaue Süddeutschlands gemahnt, zum Hawasch und nach Abis Ababa.

Vor wenigen Jahren noch nicht viel mehr als ein ungeheures Hüttendorf, ist Abis Ababa, das in 2550 m Seehöhe liegt und ein milbes, gesundes Klima besitzt, in den letzten zehn Jahren zu einer förmlichen Großstadt angewachsen, freilich nur, was Umfang und Einwohnerzahl betrifft. Immerhin erheben sich zwischen den vielen tausend Rundhütten allenthalben stochhohe Häuser in europäischen und indischen Stilen. Ja, ein deutscher Baumeister hat am Marktplatz ein Wohnhaus im neudeutschen Jugendstil erbaut, das sich sonderbar genug neben den Regeldächern der amharischen Hütten ausnimmt.

Wo sich noch vor zwei Jahrzehnten ein alter Rotzedernbestand breitete, erheben sich nun auf einem Hügel im Osten der Stadt die weißen Häuser des Gibi, der Kaiserpalz

(Abbild. S. 67 oben), mit ihren in der strahlenden afrikanischen Sonne funkelnden Wellblechdächern. Die Kaiserpfalz ist ein von einer Steinmauer umschlossenes und durch hohe wappengeschmückte Tore zugängliches Durcheinander von Höfen, Hallen und Gärten, in welchen um die Villen des Kaisers und der Kaiserin die gegen zehntausend Menschen fassende Thronhalle, Küchen, Marställe, das Haus des Ministerrats, Kanzleien, Schatzhäuser, die Münze, Werkstätten, Kirchen, das Kanonenarsenal, ein jedermann zugängliches Ambulatorium, eine elektrische Kraftanlage, eine Automobilgarage geschart sind. Sie ist eine Stadt für sich.

Die vielen Gärten und zahlreichen Haine von hochstämmigen Fieberbäumen verschönern das Stadtbild und rechtfertigen den Namen Abis Ababa, der zu deutsch »Neue Blume« heißt. Unter den vielen Neubauten ragen die neue Georgskirche und einige Warenhäuser auf dem Marktplatz sowie der Palast der Bank von Abessinien hervor, das von der Kaiserin Taitu errichtete große Hotel, das Postamt mit der Telephonzentrale, ein modern eingerichtetes Krankenhaus, das Kaiserliche Gymnasium und schließlich der prächtige Palast der Deutschen Gesandtschaft im Norden des Wettrennplatzes mit seinem Klubhause. Man sieht, schnell regt sich Leben.



Kriegstracht der Raffätscho

Die Hauptstadt Ethiopiens zählt über hunderttausend sesshafte Einwohner und eine zu- und abflutende Bevölkerung von weiteren fünfzigtausend Köpfen. Es leben dort ständig etwa zweitausend Fremde, unter welchen sich etwa hundert Deutsche, Deutsch-Österreicher



Ein Flußübergang in Dauro



König Gansa von Duro mit Frauen und Gefolge

und Deutsch-Schweizer und gegen vierhundert Europäer anderer Nationalität befinden. Der Rest sind Griechen, Armenier, Ägypter, Araber, Indier, Japaner und andere Asiaten, selbst Amerikaner. Es ist das eine recht bunte Gesellschaft, unter der sich zuzeiten wahre Prachtstücke von Glücksrittern, Konzessionsjägern und sonstigen Abenteurern befinden, die, untereinander sich heftig befehdend, den Amhara bisher keine allzu gute Meinung vom Europäertum beigebracht haben. Es spricht für das feine Gefühl der Amhara in derlei Dingen, daß sie die Griechen und Armenier nicht als Europäer betrachten, sondern sie die »Neger Europas« nennen. Gilt doch bei ihnen, die sich stolz den Kauasiern zuzählen, eine weiße Hautfarbe als Zeichen abligender Geburt.

Abis Ababa ist nach allen Richtungen von breiten gewalzten Fahrstraßen durchzogen, auf welchen vom frühen Morgen bis zum Abend, wo der Zapfenstreich der Polizeiwache allen die Heimkehr befiehlt, ein buntes Leben und Treiben herrscht. Da verkehren Wagen, Automobile und lastenschlepende Straßenlokomotiven — Dinge, die noch vor wenigen Jahren in Äthiopien nicht einmal dem Namen nach bekannt waren —

neben langen Zügen hochbepackter Maultiere oder bedächtig schreitender Kamele. Hier ziehen mit Lebensmitteln schwer beladene ernste Gallabauern aus den Ebenen vor der Hauptstadt zu Markte; dort schlendern lodentköpfige amharische Stutzer in schloßweißer Toga von Laden zu Laden oder ins Kinotheater; hier eilt ein italienischer Maurer hoch zu Roß nach seinem Werkplatz; dort drängen sich weltfremde Rassisten — wahre Ramsesgestalten — vor dem Wunder eines die »Wacht am Rhein« hinausmetternden Grammophons. Da schreiten würdevoll Schriftgelehrte dahin, feuchten Negerflaven mit ihren Lasten, tänzeln Priester unter Sistrengerassel und Paukenschlägen zu irgendeiner Kirche; hier trabt, von einem hundertköpfigen Troß umdrängt, ein Lehnsfürst von seinem Hoflager nach der Kaiserpfalz. Dort reitet im Herrensitz eine bis über die Nasenspitze verummte Schöne oder sprengt, von einem Dienergefolge in seiner nationalen Uniform geleitet, einer der Gesandten durch die ehrerbietig Platz machende Menge, watscheln indische Kaufleute daher und hocken in stolzer Gelassenheit Araber aus dem Jemen vor ihrer Kaffeeschenke. Morgenland und Abendland mischen

sich hier wie überall in Äthiopien. Es ist ein Land der Gegensätze. Neben dem an die Herrlichkeit des alten Orients gemahnenden Prunk des Hofes drahtlose Telegraphie, neben den Lehnsfürsten neuzeitliche Minister und die Anfänge einer Volksvertretung, Repeatinggewehre neben Urväterhausrat, pfadlose Urwälder von Telephonlinien durchzogen. Es ist aber dabei erfreulich, daß die Amhara von Europa nur das nehmen, was ihnen fehlt, und dabei nichts von ihren in einem nahezu zweitausendjährigen nationalen Leben erprobten Einrichtungen und Bräuchen aufgeben. So behängen sie sich nicht mit europäischen Kleidern, sondern bleiben bei ihrer malerischen Tracht (Abbild. S. 68 oben links), der altrömischen Toga. Für die Amhara ist aber die technisch-kapitalistische Zivilisation Europas doch nur ein Mittel, die von ihnen unterjochten Völker niederzuhalten, während diese, das zukunftsreiche Zehnmillionenvolk der Galla vor allem, die Europäer als Freunde und Bundesgenossen gegen die Übermacht der Amhara empfangen. Dies ist um so mehr von Bedeutung, als die semitischen Amhara, soweit sie nicht Beamte oder Soldaten, nur ein Händlervolk sind, während die unterjochten Völker, die Galla, Raffitscho, Ometo und Agau, zugleich die einzig produktiv tätigen bilden.

In den wenigen Jahren seit dem Kriege mit Italien, der Äthiopien dem friedlichen Wettbewerb der wirtschaftspolitischen Bestrebungen der Großstaaten erschlossen hat, ist Abis Ababa der Stapelplatz und Mittelpunkt des Handels von Nordostafrika geworden. Hier sammeln sich die Erzeugnisse der reichen Südländer, Kaffee, Wachs, Häute, Rohgummi, Elfenbein, Gold usw. Und von Abis Ababa aus, auf dessen Marktplatz (Abbild. S. 68 unten rechts) täglich bis 50 000 Menschen zusammenströmen, wird die Einfuhr aus Europa, aus Asien bis zum fernen Japan und selbst aus Amerika durch viele tausend Wanderhändler bis in die fernsten Täler verteilt. Die Naturschätze des unermesslichen Gebiets zwischen dem Hawasch und dem Diddessa-Strom werden freilich erst gehoben werden können, wenn die Bahnlinie von Dschibuti nach dem Hawasch bis Abis Ababa ausgebaut ist. Dann erst wird es auch möglich sein, Kaffa, das dem Kaffee den Namen gegeben hat, und wo gegenwärtig viele Millionen Kilogramm der kostbaren Bohnen am



Ein Elefantenjäger

Boden der Wälder ungenutzt verfaulen, für den Kaffeebau und die fruchtbaren Ebenen von Gallaland für den Baumwollbau, der dort noch im Kleinbetrieb steckt, nutzbar zu machen. Gallaland scheint mir berufen zu sein, unsere Textilindustrie von der amerikanischen Baumwolle unabhängig zu machen. Auf dem Baumwollbau beruht die wirtschaftliche Zukunft Äthiopiens.

Abis Ababa ist aber nicht Äthiopien. Wer das Land und das Volk in seiner Eigenart kennen lernen will, muß in das Innere ziehen, wo in ihren Pfalzen die Lehns Herren Hof halten und der Bauer als Höriger für die Amhara und ihre Vögte und Soldaten front. Wir müssen auf den uralten Handelsstraßen von Gau zu Gau wandern, nach Norden in das alte Habesch, nach Süden durch Gallaland und das geheimnisvolle Waldland Kaffa und nach Westen hinab ins Negerland.

Der Weg nach Habesch führt uns erst durch die Wälder von Mettscha und über die fruchtbaren Hochebenen von Liben hinab zum Abai oder Blauen Nil. Mehr als tausend

Meter steigen wir dann wieder hinauf nach Gobscham, dem vierten der großen Teilreiche, aus welchen Habesch bestand. Von Debra Markos, der früheren Hauptstadt Gobschams, ziehen wir über die südlichen Ausläufer des bis über viertausend Meter Höhe aufsteigenden Tscholke-Gebirges durch Damot und Agaumedeb zum Tana-See und nach der alten Kaiserstadt Gondar. Verfallen und verlassen gemahnen dort die Ruinen der Kaiserburg an die zweite Blütezeit Äthiopiens im Mittelalter. Über die Alpen von Semien, die im Ras Daschan bis zu 4620 m Höhe ragen und Firnschnee auf ihren Häuptern tragen, steigen wir in die Gaue von Tigre hinab, nach dem heiligen Aksum, dessen an die Kuschitenherrschaft erinnernde Obelisken, dessen Thronsitze, Königsgräber und Inschrifttafeln von den Anfängen des Reiches Kunde geben. Aber Abua führt von Aksum eine Straße durch die italienische Kolonie Erzythraa nach der Hafenstadt Massaua, eine andre durch Lasta und das Land der Wollo-Galla, die heute auch schon als Amhara gelten wollen, nach Schoa und Abis Ababa.

Folgen wir der Straße nach Kaffa, so ziehen wir erst über endlose Prärien, durch

das Gartenland Amaja und dann über den Gibe-Strom, durch die gesegneten Gaue der früheren Gallareiche Nonno und Limmu und über Waldberge in das Königreich Dschimma Kafa. Es ist der letzte und einzige Gallastaat, der unter äthiopischer Oberhoheit eine gewisse Selbständigkeit behalten hat. Dschimma Kafa ist ein schönes und reiches Land. Seine Bewohner (Abbild. S. 69 oben links), die zumeist Moslims sind, besitzen eine Kultur, die dem Amharatum weit überlegen ist und fast europäisch anmutet. Der große Donnerstagsmarkt in der Hauptstadt Dschirren und die Händlerstadt in Hir-mata gelten als der größte Handelsplatz in Gallaland. In Dschirren hält König Abba Dschiffar als der letzte Gallafürst Hof (Abbild. S. 69 unten rechts). An dem herrlichen Dumont-Fall (Abbild. S. 70 oben) vorbei führt von dort die Straße ins Tal des Gobscheb-Stromes, mit dem wir das uralte Kuschitenreich Kaffa betreten. Durch dunkle, in der Regenzeit nahezu ungangbare Wälder und wohlverwahrte Tore gelangen wir erst nach der zerstörten Stadt Bonga und nach Anderatscha, der Hauptstadt der Kaiser von Kaffa. Aber Waldberge führt



Kaiser Menilik und sein Troß



Kaiser Menilik mit Minister Ig

von dort eine breite Fahrstraße in die Krönungsstadt Schabba und zu den in Urwald-einsamkeit versteckten Kaisergräbern. Über den 3680 m hohen Butto-Berg ziehen wir von Schabba nach Norden, in die neue Hauptstadt Scharada am Schuscha-Gebirge.

Kaffa ist ein Waldland von düsterer wilder Schönheit. Die Heimstätten der Bewohner dieses Landes liegen als Einsichten im Inneren der Wälder verborgen, so daß der Wanderer eine unbewohnte Wildnis zu durchziehen meint, bis er von den Berg-höhen rundum, gleich hellen Flecken im dunklen Grün des Tropenwaldes, in den Tälern die einsamen Gehöfte mit ihren Maisfeldern und Ensettpflanzungen erblickt. Die Raffitscho leben wie die Galla in Vielehe. Es gibt unter ihnen glückliche Ehemänner, die bis zu neun Frauen haben. Aber jede Frau haust wohlweislich für sich und führt ihre eigene Wirtschaft.

Die Raffitscho bekennen sich zu einer eigenartigen Religion, dem Heqoglauben. Die Gottheit, Heqo oder Allgeist, der sie Schlachtopfer darbringen und die durch den Mund der Ego oder Magier zu ihnen spricht, war ihnen im Kaiser von Kaffa verkörpert. Eine strenge Hofordnung schloß den Herrscher vom Volke ab. Schon wer es wagte, ihn nur anzublicken, war dem Tode verfallen und wurde von den kaiserlichen Eunuchen unbarmherzig niedergemacht. Der

letzte Träger der sonderbaren, als Hort ihrer Unabhängigkeit von den Raffitscho heilig gehaltenen, mit einem goldenen Phallus verzierten silbernen Federkrone (Abbild. S. 70 unten links), Kaiser Raki Scherotscho, der neunzehnte Herrscher aus der Dynastie Mindscho, wird seit 1897 in Schoa gefangengehalten. Neben Heqo verehren die Raffitscho noch Olo oder Ortsgeister und Tero, den Christengott. Aus dem Mittelalter stammende Kirchen haben sich, im Urwald verborgen, bis in unsre Zeit erhalten.

Eigenartig ist die in Form und Musterrung an Altägypten erinnernde Tracht der Raffitscho, insbesondere das Kleid der Krieger, die das Haupt mit einem stilisierten Phallus, dem Sinnbild der Heldenschaft, und einem Straußfederbusch schmücken (Abbild. S. 71 oben rechts). Von Scharada nach Osten ziehend, gelangen wir in die Länder Konta und Dauro, die von den Ometo oder Omo-Völkern bewohnt werden. Die Ometo, welche in den Ländern am Omo-Strome siedeln, sind Mischlinge zwischen Amhara und Kuschiten, die ihre Religion und materielle Kultur von Kaffa übernommen haben, dem sie untertan waren. Dauro ist ein von rauschenden Flüssen (Abbild. S. 71 unten) durchzogenes malerisches Bergland. Sein Herrscher, König Gansa (Abbild. S. 72), lebt als Gefangener der Amhara mit seinen Frauen in Scharada in Kaffa.

Der Weg nach dem Westen führt zwischen den Bergen von Metscha und dem Dendi-Gebirge auf die Hochebene von Tukur hinauf und dann an dem 3110 m hohen Dschibatti-Berge vorbei durch den Munio-Wald und den Gau Sajo noch Nonno hinab. Gehöst reiht sich dort an Gehöst und Ader an Ader. Aber das unwegsame Rogge-Gebirge steigen wir dann zum Dibessa-Strom hinab, dem mächtigsten Zufluß des Blauen Nils. Über die Katirra-Berge und durch den dichtbesiedelten Gau Anna gelangen wir auf die Hochebenen von Buno.

Das Land Buno wie der Gau Tscharra und das Land Illu sind Teile des früheren, den Kaisern von Kaffa zinspflichtigen Christenreiches Innarea. Urwald und Sümpfe bedeckten dieses im sechzehnten Jahrhundert von den Galla in Besitz genommene Land, das erst seit zwei Jahrzehnten dem Reiche Äthiopien wieder angegliedert ist. Hier werden von kühnen Jägern (Abbild. S. 73), noch jahraus, jahrein Elefanten gejagt. Je weiter wir nach Westen kommen, um so schlechter

werden die Wege. Nur das hügelartige, hügelab durch die Wildnis geleitete Telephon gemahnt an die neue Zeit in Äthiopien. In diesen menschenleeren Wäldern wächst wie in Kaffa der Kaffeebaum wild und wuchert eine Kaugummi liefernde Pflanze in unglaublicher Menge. Von Illu wandern wir wieder durch dichtbevölkerte und wohlbebaute Gemarkungen in das frühere Königreich Bureh. Zwei Märsche führen uns schließlich über die Westhänge des Hochlandes hinab in das Tal des Baro-Stromes und aus den Bergen in die große Sudanesishe Tiefebene hinaus. Durch unbewohnte Graswildnis und Akazienbusch gelangen wir schließlich ins Land der Hanua-Neger und nach der Handelsniederlassung Gambela, die durch auf dem Baro, Sobat und Weißen Nil mehr oder minder regelmäßig verkehrende Dampfschiffe mit Chartum verbunden ist.

Menilik war vor seiner Erkrankung ein Selbstherrscher im wahren Sinne. Unermüdlich tätig, bekümmerte er sich um alles und jedes. Fast täglich sah man ihn mit seinem



Kaiser Menilik und seine Getreuen



Eine Heerschau in Adis Ababa

nach Tausenden zählenden Gefolge (Abbild. S. 74) durch die Straßen Adis Ababas reiten oder mit dem Automobil dahineilen, um da und dort mit seinem ersten Minister und Mentor Ilg (Abbild. S. 75) bei irgendeinem Bau nach dem Rechten zu sehen. Die große Politik und alle die kleinen Angelegenheiten des Tages erlebte der Kaiser, und selbst wenn ein Soldat eine neue Toga verlangte, mußte er befragt werden.

Noch größer als seine Baulust war sein Interesse für Maschinen und technische Fragen überhaupt. Hunderte von Modellen und Apparaten stapelte er in seinen Schatzhäusern auf. Es liegt eine gewisse Tragik darin, daß es Menilik nicht mehr vergönnt war, die völkerverbindende Lokomotive ihren Einzug in Adis Ababa halten zu sehen, ein Festtag, den er mit seinem Volke feiern wollte, und der ihm bedeutungsvoller erschien als der Sieg von Abua. Freilich erging es Menilik wie so vielen gekrönten Neuerern und Eroberern. Vieles, was er geschaffen, war nur äußerlich dem Amharatum aufgeschöpft. Die Amhara selbst nannten ihn einen »schwarzen Europäer«. Vor allem war er ein gewiegter Diplomat und hat es verstanden, die Eifersucht der Kolonialmächte wachzuhalten und

zur Mehrung seines Reiches zu nützen. Er hat vor zwei Jahren, die Notwendigkeit einer geordneten Reichsverwaltung erkennend, Ministerien bestellt und die Umwandlung der bestehenden Naturalabgaben in regelmäßige Geldsteuern begonnen. Ja, durch die russische Revolution und den Sieg der Jungtürken getrieben, dachte er sogar daran, eine Art Parlament in Äthiopien zu schaffen. Er berief die Stammeshäupter nach Adis Ababa, um sich mit ihnen über die Höhe der Steuern zu beraten.

Für die große Masse des Volkes aber, die all dem Neuen, das Menilik in unermüdlicher Tätigkeit in kaum einem Jahrzehnt geschaffen hat, fremd gegenüberstand, war er der gerechte Herrscher, der gegenüber dem mächtigen Lehnsherrn auch dem letzten Sklaven sein Recht gab. Das Wort »Ba Menilik« (Im Namen Meniliks) hatte Geltung bis in die fernste Wildnis. Und es war sicherlich Kaiser Meniliks schönster Titel, daß ihn die Galla seiner unwandelbaren Gerechtigkeit wegen »Abba Danja« (Vater des Rechts) nannten.

Kaiser Menilik lebte überaus einfach. Seine Kleidung und seine Lebenshaltung unterschieden sich fast nicht von der eines einfachen

Kriegers. Auch Europäern gegenüber, die ihm nähergetreten waren, gab er sich als der Patriarch. So lernte auch ich ihn kennen. Ein schwarzseidener Mantel verhüllte die mittelgroße gedrungene Gestalt des Kaisers, der historisch gewordene graue Kalabreser Hut bedeckte das mit einem schneeweißen Musselin umhüllte Haupt (Abbild. S. 76). Aus seinem dunkelbraunen, blatternarbigem, von einem kurzen weißen Bart umrahmten Gesicht blickten durchdringende, aber herzengute Augen, wahre Großvateraugen, in seinem ganzen Wesen paarte sich Güte und Würde.

Anders empfing aber der Kaiser die Gesandtschaften, die Europas Kaiser und Könige in das ferne Äthiopienland sandeten. Zehntausende von Kriegern in ihren bunten seidnen Ehrenmänteln, bewehrt mit Repetiergewehren und goldenen oder silbernen Schilden, holten die Gesandten ein (Abbild. S. 77) und geleiteten sie unter dem Tönen von Posaunen und Flöten in die Kaiserpfalz, wo sie der Kaiser in der mächtigen Thronhalle begrüßte. Wie der König im Märchen saß er dann auf seinem goldenen Throne, umgeben von den Fürsten und Großen Äthiopiens, die goldene Tiara auf dem Haupte, fast verschwindend in seinem mit Diamanten besäten Kaiserornat, während draußen die Kanonen — die Siegesbeute von Abua — donnerten, um dem Volke zu verkünden, daß wieder ein Frankenkönig seine Boten gesendet habe, mit dem mächtigen Kaiser von Äthiopien, dem Sohne Salomos, Freundschaft zu schließen.

Alles in allem: seit Ramses II. und Hannibal war Kaiser Menilik der größte Afrikaner. Nach der Landesitte in seine Toga gewickelt, ruht er nun neben seinem einzigen Sohne, den man ihm als zwölfjährigen Knaben vergiftet hat, in der einsamen Bergkirche in Debra Libanos, von welcher der Blick weit hinausweist gegen Gallaland, das er den Amhara erobert hat.

An seinem Enkel und Nachfolger Josua IV. und den Reichsverwesern ist es nun gelegen, das Erbe des großen Menilik zu wahren. Nur die Einigkeit der Lehnsfürsten und der herrschenden Volkschaft, der Amhara, gewährleistet den Fortbestand des neuen Äthiopiens. Mit eiserner Faust halten sie die Völker der nordostafrikanischen Hochlande nieder. Den drei Millionen Amhara stehen, nach ihrer alten Unabhängigkeit strebend, zehn Millionen Galla und zwei Millionen Raffitscho, Ometo, Tigrener und andre Völker gegenüber. Und im Osten wie im Westen lauert der länderrhungrige Brite! Beginnt er zu nehmen, so kommen auch Frankreich und Italien.

Durch seine Mutter Schoareka, eine Tochter Meniliks, Amhara und den Nagassi — dem schoanischen Zweige der Salomoniden — zugehörig, durch seinen Vater Ras Mikael, den Fürsten der Wollo, Galla, erscheint Josua IV. berufen, durch die Verschmelzung der kriegerischen Amhara und der arbeitssamen Galla zu einem Volksganzen Bestand und Unabhängigkeit Äthiopiens bleibend zu sichern und dieses zukunftsreiche Land wahrer Gefittung entgegenzuführen.

Die Blinde

Sie streckt die Hände wie zur Abwehr aus
Und hat ein Lächeln, traurig und verlegen;
Im Schwebeschritt durchwandelt sie das Haus
Und steht erwartend in den Gartenwegen.

Und die gespannten Nasenflügel saugen
Befriedigt den verwehten Sommerduft;
Sie lauscht erschreckt, mit abgewandten Augen,
Wenn jemand leise ihren Namen ruft,

Und sagt mit scheuer Stimme, daß sie läme,
Und tastet ängstlich nach dem Rosenstrauch
Und kost die Blüten wie ein Abendhauch,
Als ob sie nun den letzten Abschied nähme...

Ernst Ludwig Schellenberg

Ferienordnung und Schuljahreinteilung

Von E. Korodi, Direktor der Fontaneschule zu Berlin-Schöneberg

Wenn die Eltern schulpflichtiger Kinder Koffer und Kisten für die Ferienreise packen, haben sie gewöhnlich mit den jungen Reisebesessenen einen Kampf auszufechten: wenigstens die Strebsameren unter diesen, aber auch die vom bösen Gewissen Geplagten, die dem Zeugnistern mit gemischten Gefühlen entgegensehen, sind oft geneigt, ganze Waggonladungen von Schulwissenschaft mitreißen zu lassen und die Frachtgebühren entsprechend erhöhen zu helfen, während wir Erwachsenen schon aus eigener Jugenderfahrung darüber belehrt worden sind, daß solch unbändiger Wissensdurst inmitten der schönen Natur da draußen in der Ferienfreiheit gar bald gestillt ist. Und das ist kein Anglüd, denn die Ferien und zumal die wonnevollen Sommerferien sind nun einmal dazu da, die Seele des Kindes gründlich zu entlasten und für die Arbeit des Alltags wieder fähig und empfänglich zu machen. Geben Eltern, Ärzte und Lehrer das zu, so können sie auch in der Frage des Schuljahrschlusses nur einer Meinung sein: die körperliche Erholung und die seelische Entlastung wird die vollkommenste sein, wenn die große Jahresabrechnung der Schulkinder unmittelbar vor die Zeit der großen Ferien fällt.

Dieses Zustandes erfreut man sich u. a. in Süddeutschland und Österreich, und in keinem Lande, das die Wohltaten solcher Schuljahreinteilung erfährt, werden Stimmen laut zugunsten einer Änderung dieser Ordnung. Desto lebhafter und häufiger äußert sich in Preußen der Wunsch, daß auch hier die Kinder es so gut haben möchten; denn ihnen schneiden jetzt die großen Ferien das eine Semester mitten durch, und der Betrieb wird — in der Theorie — am ersten Tage nach den Ferien so fortgesetzt, als ob gestern Schule gewesen wäre. Die Praxis gestaltet sich etwas anders, aber das »Pensum« muß erlitten werden, und so entwickelt sich im Hinblick auf die nahenden Zeugnisse und an den Anstalten, die mit Michaeliszöten gesegnet sind, in Erwartung der Herbstversetzung ein nervöses Geheule, das zu der schönen Sommerruhe einen recht unerquicklichen Gegensatz bildet. Die Nachkur ist nicht ganz stilgemäß!...

Ob die süddeutsch-österreichische Einrichtung, daß Ferienbeginn Schuljahrschluß bedeutet, wirklich nicht auch in Preußen eingeführt werden kann? An sich wäre niemand dagegen, wenn man nicht den »Zeitverlust« fürchtete, der den Besuchern der Hochschulen und den andern jun-

gen Leuten droht, wenn sie nach dem Abgang von der Schule Militärdienst leisten oder einer praktischen Berufsvorbereitung sich widmen wollen. So bleibt es denn hier beim alten, stets beweglichen Schuljahr, dessen Anfang und Ende an den allermeisten Anstalten durch das Osterfest bestimmt wird. Ungleichmäßig wie bei den Osterzöten ist auch das Schuljahr der Michaeliszöten, weil die Länge der beiden Semester von der Lage der Osterferien abhängt. Einer Festlegung des Osterfestes stehen aber für absehbare Zeiten unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; der Staatssekretär des Innern hat vor nicht zu langer Zeit auf eine hierauf bezügliche Anfrage an den Präsidenten des deutschen Handelstages in aller Form erklärt, daß »bei der römischen Kurie ebensowenig wie bei der für die griechisch-katholische Kirche maßgebenden Stelle Geneigtheit besteht, auf die Festlegung des Osterfestes einzugehen«, und daß er »zurzeit keine Möglichkeit sehe, diese Angelegenheit mit Aussicht auf Erfolg amtlich zu betreiben«. Wenn man also Gewicht darauf legt, daß das Schuljahr nicht vom Termin des Osterfestes, also vom Mondjahr abhängig gemacht werde und daß die Schulhalbjahre wirkliche und gleichwertige Hälften der Schularbeitszeit bilden, so bleibt nichts andres übrig als die Festlegung des Schuljahrsbeginns auf den ersten Tag nach den Sommerferien.

Der Einwand, daß das Studienjahr der Universität erst Ende Oktober oder nach den Osterferien beginne, ist hinfällig. Denn es spricht kein vernünftiger Grund dagegen, daß die Universität sich der höheren Schule anpasse, deren Fortsetzung sie ist. Und selbst wenn sich die Universität dazu nicht bequemen wollte, so würde den jungen Leuten eine längere Ruhepause nach den Strapazen der Reiseprüfung auch nichts schaden. Die Sommerferien, die sich an das letzte Schuljahr schließen, können nicht als »Zeitverlust« angerechnet werden, da sie doch auch bei der jetzigen Ordnung in das Schuljahr eingerechnet sind. Es kommt also nur die Zeit nach Schluß der Schulferien bis zum Anfang des akademischen Semesters in Betracht, gerade die rechte Zeit, um sich mit den Fragen des zu wählenden Studiums in aller Ruhe vertraut zu machen. Wer es damit ernst nimmt, wird diese schullose Zeit nicht für verloren erachten. Und wer sich in diesen Wochen des »Mauleseltums« ein wenig gehen lassen will, um sich nach zwölfjährigem Genuß des Schulstaubes seelisch und körperlich aufzufrischen, der wird es auch nicht

zu schmerzlich empfinden, einmal im Leben sich in ganz terminlosem Zustand zu befinden. Auch die vor einigen Monaten herausgegebene neue württembergische Ferienordnung behält gerade für Schulen mit Oberklassen und Elementarschulen für die männliche Jugend den Anfang des Schuljahres im September bei. Man hat mit dieser Einrichtung offenbar auch dort keine schlechten Erfahrungen gemacht.

Es wird gegen diese Ordnung weiter eingewendet, die Rücksichtnahme auf die Universitäten sei wohl nicht entscheidend, denn die künftigen Hochschüler bildeten nur die Minderzahl der Besucher auch der höheren Knabenschulen, aber zu Ostern und Michaelis vollziehe sich nun einmal gewohnheitsgemäß der Eintritt in irgendeine Laufbahn des öffentlichen und privaten Lebens, und damit müsse die Schule rechnen. Darauf ist zu erwidern, daß sich diese Gewohnheit, wo sie besteht, eben aus der bisherigen preussischen Schuljahreinteilung ergeben hat. Man sagt, die Schule dürfe sich mit der bürgerlichen Ordnung nicht in Widerspruch setzen. Demgegenüber darf aber wohl gefragt werden, ob dem bürgerlichen Leben und der Bereitstellung seiner Kräfte mehr gebient ist durch das Festhalten an einem willkürlichen, nicht in sich begründeten Formalismus oder durch eine möglichst zweckentsprechende Ausnutzung der Schulzeit, in der die Jugend doch gerade für die Aufgaben des bürgerlichen Lebens tüchtig gemacht werden soll? Ob der Lehrling, der Kaufmannsgehilfe, der Student oder auch der Soldat seine besondere Ausbildung im September oder im Oktober beginnt, ist für seine persönliche Entwicklung von ungleich geringerer Bedeutung als die Frage, ob die in sich geschlossene Jahresarbeit alljährlich durch eine etwa fünfwöchige Unterbrechung vor Semesterluß gestört werden oder ob die Fleißzeit vor der großen Freizeit ihr natürliches Ende finden soll. Mit vollem Recht sind durch die preussischen Schulordnungen alle »Ferienaufgaben« strikte verboten, weil die Ferien — unbeschadet jeglichen Privatfleißes — wenigstens von Amts wegen unverfügt der Erholung gewidmet sein sollen. Diese humane Bestimmung wird aber in eine empfindliche Strafe verwandelt, sobald sofort nach den großen Ferien Rechenschaft darüber gefordert wird, ob das vorher gesammelte, fünf Wochen auf Eis gelegte Kapital an Wissen noch unvermindert vorhanden ist.

Wenn das Wintersemester sich von der ersten Hälfte des Septembers bis in die zweite Hälfte des Januars erstreckte und das Sommersemester nach einer vier- bis fünftägigen Unterbrechung bis in die erste Hälfte des Julis, könnten die beiden Halbjahre genau die gleiche Länge haben, vorausgesetzt, daß man sich entschloße, die Osterferien auf 4 Tage, die auf Mitte oder Ende

Oktober zu verlegenden Herbstferien auf 3 Tage und die Weihnachtsferien auf 9 Tage zu kürzen, die Pfingstferien aber auf 7 Tage auszu dehnen und die Sommerferien auf 56 Tage. Das gäbe eine Feriendauer von insgesamt 83 bis 84 Tagen einschließlich der 12 Sonntage und der 3 zweiten Feiertage. Nach der gegenwärtigen Ferienordnung bestehen die Ferien aus 80 Tagen, eingerechnet 11 Sonntage und die zweiten Feiertage, also 2 bis 3 Tage weniger als nach dem hier gemachten Vorschlag. Damit aber der schreckliche Verdacht vermieden werde, als ob es dabei lediglich darauf abgesehen sei, dieses Plus von 2 oder 3 neuen Ferientagen herauszuschlagen, mögen diese immerhin von den sommerlichen Achtwochenferien abgezogen werden. In Frankreich dauern die Sommerferien für die Knaben vom 31. Juli, für die Mädchen von 21. Juli bis 1. Oktober, dazu kommen außer den schulfreien Donnerstagen noch weitere 30 Ferientage. In Österreich dagegen gibt es etwa 9 Wochen Sommerferien.

Die Frage des Schuljahrsbeginns kann natürlich völlig losgelöst werden von der Frage der Verlängerung der Sommerferien; die beiden Fragen sind hier nur in Zusammenhang gebracht worden, weil für den Fall, daß die Schulverwaltung nur in dem einen Punkt eine Änderung eintreten ließe, nicht anzunehmen wäre, daß sie in absehbarer Zeit die Neuordnung wieder revidieren wollte, um auch den zweiten Vorschlag in Erwägung zu ziehen. Sachlich läßt sich gegen die Verlängerung der Sommerferien wenig einwenden — sehr viel aber dafür. Die Gegner behaupten, der Reiseverkehr und die Unterbringung der Gäste in den Reisegegenden werde dadurch, daß dann die Ferien der einzelnen Provinzen und Staaten mehr als bisher ineinander übergriffen, unendlich erschwert. Das ist ein Trugschluß, der sich auf die Voraussetzung gründet, daß alle Reisenden während der ganzen Ferien unterwegs sind und zu gleicher Zeit ihren Wohnort verlassen. Tatsächlich werden die allerwenigsten finanziell und von Berufs wegen imstande sein, volle acht Wochen zu verreisen; vielmehr wird sich das Reisepublikum jedes Landes teils innerhalb des größeren Spielraums von acht Wochen besser verteilen als jetzt in den fünf Wochen. Und wo sich etwa das Verhältnis von Angebot und Nachfrage wirklich nicht von selbst neu regelt, da werden sich neue Erholungsorte entdecken lassen, die bisher wenig oder gar nicht beachtet worden sind. Volkswirtschaftlich wäre das kein Nachteil. Der Eisenbahnverkehr aber würde sich auch nicht schwerer abwickeln, weil der Abstand des Ferienbeginns in den einzelnen Provinzen auch künftig beibehalten werden könnte. Der Hauptvorteil für die Schule und für die Eltern bestünde bei der Verlängerung der Sommerferien darin, daß alle Arten von



Max Šabinský:

Das graue Bildnis

Beamten weniger genötigt würden, mit Rücksicht auf die Lage ihrer eignen Urlaubszeit für ihre Kinder unter allerhand Vorwänden Voroder Nachurlaub zu verlangen und dadurch die Ärzte zur Ausstellung von Attesten zu nötigen, die sich gar oft durch abenteuerlichste Motivierung auszeichnen. Ausgesprochen leichtfertigen urlaubsge suchen wäre schon durch den Schluß des Schuljahres vor den Sommerferien und die damit verbundene Versetzung ein Riegel vorgeschoben.

Allenthalben klagt man darüber, daß das moderne Leben mit seinen vielseitigen beruflichen und sozialen Ansprüchen an den Mann das Familienleben schädige. Da muß der Staat, dessen Grundlage die Familie ist, für Abhilfe sorgen, indem er dem Hausvater reichlicher Gelegenheit bietet, wenigstens eine kurze Zeit im Jahr ganz den Seinigen anzugehören. Das einfachste Mittel dazu ist: Verlängerung der Sommerferien und deren Entlastung von Schulsorgen. Wenn durch die Neuordnung des Schuljahres nichts andres erreicht würde, als daß auch nur ein wenig dazu beigetragen würde, das Band der Familie fester zu knüpfen, dann müßten alle andern Bedenken gegen die vorgeschlagene Änderung zurüdtreten.

Den Hauptzuwachs erhielten die Sommerferien nach der neuen Verteilung auf Kosten der Osterferien; daß gerade in Deutschland von diesen freien Tagen im Sommer ein besserer Gebrauch gemacht werden kann als im März oder April, bedarf keiner tiefgründigen Untersuchung. Die Herabsetzung der Herbstferien von sechs auf drei Tage werden viele am schmerzlichsten empfinden; dafür beginnt aber die Arbeitszeit nach den Sommerferien drei Wochen später, das Erholungsbedürfnis ist also in der Zeit vom neuen Schuljahrsbeginn bis Weihnachten ein entsprechend geringeres. Abgesehen können sich ja die drei freien Tage im Herbst an einen Sonntag anlehnen; dann ist der Unterschied kaum merklich. Müht man diese vier Tage wirklich vernünftig aus, so erfüllen sie ihren Zweck vollständig. Wenn wir uns auch nur zwei volle Tage in der Natur so herumtreiben, daß jede Stunde ausgekostet wird — Erholung in jeder Form ist eine Kunst, die gelernt werden will! —, stets sind wir überrascht, wie sich mit solchem Kapital wuchern läßt.

Im vergangenen Jahr hat der Berliner Philosophenverein, der die akademischen Lehrer aller höheren Lehranstalten in Großberlin umfaßt, über die Ferienfrage eine schriftliche Rundfrage veranstaltet. Aus der Fülle der gestellten Fragen interessiert hier am meisten die eine: »Ist es wünschenswert, daß das Schuljahr unmittelbar vor den großen Ferien schließt?« Mit ja ant-

worteten 1142 Mitglieder, mit nein 312, also eine sehr kleine Minderheit. Im Herbst 1912 ist im brandenburgischen und bei der Tagung in Halle zu Ostern des vergangenen Jahres im preußischen Verein der Direktoren an öffentlichen höheren Lehranstalten der Gegenstand erörtert und dem vom Berichterstatter zu einem Antrag formulierten Wunsch, daß das Schuljahr vor den Sommerferien schließe, widerspruchslos zugestimmt worden. Auch eine Versammlung pommerischer Direktoren hat einstimmig die Durchführung meiner Vorschläge als wünschenswert bezeichnet. Ich bin ausdrücklich ersucht worden, bei der Bekanntmachung dieses Beschlusses in weiteren Kreisen mitzuwirken. Die Direktoren der höheren Knabenschulen werden über die Sache wohl kaum anders denken; der Pädagoge, der nur die Zwecke der Schule im Auge behält und sich nicht durch alle etwa möglichen Nebenwirkungen in seinem Urteil beeinflussen läßt, kann gar nicht zu einem andern Ergebnis kommen, denn jene gefürchteten Nebenwirkungen, die sich aus der Reform ergeben könnten, stehen, wie gezeigt wurde, in keinem Verhältnis zu dem sicher zu erwartenden Gewinn für die Schule wie für die Gesellschaft.

Die Delegierten-Konferenz der Provinzialvereine akademisch gebildeter Lehrer Preußens hat in der Ferienfrage von einer Entschliebung abgesehen, da die Abstimmungen hierüber in den Provinzialvereinen zu verschiedene Ergebnisse gehabt haben. Dies Ergebnis ist wohl darauf zurückzuführen, daß den Vereinen zu viel Einzelfragen gestellt worden waren, deren Beantwortungen untereinander leicht zu Widersprüchen führen konnten. Jedenfalls hat die Aussprache unter den Kollegen die Frage wieder in Fluß gebracht. Auch in den Kreisen der Volksschullehrer wird sie lebhaft erörtert, und es wäre dringend zu wünschen, daß die Erörterung auch in der großen Öffentlichkeit nicht zur Ruhe komme, schon damit die preußische Schulverwaltung ein möglichst vollständiges Bild der verschiedenen Meinungen bekomme und daraus ihre Schlüsse ziehe. Auch aus Universitätskreisen liegt mir manche zustimmende Erklärung vor, worin die Erwartung ausgesprochen wird, daß die Änderung einfach dekretiert werde. Füglich muß solche Sache doch »von oben« gemacht werden, und ist das einmal geschehen, so werden sich auch die Zweifler und die Widerstrebenden mit dem heilsamen Zwang abfinden, wenn sie die guten Wirkungen am eignen Leibe verspüren. Die neuen Normen würden selbsttätig neue Lebensformen schaffen. Wir haben es mit einer Frage der Volksgesundheit zu tun, deren energischer Lösung alle Nebentrübsichten unterzuordnen sind.



Der versunkene Stern

Roman von Heinrich v. Vilienslein

VII (Schluß)

Schon vor Neujahr war Tauwetter eingetreten. Der Schnee verfärbte sich und schmolz hin. Die Bäume, die noch eben so fürstlich in ihren blendenden Gewändern von Schnee und Eis geprangt hatten, standen plötzlich in schwarzer Radtheit da und troffen von Nässe. Aus dem gleichmäßig grauen Himmel schauerte ein durchdringender Regen nieder, und ein unlustiger Wind strich daher und dahin — zu lau, um winterlich zu sein, zu kühl und rauh, um schon hinüber in den Frühling zu weisen.

An einem der ersten Januartage fuhr eine verschlossene Droschke den Sternguderberg hinan. Der Kutscher hatte mit einigem Schimpfen und Fluchen sich und seinem Wagen eben das Jauntor aufgesperrt, in den nötigen Handgriffen durch eine weibliche Stimme aus dem Inneren seines Fahrzeuges unterwiesen. Jetzt schwang er sich wieder auf den Bod neben einen großen Koffer und einen segeltuchbespannten Korb, knallte mit seiner Peitsche und kutschte im Schnedengang unter dem Regengeriesel weiter.

Nur wer ein Gedächtnis für Augen hatte, für ein paar freundliche und kluge, junge braune Augen, konnte in der Dame, die da im guttischen blauen Reisetkostüm, einen hübschen, fast flotten Federhut mit hochgetrempeltem Schleier auf dem Kopf, gegen die Polster lehnte und nach rechts und links um sich schaute, Trude Warmut wiedererkennen, das ungelente, unmodische Sternwartenmädchen von früher. Nicht ganz anderthalb Jahre hatten genügt, um aus der unansehnlichen, weltfremden Trude eine fast gewandte, lebenswürdige Miß zu machen, die, aller Verdrossenheit und allem Welt Schmerz abhold, sicher und hell auch in den trüben Regentag hineinschaute. Ganz leicht war es ihr nicht geworden, ihre Stellung in einer fashionablen englischen Kaufmannsfamilie als Erzieherin von zwei anhänglichen, aufgeweckten kleinen Mädchen und einem trübsamen, strammbeinigen Jungen so Hals über Kopf aufzugeben. Die Nachrichten, die sie zurückeriefen, lauteten auch nichts weniger als verlockend. Aber sie hatte keinen Augenblick

gezögert, zu kommen. Mit der beinahe hinterlistigen Flucht vom Sternguderberg hatte sie einer Pflicht gegen sich und gegen ihre Jugend nachgegeben; jetzt war es ihr ebenso ausgemacht, daß sie einer andern gegen den noch so wunderlichen Vater sich nicht länger entziehen durfte. Mit erfrischter, nicht mehr ermüdender Kraft wollte sie auf dem Posten ausharren, der ihr zugewiesen war, und der einsame, vertraute Berg mit seinen Tannen, so ungastlich grau und verregnet er sie empfing, grüßte sie doch anheimelnd und war freundlicher Erinnerungen voll.

Die Droschke hielt vor dem Wohnhause. Trude sprang heraus und Tante Alma in die Arme, die ihr entgegenflatterte.

Die Begrüßung von Vater Warmut erfolgte erst am Mittagstisch, nachdem sich Trude etwas ausgeruht hatte. Sie hatte sich nach den empfangenen Andeutungen aufs Schlimmste gefaßt gemacht. Sie erschrak auch, als ihr Vater noch zusammengekrümmter und eingerunzelter, als da sie ihn verlassen, ins Zimmer schlüpfte. Die vergilbten Haare fielen wirr über die zerfurchte Stirn und in langen Ringeln auf den grünspanigen Rock. Aber als sie herzlich auf ihn zueilte, ihn umarmte und sein erstes wehrendes Erstaunen überwunden war, glomm doch ein Funke von Verständnis, von Wiedersehensfreude hinter der Brille in den stumpfen kleinen Augen auf. Sogar etwas wie ein väterlicher Willkommensgruß kam hastig und unstet über seine Lippen.

Als sie sich freilich nach seinem Befinden erkundigte, einiges von sich erzählte und eine Abbitte für ihr langes Fernbleiben leise einflucht, erlosch seine Aufmerksamkeit und Teilnahme zusehends, und es brauchte Trudes ganze Munterkeit und Zuversicht, Tante Almas ungeschwächte Beredsamkeit, um dies erste Beisammensein auch nur halbwegs behaglich zu machen.

Im Laufe des Nachmittags sah sich Trude mit der liebevollen Neugier der Heimgekehrten im Hause treppauf und treppab um.

Auch dem Meridianhause und dem Refraktorbau stattete sie einen Besuch ab, und

nur der anhaltende Regen verhinderte sie, durch die Anlagen zu laufen oder gar in den Wald hinein nach ihrem einstigen Lieblingsplatz mit dem Ausblick auf den Edweiler See.

Wienhold begegnete ihr nicht.

Es war ihr gar nicht unlieb, daß das Wiedersehen mit ihm sich noch aufschob. Ihre Schwärmerei für ihn, die ihr vor Jahr und Tag den Anlaß gegeben hatte, die Gesangschaft auf dem Sternguderberg unerträglich zu finden — sie lächelte darüber wie über so manche Torheit von damals. Aber so frei sie sich fühlte — eine ganz leise Scheu vor dem ersten Zusammentreffen mit ihm war doch mit der Erinnerung an diese Kinderkrankheit, wie sie es jetzt nannte, verbunden.

Als sie später wieder mit Tante Alma zusammen war, kam die Rede natürlich auch auf Gitta. Trude erfuhr jetzt erst die näheren Umstände dieser leidvollen Geschichte, soweit sie Tante Alma bekannt waren. Im Anschluß daran wurde auch Wienholds gedacht und des freundschaftlich-tätigen Anteils, den er an Gittas Schicksal genommen hatte. Das kritische kleine Fräulein war sonst mit ihren Lobsprüchen auf Männer mehr als sparsam, aber in diesem Ausnahmefall hielt sie mit ihrer vollen Anerkennung nicht zurück.

So viel konnte Trude aus der beweglichen Schilderung entnehmen, daß die beiden, Gitta und Wienhold, in eine mehr als äußerliche, seelische Beziehung zueinander gekommen waren. Ohne Arg sann sie der seltsamen Schidung nach, daß derselbe Wienhold, der einst ihr baddischhaftes Herz so entflammt und sie ohne sein Wissen und seine Schuld dazu gebracht hatte, sich Gitta Hermenich anzuvertrauen und mit ihrer Hilfe das Weite zu suchen, nun Gittas Helfer und Freund hatte werden sollen...

Erst am nächsten Vormittag liefen sie sich in den Weg.

Trude kam an seiner Kanzlei vorüber, als er zufällig gleichzeitig aus seiner Tür trat. Er erkannte sie gar nicht sofort, sondern sah sie fragend und verdußt an.

»Ich bin's, Herr Doktor! Ich glaube gar, ich muß mich vorstellen!« Der Schelm bligte aus ihren Augen.

»Ach — Fräulein Trude! — Fräulein Warmut!« verbesserte er sich. Herzhaft schüttelte er die Hand, die sie ihm reichte. »Wollen Sie nicht einen Augenblick bei mir

eintreten?« Er lud sie in seine Kanzleistube.

Sie folgte der Aufforderung. Es entging ihr nicht, wie er, einst allem Außerlichen gegenüber so blind und gleichgültig, ihre veränderte Erscheinung musterte, sich freier und gefälliger gab, ohne darum in seiner aufrechten, ehrlichen Männlichkeit etwas verloren zu haben. Er wiederum stellte bei sich fest, was für eine sichere, gewandte junge Dame aus dem kleinen nachlässigen Mädel geworden war, das sich nicht zu kleiden wußte und die Haare so bieder über die Stirn zurückstrich.

Sie setzten sich einander gegenüber, er vor seinen Tisch, sie daneben, und sprachen von dem, was am nächsten lag — von Trudes Reise, ihrem Aufenthalt in England.

»Aber auf dem Sternguderberg ist es trotz alledem auch wieder schön!« schloß sie mit einem sich selbst ermunternden Aufruf.

»Und ich denke, wir werden auch wieder die früheren guten Kameraden sein,« erwiderte er heiter und aufrichtig. Er erinnerte sie an das gemeinsame Botanisieren und Herumstreifen, an manches kleine alltägliche Erlebnis, das wieder vor ihm auflebte, und von dem sie gar nicht geglaubt hätte, daß es ihm im Gedächtnis geblieben wäre.

Trude nickte, zum Zeichen, daß auch sie nichts davon vergessen hatte. Sie hatte sich vorgenommen, auch von sich aus unbefangen von dem Vergangenen zu plaudern. Sie wußte ja, daß er nie etwas von dem geahnt hatte, was damals in ihr vorgegangen war. Noch gestern, als sie mit einiger Scheu an die erste Wiederbegegnung dachte, war es ihr übermütig durch den Sinn gefahren, daß sie ihm lachend jene Jugendecke gestehen wollte, um von vornherein ein offenes, nettes Verhältnis wiederherzustellen, das alle Mißverständnisse ausschloß.

Aber nun erging es ihr eigen: die Harmlosigkeit, mit der er das Vergangene berührte, wollte sie verwirrt machen, statt sie anzusteden. Sie fühlte, wie sie — bumm genug! sagte sie sich — errötete und dem treuherzigen Blick, der unter der starken Stirn vorleuchtete, auswich.

Anzufrieden mit sich, lenkte sie das Gespräch ab und kam auf ihren Vater zu sprechen. »Schlimm, recht schlimm hab' ich ihn getroffen!« meinte sie ernsthaft.

»Vielleicht gelingt es Ihnen, ihn wieder etwas freier zu machen!« wollte Wienhold, freilich nicht eben in sehr überzeugendem Ton, sie ermutigen.

Trude schüttelte den Kopf. »Ich will's versuchen. Natürlich verlasse ich ihn nicht mehr. Aber vormachen dürfen wir uns nichts!« Sie hatte jetzt ganz ihre kluge, tapfere Art wiedergefunden und sah ihn offen an. »So, wie er ist, kann er hier nichts mehr leisten. Als altes Astronomemädel weiß ich genau, daß das auf die Dauer nicht geht. Wenn es nicht besser kommt, muß er seinen Abschied nehmen!« Ihre Stimme zitterte unwillkürlich, während sie diese lang gefürchtete Möglichkeit so rückhaltlos aussprach.

»Bis dahin hat's hoffentlich noch gute Wege,« tröstete Wienhold. Er verstand, was sie nicht sagte: daß sie zu reblich und vornehm dachte, um mit anzusehen, wie er tatsächlich die Leitung der Sternwarte und ihre Verantwortung zu tragen hatte, während ihr Vater nur noch dem Namen nach regierte.

Ehe er Worte fand, ihr solche Bedenlichkeiten auszureden, stand Trude auf. Sie verabschiedete sich für diesmal mit einem kurzen, freundlichen »Auf Wiedersehen!« —

So vorteilhaft die Veränderung Trudes Wienhold aufgefallen war — länger als ihr Besuch auf seiner Kanzlei wirkte in ihm das Thema nach, das sie zuletzt angeschlagen, das er abgewehrt hatte.

Auch er war sich ja im Grunde darüber klar, daß Professor Warmuts Abgang im Interesse der Sternwarte, in zweiter Linie auch in seinem eignen über kurz oder lang unvermeidlich sei — nicht weil er annehmen durfte, als Nachfolger in Betracht zu kommen, sondern weil die Zwitterstellung, die er jetzt einnahm, weder seinen Forschungen zugute kam, noch seinem unabweislichen Bedürfnis nach klaren Verhältnissen Rechnung trug.

Wenn er trotzdem diesen Gedanken bisher immer wieder von sich geschoben hatte, so war daran, neben dem Bedauern für den alten Herrn und für Trude, vornehmlich der Umstand schuld, daß eine andre, ihm wichtigere Entscheidung — die, die Gitta über ihre Liebe zu ihm fällte — noch immer im ungewissen lag.

Der glückliche Weihnachtsabend, den sie ihm aus freien Stücken beschert hatte, hatte

ihn mit so viel mutiger Zuversicht erfüllt. Er hatte nicht gezweifelt, daß ihrem »Noch nicht!« bald das erlösende Ja folgen müsse, das ihr und sein Los entschied. Doch es verging Tag um Tag, ohne daß Gitta auf diese so nahe geglaubte Antwort zurückkam. Ja, mitunter wollte ihn das Gefühl beschleichen, als wäre sie ihm seit jenem Abend ferner gerückt, wäre zurückhaltender gegen ihn geworden.

Gewiß hatte er kein Recht, früher als sie versprochen ihren Bescheid zu erwarten. Aber auch er sah den Zeitpunkt herankommen, wo die Dinge auf der Sternwarte spruchreif wurden und man ihm die Nachfolge Warmuts antrug.

Er hatte gerade unlängst erfahren, daß er ohne sein Hinzutun auf der Berufsungsliste für das Ordinariat einer kleineren Universität stand. Von sich aus hätte er wohl unbedingt die Leitung auf dem Sternwarterberg vorgezogen. Nicht nur daß er hier mit den Verhältnissen vertraut war: er getraute sich auch, einen neueren, größeren Zug hineinzubringen, das Institut auszubauen und zeitgemäßen Forderungen anzupassen. Höchstens der Ruf an eine der großen Sternwarten hätte ihn ernstlich schwanken lassen.

War aber auch für Gitta mit ihren mancherlei Interessen, mit ihrer im Grunde doch nicht auf die Einsamkeit eingestellten Natur das Hierbleiben die rechte Wahl?

Sein Beruf, wohin er sich immer versetzt dachte, wies ihn freilich überall in ein abgeschlossenes Dasein, in dem zwei Menschen sich schon miteinander, mit ihrer Liebe zufriedengeben mußten — abgesehen davon, daß er selber ja nicht für Geselligkeit, für ein Leben großen Stils geschaffen war. Gleichwohl — etwas mehr, als hier möglich war, glaubte er doch einer Frau wie Gitta bieten zu müssen. War nicht zu reden davon, daß die Stadt, die ja schließlich auch da oben erreichbar blieb, gerade Gitta nicht nur nicht anregen, sondern dauernd schreden würde — um all der traurigen Erinnerungen, all der Menschen willen, die sie für immer zu meiden wünschen mußte.

Tausend praktische Fragen hingen so an der einen, der wichtigsten, die Wienhold über alle andern ging. Er mußte doch versuchen, sich wenigstens über diese Fragen des äußeren Lebens einige Klarheit zu verschaffen, Gittas Meinung zu hören. Nur war er so



Max Svabinský: Ramelien

gar kein Diplomat, verstand sich gar nicht darauf, zu »lavieren« und zu »sondieren«, und so kam es, daß auch er ganz gegen seine Gewohnheit schob und schob — von einem Mal zum andern.

— — — — —
Zwischen den Winter und den Frühling legen sich viele graue Tage voll naßgrauen Dunstes, voll trüben, schmutzigen Mißwetters — graue Tage, die alle Freude und Hoffnung niederdrücken und den Sonnenschein und die ersten Blüten am Schlehenhag und den schüchternen Lerchenruf über junggrüner Saat unter die Märchen weisen.

Auch Gitta litt unter den grauen Tagen. Und sie litt mehr denn je. Ihre Ehe mit Robert Hermenich war geschieden. Hinter einen kurzen, überseligen Mädchentraum, hinter Jahre des Mißverstehens, der Halbheit, des offen ausbrechenden Zwistes war das Schlußzeichen gesetzt, das ihre und seine Wege für immer trennte.

Nur wenige Tage später erfüllte sich Hermenichs sehnlichster Wunsch: als Kompromißkandidat der bürgerlichen Parteien ging er mit einer knappen Mehrheit siegreich durchs Ziel und konnte als Reichstagsabgeordneter die große politische Laufbahn antreten, zu der ihn sein rosigter Optimismus und die Biegsamkeit seines Charakters befähigten.

Gitta mißgönnte ihm seinen Triumph nicht. Eine Episode, die ihn vielleicht noch mitunter gefühlvoll aufseufzen ließ, würde die Ehe mit ihr hinter ihm entschwinden. Sein Ehrgeiz hatte vor sich die freie Bahn. Aber sie — würde auch sie das Gelebte wie ein Zwischenspiel hinter sich lassen können? Mehr an Kraft und Jugend, viel mehr als er hatte sie auf der Strede gelassen! Blieb ihr genug, um einen neuen Anfang zu machen, der das Alte vergessen und überwunden sein ließ? Ihre Seele war gewachsen und im Leib gereift. Sie hatte die Täuschung abgeworfen und die Wirklichkeit begriffen. Aber den Entschluß wollten die grauen, schleichenden Tage nicht bringen. Und doch tat er bitter not.

Was sollte aus ihrem Leben werden? Sie konnte nicht in der Dorfstube in Östherdingen müßig sitzen. Für ihren Unterhalt sorgte, wie das von ihm nicht anders zu erwarten war, Hermenich ausgiebig genug, so daß sie hätte die Hände in den Schoß legen können. Aber ihr Stolz, ihr Selbstgefühl verlangten

von ihr, sich je eher, je lieber von seiner Hilfe unabhängig zu machen. Als Gesellschafterin, als Reisebegleiterin, in irgendeiner Stellung, die ihren Fähigkeiten entsprach, mußte sie Tätigkeit und Auskommen suchen, wenn — ja wenn sie sich nicht dafür entschied, auf Wienholz zu hören.

Gitta wußte wohl, wie schwer ihm die Geduldsprobe wurde, die sie ihm auferlegte. Auch die praktischen Gedanken, die er sich um die Zukunft machte, hatte sie längst erraten.

Das zeigte sich, als Wienholz endlich mit der Andeutung herausrückte, Warmut werde über kurz oder lang sein Abschiedsgesuch einreichen müssen. Sie selber bestand darauf, daß er ihr seine Pläne mitteilte, und ruhte nicht, bis er auch seine Bedenken aussprach: daß ihr die Einsamkeit broben auf dem Sternguderberg, wenn sie die Seine werden sollte, zu groß werden möchte; zu abgeschlossen das Leben, das er ihr dort bieten könnte, zu nahe an traurige Erinnerungen geknüpft — und was seine Liebe sonst noch erwog. Von alledem wollte sie indessen nichts hören: sie verlangte von ihm, daß er in jedem Fall, ohne Rücksicht auf sie, tun müsse, was für ihn das Beste sei; nie und nimmer dürfe er um ihrewillen die Nachfolge Warmuts auslagern.

Nah, viel näher als Wienholz ahnte, rührte er mit den Bedenken, die er vorgebracht hatte, an das eigentliche Geheimnis der grauen, schleichenden Tage, die in Gitta keinen endgültigen Entschluß zeitigten — nicht einmal jetzt, da die äußeren Umstände ihn gebieterisch forderten.

Sie gestand ihm nicht, wie es um ihr Herz beschaffen war. Am liebsten hätte sie es auch vor sich selber verborgen. Aber seit dem wunderbaren Weihnachtsabend, wo sie trotz allen strengen Vorsätzen zu ihm geflohen war, wo er ihr sein innerstes Denken und Fühlen aufgedeckt und hingegeben hatte, wo sie mit ihm durch die Winternacht heimging und ihn mit ihrem »Noch nicht!« von sich drängte — seither wußte sie es: sie liebte ihn. Sooft er nachher kam, um so gewisser wurde es ihr, daß sein einfaches, festes klares Wesen sie erobert hatte und immer inniger fesselte. Aber mit dieser Gewißheit wurde eine andre in ihr wach: die Liebe, die in ihr heranwuchs, war doch nicht dieselbe, auf die sie ihn verträufelt hatte; die

als ein stilles Sehnen kam und ihre Seele langsam und friedvoll der seinen zuneigte. So konnte sie nicht lieben! Ihr Herz, so grimmig enttäuscht, so schmerzvoll geschlagen, hätte für immer verdorrt sein können. Aber nun es unter der Asche zu glimmen anhub und sich dies Herz wieder, doch wieder entzündete, war es nicht zu dem sanften stillen Leuchten, von dem sie geträumt hatte. Ihre neue Liebe war oder wurde eine neue Leidenschaft. Zweimal war sie enttäuscht worden. Ein falscher Schein hatte sie in die Irre geführt. Jetzt war es die Wirklichkeit, das Land der leibhaftigen Schönheit, das vor ihr lag. Wenn sie hineinschritt: niemand durfte es mit ihr teilen wollen, außer ihm. Niemand — auch seine Wissenschaft, auch die Sterne nicht. Sie würde den Mann, den sie liebte, ganz und ausschließlich brauchen. Ihr und nur ihr mußte er zuerst gehören. Spürte sie nicht schon jetzt etwas wie Eifersucht, wenn er sie einmal länger als sonst warten ließ oder mit zuviel Begeisterung von seinen Sternen sprach? ...

Sie zweifelte nicht an Wienholts Liebe zu ihr. Ob — sie zweifelte auch nicht, daß sie Gewalt genug gewinnen könne, um ihn über sich hinauszureißen, daß er ihr opfere, was er zu opfern hatte; wohl auch seinen Beruf, seine Liebe zum bestirnten Himmel und dessen ewigen Gesetzen. Konnte sie denn aber verantworten, was sie tat, wenn sie Leidenschaft, den Widerschein der andern, in diese große, ehrliche Seele warf? Das war ja gar nicht das Glück, das er brauchte! Sie mit ihrer Leidenschaftlichkeit paßte nicht für ihn! Nicht er durfte sich ändern, sie hätte sich ändern müssen!

Sollte sie verzichten? Sie hatte nie verzichten gelernt, und jetzt noch sträubte sich ihr heißes, glückforderndes Herz dagegen. Warum sollte sie, nur gerade sie für immer ausgeschlossen sein von der Liebe, die gleich Gott nicht im Feuer und nicht im Sturm, sondern im stillen, sanften Säuseln war? Ihr graute vor dem Leben, das vor ihr lag, wenn sie diese letzte Hoffnung begrub. Eine Einöde würde es sein, eine Wüste — trostlos, liebeleer. Entsetzt schwankte sie davor zurück und klammerte sich an jeden Strohhalme, der ihr diese letzte Hoffnung ließ.

Das waren die Zweifel und Sorgen, die mit den grauen, schleichenden Tagen neben Gitta herkamen und ihre Entschlußkraft

lähmten. An den hellen Wintertagen vor Weihnachten hatte sie Abend für Abend von der Höhe der Steige über die Ebene hingespäht, in die Wolken hinein, nach der sinkenden Sonne, als käme von dort vor der Nacht eine Antwort auf das Rufen und Ringen ihrer Seele — ein Wunder, ein Wink, eine Erleuchtung. Nun die Sonne tagaus, tagein hinter den Wolken blieb, vom Morgen bis zum Abend — wer sollte ihr noch einen Weg weisen und die Kraft spenden, den rechten Weg, der doch nur einer sein konnte, zu gehen?

Wienholz hatte Gitta schon lange den Besuch von Trude Warmut angekündigt.

Trude hatte es sich auch vorgenommen, sobald es nur ging, nach Gößerbdingen hinüberzuwandern. Aber es kam so vielerlei dazwischen, daß Wochen vergingen, und sie hatte ihre Absicht noch nicht wahrgemacht.

Da war zuerst der Abzug Tante Almas vom Sternguderberg, der mit seinem Packen und Umräumen und Abschiednehmen die Zeit in Anspruch nahm. Nachher war es die Pflege des immer wieder kränkenden alten Herrn, das anhaltende schlechte Wetter, das den Plan hinauschieben ließ. Als aber Trude schließlich dahinterkam, daß das am Ende doch nur schlechte Ausflüchte wären und sie vielleicht gar aus ganz andern Gründen zauderte, die sie sich nicht ganz eingestand, schämte sie sich. War das auch vernünftig, daß sie sich von dunklen, unbehaglichen Gefühlen leiten ließ, als wäre ihr die vertraute Freundschaft zwischen Gitta und Wienholz irgendwie nicht nach ihrem Herzen und würde ihr das Wiedersehen erschweren? Sollte Gitta vielleicht denken, sie, Trude, hätte vergessen, wieviel Dank sie ihr schuldet, oder wäre womöglich kleinlich genug, die hilfreiche Freundin von einst in dem, was sie betroffen, nicht zu verstehen? Dahin durfte es nicht kommen! Sie beschloß, am nächsten halbwegs freundlichen Tage sich nach Gößerbdingen auf den Weg zu machen.

Wäre Gitta nicht so nachhaltig mit ihren eignen Kummernissen beschäftigt gewesen, sie hätte sich wohl in der Tat gewundert, daß Trude noch nicht zu ihr herausgekommen war. So hatte sie deren Rückkehr fast vergessen, und als sie Trude eines Nachmittags bei sich eintreten sah — es war am ersten Märztag, an dem die Frühjahrs-sonne die

grauen Wolken durchbrach —, da erging es ihr wie Wienholz: sie erkannte in der hübsch gekleideten jungen Dame auf der Schwelle das unbeholzene, verkümmerte Mädel nicht wieder, das sie von Vater Warmut mit List losgelämpft hatte.

Aber auch Trube hatte Mühe, sich mit Gitta gleich zurechtzufinden: die anderthalb Jahre, in denen sie sich nicht gesehen hatten, waren an dem schönen, beweglichen Gesicht nicht spurlos vorübergegangen, sondern hatten ihm einen düsteren, ja, ihr schien es, starren Ernst aufgeprägt, der die dunklen Augen verschleierte und die Winkel des ausdrucksvollen Mundes vertiefte.

Doch als sie erst nach einem herzlichen Händedruck auf dem blumigen Kattunsofa beisammensaßen, kam die Unterhaltung in freieren Fluß. Trube hatte viel zu erzählen: von Madame Joinville in Genf und ihrer Lehrzeit dort, von glücklichen freien Monaten in England.

Gitta warf allerlei Fragen dazwischen oder hörte teilnehmend zu. Bisweilen freilich schweiften ihre Gedanken ab. Merkwürdig doch — das war also dieselbe Trube, die ihr in der Platanenstraße ihre Schwärmerie für Wienholz gebeichtet hatte! Dieselbe, die auf der Sternwarte droben so baddischhaft-unartig davongestürmt war, sie und Wienholz verbuht beieinander zurücklassend! Und nun war sie es, sie, Gitta, die den Mann liebte, um dessentwillen Trube es nicht mehr daheim ausgehalten hatte! War es nicht fast unehrlich, wenn sie ihr verbarg, was zwischen ihr und Wienholz schwebte?

»Und wie geht's Onkel Warmut?« fragte sie, als Trube im Erzählen innehielt. »Verzeih, daß ich mich nicht früher nach ihm erkundigte!«

Trubes frisches, offenes Gesicht beschattete sich. »Danke. Leider nicht besser!« sagte sie betrübt. »Ich mache mir schon beinahe Vorwürfe, daß ich ihn so lange im Stich gelassen habe, wenn er auch bei Tante Alma gut aufgehoben war. Es steht für mich jetzt fest, daß er seinen Abschied nehmen muß. Nur weiß ich noch nicht, wie ich's ihm beibringen soll. Ich habe mir sogar schon eine kleine Wohnung in Etweiler angesehen, wo ich mit ihm hinziehen möchte, nicht weit vom Wald, damit ich ihn manchmal spazierenführen kann.« Mutig berichtete sie drauf-

los, aber es war ihr doch anzumerken, daß sie ihren Kummer mit hinunterschludte.

»Wienholz sagte mir davon, daß es vielleicht so kommen müßte,« erwiderte Gitta. Es wurde ihr nicht leicht, seinen Namen zuerst zu nennen. Aber es mußte ja doch einmal sein. Und möglichst unbefangen setzte sie hinzu: »Du weißt ja, daß er und ich gute Freunde geworden sind — nicht? Er hat in meiner schwersten Zeit viel für mich getan.« Sie strich halb abgewandt, zerstreut über die Sofalehne, und eine leichte Unsicherheit klang in ihren Worten mit.

Trube nickte. Sie wollte sagen, daß sie sich darüber freue, aber die Rehle war ihr wie zugeschnürt.

»Ich kann mir denken, daß dir die Trennung vom Sternguderberg nicht leicht werden würde,« fuhr Gitta lebhafter fort. »Du hast doch deine ganze Jugend droben zugebracht und bist ein rechtes Sternwartenkind!«

»Das schon!« gab Trube zurück. Sie ärgerte sich über ihre plötzliche Einsilbigkeit. Wie unnatürlich das von ihr war, statt daß sie frisch von der Leber weg von allem sprach! »Ein bißchen wehe tut's natürlich,« beteuerte sie. »Aber was will man machen? Wenn ich denke, was ich dort umhergestrolcht bin!« Sie lächelte; sie gewann tapfer ihre lebensstüchtige Fröhlichkeit wieder, die sie sich draußen in der Fremde geholt hatte, und frischte allerhand kleine Erlebnisse auf, Kindheitserinnerungen, Streiche aus ihrer Schulzeit, Mädelsorgen, die ihr die väterliche Absonderlichkeit geschaffen hatten. Von da aus kam sie ganz natürlich auf Wienholz zu sprechen. Sie war fest entschlossen, jetzt von sich aus frank und frei ihre Liebelei von damals zu berühren, damit Gitta sich keine falschen Vorstellungen von ihr mache und jede Unfreiheit zwischen ihnen schwinde. Sie suchte nur die passende Überleitung. »Wienholz wird übrigens sicher Papas Nachfolger werden,« meinte sie überzeugt. »Er verdient es auch; denn tatsächlich leitet er ja schon jetzt den ganzen Betrieb.«

Diesmal war es Gitta, die nur nickte. Sie ließ die Augen mit einer plötzlichen, eigentümlichen, bangen Neugier auf Trube ruhen, und diese errötete wider ihren Willen.

»Du wirst doch nicht denken, daß ich noch immer...?« stotterte sie verlegen und lachte gezwungen auf. »Aber da wär' ich ja ganz

umsonst fortgewesen! Nein, nein!« Sie versicherte hastig, aber gar nicht so überlegen und im Vorbeigehen, wie sie sich's vorgenommen hatte, daß nichts, aber auch gar nichts von dieser Badfischschwärmerei in ihr übriggeblieben sei. »Ich bin furchtbar streng und sittsam in England geworden!« versuchte sie zu scherzen. »Und ich bin nur froh, daß Wienhold nach wie vor keine Ahnung hat, daß ich einmal richtig in ihn ‚verschossen‘ war.«

»Na — dann ist's ja gut!« meinte Gitta mit einer Bewegung, als schüttelte sie irgend etwas von sich ab, und wünschte Trude zu beruhigen.

In Wahrheit trafen diese über Gebühr eifrigen Beteuerungen wie ebenso viele Stiche ihr Herz. Sie zweifelte nicht, daß es Trude ernst war damit. Und doch glaubte sie ihr nicht. Die Badfischschwärmerei mochte zu Ende sein, aber gleichgültig war ihr Wienhold nicht. Wenn das junge Mädchen sich einstweilen selber noch darüber täuschte — Gitta war wie mit einem jähen, schmerzhaften Schlag von der Gewißheit durchdrungen, daß Trudes Neigung noch immer Wienhold gehörte. Ja, daß — nun sie ihn wiedergesehen — diese Neigung erst recht Wurzel geschlagen habe.

Eine unsagbare Bestürzung überkam ihre Seele, und ein Widerstreit von Gefühlen entbrannte in ihr, daß sie Mühe hatte, gefaßt zu bleiben, die Unterhaltung fortzusetzen, sie in andre, entlegenere Bahnen zu lenken.

Trude war im Begriff, aufzubrechen.

Sie standen beide mitten im Zimmer, als von draußen an die Fensterscheiben geklopft wurde.

Es war Wienhold, der im Vorgarten stand und grüßend hereinschaute. Er war überrascht, einen Besucher bei Gitta zu sehen. Sowie er Trude erkannte, schwenkte er den Hut vergnügt noch einmal und war gleich darauf in der Stube. »Wenn ich ungelegen komme, bitte ich, mir ohne Komplimente die Tür zu weisen!« Er schüttelte den beiden zugleich die Hand und neckte Trude, daß sie nun mit einem Male so hinterlistig nach Götterdingen gewandert sei, ohne ihm ein Sterbenswörtchen zu sagen. »Ich sehe daraus, daß man mich in Zukunft als Dritten im Bunde höchst überflüssig finden wird, nicht wahr?« wandte er sich aufgeräumt an Gitta.

»Wer weiß!« gab sie mit einem mehr wehmütigen als heiteren Lächeln zurück.

Er wurde ernster.

Auf Gittas Zuspruch ließ sich Trude bewegen, noch eine Viertelstunde zuzugeben.

Sie setzten sich zu dreien an den Tisch. Wienhold und Trude bemühten sich abwechselnd, ein Gespräch in Gang zu bringen, aber die rechte Harmlosigkeit wollte sich nicht einstellen. Gitta wurde, obwohl sie dagegen ankämpfte, immer einsilbiger. Sie fühlte, daß ihre Beherrschung nicht ausreichte. Weder Wienhold noch Trude konnten, so wie sie, die Unnatur, die innere Unaufrichtigkeit empfinden, die nach ihrer jüngsten Erfahrung in diesem Zusammensein zu dreien war. Sie hätte aufspringen, fortstürzen mögen. Doch das durfte sie nicht, und keiner hätte sie verstanden — so wenig, wie sie selber sich ganz begriff, sich und die Wandlung, die sich unaufhaltsam in ihr ankündigte und vorbereitete.

Als ihr beklommenes Schweigen auch ihre Gäste anzusteden begann, entschuldigte sie sich: sie habe Kopfschmerz bekommen, und wenn die beiden nichts dawider hätten, möchte sie sie ein Stück Weges nach dem Sternguderberg begleiten.

Natürlich waren Trude und Wienhold sofort einverstanden.

Es hatte auch schon zu dämmern begonnen, und Trude meinte, für sie wäre es so wie so höchste Zeit zum Heimweg.

Zu dreien gingen sie vom Haus die Steige hinauf.

Wienhold hätte gern noch ein Wort mit Gitta unter vier Augen gesprochen. Er war enttäuscht, daß er nicht mit ihr zurückbleiben, den Abend verbringen konnte, wie er gehofft hatte, als er herübergewandert kam.

Doch Gitta schien jedes, auch das unaufälligste Einverständnis mit ihm vermeiden zu wollen. Und da auch Trude zurückhaltender als vorher ihren eignen Gedanken nachhing, ließ sich der Spaziergang nicht viel gemüthlicher an als die letzte Viertelstunde in der Stube.

Auf der Höhe der Steige, wo der Felsweg abzweigte, machte Gitta halt und verabschiedete sich. Ein Wort des Dankes für Trude, einen Händedruck für Wienhold — und sie ließ sie ziehen.

Als sich die beiden nach einigen Schritten noch einmal umwandten, um ihr zuzuwinken, war sie schon verschwunden. Sie schien be-

reits den Rückweg über die Steige wieder angetreten zu haben.

Gitta war auch in Wahrheit ein Stück bergunter gegangen. Doch sie kehrte um, sie stand, als sie Trude und Wienhold weit genug wußte, auf derselben Stelle, wo sie sie verlassen hatte, der Stelle, wo sie an so manchem Abend in die Ebene hinaus und zur untergehenden Sonne hinübergeschaut hatte. Heute — seit langer Zeit wieder zum erstenmal — schwammen die Wolken in flüssigem Gold, und flüssiges Gold troff über die Ebene mit ihren Pappeln, ihren Balbsäumen, ihren fernen Dörfern. Zwischen dem flammenden Himmel und der entschlummernden Erde wob es und raunte auf Schwingen des Abendwindes — wie eine Zwiesprache, ein beglückendes Verstehen, ein Versprechen des Frühlings.

Gittas Auge glitt seitwärts, den Feldweg entlang, in dessen nassen Furchen es vom Widerschein der sinkenden Sonne aufsprühte. Aus einer fernen Senkung tauchten zwei Gestalten auf und wuchsen gegen die Dämmerung: Trude und Wienhold, die dem dunkelnden Sternwartenhügel zuschritten. Gitta schaute und schaute. Vor ihr stieg es auf wie eine Vision. Diese beiden zogen miteinander hinaus in das Land der Wirklichkeit. Und sie blieb zurück. Sie mußte zurückbleiben! Wie gut sie doch miteinander Schritt hielten, er so fest und gerade, den Blick zu den Sternen gehoben, die die Wegrichtung gaben; sie so tapfer und helläugig, beiseiteschiebend, ordnend, was ihn auf diesem seinem Wege hemmen und halten konnte!

Die Erleuchtung, auf die Gitta an so manchem Winterabend hier oben geharrt hatte, das eindämmernde Dorf unter sich, Ebene und Wolken und verglühenden Sonnenbrand vor sich — war sie nicht da, in dem Bild der Hinschreitenden? Und das Geheimnis der grauen, schleichenden Tage — löste es sich nicht im flüssigen Gold der ersten Frühlingsverheißung?

Während sie sich mit übersichtigen Augen an ihrer Vision festlog, rief es aus der Tiefe ihrer Seele, laut und immer lauter: Du darfst nicht die Seine werden! Du kannst und kannst ihm nicht die Liebe geben, die er braucht, um bei den Sternen zu bleiben und zugleich ungestört seine Straße zu ziehen! Deine Leidenschaft würde ihn seitab zerren! Du würdest stürmen wollen, und er muß

schreiten. Bleibe zurück! Tritt beiseite! Deine Liebe ist nicht geschaffen, um ihm über ein stilles, tätiges Mannesleben hinzuleuchten. Sie ist Blut, nicht Leuchte! Laß sie sich selber verzehren, ehe sie dich und ihn verzehrt! Opfere sie — das Wunder ist da, auf das du gewartet hast! Sei stark, versteh es und opfere!

Aber in dies gebietende Rufen mischte sich der Schmerz und schrie dagegen: Wer sagt, daß sein Glück nicht bei mir ist? Er liebt mich. Unwahrheit und Schwäche sind es, die mich um meine letzte Hoffnung bringen wollen!

Sie kauerte sich auf einen der alten Feldsteine, die die Steige säumten, und vergrub ihr Gesicht in den Händen. Als sie wieder aufschah, dunkelte es ringsum.

Eine laue, aufrührerische Märznacht stieg von den Bergen und umhüllte die Ebene, umschmeichelte Gitta, ihre Wangen, ihre Schläfen, streichelte das schwere schwarze Haar. Sie richtete sich auf. Ein wilder, verächtlicher Trotz bäumte sich in ihr auf. Im Westen über der Ebene zuckte noch ein Lichtstrahl. Was an Lust des Lebens, an heißem Glücksverlangen noch in ihr war, wogte und stürmte. Wie sie war, wollte sie hinüber nach dem Sternguderberg, zu Wienhold — wollte ihm die Antwort bringen, die er ersehnte.

Schon lief sie den Feldweg entlang, den die beiden vor ihr gegangen waren. Sie flog mehr, als sie lief — Welle auf, Welle ab. Sie kreuzte die Straße und leuchte weiter. Der schwarze Tannenwald, der Sternguderberg wuchs ihr entgegen. Der Zaun, der ihn umbegte, sprang vor ihr auf.

Auf einmal stutzte sie, hielt jäb an. Es überlief sie fröstelnd. Aller Mut entfiel ihr. So durfte sie nicht vor Wienhold treten. Sie mußte sich sammeln, ruhiger werden.

Die Nacht umher, der feuchte, herbe Duft des Waldes schredten sie. Ein dumpfes, murrendes Rauschen kam von den Tannen her. Die Blätter im Gesträuch, die jungen Palmspitzen im Feld erzitterten. Graues Gewölk überflatterte den Himmel.

Gitta lief und stolperte den Weg zurück, den sie gekommen war. Die Scham brannte in ihr. Ihre Hüfte schmerzte sie, und in ihrer Brust fühlte sie Stiche. Sie meinte, ihre Kräfte müßten erliegen über dem weiten Weg, den sie in unsinniger Eile durchmessen hatte.

Endlich erreichte sie wieder die Steige, glitt wie ein Schatten an den Häusern vorbei in ihr Haus, in ihr Zimmer.

Mutter Höpfner hatte ihr fürsorglich die Lampe angezündet und das Abendbrot bereitgestellt.

Sie war zu abgemattet und legte sich ohne Aufenthalt schlafen.

Noch nur ein erster, leichter Schlummer der Erschöpfung hielt sie wenige Stunden umfassen. Dann wachte sie die ganze Nacht, lag und grübelte. Erst als durch die Vorhänge schon die fahle Morgenbämmerung hereindrang, schlief sie noch einmal ein.

Spät am Vormittag stand sie auf. Es war ihr, als wäre ihre Seele überhaupt nicht mit erwacht, so leer und müde fühlte sie sich.

Draußen hatte das Wetter umgeschlagen. Regentropfen und Schneeflocken wirbelten durcheinander.

Die gleichgültige Erschlaffung wich nicht von ihr, und sie drückte sich herum, ohne Zweck und ohne Ziel. Was sie aufnahm — ein Buch, eine Handarbeit — sie ließ es nach einigen Minuten wieder liegen. Jeder Gedanke, kaum aufgedämmert, kaum angesponnen, brach ab und versank. Sie fürchtete, Wienhold möchte kommen und seinen mißglückten Besuch von gestern nachholen wollen. Doch er blieb aus. Nun durfte sie ihn erst zu übermorgen, zum Sonntag, erwarten. Es bangte ihr vor der Nacht, und sie legte sich spät nieder. Ihr Körper war erschöpft; sie fiel in einen langen traumlosen Schlaf.

Die Sonne schien wieder. Ein frischer Wind trocknete die Pfützen auf der Steige und drüben auf der Dorfstraße.

Wenn Gitta Hermenich es auch nicht wußte — ihre Seele war trotz all der Ermüdung und Erschöpfung nicht müßig gewesen.

Als sie wieder den Mut gewann, zu überdenken, was geschehen war und was geschehen sollte, trat alles mit einer nie gekannten Stille und Klarheit vor sie. Ihr ganzes Leben mit seinem heißen Begehren, seinem Jagen nach Glück, seinen ewigen Enttäuschungen ordnete sich vor ihr. Wie ein kindisches Spiel lag es da — ein Spiel ohne Sinn und Verstand. Sollte es dabei bleiben? Sollte das Ende wie der Anfang sein? Wie verächtlich war sie sich gewesen, als sie die »Geburt der Freude« ausgefaßt hatte, mit zerbrochenem Leib und zerbrochener Seele am Boden lag und nicht sterben sollte!

Sie war zum Leben begnadigt worden, die »Geburt des Schmerzes« hatte für sie begonnen. Mitten in der Reue und Zerknirschung, in der Verzweiflung über sich selbst blühte ihr eine neue Liebe auf — vielleicht die, nach der sie geirrt und gejagt. Noch hatte sie nur in Gedanken das Vergangene abgeküßt. Wenn sie sich daran genügen ließ, blieb sie sich so verächtlich, wie sie sich je gewesen war. Einmal oder nie mußte sie stärker sein als ihr Schicksal, mußte handeln und nicht bloß phantasieren, mußte die »Geburt des Schmerzes« an sich vollenden.

Vielleicht war Überspannung und Maßlosigkeit auch in dem Opfer, das sie sich auferlegen wollte. Ihre Natur konnte nicht anders, als einen großen Irrtum durch eine große Buße begleichen. Und nach all dem Sturm kam es zum erstenmal über sie wie ein Atemschöpfen, ein Stillestehen und Arme breiten, eine Ahnung kommenden Friedens.

Am Nachmittag, als sich Gitta eben zu einem Gang ins Dorf fertigmachte, wo sie einige Kleinigkeiten für ihren Tagesbedarf selber besorgen wollte, brachte ihr Mutter Höpfner eine Visitenkarte ins Zimmer. Der Herr, der sie ihr gegeben, warte draußen und fragte, ob er eintreten dürfe.

Gitta wußte nicht recht, was sie daraus machen sollte. Sie war nicht sonderlich aufgelegt, irgend jemand zu empfangen, und sah mißtrauisch auf den Namen. »Max Adolf Conrabi« las sie. Das sagte ihr nichts. Aber in der rechten Ecke stand in kleineren Buchstaben ein überseeischer Ort, eine Station in Deutsch-Südwestafrika. Diese Adresse war ihr bekannt — natürlich: ihr Bruder Richard fiel ihr plötzlich ein. Und Conrabi — so hatte sein Regimentskommandeur geheissen — und dessen Bruder ...

Sie nahm mechanisch ihren Hut wieder ab und bat Mutter Höpfner, den Fremden eintreten zu lassen.

Ein paar Augenblicke später stand ein großgewachsener, breitschultriger Herr vor ihr, das gebräunte ernste Gesicht umrahmt von graugesprenkeltem rauhem Haupt- und Barthaar. Mit wenigen ungezierten Worten stellte er sich als Besitzer der Farm vor, auf der Richard Rottmann gearbeitet hatte und bei einem feindlichen Überfall geblieben war. Besondere Umstände hatten ihn nach Deutschland geführt, und er hatte es für seine

Pflicht gehalten, die Schwester seines treuen Mitarbeiters zu ermitteln, aufzusuchen, ihr die Hand zu drücken.

So wenig Gitta, zumal jetzt, auf einen solchen Besuch gefaßt war — die freundliche Absicht rührte sie. Sie dankte denn auch dem überseeischen Gast und bat ihn, Platz zu nehmen.

In der knappen, anschaulichen Art des Mannes, dem Worte weniger bedeuten als Taten, erzählte der Afrikaner von Richard, von der Tüchtigkeit, mit der er sich drüben eingelebt hatte, von den näheren Umständen, unter denen er gefallen war.

Gitta war seltsam ergriffen. Der kurze, sachliche Bericht wirkte stärker auf sie, als sie sagen konnte.

Herr Conrabi trug ihrer begreiflichen Bewegung Rechnung. Er hatte in der Tat nur einen Händedruck mit ihr tauschen wollen und nahm wieder Abschied — freundlich und schnell, wie er gekommen war.

Erst als Gitta in teilnehmender Höflichkeit sich nach Zweck und Ziel seiner Reise erkundigte, sprach er flüchtig von sich: er hatte kurz nach Richards Tod seine Frau verloren. Als guter Fünfsziger, der er war, dachte er nicht daran, sich wieder zu verheiraten. Aber für drei halbwüchsige Kinder — Mädchen — war er auf der Suche nach einer Erzieherin. Neben anderm, was er beruflich in Deutschland zu erledigen hatte, war dies seine Haupt Sorge. Mit Hilfe seines Bruders, des Obersten, den er zunächst aufzusuchen dachte, hoffte er eine passende Person zu finden.

Gitta, die ihn nicht aufhalten wollte und vom unerwartet lebendig gewordenen Andenken an ihren Bruder zu erfüllt war, um recht zuzuhören, wünschte ihm guten Erfolg und ließ ihn ziehen.

Wie einen Gruß aus weiter, weiter Ferne, von den Toten zu den Lebendigen, empfand sie diese Botschaft von dem geliebten Bruder, um den sie noch immer, von des eignen Daseins Ansprüchen und Nöten verfolgt, viel zu wenig getrauert zu haben meinte. Den ganzen Abend tönte das Gehörte in ihr nach und mischte sich in die Sehnsucht der Entsagung und des Friedens, die seit dem Morgen in ihr aufgeklungen war.

Schon früh am Sonntagmorgen machte sich Wienhold von der Sternwarte auf den Weg. Er war ungeduldig, Gitta wieder-

zusehen, die er länger als sonst hatte entbehren müssen. Unterwegs fiel ihm ein, es möchte doch noch nicht ganz die rechte Stunde sein, um in Götzdingen vorzusprechen. Er bog noch einmal ab, lief aufs Geratewohl in die taufriische Landschaft hinein, über die die ersten Kirchenglocken hinspielten, vergaß sich fast über der Entdeckung eines ihm noch unbekannten Feldwegs und steuerte schließlich, in Gefahr, mit dem Flurschützen in Konflikt zu geraten, querselbein auf das Dorf zu. Er fand Gitta nicht vor, nicht hinter dem Hause. Auch als er an ihre Zimmertür klopfte, kam keine Antwort. Eins der Kinder, das er beim Armel erwischte, gab ihm Bescheid: die Großmutter und Gitta seien zusammen in der Kirche. Und Vater Höpfner, der jetzt, die Pfeife im Mund, auch herbeischlurfte, bestätigte die Nachricht. Nach einem Gespräch mit dem Alten über das Wetter und andre landläufige Gegenstände, wobei es sehr gründlich zging, schlenderte Wienhold auf der Steige. In den Vorgärten fingen die blauen und gelben Krokusse jaghaft zu blühen an, die Spazierer lärmten auf den Obstbäumen zwischen den schwellenden Blattknospen, und über den Höhen krochen durchsichtige silberne Wolken herauf.

Wienhold hatte Zeit, diese und andre Beobachtungen anzustellen, bis endlich im Turm die Glode gezogen wurde und eine geraume Weile nachher die Kirchgänger auf der Straße und auf der Steige zum Vorschein kamen.

Unter den Letzten sah er Gitta die Steige herunterkommen, allein, denn Mutter Höpfner war noch durch eine Base aufgehalten worden. Sie ging langsam. Größer und stattlicher noch als sonst schien sie ihm in ihrem schwarzen Kleide. Den Kopf trug sie leicht gesenkt. Ein gehaltener, feierlicher Ernst war in ihren Bewegungen, in dem Blick, mit dem sie ihn fernher erspähte und begrüßte.

Als sie näher kam, hellte sich ihr Gesicht auf, und sie hieß ihn freundlich willkommen.

»Erschreden Sie nicht, daß ich wieder einmal schon am Vormittag herübersehe!« meinte er. »Aber ich habe etwas gut vom vorigen Mal, und vorgestern konnte ich nicht loskommen, weil mein Kollege Jensch Urlaub hatte — wegen eines Trauerfalls.«

»Dafür können Sie heute, wenn Sie wollen, mein Tischgast sein!« lud Gitta ein.

»Vorausgesetzt, daß Mutter Höpfner nichts dagegen hat und Sie mit unsrer Bauernkost vorliebnehmen.«

»Angenommen!« erklärte Wienhold freudig. Nicht nur, daß ihn Gitta zu Tisch lud, auch die Aussicht, bis zum Abend mit ihr zusammenbleiben zu dürfen, beglückte ihn.

Grau Höpfner kam dazu. Sie machte nie Umstände und war gleich einverstanden, daß der Doktor dableiben sollte. »'s gibt halt Rubel'supp, Kotelett und Salat. Satt wird er schon kriegen!« Mit dieser Verheißung lief sie ins nahe Haus, um gleich nach dem Achten zu sehen.

Es fiel Wienhold auf, daß Gitta heute besonders herzlich zu ihm war.

Aber Tisch war sie voll Aufmerksamkeit, zeigte Interesse für alles, was er vorbrachte, und munterte ihn auf, ihr dies und das aus seiner Jugend, seiner Kindheit zu erzählen. Es schien, als könne sie nicht genug von ihm hören, als wolle sie immer noch etwas aus seiner Vergangenheit erraffen, um es dem Bild, das sie von seiner Persönlichkeit hatte, hinzuzufügen. Und dabei hasteten ihre dunklen Augen, bemerkt oder unbemerkt, an seinen Zügen, seiner Gestalt, als gelte es, auch die getreu und lückenlos festzuhalten und einzuprägen.

Nach dem Essen ruhten sie sich aus, er im Lehnstuhl, sie auf dem Sofa unter einer Decke, die sie sich von ihm überbreiten ließ. Wie ein Vorgeschnack künftiger Häuslichkeit war es ihm, als er so da saß, eine Zigarre rauchte und bisweilen nach ihr hinüberschielte. Sie schlief nicht und schloß nur die Augen, wenn die seinigen sie suchten.

Später, als sie Mutter Höpfners Kaffee noch Ehre angetan hatten, schlug Gitta einen Spaziergang vor.

Sie wanderten miteinander aus dem Dorf, im Tal aufwärts bis auf die Höhen und tiefer in die Waldberge hinein. Schauend und schweigend genossen sie den herben, köstlichen Vorfrühling.

Wie bei Tisch, war es Gitta, die kein Ende machen wollte. Immer noch einen Höhenweg hinan, noch in einem Talgrund hinunter wollte sie an seiner Seite wandern, bis er selber auf die kühlere Luft hinwies, die von den Bergen herblies, auf die wachsenden Schatten und die Sonne, die sich Strahl um Strahl davon schlich.

Da traten sie den Heimweg an. Und Gitta, die nun doch eine zunehmende Müdigkeit verspürte, nahm seinen Arm, ließ sich von ihm führen bis fast ins Dorf. Still und stiller war sie geworden, je mehr sie sich dem Haus an der Steige näherten.

Als sie dann unter der Hängelampe am Tisch saßen — Gitta auf ihrem Sofaplatz, er gegenüber im Lehnstuhl, den er auf ihren Wunsch sich herangerückt hatte —, erwartete er, daß sie irgendein Buch oder ihre Laute vornehmen würde. Es war ihm nichts Neues, daß sie von einer Stimmung in eine andre umsprang; aber wie sie jetzt, die Hände im Schoß gefaltet, stumm vor ihm saß und die Augen, unter den dichten hochgezeichneten Brauen vor, mit einem eigentümlichen wehmütigen Ausdruck zu ihm herblitzten, fiel ihm die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, doch auf.

»Ist Ihnen etwas?« fragte er besorgt. »Sie haben sich beim Gehen überanstrengt und sollten sich eine Weile niederlegen.«

Gitta antwortete nicht gleich. Es zuckte auf ihrer feingewölbten, zarten Stirn, wie wenn die Worte, mit denen er das Schweigen brach, sie unsanft aufschreckten. Sie senkte die langen Wimpern. Dann schlug sie die Augen auf und sah fest in die seinigen, so fest, als hätte sie die Festigkeit bei ihm gelernt. »Ich möchte vom Abschied mit Ihnen sprechen,« sagte sie leise und bestimmt.

»Vom Abschied?« wiederholte er betroffen und ohne rechtes Verständnis.

»Wollen Sie mich ganz ruhig anhören, lieber Freund? Ganz, ohne mich zu unterbrechen? Ich bitte Sie darum! Ich könnte sonst die Kraft nicht behalten, mich so auszusprechen, wie Sie es verdienen.«

Wienhold lehnte sich bekümmert in seinen Sessel zurück und nickte leise.

»Ich habe Sie lange auf die versprochene Antwort warten lassen.« Sie sprach langsam, schien jedes Wort mit Mühe zu wählen. »Es geschah nicht, weil ich so lange auf die Liebe hätte warten müssen, Doktor Wienhold. Ich weiß schon seit Wochen, daß ich Sie liebe. Aber ich weiß erst seit kurzem, daß, eben weil ich Sie liebe, ich nicht die Ihrige werden darf.«

»Sie dürfen nicht — weil — weil Sie mich — lieben?« entfuhr es ihm stammelnd. Er beugte sich über den Tisch, suchte

ihre Hand zu ergreifen. »Das versteh' ich nicht, Gitta — das —«

Sie wehrte ihn sanft ab. »Sie werden mich verstehen. Ich habe mich zuerst auch nicht gleich verstanden. Aber vielleicht bin ich doch auch nicht ganz umsonst bei Ihnen in die Schule gegangen; ich muß es wenigstens glauben, denn von mir aus konnte ich nicht klar über mich werden — so klar, wie ich es jetzt nach langen Kämpfen und Zweifeln bin.«

Ihre Stimme hob sich, sie sprach fließend und entschieden. Nur bisweilen verriet ein schwankender Ton, eine hastige Wiederholung, ein Zittern der Mundwinkel, daß eine tiefe, wehvolle Erregung in ihr war. Sie sagte ihm alles, was viele Wochen her in ihr gestürmt, sie auf- und umgewühlt, sie endlich zur Erkenntnis geleitet hatte. Sie konnte ihm die Liebe nicht geben, die er brauchte. Er bedurfte nicht eines leidenschaftlichen, sondern eines friedlichen Glückes. Dafür war sie wiederum nicht geschaffen. Aber so oder so — sie durfte überhaupt kein neues Glück vom Leben mehr annehmen. Sie konnte die Achtung vor sich selbst, den Glauben an einen inneren Sinn ihres Daseins, an ein Reiferwerden ihrer Seele nur dann gewinnen und behalten, wenn sie verzichtete, ein Opfer brachte. Das war für sie die »Weisheit der Tat«, die er als sein Heiligstes am Weihnachtsabend, droben unter den Sternen, auch sie hatte kennen lernen lassen.

»Ich hätte Ihnen vortäuschen können, daß ich nach reiflicher Überlegung nicht genug für Sie empfinde. Das wäre Ihrer und meiner nicht würdig gewesen! Ich muß grausam gegen Sie sein, grausam gegen mich. So weh ich Ihnen tue« — ihre Lippen bebten, und ihre Hände preßten sich ineinander —, »Sie sind stark, Sie haben Ihre Wissenschaft, hohe Aufgaben. Bleiben Sie bei mir nicht stehen! Gehen Sie weiter! Die Liebe, die Sie für mich haben und von der Sie jetzt wissen, daß ich sie erwidere, wird Sie im Verlust reifer machen als im Besitz. Wird all das, was Sie noch schaffen sollen, was Sie erleben und sind, um einen erst schmerzlichen, dann aber immer schöneren, tiefen, ewigen Ton reicher machen! Das ist die Hoffnung, die mir bleibt, mich trösten soll und auch Sie trösten wird!«

Während sie so sprach, immer einbringlicher, immer inniger und bewegter, hatte

sich Wienholbs Kopf gesenkt und senkte sich immer mehr, bis er mit einem verzweifeltten Schütteln in seinen Händen sich barg.

Gittas Entschluß am Abend dieses beglückenden Sonntags, nach langem und doch immer zuversichtlicherem Harren, traf ihn so bitter, so über die Maßen hart, daß er noch immer schwieg, als sie schon ausgerebet hatte, noch immer nach Worten suchte und rang.

Und dann kämpfte er dagegen. Er wollte nicht glauben, nicht dulden, daß sie ihm ihre Liebe in ein und derselben Stunde gab und nahm. Er beschwor und bat sie, ihren Entschluß zu verschieben. Er wollte warten, so lange es ihr gefiel. Gewiß irrte sie sich. Sie mußte die Wirklichkeit, die sie Seite an Seite mit ihm endlich erobert hatte, nicht von sich stoßen, sondern ergreifen und meistern. Nie und nimmer war das die »Weisheit der Tat«, daß sie ihr und sein Glück zerschmetterte.

»Das kann nicht das letzte Wort, nicht die Antwort sein, die Sie für mich aufbehalten haben!« stieß er stöhnend hervor. »Daß Sie nicht zu der Liebe geschaffen sein sollen, die mich glücklich machen kann — das gibt Ihnen nur eine düstere Stimmung ein! Daß Sie ein Opfer schulden, ein solches Opfer — ist nur eine neue, unmenschliche Täuschung, ein Wahn, eine —«

»Sagen Sie: eine Überspanntheit!« unterbrach sie ihn. »Warum sollten nicht auch Sie mich überspannt nennen, wie es andre taten! Vielleicht bin ich es geblieben — vielleicht —«

»Gitta! Stellen Sie mich nicht auf eine Stufe mit — mit — Seien Sie nicht ungerecht und bedenken Sie —«

»Ich bedenke, daß Sie mir einmal drüben am Försterhause sagten, wir müßten nach dem Gesetz handeln, das in uns ist. Nun ich diese bittere Wahrheit begriffen habe, würden Sie mich achten, wenn ich sie nicht befolgte?«

Wienhold sah auf. Er schaute mit seinen schmerzgefüllten Augen in die ihrigen, in ihr leidvolles Gesicht, dessen oft so leidenschaftlich bewegte Schönheit von der Ergebung in ein Unabänderliches verflärt und vergeistigt schien. Er schaute — wortlos und lang. Und im Schauen, so grimmig weh es ihn ankam, begriff er, daß sie das Notwendige tat. Wieder faßte er nach ihrer Hand, und sie ließ sie ihm. Er küßte sie, indem er sich tief

darüberbeugte; wie damals, als er sie auf dem Krankenbett zuerst wieder sah, und dann, als sie ihn hier im Dorf auf ihren endgültigen Bescheid vertröstete.

Eine lange Stille war zwischen ihnen in der niedrigen, halbdunklen Stube. Es war, als ob ihre Seelen sich zueinander neigten, miteinander flüsterten, sich umfingen und sich losrissen. Dann, als sie wieder Worte fanden, sprachen sie mit gedämpften Stimmen.

Er fragte Gitta nach ihren Plänen für die Zukunft.

Sie meinte, daß sie reisen wolle. Womöglich in den nächsten Tagen schon. Noch lag all das im Ungewissen, im Dunkel; vielleicht fuhr sie in die Schweiz. Zu Madame Joinville nach Genf, um dort ihre weiteren Pläne reifen zu lassen, irgendeine Tätigkeit zu suchen. Sie kam wie von selbst auf Trude Warmut. »Aber Trude möchte ich noch ein besonderes Wort mit Ihnen sprechen,« meinte Gitta, sich wie zu einer letzten Anstrengung aufrichtend. »Ich glaube, Sie haben nie ganz erraten, warum sie damals so schnell von der Sternwarte in die Fremde ging?«

Wienhold sah sie zerstreut an, als verstünde er nicht recht, was sie fragte.

»Sie war mir in der Liebe zu Ihnen voraus, lieber Freund,« fuhr sie fort. Sie berichtete ihm kurz, wie das hilflose junge Mädel bei ihr in der Platanenstraße angelassen kam, ein trübig-verzweifelter Geständnis ihrer Schwärmerei für ihn ablegte und, um diese zu verwinden, fortverlangte.

Unter andern Umständen hätte er eine solche Kunde mit Überraschung und Bedauern aufgenommen; jetzt blieb er davon so gut wie unberührt.

»Ich denke mir, daß Trude Sie noch immer liebt,« sagte Gitta beinahe unhörbar. »Ich weiß es sogar fast gewiß — gewisser als sie selbst es schon weiß.«

Er zuckte die Achseln. »Es täte mir leid um sie,« entfuhr es ihm mit bitterer Gleichgültigkeit. Dann fuhr er auf, wie unter einer plötzlichen Eingebung. »Gitta, sollten Sie deshalb...?« Seine Augen forschten in ihrem Antlitz — in einer letzten jähren Hoffnung aufleuchtend.

Sie zögerte. Nur einen Moment. Die Vermutung, nein die Gewißheit, daß Trude ihn nach wie vor im Herzen trug, hatte freilich den Anlaß zu ihrem Entschluß gegeben. Aber die Gründe dafür lagen tiefer, viel tiefer.

Die hatte sie ihm in voller Wahrheit bekannt, und die blieben unumstößlich. Wenn der Kampf mit ihm nicht noch einmal auflodern sollte, wenn sie nicht einen unheilbaren Stachel in ihm zurücklassen und jede Möglichkeit künftigen Findens für die beiden auch jetzt noch zerstören wollte, durfte sie nicht einen solchen Zweifel unterstützen.

Sie schüttelte den Kopf. »So selbstlos, um für ein bloßes ‚Vielleicht‘ Sie zu verlieren und für immer zu entsagen, hätte ich nicht sein können,« sagte sie fest und überzeugt. »Aber Sie sind jung. Sie haben noch ihren Weg vor sich. Sie sollten ihn nicht einsam gehen. Sie vergessen mich nicht, das weiß ich! Lassen Sie mir für den Abschied den einen versöhnlichen Gedanken, daß ein Mann wie Sie, ein Leben wie das Ihre nicht an mir für immer Schiffbruch leiden soll! ... Trude Warmut könnte Ihnen die Liebe geben, die friedliche, selbstlose, zu der ich nicht berufen bin.«

»Ich würde sie nicht von ihr annehmen können,« gab er schroff zurück.

»Wenn es in Ihnen stiller geworden ist — vielleicht nach Jahren erst —, wer weiß, ob Sie nicht doch eines Menschen bedürfen. Dann, nur dann sollen Sie daran denken, daß ich Ihnen heute, in dieser Stunde Trudes Namen nannte.«

Wienhold stand auf. Er fuhr sich durch die strähnigen blonden Haare — gewaltsam, als müßte er zu sich kommen, müßte all das Gehörte gleich einem bösen Traum wegscheuchen können. Schwerfällig blickte er um sich her in der liebgewordenen Bauernstube; griff mechanisch nach Stod und Fut.

Auch sie erhob sich und trat zu ihm.

»Wann — sehe ich Sie — noch einmal?« fragte er in gebrochenem, rauhem Ton.

»Wann Sie glauben, daß es Ihnen und mir gut ist,« erwiderte Gitta bewegt.

Er stand eine Weile wortlos, regungslos neben ihr. Dann umschlang er sie, küßte ihre Stirn, ihren Mund. Sie lehnte sich gegen ihn, erwiderte seinen Kuß. Er riß sich los, stürmte aus der Tür, in die Nacht hinein und ließ Gitta hinter sich.

Sie schwankte zum Fenster, trampfte sich am Riegel fest, suchte die fortstürmende Gestalt noch mit einem Blick zu erblicken. Aber sie sah nichts. Hochatmend trat sie zurück, warf die Arme über sich. Sie hatte sich Treue gehalten. Ein Schluchzen durchschüt-

telte ihren Leib, rang ihre Arme nieder, wie Äste, die der Sturm bricht, warf sie über den Stuhl, in dem er gegessen hatte.

— — — — —
Erst drei Tage nach diesem Sonntag wagte sich Wienhold wieder nach Gözdingen. Er fand Gitta nicht mehr.

Mutter Höpfner, selbst noch mit den Ohren ganz betrübt und verstört über ihren schnellen Abschied, erzählte ihm, wie sie schon am Montag mit großer Hast zu packen begonnen habe. Gestern sei sie gereist, nachdem sie ihr die Miete noch für ein Vierteljahr in die Hand gedrängt habe. Für den Doktor habe sie einen Brief zurückgelassen.

Die alte Frau hatte ihn vorsorglich in den Glasschrank gelegt und holte ihn jetzt hervor. Wienhold riß das Kuvert auf und las, was Gitta in flüchtigen Zeilen aufs Papier geworfen hatte.

Geliebter Freund!

Ich reise und grüße Sie. Sie wissen, ich habe immer gern einer Eingebung gehorcht. So auch jetzt. Ich fahre nach F., wo mein verstorbener Bruder in Garnison stand. Dort hoffe ich den Farmer zu treffen, bei dem Richard gearbeitet hat und gefallen ist. Als er mich neulich besuchte — ich glaube, ich erzählte Ihnen nicht einmal davon; er wollte mir nur auf der Durchreise die Hand drücken —, erfuhr ich, daß er für seine drei Kinder an Stelle seiner unlängst verstorbenen Frau eine Erzieherin sucht. Damals achtete ich nicht darauf. Jetzt bin ich überzeugt, daß ich die einzige noch mögliche Aufgabe dort finden werde. Ich fühle, daß sich alles ordnen wird, daß ich in wenigen Wochen — vielleicht Tagen — nach Deutsch-Südwest unterwegs bin. Mein Platz ist dort, wo mein Bruder begraben liegt. Erfüllen Sie meine letzte Bitte: forschen Sie nicht nach mir! Auch an Tante Alma, an Trude schide ich einen Abschiedsgruß, der meinen Entschluß und nichts weiter meldet. Sie sehen, ich bleibe die »überspannte« Gitta, die ich immer war. Und bleibe mit einem Lebwohl für immer
Die Ihrige.

Lange stand Wienhold, ihre Zeilen in der Hand, in der verödeten Stube, ehe er sie mit schweren Schritten verließ.

Die Sonne, die warme Frühjahrs-sonne, die über die Steige, über die Dächer und

Höhen, über jeden Strauch und über jeden knospenden Baum ihre lodenden Lichter warf, hatte ihren Schein für ihn verloren. Er biß die Zähne aufeinander und wanderte von Gözdingen selbeinwärts — seiner Sternwarte zu.

Wochen vergingen, und Monate wurden daraus. Der Frühling wich dem Sommer. Der Sternguderberg lag in seiner gewohnten Einsamkeit und Stille.

Professor Warmut hatte sich wider Erwarten so leidlich erholt, daß er sogar einen kleinen Teil der Dienstgeschäfte, wenigstens pro forma, wieder übernehmen konnte und von seiner Pensionierung zunächst nicht mehr die Rede war.

Wienhold saß wie früher die Nächte durch am Refraktor oder auch im Meridianbau, maß den Himmel aus in seinen Weiten und Tiefen. Untertags rechnete und schrieb er in seiner Kanzlei. Aber er fand weder zum einen noch zum andern die alte Freudeigkeit.

Wie hatte er die starre Notwendigkeit draußen im Weltraum unablässig erkannt und durchforscht! Wie hatte er sie belebt und ergänzt durch sein Bekenntnis der allumfassenden, alldurchbringenden Liebe, die als ein Reich der höheren Zwecke das des bloßen Naturgeschehens überwölbte und vollendete! Jetzt schien das Leid, das ihn betroffen hatte, diesen ganzen stolzen Glauben verzehrt und verschlungen zu haben. Die Welt war — innen und außen, als Seele und als Erscheinung, als Inhalt und als Form — doch nur ein toter, blinder Mechanismus, der ohne Sinn und Ziel band und löste: Sternstaub zu Planeten, Planeten zu Sternstaub. In diesem grausamen Spiel war auch das bißchen Mensch nur ein Spielball mehr, ein winziger, den die gefühllose Notwendigkeit umher schleuberte, niederriß, zermalmte — nach ihrer Laune. Bitterkeit, die nie Raum in seinem klaren Herzen, nie eine Stätte in seinen offenen, männlichen Zügen gehabt hatte, schnitt Falten um seinen Mund, Falten auf seine knochige, kraftvolle Stirn, und Bitterkeit trübte die tiefliegenden blauen Augen, die so hatten aufleuchten und seine Herbeheit verklären können. Er haberte mit seinem Geschid. Die Natur war ihm nichts mehr; es gab Stunden, wo ihn auch seine Sterne anwiderten. Und dabei prangte doch der Sommer herauf, so schön wie je.

Die Tannen auf dem Berge würzten die durchsonnte Luft; zwischen den Laubwäldern funkelte der Edweiler See, und drüben in der Ebene, droben auf den Bergen gelbte die Saat...

Es war in einer lauen Juninacht. Wienhold hatte seit Stunden seinen Beobachtungsstuhl am großen Fernrohr inne, maß und registrierte seine Messungen.

Da kamen mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit Schritte die Treppe herauf, und als er sich umsah, stand — ein Seitenstück zu Tante Almas einstigem gespensterhaftem Besuch — die kleine Gnomengestalt Warmuts da.

Der Professor winkte ihm mit wunderlichen Gebärden, legte den Finger geheimnisvoll vor die Lippen, als scheue er sich zu sprechen, und ruhte nicht, bis Wienhold herunterstieg und fragend zu ihm trat. Er erhielt nur die stumme Aufforderung, zu folgen.

Warmut stieg voran — die Treppe hinunter, durch den Gang ins Wohnhaus, in seine Kanzlei. Dort schloß er vorsichtig die Tür und wies Wienhold mit feierlich geredten Armen nach dem Schreibtisch. Er zitterte über den ganzen schwächtigen Körper, und in dem runzligen, vertrockneten Gesicht kämpften Lachen und Weinen, eine fast kindische Heiterkeit und Nüchternheit. Flüsternd, der Sprache kaum mächtig, erklärte er: das große Werk sei gelungen, die unmöglich geglaubte Lösung gefunden, der unsichtbare Begleiter von Mira Ceti unwiderruflich entdeckt.

Wienhold glaubte einen Moment, sein Skeptizismus, der gleich dem vieler Kollegen das Miraproblem für unlösbar hielt, sei tatsächlich widerlegt. Er ließ sich von Warmuts begreiflicher bebender Erregtheit anstecken, setzte sich an den Schreibtisch vor die zahlenüberfüllten Manuskripte.

Der Professor begann ihm in großen Zügen die Geschichte seiner Irrtümer, den endlich gefundenen Weg zur Lösung zu schildern.

Noch je länger der alte Mann sprach, mit seinen hageren Armen gestikulierende, Grimassen schnitt und die langen Ringelhaare tanzen ließ, um so mehr überstürzten sich seine Sätze und verwirrte er sich, um so unheimlicher wurde es Wienhold zumute. Er warf selber einen Blick in die entscheidenden Reihen der Wurzeln und Zahlen. Mit Schrecken gewahrte er, daß diese Rechnun-

gen, die das Rätsel lösen sollten, ein Abbild des wirren Gestammels waren, eine augenfällige, verblüffend kindliche Täuschung darstellten.

Der Professor schleppte sich einen Stuhl herbei, den er dem nachrechnenden Assistenten gegenüberstellte. Die Augen in erwartungsvoller, triumphierender Spannung auf den Jüngeren gerichtet, setzte er sich nieder.

Je mehr sich Wienhold in die zahlenbedeckten Blätter vertiefte, um so unabwieslicher wurde ihm die Gewißheit, daß Warmuts Geist an dem verzweifeltsten Problem gescheitert, zerbrochen war — nach Jahren jähesten, verbohrtesten Rechnens und Ringens. Was sollte er tun? Die Augen Warmuts nagelten ihn mit einem stieren, fieberischen Glanz auf seinem Stuhle fest. Es war gleich gefährlich, den Irrtum des alten Herrn zu zerstören wie ihn zu fördern. Wienhold hielt es für den Augenblick für geratener, auf die unhaltbaren Darlegungen ernsthaft einzugehen, Zustimmung zu heucheln.

Aber unter Warmuts Brillengläsern glitzerte es von Eigensinn und Mißtrauen. Mit dem Instinkt der Narrheit fühlte er heraus, daß Wienholds Anerkennung nicht echt, nur widerwillig herauskam. Das war nur der bekannte Neid, die üble Mißgunst der Kollegen! Er ereiferte sich, zwang Wienhold, sich neben ihm über den Schreibtisch kauern, mit ihm die Hauptzüge seiner Lösung durchzusehen, nachzuprüfen.

Die Hartnäckigkeit, mit der er das Falsche als richtig behandelte, ließ Wienhold seine Zurückhaltung und Besonnenheit verlieren; er ließ sich vom Widerspruch reizen; der Wissenschaftler erwachte und stritt mit überlegenen Gründen gegen die Irrtümer des Professors.

In dem Eifer, in den er sich hatte hineinreden lassen, merkte er zu spät, wie Warmut still und stiller wurde. Auf einmal saß er wieder auf der andern Seite des Schreibtisches, Wienhold gegenüber. Seine Hände, noch eben leidenschaftlich ausgedrückt, sanken schlaff nieder; die Augen starrten gläsern; Schweiß brach aus seiner Stirn.

Wienhold sprang auf, eilte zu ihm hin, sprach ihm zu. Doch Warmut sank bewußtlos in sich zusammen.

Als alle Versuche, ihn aufzurichten und zu sich zu bringen, vergeblich waren, blieb Wienhold nichts andres übrig, als sich nach Hilfe

umzusehen, Trube zu weden. Er eilte in seine Wohnung, steckte sich ein Licht an, eilte nach oben und klopfte, bis ihm Trudes Stimme antwortete.

Kurz und schonend verständigte er sie vom Notwendigsten. Wenige Minuten später war sie, notdürftig angekleidet, bei ihm, und sie liefen schweigend in Warmuts Kanzlei.

Auch Trudes Versuche, den ohnmächtig Zusammengebrochenen zu weden, hatten keinen Erfolg. Sie ließ sich von Wienhold berichten, was geschehen war.

Die beiden hatten sich selten gesehen, noch seltener gesprochen, seit Gitta von Gögerdingen so jäh fortgereist war. Wienhold hatte für nichts mehr Augen gehabt, und Trube, die nur ahnend begreifen konnte, was zwischen ihm und Gitta vorgegangen war, hatte sich gleichfalls fast scheu zurückgezogen.

Jetzt, wo er ihr so rücksichtsvoll wie möglich sagen mußte, daß der Verstand ihres Vaters nach einer letzten, verzweifelten Anstrengung auf der Suche nach dem Mirabegleiter sich verwirrt und, wie kaum zu zweifeln sei, sein Geist sich für immer umnachtet habe, ruhten seine Augen voll Teilnahme und Mitgefühl auf den ihren, die so klug und tapfer das Unabänderliche zu fassen und zu tragen suchten.

Mit vereinten Kräften schafften sie den alten Herrn nach oben, legten ihn auf sein Bett, bis in der ersten Frühe der Arzt gerufen werden konnte...

Als Wienhold wieder herunterkam und in seine eigne kleine Wohnung trat, graute schon der Morgen. Er hatte keine Lust mehr, sich niederzulegen, sondern trat ans Fenster und öffnete es.

Die Vögel riefen schon, erst leis, dann lauter, im Walb, in den Büschen der Anlagen, aus denen die beiden Ruppeltürme

grau aufragten. Aber den Tannenspitzen im Osten rötete sich der Himmel.

Das Schicksal des alten Warmut, das sich nun so plötzlich vollendet hatte, griff mächtig an seine verbitterte, in sich zerfallene Seele. Der versunkene Stern — Gittas Märchen — fiel ihm ein. So welkenweit der wunderliche alte Mann und die nach Leben und Glück sich verzehrende Gitta in ihrem Wesen verschieden waren — eine eigne, tiefe Gemeinsamkeit schien ihm die beiden zu umspinnen. Eine Märchengemeinsamkeit. Hatten sie nicht beide sich abgejagt, sich verzehrt in der Sehnsucht nach einem Unwirklichen, Unerreichbaren, für das es keine Erfüllung gab? Und er, Wienhold, wollte er auch für immer an einen versunkenen Stern sich hängen, seine Kraft, seine Jugend, sein Mannestum an einem Trugbild, das ihm nie, nie mehr gehören konnte, verzehren und welken lassen? Während über ihm die wirklichen Sterne im ewigen strahlenden Reigen tanzten! Während über der wirklichen Erde die Sonne heraufstieg, hoch und höher, wärmer und goldener über dem Tannenforst sich erhebend! Bald würde er hier oben noch einsamer sein als je. Warmut und Trube würden ihm das Feld räumen, als dem neuen Herrn auf der Sternwarte.

Gitta blieb ihm, gehörte ihm. Nie so, wie eben jetzt, empfand er, daß sie in ihn übergegangen war — ein Teil seines Wesens, eine wehmütige Kraft, wie sie es sich gewünscht hatte. Keine Macht des Schicksals konnte sie, das Erlebnis ihrer Liebe, je wieder von ihm reißen.

Ob er sich auf das Vermächtnis besann, das sie ihm zum Abschied anvertraut hatte? An zwei kluge, tapfere Augen dachte, die ihm noch eben zum erstenmal wieder traurig zuleuchteten?

Das wußten die kommenden Jahre.

Scheidestunde

Die Scheidestunde öffnet Blüt' um Blüte.
Der Geist schaut aus nach Größe und nach Güte.
Des Augenblickes stehende Beschwerden
Weichen dem Sehnen und dem Besserwerden.

Der Blick wird helle, ist er gleich verschleiert,
Der Sinn wird wachsam, lauscht und schafft und feiert. —
Wie Abschied mühte jeder Tag verfliegen
Und jede Stunde wie ein Scheidegrüßen!

Hans Much.

Rabindranath Tagore

Von Prof. Dr. Paul Cremer

Bei den Völkern des Westens ist man dahin gekommen, die Poesie für den Ausdruck des Ungewöhnlichen, vielleicht sogar des Ergreifenden zu halten. Das Lyrische und epische Gefühl bringt nicht in die Massen der abendländischen Bevölkerung, wie es geschah, als die Poesie noch mündlich überliefert wurde; nur selten haben wir Abendländer noch die Empfindung, daß das in der Poesie ausgedrückte Denken und Fühlen ein notwendiger Bestandteil im täglichen Leben sei. So ist es mehr das geschriebene als das lebendige Wort, das bei uns die Überlieferung aufbewahrt. Nur sehr wenige von uns haben ihr Gedächtnis mit Schätzen der Poesie versorgt, und selbst diejenigen, welche literarische Neigungen haben, sind oft eher bereit, über Dichtung zu lesen, als sich in die Werke des Dichters selbst zu versenken.

Anders im Orient. In dem Indier Rabindranath Tagore, dem jüngsten Nobelpreisträger, machen wir die Bekanntschaft eines Mannes, der wirklich einer der auserwähltesten Gebildeten seines Geschlechts und Volkes ist, dessen Gedanken aber nicht auf die gedruckte Seite beschränkt sind: ob schon Tausende seine Verse lesen, Millionen werden sie auswendig kennen, singen und vortragen. Kein abendländischer Dichter hat jemals eine solche Zuhörerschaft gehabt. Aber nicht nur durch den großen Chor, dessen Gefühle er wiedergegeben hat, ist dieser Hindu-Länger bedeutsam, sondern seine Verse gehören auch an sich zu dem Schönsten, was die Welt der Dichtung hervorgebracht hat.

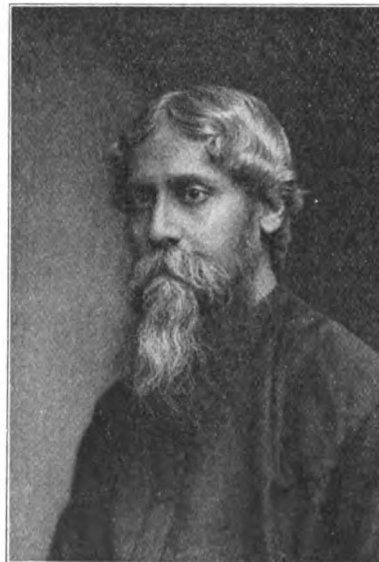
Auf einem Bankett im Trocadero-Hotel zu London sagte William Butler Yeats, als er Rabindranath Tagore bei den

Schriftsteller Londons einführte: »In diesen Eindrücken teilzunehmen, ist eins der größten Ereignisse meines künstlerischen Lebens. Ich trage ein Buch bei mir, das hundert bengalische Gedichte Tagores in englischer Prosaübersetzung enthält, die er in den letzten zehn Jahren geschrieben hat. Ich kenne keinen Mann meiner Zeit, der etwas in englischer Sprache geschrieben hat, das dieser Lyrik gleicht.«

Die Begeisterung auf dem Bankett stieg hoch. Die englischen Schriftsteller zeigten ihre Bewunderung in höchst »ungewöhnlichem Grade«. Einige sogar berührten nach indischer Art des Dichters Füße zum Gruße; andre waren enttäuscht, es nicht tun zu können. Reverend C. F. Andrews, ein britischer Missionar in Indien und einer der treuesten Freunde Indiens, erzählt uns von seiner eignen Enttäuschung: »Gern hätte ich mich vor dem Dichter verbeugt, der sein Volk durch seine Lieder so erhoben hat; aber im Augenblick hatte er schon meine Hand ergriffen.« Es war ein Bild von großer internationaler Bedeutung. Das Gefühl der Rassenverschiedenheit, der Gleichgültigkeit

zwischen den Siegern und den Besiegten, die Kluft zwischen dem Europäer und dem Asiaten — alles verschwand vor dem erleuchtenden Geist, der das Schönere des Lebens durchdringt.

Als Folge des Besuches Rabindranaths in England verlangten britische Literaten die Übersetzung seiner Werke, und schon ist ein halbes Dutzend Hindu bei der Arbeit. Andererseits haben viele Briten angefangen, die bengalische Sprache zu studieren, so daß sie Tagores Werke in ihrer ursprünglichen Schönheit genießen können. Des



Phot. Elliot & Fry, Ltd. London
Rabindranath Tagore

Dichters kurze Erzählung »Dalia« ist als »The Maharani of Arakan« dramatisiert und im Royal Albert-Hall-Theater in London aufgeführt worden.

Wenn Familientradition etwas mit Bildung zu tun hat, dann hat sich Rabindranath über nichts zu beklagen. Er wurde in der berühmten Thakur- (anglistisch Tagore-) Familie geboren, die seit dem zehnten Jahrhundert immer hell am Horizont des geistigen und gesellschaftlichen Lebens Indiens geleuchtet hat. Unter den Tagores zählt man viele bedeutende Männer. Prosonno Roomar Tagore, ein Grundbesitzer, war ein Rechtsgelehrter von großem Ruf; er schrieb und gab Bücher heraus, die Rechts- und Erziehungsfragen behandelten, und war Gründer und Vorsitzender der »Britisch-Indischen Gesellschaft«. Raja Sir Sourindra Mohun Tagore, unzweifelhaft eine der größten musikalischen Fachgrößen Indiens, gründete die »Bengalische Musikschule« und die »Bengalische Hochschule für Musik« und verfaßte mehrere Bände über die Musik der Hindu und über Musikinstrumente. Ubanindranath Tagore war ein ausgezeichnete Maler und unbestrittener Führer in der Erneuerung der Kunst der Hindu. Maharaja Ramanath Tagore, der Bruder des Großvaters unsers Dichters, war ein politischer Führer und Schriftsteller. Dwarakanath Tagore, des Dichters Großvater, gründete als Gutsbesitzer die Grundbesitzer-Gesellschaft, betätigte sich als Philanthrop und sozialer Reformator, agitierte hervorragend gegen die »Suttee« und war ein eifriger Arbeiter für die »Identifizierung der Interessen der Indier mit ihrer Regierung«, bestrebt, »das Band zu stärken, das Indien mit Großbritannien verbindet«.

Der Vater des Dichters, Debendranath Tagore, war kein Maharaja oder »Großer König«. Er machte sich nichts daraus, berartig geziert zu sein. Dafür schmückte ihn das Volk mit dem Titel Maharshi (»Großer Weiser«). Er war einer der größten geistigen Führer und Verstandesriesen und ein Mann von tiefer Frömmigkeit. Als ihn einstmals ein zweifelüchtiger Freund fragte: »Du sprichst von Gott, immer und wieder von Gott; welchen Beweis hast du, daß es überhaupt einen Gott gibt?« zeigte Maharshi auf ein Licht und fragte den Freund: »Weißt du, was das ist?« — »Ein Licht,«

lautete die Antwort. »Wie weißt du, daß dort ein Licht ist?« — »Ich sehe es; es ist da, und es bedarf keines Beweises: es ist selbstverständlich.« — »So ist es auch mit dem Dasein Gottes,« erwiderte Maharshi; »ich sehe ihn in mir und außerhalb von mir, in allem und durch alles, und es ist kein Beweis nötig: es ist selbstverständlich!«

In einer solchen Familie, einer Familie, die Bildung mit Reichtum vereinigte, erblickte Rabindranath das Licht der Welt. Man sagt, daß geborene Dichter schön seien, und auch Rabindranath war keine Ausnahme von dieser Regel. Lange war er in Indien sowohl wegen seiner Dichtkunst als auch wegen seiner Schönheit berühmt. In der Tat zeigen seine Jugendbildnisse eine auffallende Ähnlichkeit mit den besten Bildern des galiläischen Dichters, der nicht einen einzigen Vers schrieb, der aber die Welt mit der majestätischen Poesie seines Lebens und seiner Worte heiligte. Das wallende Haar des Hindubichters, die breite ungefurchte Stirn, die glänzenden schwarzen anziehenden Augen, die gemeißelte Nase, das herbe, aber sanfte Kinn, die feinen empfindlichen Hände, die wohlklingende Stimme, das heitere Lächeln, der lebhafteste Sinn für Fröhlichkeit und die natürliche feine Lebensart machen ihn zu einer bezaubernden Persönlichkeit, einer wahren Verkörperung des Künstlers.

Daß Wordsworth recht hat, wenn er sagt: »Das Kind ist der Vater des Mannes«, beweist Tagores frühes Leben und spätere Entwicklung. Seine Kindheit war für die Bildung seines Lebens von größtem Einfluß. Damals nahm er den Geist der Natur in sich auf, der seinem ganzen Leben und allen seinen späteren Schriften Ton und Färbung gab. In einem seiner Briefe erzählt uns der Dichter von einigen Erfahrungen seiner Kindheit.

»Nur schwach erinnere ich mich an die Tage meiner frühen Jugend. Aber ich erinnere mich daran, daß dann und wann am Morgen eine Art unaussprechlicher Freude mein Herz zu überfluten pflegte. Die ganze Welt schien mir voll von Geheimnissen, und täglich grub ich mit einem kleinen Bambusstab in der Erde, da ich dachte, ich könnte eins davon entdecken. Die ganze Schönheit und Lieblichkeit und aller Duft dieser Welt, alle Bewegungen der Leute, der Lärm in

der Straße, der Schrei der Gabelweih, die Kokosnußbäume im häuslichen Garten, der Feigenbaum am Weiber, der Schatten auf dem Wasser, der Morgenduft der Blüten — dies alles ließ mich die Gegenwart eines unklar erkannten Wesens fühlen, das so viele Formen annahm, gerade als ob es mir Gesellschaft leisten wollte.»

Damals war der zukünftige Dichter erst sechs oder sieben Jahre alt. So eifrig laufchte er auf die Dinge in der Natur, und so sehr erfreute er sich an ihnen, daß er die Wände des Schulzimmers haßte, die ihn davon abschlossen. Sie waren ihm noch unerträglich, weil ihm der Lehrer der bengalischen Literatur Widerwillen einflößte, ein Mann von mittelmäßiger Bildung, wegen seiner groben Manieren berüchtigt. Der impertinente Schüler wollte keine mündliche Frage beantworten, die dieser Mann stellte; infolgedessen strebte er mit aller Kraft nach dem untersten Plage seiner Klasse. Aber er überraschte denselben Lehrer, indem er bei jeder schriftlichen Prüfung den ersten Platz einnahm.

Nachdem Maharshi Debendranath den angeborenen Trieb seines Sohnes gründlich studiert hatte, nahm er ihn für immer aus der Schule heraus und machte mit ihm eine Reise auf die Höhen des Himalaja, um ihn in der Schule der Natur zu erziehen. Jung-Tagore freute sich, aus der Schule heraus und unter die Obhut seines Vaters zu kommen, und sein Herz hüpfte vor Freude, da er im Begriff war, die Gebirgswelt zu sehen. Als er in der ersten Nacht, die er außerhalb Kalkuttas verbrachte, in einem Pulakin nach Bolpur Schanti Niletan (Friedenshütte in Bolpur, dem Landhause seines Vaters, wohin sich dieser zu stiller Arbeit zurückzog) getragen wurde, schloß er auf dem ganzen Wege zur Bangalo die Augen, einfach um nicht die Schönheiten der Natur beim matten Licht der sinkenden Dunkelheit zu sehen, damit er lebhaftere Freude an der reichen Landschaft im Glanze des Morgenlichts haben könnte.

Als der Knabe dann das Himalajagebirge erreichte, erkannte er, daß er das gefunden, wonach sein Herz sich sehnte: einen Reichtum an Schönheit der Natur, strahlend von Spiggeit, lieblicher Farbe und majestätischer Form. Hier machte ihn sein Vater mit den Waldegötterheiten bekannt, die ihrerseits dem Dichternaben tausendundein Geheimnisse und die

Majestät all dieser Geheimnisse zeigten. Hier lehrte ihn auch sein Vater Englisch, Sanskrit und die bengalische Sprache und von Wissenschaften Botanik und Astronomie.

Damals ein Knabe von erst elf Jahren — er war im Frühjahr 1861 geboren —, hatte Rabindranath schon die Lektüre der wichtigsten Bücher der bengalischen Literatur beendet und hatte gerade begonnen, »in Versen zu stammeln«. Im nächsten Jahre starb seine Mutter, und seine Trauer um sie trug dazu bei, seine Verehrung der Natur zu verstärken. Damals wohnte er in Chandranagore, in einem Gartenhaus am Gangesflusse. Ein solcher Gegensatz des Wechsels von der majestätischen Größe des Himalaja zu der sanften Melodie des Ganges bereicherte und stärkte seine Phantasie und schärfte seinen Verstand; er pflegte Stunden hintereinander damit zuzubringen, daß er die geheimnisvolle Flut des Ganges beobachtete oder zusah, wie der Mond den heiligen Fluß zu Kräuselungen küßte. Hier pflegte er Nacht für Nacht auf dem flachen Dache des Hauses zuzubringen, indem er über das Geheimnis des sternenhellen Weltalls nachdachte.

So verbrachte er mehrere Jahre mit Träumen, dem Studium der englischen und bengalischen Literatur (in bengalischer Sprache, einer Tochter des Sanskrits, sind Tagores Gedichte geschrieben), mit Gedichten und Aufsätzen für verschiedene Zeitschriften, besonders für seine Familienzeitschrift Bharati, die jetzt von seiner gelehrten Schwester Sreemati Swarna Roomari Devi herausgegeben wird. Im Alter von siebzehn Jahren machte er einen kurzen Besuch in Europa. Seine gelehrten Briefe zeigen seine Beherrschung der bengalischen Sprache, Weite des Blickes, Größe der Vision und scharfe sozialwissenschaftliche Beobachtungsgabe.

Tagores Vielseitigkeit ist erstaunlich. Um nur einige seiner Tätigkeiten und Fertigkeiten zu nennen: er ist ein tief sinniger Philosoph, ein geistiger und patriotischer Führer, Geschichtsforscher, Sänger und Komponist, ein geschickter Herausgeber (er hat vier verschiedene Zeitschriften herausgegeben: Sadhana, Bangadarshan, Bharati und Tattwabodhini), ein weitsichtiger Erzieher und ein gütiger Verwalter seines »Zamindar«-Gutes. Aber vor allem ist er Dichter — der Dichter der Liebe. Liebe fließt ihm aus Herz, Sinn und Seele, wie ein ununterbrochener



Offset-Druck von George Westermann

Heinrich Füger: Bildnis eines jungen Mannes

Neuerwerbung des k. k. Hofmuseums in Wien

Strom, der in seinen Windungen alle verschiedenen Formen vom Groben zum Geistigen, vom Erkannten zum Unerkannten, vom Endlichen zum Unendlichen annimmt. Er erklärt die Liebe in all ihren vielförmigen Ausdrücken: Mutterliebe, Kindesliebe, Gattenliebe, bräutliche Liebe, Vaterlandsliebe, die Liebe zum Bacchus und zur Natur. Seine Verse erschüttern und entzünden das Gemüt, sie stillen das Pochen des Herzens und füllen das Auge mit Tränen.

Der Ausdruck der Liebe ist ihm so natürlich, weil er selbst durch alle Phasen des Lebens und der Liebe hindurchgegangen ist — von der Verehrung der Sinne zur Ruhe der Heiligen. Er kennt die Schauer der Liebe, die romantische Leidenschaft, die Schwermut der Enttäuschung, den Abgrund der Verzweiflung, die Tiefe der Ruhe und die ekstatische Vergegenwärtigung des »Seins, des Geistes und der Seligkeit« (sat, chit, anandam).

Als die wogende Flut der Jugend den jungen Dichter ganz unvermutet überfiel, konnte er in dem Angriff nur Liebe und Romantisch sein. Dieselbe Natur, dasselbe Volk, dasselbe Leben — dennoch blidte alles ihn verschieden an. Doch er brauchte nicht lange zu der Entbedung, daß er sich zuerst und dann erst die Welt sich verändert hatte, um Gühlung mit ihm zu behalten. Die Liebe war nicht länger ein fernliegendes Phantasiegebilde, das von außen eingesaugt werden mußte, sondern eine fühlbare Tatsache, die aus ihm herausgelodt werden konnte und ihn überwältigte. So wurde er eine Zeitlang ein Genußmensch und Lebemann. Elegante Kleidung — die schönsten Seidengewänder —, wohlschmeckende Speisen, feurige Romanzen, Liebesgedichte, literarische Produktion machten sein Interesse aus, obwohl in seinem etwas selbstbewußten Ich immer eine starke untere Gegenströmung der geistigen Natur vorhanden war, die er von seinem Vater ererbt hatte.

Es kann nicht geleugnet werden, daß trotz dieser unteren Gegenströmung viele seiner Jugendgedichte von der noch stärkeren Oberströmung seines Lebens gefärbt wurden. In der Tat erregten einige von ihnen das Mißfallen der alten Hindu-Moralisten, die sie mit Widerwillen aufnahmen. Als eines Tags in einer Studentenpension in Indien jemand eins der Lieder Tagores zu singen

versuchte, riefen einige junge Männer: »Warum dieses Bajaderenlied?« Als ihnen gesagt wurde, daß es eins von Rabi Babus Liedern wäre, waren sie mehr als überrascht und wollten es nicht glauben, bis sie die gedruckten Verse sahen. Da ergaben sie sich, gewiß, daß hinter den leichten Worten ein tiefer, ernster Sinn stecken müsse. Das Lied aber lautet:

Hierher, Geliebte, komm hierher!
O tritt in meinem Lustgarten hervor
Und sieh, wie meine Blumen schön erblühen.
Sanft weht der West, mit Blütenduft beladen;
Das Mondlicht schimmert sanft, und murmelnd
springt

Ein Silberbach den Waldbweg schnell herab.

Hierher, Geliebte, komm hierher!
Wir sollen unsers Herzens Tiefe zeigen,
Die Schönheit unverwelkter Blumen sammelnd;
Wir sollen in verzehrendem Entzünden
Der eine für den andern Kränze winden;
Wir sollen nach den Sternen Ausschau halten,
Bis sie im Morgendämmerlicht verblasen!

In diesem unsern reichgeschmückten Garten,
Geliebte, werden immer wir verbleiben
Und Lieder laut in stürm'scher Freude-singen.
Hier werden unsre Herzen im Geheimnis
Und Rätsel dieses Lebens tief erbeben;
Ja, und die Tage und die Nächte werden
Uns dort vergehn als wären es »Visionen
Des Liebesgottes«, und voll Sehnsucht werden
Wir beide nur von ew'ger Freude träumen.

Hören wir weiter auf sein Gedicht »Die sinnende Geliebte«:

Ein junges Mädchen sitzt allein am Fenster;
Sie hat es ganz vergessen, diese Blumen
Zum Kranz für ihren Bräutigam zu winden,
Sie scheint vertieft, den Kopf in hohler Hand,
Indes um sie herum des Sommers Blüten,
Die sie gesammelt, unbeachtet liegen.

Denn linder Wind weht mild zu ihr herein
Und flüstert sanft und schmeichelnd, während sie
Verzückt und feierlich am Fenster sitzt.

Am Himmel ziehen Wolken schnell dahin,
Im Walde flattern Vögel hin und her,
Die Bakulblüten, herrlich duftend, fallen
Vor ihrem Bild in Zwischenräumen nieder;
Doch sie ist unachtsam.

In süßer Ruhe aber lächelt sie:
Denn jetzt bewegen ihres Herzens zarte Saiten
Melodisch sich im Schattenland der Träume.

Die übereifrigen Hindus gerieten in Harnisch, da sie dachten, daß Rabinranath die Jugend Indiens durch die Sinnlichkeit seiner Liebesgedichte und -lieder — besonders der

in den Sammlungen »Liebe« (Prem) und »Jugendträume« (Jouban Sapna) und in Chitrangada, einem poetischen Drama — entsetzt, den Romantizismus des Westens in Indien einführen und sich von der klassischen Ernsthaftigkeit und Strenge trennen würde, mit der die indische Literatur menschliche Leidenschaften behandelt. Aber in ihrem Eifer, der Jugend Indiens die Freuden der Nirwana-Seligkeit zu bewahren, vergaßen sie die Tatsache zu beachten, daß in den Schriften des jungen Dichters nichts von der rohen Gemeinheit eines früheren bengalischen Dichters, Bharat Chandra Rai Gunakar, gefunden werden konnte, der von der Jugend Bengalens nur zu eifrig gelesen wurde.

Tagore hat immer die Meinung vertreten, daß es eine Erlösung ohne Beiragnya (Entsagung) geben müsse. In einem seiner Gedichte heißt es klar und deutlich:

Nie will erlöst ich durch Entsagung werden;
Denn der Erlösung Sieg werd' ich genießen
Auch unter dieser Welt Verpflichtungen. . .

Indem er die Zeit zwischen seinem palastartigen Heim in Kalkutta und Bolpur (Friedenshütte) teilte, kam er mit dem Leben, der Tätigkeit, dem Getöse und der Politik der Gesellschaft in Kalkutta in Berührung, während er andererseits aus der Inspiration der Natur und der Stille Nutzen zog; aber die meiste Zeit füllte er damit aus, daß er Stücke, Aufsätze, Lieder und Gedichte schrieb. Wie diese beiden äußeren Kräfte wirkten und eine Gegenwirkung aufeinander ausübten, so kämpften in gleicher Weise die Gegenströmungen der Sinnlichkeit und des Geistigen in ihm, um sich endlich doch in Einklang zu bringen. Während dieser Zeit des Zweifels, der Verzweiflung und Ungewißheit schrieb der Dichter Gedichte wie »Der Ruf der Sorge«, »Klage des Glückes« und »Verzweiflung der Hoffnung«.

Endlich kam die untere Gegenströmung der geistigen Natur wieder an die Oberfläche. Nun war sein ganzes Leben von dem Geist dieser Wiedergeburt völlig durchdrungen. Er erlangte, was er suchte. Von dieser Umwandlung heißt es in einem seiner Briefe: »Eines Morgens sah ich von meiner Veranda aus hinter dem Laubwerk der Bäume im Garten die Sonne aufgehen; die Schuppen fielen mir von den Augen. Ein selbstamer Glanz bedeckte das ganze Weltall

vor mir — Seligkeit und Schönheit schienen ganz über die Welt in Wellen zu rauschen. — Da blieb mir niemand und nichts, was es auch sei, unwillkommen. Die Leute, deren Gesellschaft mir vordem unangenehm war — nun wollte mein Herz, als sie näherkamen, vor mir herlaufen, um ihnen ein herzliches Willkommen zu bieten. Selbst die groben Gestalten und Züge einiger Arbeiter hatten, als sie auf der Straße vorübergingen, einen inneren Glanz für mich.«

Mit der Veränderung im Menschen wechselte auch Ton und Charakter seiner Gedichte. Gefüllt bis zum Rande mit der Liebe zu Gott und dieser Welt als dem sichtbaren Ausdruck der Liebe Gottes fühlte er nichts, schrie er nichts, was nicht von dem göttlichen Liebesgedanken des geistigen Lebens und von der ewigen Schönheit und Herrlichkeit der Natur völlig durchdrungen war. Die Sonne, der Mond, die Sterne am Himmel und die Bäume und Blumen auf Erden redeten eine Sprache der Liebe zum höchsten Wesen, dessen Hände Werk sie waren.

Hier folgen zwei seiner geistlichen Gedichte. Im ersten wendet er sich an Gott als Wanderer:

In des Regenmonats tiefem Schatten
Wanderst du hin mit geheimen Schritten,
Wie die schwarze Nacht in tiefem Schweigen
Und entziehst dich allen, die da wachen.

Unbekümmert ob der lauten Rufe,
Die vom Ostwind so beharrlich kommen,
Hält der Morgen heut das Aug' geschlossen,
Und ein dichter Schleier zieht sich über
Den stets wachenden tiefblauen Himmel.

In den Wäldern schweigen alle Lieder,
Jedes Haus hält fest die Tür geschlossen,
Einsam wanderst du die leere Straße.
O mein einz'ger Freund und mein Geliebter,
Offen stehn die Tore meines Hauses:
Gehe nicht vorüber wie im Traum!

Im zweiten Gedicht verweilt er bei den Geheimnissen der letzten Heimat der Seele:

Du bist der Himmel und bist auch das Nest!
Wie schön! Dort in dem Nest ist's deine Liebe,
Die unermesslich gütig, jede Seele
Mit Farben, Klängen, Düften reich umgibt.
Dort kommt der Morgen mit dem goldnen Korbe
In seiner Hand; er trägt der Schönheit Kranz,
Um schweigend diese Erde zu bekränzen.
Und dort auch bricht auf unbetret'nen Pfaden
Der Abend über die einsamen Wiesen,
Von Herden jetzt verlassen, still herein.

Dort, wo der Himmel sich unendlich weitet,
Um die beschwingte Seele aufzunehmen,
Dort herrscht nur fadenloser weißer Glanz,
Und dort gibt es auch weder Tag noch Nacht,
Nicht Farbe noch Gestalt, und nie ein Wort.

Tagores Volkslieder werden überall gesungen. Wenn am Morgen bei Sonnenaufgang Strahlen flüssigen Goldes hervorbrehen, hören wir seine Lieder in den Badghats und von Sankirtan-Gesellschaften, die in den Straßen umherziehen, um die Leute aus dem Schlafe zu wecken, damit sie theilnehmen an der heiligen Handlung, Gott und das Mutterland zu ehren. Zur brennenden Mittagszeit, wenn die Schafhirten unter dem Schatten des Feigenbaumes auf einsamen maidans König spielen, singen sie sich, den Vögeln auf den Bäumen und dem Vieh auf dem Felde dieselben Lieder. Und weiter, wenn die indische Landschaft sich im hochroten Sprühregen der untergehenden Sonne badet, wenn die Schiffer nach dem Fluß hinuntergehen oder die Landleute in Scharen

Es gibt Kritiker, die behaupten, Rabin-
dranaths Volkslieder seien zu sanft, zu wei-
bisch, um den gegenwärtigen Bedürfnissen
Indiens angemessen zu sein. Es ist richtig,
daß er nicht das Feuer des Hem Chandra
Bhandopabdhya noch die männliche Kraft des
Rabin Chandra Sen besitzt. Es ist auch
wahr, daß er sich an die zarteren Gemüths-
bewegungen wendet.

Unaufhörlich vertritt er die Sache Indiens auf hundert verschiedene Weisen und immer in einem unnachahmbaren Stil. So weicht er sich dem Mutterlande in dem Liebe:

Dann an einer andern Stelle tadelte er das Mutterland:

O Mutter, sollst du wirklich deine Kinder
Als Bettler an die Thür der Fremden schiden,
Die doch, wenn sie den Bettelstab erblicken,
Anfangen sie zu hassen und mit Steinen
Auf sie zu werfen in Verachtung? Sage, Mutter!

Weiter aber tröstet er es mit den Worten:

Nichts kannst du von deinen Kindern hoffen,
Mutter; denn sie werden dir nichts geben,
Obwohl du in deiner großen Liebe
Ihnen alles gibst, was du besitzest:
Luft und Wasser, Korn, Kultur und Bildung:
O vergib den undankbaren Kindern,
Die so viel versprechen und beim nächsten
Atemzug schon ihr Gelöbnis brechen.

Als die jungen Patrioten sich von allen
Seiten verlassen fanden, als ihre Freunde,
Verwandten, ach selbst ihre eignen Eltern sie
wegen des Verbrechens des Patriotismus
nicht mehr als Angehörige anerkennen woll-
ten, fanden sie eine Quelle der Begeisterung
in dem Liede »Folget dem Lichtstrahl«:

Antwortet niemand mehr auf euren Ruf,
Folget dem Pfad dann allein, ganz allein!
Fürchtet sich jeder, mit euch nur zu reden,
Erzählt euch selbst eure Leidensgeschichte!
Sollten sich alle auch gegen euch wenden,
Achtet sie nicht: doch zertreten die Dornen,
Babet die Füße mit eigenem Blute
Und gehet selbst unbeachtet vorbei!
Habt ihr in stürmischer Nacht keine Seele,
Die euch das Licht hält, und sind alle Türen
Vor euch verschlossen — ihr sollt nicht verzagen:
Seid Patrioten voll Mut und entschlossen!
Nehmt eine Rippe schnell aus eurer Seite,
Zündet sie an an dem Lichte des Blüthes;
Dann folget dem Lichtstrahl, ja, folget dem Strahl!

Liebe, Schwung, Ermutigung und der Geist
der Aufopferung beseelen Tagores patrio-
tische Gedichte; aber in ihnen ist auch nicht
eine Andeutung von Zorn, Eifersucht und
Haß gegen jemand in der Welt. Das ist es,
was ihn kennzeichnet als Vertreter der über
die ganze Erde verbreiteten Humanität. Sein
Universalismus hat den höchsten Grad der
Vollkommenheit erreicht. Er, als ein Idealist
des zwanzigsten Jahrhunderts, glaubt an die
Einheit des Menschengeschlechts — eine Ein-
heit in der Reichhaltigkeit seiner Verschieden-
heit. Er hält mit Goldwin Smith an der
Ansicht fest, »daß die Humanität stärker als
alle Völker sei«. Er meint, daß, wie die
Aufgabe der Rose in der Entfaltung der
Blumenblätter liegt, so sei auch die Rose der
Humanität nur vollkommen, wenn die ver-
schiedensten Rassen und Völker ihre gänz-
lich verschiedenen eigentümlichen Eigenschaf-
ten entfaltet haben, die aber alle auf dem
Stamme der Humanität durch das Band der
Liebe befestigt sind.

Das ist der Grund, warum er glaubt, daß
der Osten und der Westen ihr besonderes

Leben zu führen und ihre besonderen Auf-
gaben zu erfüllen haben, aber ihr Endziel ist
dasselbe. — Darum sprach er auf dem ihm
zu Ehren gegebenen Bankett, das die füh-
renden Geister Großbritanniens und Irlands
versammelte: »Ich habe gelernt, daß wir,
obwohl unsre Sprachen verschieden und unsre
Sitten ungleichartig sind, im Grunde unsers
Herzens eins sind. Die Monjunwolken, die
sich an den Ufern des Nils bilden, befruchten
die weit entfernten Gestade des Ganges; Ge-
danken müssen von den östlichen zu den west-
lichen Küsten hinübergehen, um ein Will-
kommen in Menschenherzen zu finden und
ihre Hoffnung zu erfüllen. Ost ist Ost, und
West ist West — Gott verhüte, daß es anders
kommen sollte —, aber die beiden müssen sich
in Freundschaft, Frieden und gegenseitigem
Verständnis berühren; ihre Begegnung wird
wegen ihrer Verschiedenheiten nur um so
fruchtbarer sein — sie muß beide zur heiligen
Ehe vor den gemeinsamen Altar der huma-
nität führen.«

Die Geschichte seiner Liebe zur Welt, zum
großen und kleinen, zu arm und reich, zeich-
net am besten eins seiner Gedichte:

Menschlicher Wesen Myriaden,
Die diesen Erdball bewohnen,
Kommen zu mir in das Herz,
Wahrhafte Freude zu finden
In gegenseit'ger Gesellschaft.
Liebende treten dort ein,
Bliden einander ins Auge;
Kinderchen stehen und lächeln,
Fröhlich erglänzen die Wangen.
Voll ist mein Herz bis zum Rande,
Voll von erhabener Freude,
Und ich gewahre auf Erden
Nicht eine einzige Seele.
Kann es wohl anders auch sein,
Da in mein Herz alle Seelen
Eintraten, Wohnung zu nehmen?

Ähnlich in dem Gedicht »Das Kleine«:

Wer anders, Sonne, als der Himmel kann dein
Bild festhalten?
Ich träum' von dir; doch dir zu dienen kann ich
nimmer hoffen!

Es weinte der Taupfropfen, und er sagte:
Ich bin zu klein, dich aufzunehmen, große Frau,
Und daher ist mein Leben nur ganz Tränen.

Obwohl den grenzenlosen Himmel ich erleuchte,
Kann ich mich doch auch einem winz'gen Tau-
tropfen hingeben,

So sprach die Sonne, und sie lächelte.

Ich will ein bißchen Glanz sein und dich füllen,
Dein kleines Leben wird so ein lächelndes Rund sein!

In seinem Gedicht »Die unendliche Liebe« schlägt Tagore, der in seiner Dichtkunst erhabene Schönheit und geistige Inbrunst verbindet, den herrschenden Ton seines Lebens und Wertes an, von denen jedes von der hohen Philosophie und den bereichenden Naturschönheiten Indiens gewaltig beeinflusst worden ist. Das Gedicht lautet nach der (englischen) Übersetzung des Dichters:

Ich hab' dich stets geliebt in hundert Formen,
In jedem Lebensalter nach dem andern,
In jeder Frucht, die ihren Ursprung fand.
Der Lieder Kette, die mein liebend Herz
Gewoben, nimmst du gnädig um den Hals,
In jedem Lebensalter nach dem andern,
In jeder Frucht, die ihren Ursprung fand.

Horch' ich den Sagen der Vergangenheit,
Den Liebeschmerzen weit entfernter Zeiten,
Wie man sich ehemals traf und Abschied nahm,
Dann seh' ich deine Lichtgestalt durch dunkle
Trübheit der Ewigkeit strahlend hinschreiten,
Erscheinend wie ein ewig heller Stern
In der Erinnerung des Welten-All.

Wir beide trieben auf dem Doppelfstrom
Der Liebe, die hervorquillt aus dem Herzen,
Dem innersten, der Ursprungslosigkeit.
Wir beide spielten in dem Liebesleben
Myriaden Seelen, in der tränenvollen
Und sorgenvollen Einsamkeit des Leibes,
In ungeheurer Scheu holder Verbindung,
In alter Lieb', die ewig sich erneuert.

Die immer roll'nde Flut der ew'gen Liebe
Hat endlich ihren letzten Weg gefunden.
Des Herzens Freuden, Leiden, Sehnen, Hoffen;
Erinnerungen an die Augenblicke
Des Herzens und der sinnlichen Verjüngung;
Der Dichter Liebeslieder aller Zonen
Und Zeiten sind von überall gekommen
Und haben sich zu einer großen Liebe
Zu beinen Füßen vollständig gesammelt.

Wie sonnig und freudeburchglüht ist doch
das Loblied des Lichtes, ein fassungsloses
Stammeln voll demütiger Ergriffenheit, wo
dem Sänger die Augen übergehen und die
Pulse jagen; der »Sonnengesang« des Bengalen,
der damit untertaucht in den Tiefen
der Weltseele, deren Berührung er aus dem
Leuchten empfangen hat:

Licht, mein leuchtendes Licht!
Welterfüllendes Licht, das mir das Auge küßt!
Herzerguidendes Licht!

Ah, Liebste, es tanzt in den innersten
Tiefen meines Lebens, das strahlende Licht;
Das Licht rührt, Liebste, meiner Liebe Saiten.
Der Himmel tut sich auf, der Wind wird wild,
Und über diese Erde tanzt ein Freudelachen.

Im Meer des Lichtes spreizen Schmetterlinge
Die farbenprächt'gen Flügel aus:

Jasmin und Lilien sprießen in die Höhe,
Um überm Ramm der Lichtwogen zu duften.
Wie Goldstaub über jeder Wolke liegt das Licht,
Es schüttelt Edelsteine aus vom Himmel, Liebste.
Von Blatt zu Blatt, o Liebste, träufelt Frohsinn

Und Freuderauschen ohne Maß. Des Himmels
Lichtflut

Ist über seine Ufer ausgetreten,
Und über alle Lande geht der Freubestrom!

Schwärmerisch gibt sich Tagore dem
Schöpfergeist hin, demgegenüber er jedoch
nie seine demütige Unterordnung vergißt.
Es hat etwas Rührendes, wie er schwankt
und dann doch ganz auf Gottes Seite tritt:

Du bist der Bruder mir
Von meinen Brüdern all.
Doch ihrer acht' ich nicht;
Mit ihnen teil' ich nicht,
Was ich geerntet hab':
Mit dir nur teil' ich alles!
In Freud und Leid steh' ich
Auf keines Menschen Seit':
Bei dir ist ganz mein Platz.
Ich schaudere davor,
Aufs Leben zu verzichten,
Und doch stürz' ich mich nicht
Ins weite Meer des Lebens,
Das immer froh erbraut.

Seinem Gott weicht er ergriffen Dank, als
der Reichtum ihn überschüttet, der aus der
Berührung seiner Seele mit dem Göttlichen
entstand. Vor allem die unverfälschte
Schöpferkraft und schenkende Gnade empfindet er:

Unendlich schufst du mich — nach deines Willens Freude.

Dieses gebrechliche Gefäß, das wieder
Und wieder sich geleert hat, fülltest du
Mit frischen Lebenskräften immer neu.
Diese kleine Rohrflöte trugst du
Weit über Berg und Tal und bliesest auf ihr
Ewig neue sel'ge Melodien.

Als deine ew'gen Hände
Mein kleines Herz rührten,
Verlor's in Freudentaumeln
All seine Endlichkeiten,
Auf daß unaussprechbare
Klänge ihm dann ertönten.

Auf meinen kleinen schwachen Händen kommen
Zu mir nur deine grenzenlosen Gaben.
Jahrhunderte vergehen. Immer noch
Quillt von dir reicher Segen; immer noch
Ist Raum, um deine Fülle zu empfangen.

Pilgerfahrt

Von Hans Schmidt-Reschner

Das waren die Haimonskinder, die lebten in Acht und Bann,
Weil sie Herrn Karl getrohet. Das war nicht wohlgetan.
»Ihr Brüder, ich muß sterben, seh' ich die Mutter nicht!
Eh' laßt uns ganz verderben — nur schaun ihr Angesicht!«

Also sprach Rede Reinold. Da nahmen sie Pilgerkleid
Und zogen nach Pierlamonte, das war des Weges weit.
Das Tor war wohlverschlossen. »Wir kommen vom heiligen Grab!
Gönn' Herberg, alter Wächter!« — Doch der zur Antwort gab:

»Herr Haimon hat geschworen dem König Karl den Eid,
Die Söhne will er ihm fangen, und brächt's ihm selber Leid.
Ihr aber im Pilgerrode gleicht unsern Herren aufs Haar!« —
»Wir wissen nicht von den Reden. Gott helf' ihnen aus Gefahr!«

Da war das Tor geöffnet. Im Saal Frau Aya saß,
Vier Pilger sah sie grüßen, da sie des Grams genas:
Vier Pilger in grauen Röden, darunter der Harnisch klang!
»Mein Gatte Haimon, biete den Müden guten Empfang!«

Es eilten Schenk und Köche und trugen Trank und Speiß',
Die Fremden aßen unmäßig. So zeigten sie Herrenweiß'.
Und wenn sie die Becher leerten, dann lachte Frau Aya Herz,
Und wenn sie zu ihr schauten, dann sah sie niederwärts.

Nun tat der Rede Reinold wohl gar einen schweren Trunk,
Dann ist er aufgestanden: »Der Lüge ist genug!
Seid uns begrüßt, Frau Mutter! Wir mußten euch einmal sehn!
Wir lachen König Karols!« — »Zu Leid ist's mir geschehn,«

Sprach ärgerlich Herr Haimon und griff zu Schwert und Speiß',
»Ich hab's Herrn Karl geschworen — bring' euch ihm nach Paris!«
Da gab's ein großes Stechen. Es floß das rote Blut.
Viel Schilde täten brechen. Der Mutter bangte der Mut.

»Das habt Ihr schlecht geschworen, Herr Vater, meiner Ehr'!«
Es griff ihn Rede Reinold und nahm ihm seine Wehr
Und band ihm Füß' und Hände und seht' ihn auf ein Ross,
Ihn König Karl zu senden wohl gen Paris aufs Schloß.

Herr Haimon selbst mußte lachen: »Ich tat nach meiner Kraft!
Wär' mir fürwahr nicht lieber, hätt' euch mein Speer gestraft!«
Frau Aya war so fröhlich: »Mit Gott, Herr, meldet nur,
Daß unsre starken Söhne noch stärker als euer Schwur!«

Da ritt er stracks von bannen, er durfte nicht verziehn.
Doch als er rückwärtschaute, da lagen sie auf den Knien
Und küßten der Mutter Hände und ihres Kleides Rand.
Das war, als hätten gehungert sie lange im fremden Land.

»Nun ehrt uns, teure Herrin, und bringt uns Wein und Brot!«
So viel die Helden da tranken: sie lagen drei Tage für tot.
»Abe, abe, Frau Mutter! Nun mag es fürder gehn,
Nun ist der Bann zu tragen: wir haben Euch gesehn!«



Rudolf von Alt: Markusplatz in Venedig

Gedächtnisausstellung, Sezession

Die bildenden Künste

Das Wiener Kunstjahr. Von Arthur Roessler

An die Ausstellungen, von denen ich in meinem letzten Bericht sprach, schloß sich als erste große Veranstaltung eine »Ausstellung für kirchliche Kunst« im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie an. Mit Pomp und unter Orgelgedröhn ward sie vom Kardinal-Fürsterbischof von Wien feierlich eröffnet. Um so bescheidener wirkte die dem Katalog vorangesezte Einleitung und das als besonderes Heft ausgegebene »Geleitwort«. Gleich der erste Satz der Katalogeinleitung beklagte, daß sich im Verlauf



Rudolf von Alt: Baron Merode
Gedächtnisausstellung, Sezession

der letzten Generation auch in der kirchlichen Kunst eine bedauerliche Entfremdung zwischen den Bestellern und den Ausführenden geltend gemacht habe, und die Klage wird auf der ersten Seite des »Geleitwortes« wiederholt: »Seit langem ist ja schon die Erkenntnis gereift, daß mehr noch als die übrige Kunst gerade die kirchliche an der Entfremdung der Besteller und der ausführenden Kräfte leide.« Die Schuld an dieser — im Interesse der Künstler von jedermann zu bedauern — Entfremdung wird von dem an-

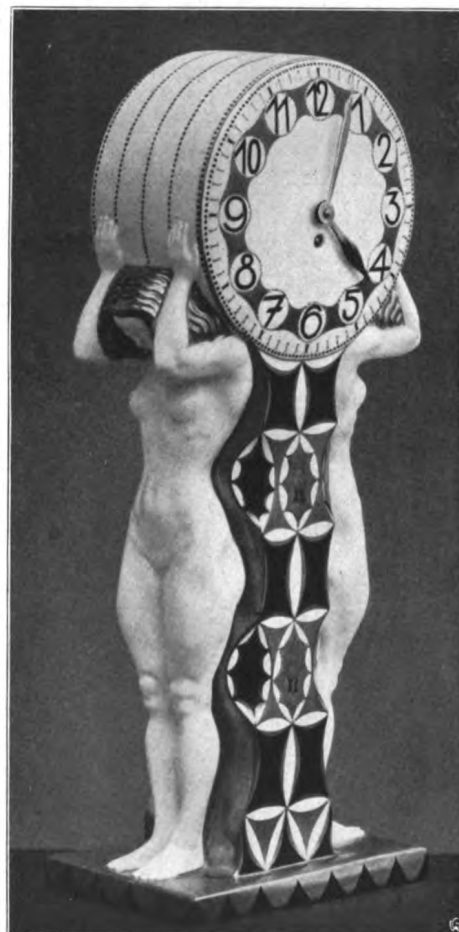


R. Klaus: Prinzessin und Page. Farbige Keramik
Ausstellung im k. k. Museum für Kunst und Industrie

onymen Verfasser unverblümt dem Klerus beigemessen, dem unter anderm »Mangel an verständnisvoller Beschäftigung mit den Werken der Kunst«, »Erlahmen der inneren Teilnahme am Entstehen des Werkes«, Vernachlässigung pflichtgemäßer Obforge und dergleichen mehr zum Vorwurf gemacht wird. Soweit richtig und gut; nun aber »hofft man, die künstlerischen Kreise, die durch die Seltenheit der Beschäftigung mit kirchlichen Aufgaben diesen vielfach nicht mit genügendem Verständnis für die besonderen Forderungen gegenüberstehen, und die Kreise des Klerus, die von der Möglichkeit einer guten kirchlichen Kunst auch in unsern Tagen nicht immer die richtige Vorstellung haben, auf diesem Wege (das heißt durch die Ausstellung) einander wieder näherzubringen«.

Diese Hoffnung scheint mir trügerisch zu sein, weil ihre Voraussetzung irrig ist. Nicht der Mangel an Aufträgen allein kann das Fehlen einer guten modernen Kunst kirchlicher

Art verursacht haben, vielmehr müssen neben diesem herb-materialistischen Grunde, dem eine gewisse Wirkung allerdings zukommt, noch andre Gründe mehr geistiger Natur teilhaben an der Fruchtlosigkeit auf dem Gebiete neuer kirchlicher Kunst. Es hieße die Künstler in verächtlicher Weise geringschätzen, wollte man von ihnen behaupten, daß sie in ihrer künstlerischen Wesensart von Bestellungen abhängig seien; daß sie, die vordem wegen mangelnder Bestellungen keine Werke kirchlicher Kunst schufen, nach erfolgter Bestellung sofort das Gewünschte in voller Güte hervorbringen würden. So materiell-äußerlich darf man sich wahrhaftes Kunstschaffen denn doch nicht denken, zumal dann nicht, wenn ihm religiöses Wesen zu eigen sein soll. Der echte Künstler schafft ja auch sonst nicht gerade das, was man von ihm begehrt, son-



R. Klaus: Uhrträgerinnen. Farbige Keramik
Ausstellung im k. k. Museum für Kunst und Industrie



Teresa Feodorowna Ries: Die Weberei. Marmor
Wiener Börse

bern das, was zu schaffen er berufen ist, was er schaffen muß. Die Beweise hierfür liefert die Kunstgeschichte zu Hunderten. Wenn also die Künstler unsrer Zeit nicht mehr so wie die Künstler früherer Zeiten in der kirchlichen Kunst tätig sind, so geschieht dies nicht nur aus Mangel an Aufträgen, sondern weil ihre innere Stellung zur Kirche wesentlich anders. Denn es wäre falsch, zu glauben, daß die Künstler der Gotik, der Renaissance und des Barocks hauptsächlich deshalb bedeutende Werke kirchlichen Charakters hervorbrachten, weil sie mit den entsprechenden Aufgaben betraut wurden. Die Künstler der Gotik und der nachfolgenden großen Stilepochen schufen ihre Hauptwerke nicht so sehr im Dienste der Kirche, wie man glauben machen will, als vielmehr für die Kirche aus ihrem persönlich reichen religiösen Empfinden heraus, das dazumal eben noch allgemeiner, daher auch lebendiger war. Gottsucher gibt es nun auch unter den modernen Künstlern, aber sie suchen die Wege zu ihm ohne kirchliche Wegweiser, und so mancher, der nie ein kirchliches Bild malte, hat viele wahrhaft religiöse gemalt.

Da, wo es sich nicht wie in der Malerei und Bildhauerei um höchsten Gefühlsaus-

druck, sondern wie in der angewandten Kunst um Geschmack, Stilgefühl, Zweckmäßigkeit, Materialschönheit, also um mehr oder minder auf verstandesmäßigem Wege erreichbare künstlerische Werte handelt, können Aufträge zur bedeutenden Steigerung der Qualitätsarbeit Veranlassung geben. Beweise dafür enthielt diese Ausstellung, gelang es ihr doch, wirkungsvoll zu veranschaulichen, daß die viel verlästerte »Moderne«, sofern ihr Betätigungsgelegenheiten geboten werden, wenigstens das, was kunstgewerblicher Art in der Kirche ist und was meistens künstlerisch völlig minderwertig war, wenn es sich nicht just um vereinzelte Stücke von alter Herkunft handelte, schön gestalten kann. Die Urheber der besten Arbeiten dieser Art sind die Architekten A. O. Holub, der einen in Metall getriebenen Altar ausstellte, und der Maler Leopold Forstner, von dem ein schönes Mosaik einige prächtige Kelche und dergleichen Ritualgefäße zu sehen waren.

Die nächste Kunstschau von Bedeutung



Franz Zelezny: »Kalt«. Vergoldete Holzstatuette
Österreichischer Künstlerbund

war die Herbstausstellung des Künstlerhauses mit Kollektionen von Prof. Ludwig Dill und Prof. Friedrich Ohmann. Dills Kollektion beherrschte sie. Des an dieser Stelle schon wiederholt gewürdigten Meisters Malkunst ist mit Kammermusik vergleichbar. Sie ist intim, melodisch, träumerisch, Stimmungskunst wie ein Lied, eine Sonate; sie paßt nicht, sie will erfaßt werden. Dill hat eine neue Provinz für die Landschaftsmalerei entdeckt. Er hat uns davon überzeugt, daß der Unterschied zwischen Landschaft und Landschaft klein ist gegenüber dem Unterschied zwischen Betrachter und Betrachteter, und er hat uns wieder Ehrfurcht gelehrt vor der Kraft schöpferischer Persönlichkeit. Daß sich neben dieses Meisters wundervollen Gemälden, wenn auch in gebührendem Abstand, die Arbeiten einzelner Wiener Landschaftler noch sehen lassen konnten, ohne völlig ihre Bedeutung zu verlieren, empfand man sehr angenehm. Die nieder-

österreichischen Landschaften von Th. Leitner, H. Tomec, G. A. Hehl, K. L. Prinz und K. F. Gjur, K. Scholz, K. Kopalik, D. Grill, E. Baschny, A. Schwarz und Eduard Zetsche, um nur einige Namen zu nennen, verhielten sich zu Dills Gemälden wie Volksmusik zur Kammermusik.

Die folgende Ausstellung des Künstlerhauses war dem Gedächtnis Karl Rahls und Josef Haglwanders gewidmet. Es handelte sich dabei um zwei Jahrhundertfeiern einstmaliger Mitglieder der Künstlergenossenschaft. Rahl war, wie Speidel sagte, dem hier nicht widersprochen sein soll, ein geborener Historienmaler, dem nur Gegenstände, welche die Entfaltung einer großen, reichen Formenwelt gestatteten, künstlerischen Anteil abgewannen. Bildnis, Genre und Landschaft waren für Rahl nur insoweit vorhanden, als sie sich durch stilhafte Behandlung der Historie näherten. Und doch sind es heute seine mit Kraft und Temperament aus

einer farbensatten Palette hervorgeholten Bildnisse, denen wir den Vorzug vor seinen schemenhaften Karton- und farbigen Grieskompositionen geben. Daß Rahl trotzdem auf dem Gebiete der monumental-dekorativen Komposition ein »Kerl« war, erfinderisch und sinnreich im Entwurf vielförmig bewegter Zyklen, versteht sich von selbst. Interessanter für uns heutige war die Beobachtung der Tatsache, daß sich Rahl in manchen seiner farbigen Entwürfe ganz auffällig als Verwandter von Delacroix erweist. Interessant war ferner, wahrzunehmen, wie sehr Mafart und Feuerbach in einigen Werken Rahls vorbereitet erscheinen. Rahl war ein Vorläufer. Er erreichte sein Ziel nicht; aber auf den Wegen, die er wies, sieht man heute noch einzelne strebend weitererschreiten.

Ihm im Leben bis zum Tode in treuer Freundschaft innig verbunden, aber anderer



Erwin Pendl: Kirche in Weissenkirchen. Aquarell
Österreichischer Künstlerbund



Viktor Mytteis: Burgruine

Österreichischer Künstlerbund

Artung, war Josef Haglwander. Anschmiegsam, vielseitig und handwerklich geschickt, führte er (7. August 1812 bis 3. August 1878) zahlreiche Ölgemälde, Bildnisse, Genrebilder und Historiengemälde, Aquarelle und Zeichnungen, Entwürfe für Stahlstich, Lithographie und Holzschnitt aus. Keine eigenartig starke, sondern anmutig anpassungsfähige Begabung, die, ohne jemals bis an die Grenze des Plagiats zu gehen, das von schöpferischen Naturen Errungene sich anzu eignen und zu verwerten wußte, schuf Haglwander, namentlich dann, wenn es sich um Gelegenheitsarbeiten handelte, mitunter höchst gefällige Bilder und Bildchen. Er verfügte über ein gutes Gedächtnis für Erscheinungsformen, das er durch genaues, emsiges Naturstudium noch stärkte. Zeit seines Lebens stand er — und es muß anerkennend betont werden: neiblos! — im Schatten seines großen Freundes Rahl, und er wird wohl auch nur als dessen Schattenfigur in die Kunstgeschichte und das Bewußtsein der Nachwelt Eingang finden.

Auch die Sezession sah sich zur Veranstaltung einer Gedächtnisausstellung

veranlaßt. Es galt den hundertsten Geburtstag Rudolf von Alts, ihres verstorbenen Ehrenpräsidenten, würdig zu feiern. Obwohl aus der schier unübersehbaren Fülle seines Lebenswerkes in flug gewollter Beschränkung nur zweihundert und etliche Arbeiten sorgfältig ausgewählt worden waren, spiegelte sich in dieser verhältnismäßig kleinen Anzahl Altscher Arbeiten doch der ganze große Meister. Der von mir in diesen Blättern veröffentlichte Aufsatz über den Altwiener Großmeister (Oktober 1908) macht es unnötig, nochmals ausführlich über ihn und seine Kunst zu sprechen.

An die Gedächtnisausstellung für Alt reihte sich die dritte Ausstellung der Frauensezession. 1909 gegründet, trat die Vereinigung bildender Künstlerinnen Österreichs mit einer großen retrospektiven Bilderschau unter dem Titel »Die Kunst der Frau« zuerst 1910 in den Räumen der Sezession vor die Öffentlichkeit. 1911 nahm sie für ihre zweite Ausstellung die Gastfreundschaft des Hagenbundes in Anspruch. Im dritten Jahre ihres Bestandes lud sie bereits die Besucher in das eigne Heim. Dies spricht

für organisatorische Tüchtigkeit, materielle Erstarkung und Teilnahme der Wiener Kunstfreunde, also für einen vollen Erfolg, der um so höher zu werten ist, als außer den ortsüblichen Schwierigkeiten, unter denen die schon lange bestehenden Künstlervereinigungen zu leiden haben, in diesem besonderen Falle auch noch das tiefwurzelnde Mißtrauen gegenüber den bildnerischen Fähigkeiten der Frau überwunden werden mußte. Die Tatsache dieser Ausstellung im eignen Heim beweist, daß die Frauensektion nunmehr zu einem Faktor im Wiener Kunstleben geworden ist, mit dem man ernsthaft wird rechnen müssen. Die meisten der Frauen, aus denen sich die Vereinigung zusammensetzt, betreiben die Kunst nicht bloß spielerisch als Zeitvertreib für müßige Stunden, gleichsam als Ersatz für früher modisch gewesene weibliche Handarbeiten, sondern durchaus ernsthaft in strenger Selbstzucht als frei gewählten Beruf. Daß dabei von Männern Geschaffenes als vorbildlich übernommen und mit mehr oder minder feinem Geschmacl und Geschick verwertet erscheint, braucht daher nicht als störend empfunden zu werden. Von den Künstlerinnen, die sich durch ihre Arbeit Beachtung errangen, seien genannt: Johanna

Freund, Grete Wieden-Beit, Helene Buchta, Elisabeth Laske, Ilse von Twardowska-Conrat, Olga Wiesinger-Florian, Lili Göbl-Brandhuber, Elfriede von Coltelli, Baronin Helene Krauß, Therese von Mor, Feodorowna Ries, Emilie von Hallavanya, Friederike von Koch und Editha Knapp-Granström.

Dank der mit Strenge und Geschmacl ausgeübten Aufnahmejury war auch die Herbstausstellung des Albrecht-Dürer-Bundes recht hübsch. Unter den vielen handwerklich fast durchweg tüchtigen Arbeiten sah man Leistungen, die als kunstwertig bezeichnet zu werden verdienen. Zu diesen zählen die kräftigen Kohlezeichnungen von Karl Höfner, die Plastiken von Arthur Winder und Franz Sautner, die farbigen Radierungen von Hugo Schubert und die Farbstiftzeichnungen von Grabwinkler d. A. Bei der Auswahl von 113 Stücken — aus der Menge von mehr als 600 eingesendeten — wurde erfreulicherweise unparteiisch vorgegangen, so daß nicht eine bestimmte »Richtung« bevorzugt erschien, sondern lediglich die Güte der Arbeit an sich, auf die allein es ja auch nur ankommt. Denn man sollte sicherlich weniger zwischen alter und neuer



Felix Albrecht Harta: Volkszene in Brügge

Sejffert



Grete Wolf: Bäume am Waldrand

Sejession

Kunst als zwischen dem, was nur wie Kunst aussieht, und echter Kunst unterscheiden.

Als unechte Kunst wurde in Wien die der Futuristen empfunden. Aber Paris und Berlin war die Kunde von einer Gruppe italienischer Maler zu uns gebrungen, die die fanatisch kühnsten aller bisherigen Kunstneuerer sein sollten. So etwas, wie die Malereien der Futuristen, wäre trotz Ben Afiba noch nie dagewesen, hieß es in den Berichten, und bald darauf wurde uns auch der Wortlaut des »Manifestes des Futurismus« mitgeteilt. Darin stand u. a.: »Wir wollen die Liebe zur Gefahr singen, die gewohnheitsmäßige Energie und die Tollkühnheit. Die Hauptelemente unsrer Kunst werden der Mut, die Kühnheit und die Empörung sein. Wie die Literatur bisher die nachdenkliche Unbeweglichkeit, die Ekstase, den Schummer gepriesen hat, so wollen wir die aggressive Bewegung, die fiebrige Schlaflosigkeit, den gymnastischen Schritt, den gefährvollen Sprung, die Ohrfeige und den Faustschlag preisen. Wir wollen den Krieg preisen — diese einzige Hygiene der Welt —,

den Militarismus, den Patriotismus, die zerstörende Geste der Anarchisten, die schönen Gedanken, die töten, und die Verachtung des Weibes. Wir wollen die Museen, die Bibliotheken zerstören usw. usw.« An großsprecherisch zum Ausdruck gebrachtem Willen mangelt es den Futuristen wahrlich nicht; zu sehen, wie sie ihr revolutionäres Willen in die Tat umsetzen, konnte also interessieren — was sah man aber nun? Vierundzwanzig bemalte Leinwände, die gar nicht tollkühn, aggressiv, revolutionär, »noch nie dagewesen« wirkten, sondern malerisch unzulänglich, kunstgewerblich spielerisch. Enttäuscht stand man davor: das also sollen die »töblichen Linien- und Farbenschläge«, die »unerhört kühnen, mit heftigen Stößen vernichtend geschleuderten Bomben« sein, mit denen »von ihrem Talent beraubte Jünglinge« ungestüm die »heimnisvollen Tore des Unmöglichen brechen«, die alte Welt untergraben wollen? Das? Wirklich nur das? Diese ach so dilettantischen Pinselereien? Diese Malereien sollten eine Welt umstürzen, höchst gefährlich sein? Getrost, die Schauer, die diese

Malereien ausströmen, schrecken selbst Hühner nicht! Empfände man diese Erkenntnis nicht beschämend, würde man sie gern in ein schallendes Gelächter wickeln. Man hatte sich im laulichen Wien ja darauf gestreut, einer wirklich wilden, tollmutigen Jugend, einer kraftvollen und begabungsreichen zu begegnen, mochte es auch nur in wildwirren Auslassungen geringen Kunstgrades sein — einer Jugend, die ihr Leben nicht fürsorglich einbalsamiert, um davon später nach Bedarf laugend zu geben, einer Jugend, die sich verschwenderisch ausgibt, die von ihrer Fülle verschwenderisch ausgeben kann — und wie fand man sich enttäuscht!

Einen künstlerischen Genuß bereitete die im »Volksheim« veranstaltete Bildnisausstellung. Die Liebe hat die Kunst geschaffen. Es erzählt die Legende: Ein Jüngling zeichnete den Schattenriß seiner Geliebten und damit das erste Porträt. Vom Menschen ging die bildende Kunst aus, zum Menschen kehrt sie immer wieder zurück. Die Malerei wird dekorativ, wird monumental, wird in neuer Zeit selbständig und erobert die Landschaft; aber stets ist es das Bildnis, in dem sie sich am bedeutendsten kundgibt. Für den Menschen ist das an Rätseln reichste Gebilde der Natur der Mensch; er ist daher dem rätselbeutenden Bildnismaler zugetan, erwartet von ihm, daß er mit seiner Kunst



Nora von Zumbusch: Knabenfigur. Keramik
Galerie Miethke

fremde Dinge über tiefe Schluchten zu uns herüberhebt, so daß uns Fernes auf einmal nahe ist und wir scheu davorstehen und seinen seltsamen Anhauch spüren. Keine Landschaftsdarstellung, keine Figurenkomposition vermag uns jemals so zu ergreifen, so zu erfreuen oder so zu erschüttern wie ein Menschenantlitz, das schön oder bedeutend ist. Wir lieben das zärtliche Lächeln auf anmutigen Gesichtern, die jung sind, sehen interessiert das graufige Grinsen der zu Graßen verquälten Anlitz und denken gern dem Leben nach, das die Dargestellten gelebt haben mögen. Uns bannet der Anblick eines von Lastern ganz zersessenen Gesichtes ebenso wie der Anblick eines selig schimmernden Mädchengesichtes, das noch den Duft der Liebesnacht im Haar trägt; uns bannet der Anblick der Leidenschaften, die zwischen dünnen Augenlidern verlangend auslugen, das dunkle Rot eines schmallinigen Mundes, der aus den fahlen Tönen nie geküßter Wangen glüht; uns bannet die in einem Augenblick der Erschlaffung gleich einem feinen Kreppgewebe gerunzelte Haut, die flächigen Gestaltungen der Hirngehäuse, die Faltenbrüche um Kinn und Ohr und die



Anton Romako: Mädchenbildnis
Galerie Miethke

mannigfach geformten Nasen. Uns bannt die malerische Darstellung des Menschen-ge-sichtes, weil sie eine Analyse und eine Synthese der leiblichen, geistigen und seelischen Eigenschaften eines Menschen zu sein vermag.

Die Betrachtung künstlerisch geschauter Menschen-ge-sichter aus der Zeit der Frührenaissance bis in unsere Tage vermittelte nun dankenswerterweise die Leitung der kunsthistorischen Abteilung der Bildungsanstalten des Volksheims. Das verständnisvolle Entgegenkommen der Wiener Privatsammler ermöglichte es, schöne Bildnisse erster Meister aus alter und neuer Zeit zu zeigen.

Die Ausstellung des Österreichischen Künstlerbundes, mit Kollektionen der Maler Mütteis,

Schaffran, Stoizner d. A., Karl Weiß und des Bildhauers Kirsch, enthielt diesmal keine Beweisstücke von den die bildende Kunst der Gegenwart bewegenden Kräften, keine Rundgebungen von seelischer Notwendigkeit oder kultureller Be-



Andreas Einberger: Inntaler Fischer

Sezession

deutsamkeit. Den verhältnismäßig nachhaltigsten Eindruck empfing man von den Landschaftsbildern Konstantin Stoizner d. A. (der jüngere Stoizner, seinem Vater auch noch anders als durch das Blut verwandt, stellt in der Sezession aus), der feierlich empfundene Naturstimmungen malerisch auszudrücken trachtet. Die Pathetik steigert sich in seinen Bildern tatsächlich zuweilen bis zur heroischen Ruhe, aber sein Gefühl für die Linie ist trivial, und man gewinnt keine zwingende Vorstellung davon, ob seine Anschauung von außen nach innen oder von innen nach außen arbeitet. Neben Stoizner verdient noch der Grazer Viktor Mütteis genannt zu werden, dem die Gabe der geschickten Verwertung übernommener Teilbeträge und schmiegsamer Technik zu eigen ist. Von kräftiger Geschlossenheit war, wie immer, der Bildhauer Franz Zelezny, der neben andern guten Plastiken die Bildnisbüsten der drei Dichter Uhland, Rosegger und Gerhart Hauptmann ausgestellt hatte. Gewiß, an Michelangelo oder Rodin ist bei Zelezny's Arbeiten nicht zu denken; aber er ist »selber einer« und kann uns deshalb lieber sein als die vielen unechten Michelangelos



Silde Exner: Gartenfigur

Galerie Miethke



Anton Hanak: Das Kind über dem Alltag
Preisgekrönte Brunnensplastik (Sezession)

und Robins. Man darf, um mit Cervantes zu reden, vom Ulmenbaum keine Birnen erwarten!

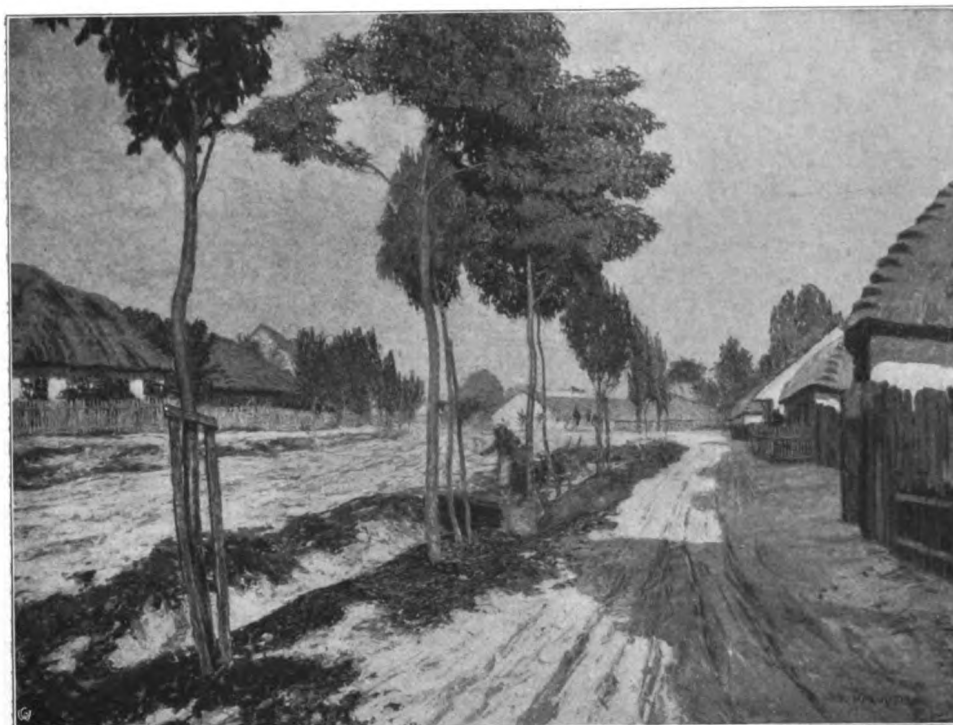
Ihre Arbeit im Jahre 1913 eröffnete die Sezession mit einer Ausstellung der jungen Künstlerchaft Österreichs. Diese Ausstellung war gar nicht turbulent, extravagant, wie man zu erwarten geneigt war, sondern ziemlich zahm; sie wirkte nicht wie ein illustrierender Durchschnitt durch die mannigfache Schichtung der jungen Künstlerchaft, aus der sich der künstlerische Nachwuchs für die Sezession ergeben soll, sondern wie eine erweiterte Schulausstellung der Akademie. Es war den handwerklich tüchtigen Strebsamen gegenüber den »wunderlichen Schwärmern« der Vorzug gegeben worden, und das war ein Fehler, denn der Streber will nur den »Erfolg«, einen Titel, ein Amt erreichen, der Schwärmer hingegen ein »Reich« erobern. Für jene, die sich doch lieber von einem Wolf als von einem Schaf fressen lassen wollen, war es daher erquicklich, den Arbeiten einiger Junger zu begnügen, die in ihrer Umgebung wie Kristalle im Gestein wirkten. Es waren dies Felix Albrecht Harta, ein Maler von großer Beweglichkeit, aber geringer Inbrunst, der listig

und geschickt genug ist, den Zufall für die Absicht auszumünzen. Er wirkte teilweise mit der Stärke anderer; das löste ihn aus seinem Recht. Nach ihm ist zu nennen Grete Wolf, ein kleines mutiges Mädchen, gar nicht zimperlich, gar nicht sentimental, sondern frisch, freudig, dem es gelingt, leichte Empfindungen an die Oberfläche zu heben, das aber dabei von der Gnade des Augenblicks abhängig ist, das heißt: das sich nicht durch Konzentration zu erzwingen vermag, was ihm die Impression nicht schenkte. Ferner: Heinrich Gollob, der Farben gut sieht, und Wilhelm Thöny, dessen Bildnisse studienhaft, fragmentarisch, aber tonschön wirken. Mit neun Bildern trat Fritz von Rabler hervor. Vor zehn Jahren etwa in München geradezu als »der kommende Mann« angesehen, hat dieser Maler, eine problematische Natur, nach einer Periode jahrelanger Brache neuerdings einen Aufschwung genommen, der Grund zur Hoffnung für ihn gibt. Zu den interessantesten Arbeiten, die in dieser Ausstellung zu sehen waren, gehörten die Bildnisse des Malers Leopold Gottlieb, der ein Meister in der künstlerischen



Jan Sturja: Eva. Bronze

Künstlerbund •Hagen•



Alois Kalvoda: Landschaft

Ausstellung slowakischer Künstler

Herausarbeitung des charakteristischen Ausdrucks im Anblick und in den Händen ist. Neben den manchmal bis an die Grenze der Karikatur geführten Porträten des Polen Gottlieb hingen zwei Landschaften des Wieners Egon Schiele, der ganz eingesponnen in Träumen dahinlebt, und auf den man in Wien so lange Steine werfen wird, bis dar-

aus ein Denkmal für ihn errichtet werden kann. Sonst waren noch beachtenswert die Arbeiten von E. Stella, H. Krause, R. Hirschhauser, Hans und Leo Frank, M. Jaticmovicz, G. Schütt, A. Stringa, Fides Karny, Helene Stein und Rudolf Krüger.

Unter den vielen kleineren Kollektivausstellungen einzelner, die im Laufe des Jahres



Jozs Uprka: Frühlingssonne

Ausstellung slowakischer Künstler

in den verschiedenen Ausstellungslokalen veranstaltet wurden, gewann die Kollektivausstellung von Karl Sterrer die Beachtung der in Wien für Kunst Interessierten. Eine problematische Natur, hatte Sterrer, als er die Malerschule verließ, die Wahl zwischen dem Naturalismus und dem Impressionismus, entschied sich aber für den Stil. Nicht für den malerischen, für den zeichnerischen Stil. Weil er mußte, weil das seinem Wesen gemäß war. Sterrer ist mehr Zeichner als Maler, und oft hat man den Eindruck, daß er das Material unrichtig anwendet, daß er malte, was er in Holz schneiden oder auf den Stein hätte zeichnen sollen. Er ist Poet, sehr deutsch, innerlich voller Figur, wie Dürer sagte. Ihm fällt viel ein, er hat Visionen, und vergnügt begnügt er sich damit, zu gestalten, was seine Einbildung ihm vorgegaukelt, ohne danach zu fragen, ob man gut-

heißen werde, was er macht und wie er es macht. Das Gegenständliche, das Ausgedrückte ist bei ihm, wenn nicht wichtiger, so doch stets ebenso wichtig wie der kunsttechnische Ausdruck. Er ist kein Artist. In seinen neuesten Arbeiten erweist sich Sterrer von dem Verlangen nach Monumentalität ergriffen. Als charakteristisches Beispiel seiner Kunst haben wir im Januarheft die »Heilige Familie« (Einschaltbild) gezeigt.

In der allmonatlich wechselnden Serie von Ausstellungen, die die Galerie Miehke veranstaltet, war die interessanteste die der Bilder von Anton Romako aus dem Besitze des Wiener Sammlers Dr. Oskar Reichel. »Romako Anton, Maler, geboren am 20. Oktober 1834 in Ahgersdorf bei Wien, gestorben am 8. März 1889 in Wien, Schüler der Wiener Akademie und von Rahl, ließ sich in Rom nieder, nachdem er auch in München

und Venedig studiert hatte. Von ihm: Louis XV., Schildwache, Sevillianerin (1851, Neue Pinakothek, München), Bildnisstudie (dieselbst), Sabiner Mädchen, Pio Rono, Ristori als Phädra, Romeo und Julia usw., Medaille 1863, 1872, Kreuz der Ehrenlegion 1882« — so lautet Romakos Biographie im Künstlerlexikon.

Dieses Künstlers abenteuerliche Erscheinung schwankt in ungewissen Umrissen hinter dem geheimnisvollen Schleier sagenhafter und anekdotischer Berichte, und die meisten seiner Bilder sind ver-



Štanta Uprka: Königsreiter

Ausstellung slowakischer Künstler



Adolf Raspar: Auf dem Felde

Ausstellung slowakischer Künstler

schollen. Der Gedanke an Komafos unsäglich trauriges Schicksal (es hier zu schildern, geht nicht an) martert und durchfaltet einem anfangs das Herz, und man möchte den Grimm wider seine Feinde nicht länger verhalten, besänne man sich nicht doch noch auf seinen Stolz, mit dem er allem Mitleid, aller Zutunlichkeit schroff wehrte. Man verzichtet auf die nachträgliche Abfertigung seiner Feinde, denn sie waren Unglückliche, die eigentlich Unglücklichen im traurigen Kampfe mit Komafos, weil sie vor seinen Werken ihre eigne Unfruchtbarkeit und voller Grausen das tägliche Verwesen in sich gespürt haben mußten. Sie haben nur den Menschen Komafos in den Tod treiben können, der Künstler Komafos steht in seinem Lebenswerk wieder auf und erzwingt sich von der Nachwelt den Ruhm, den ihm seine Mitwelt versagte. Vor Komafos Gemälden wird es einem deutlich, daß er sich in die entwicklungsgeschichtliche Reihe österreichischer Maler des 19. Jahrhunderts nicht einordnen läßt, daß er eine eigenwüchsige und

eigenwillige Persönlichkeit war, eigenartig bis an die Grenze des Grotesken. Die Reichelsche Kollektion enthält Arbeiten aus allen Schaffensperioden Komafos; sie ermöglicht eine lückenlose Begriffsbildung von der künstlerischen Bedeutung dieses seltsamen Menschen und Malers, der ein großer Visionär und schöpferischer Gestalter war.

Eine andre Ausstellung der Galerie Miethe dient wieder den Lebenden, und zwar dem Werke zweier Bildhauerinnen: Hilbe Erner und Nora von Zumbusch. Beide streben die Vereinfachung an, wie etwa Barlach, Maillol, Minne, weil es ihnen um die plastische Darstellung des konstruktiv Typischen der organischen Leiblichkeit zu tun ist. Das nähert sie dem Primitiven, Archaischen, ja manchmal dem »Barbarisch-Grotesken«, beschenkt sie aber auch wieder mit der Gnade des Gelingens. Die Plastiken der beiden Frauen sind oft gewagte Vorstellungsäußerungen, aber nie ohne geistigen und künstlerischen Gehalt; sie haben mit Ideenromantik nichts zu tun, sind rein plastische Gebilde.

In den Räumen ihres Ateliers im fürstlich Liechtensteinischen Sommerpalast hatte die Bildhauerin Teresa Teodorovna Ries zugunsten eines wohlthätigen Zweckes eine allgemein zugängliche Ausstellung ihrer Arbeiten veranstaltet, die eine Übersicht über ihre künstlerische Tätigkeit vom Beginn bis in die letzte Zeit ermöglichte. Neben vielen Plastiken, die man bereits im Künstlerhause und in der Sezession sah und die einem damals wohl einen starken, aber nicht befriedigenden Eindruck hinterließen, weil in ihnen das heftige Temperament und das auf das Große gerichtete Streben der Künstlerin allzu improvisatorisch ungeduldig und launenhaft zum Ausdruck kam, gewahrte man nunmehr einige Werke aus jüngster Zeit, die auch einer strengen Kritik standhalten.

Der Jahresreigen der großen künstlerischen Veranstaltungen wurde geschlossen durch die Ausstellungen der Sezession, des Künstlerhauses und des Hagenbundes.

Die Sezessionsausstellung konnte man mit einem viestimmigen Chor vergleichen, einem Naturstimmenchor, in dem sich Spagengezwitscher und Lerchengetriller, Finkenschlag und Amselpfeiff, Krähenkrei und Uhruruf mit Walzwipfelrauschen und Bachgeplätscher und Steinwurfgepolter vereinigen. Man fühlt sich, um eine landläufige Redensart abzuwandeln, versucht zu sagen, daß jeder einzelne Aussteller der Sezession so malte, wie ihm der Pinsel in die Hand wuchs. Auf diese Weise gelang es einigen, recht Gutes hervorzubringen; ich nenne L. Rössch, Josef Stoigner, L. Wieden, Heinrich Knirr, Rudolph Jettmar, M. Zerlacher, Alois Fänisch, R. Harlfinger, Oswald Roux, Andreas Einberger, Stanislaw Ramoši, Sebastian Jsepp, Wladyslaw Jaroši, Anton Nowak, Berthold Löffler und Otto Friedrich. Von den Bildhauern, die sich an dieser Ausstellung beteiligten, wirkte am stärksten Anton Hanak, der denn auch durch die Verleihung des akademischen Reichspreises ausgezeichnet wurde.

Im Künstlerhaus ging es noch gemäßigter zu. Was da gezeigt wird, ist nicht Ausdruckskunst, ist die Arbeit geschidter Techniker. Es genügt nicht, daß man Bilder zu malen versteht, wie man Briefe zu schreiben weiß oder Rechnungen: sauberlich, korrekt, schablonenhaft, wie man's in der Schule ge-

lernt hat. Wir verlangen von der Kunst mehr. Wir wollen von der Kunst innerlich bewegt werden, ergriffen, entzückt, entrückt sein. Wann aber geschieht uns das in den üblichen Kunstausstellungen?

Um so erquicklicher wurde deshalb die Ausstellung des Hagenbundes empfunden.

Wenn man die Allzuvielen, die nicht stehen können, ohne sich anzulehnen, in den großen Kunstausstellungen gesehen hat, tut es einem wohl, wieder Künstlern zu begegnen, die mit sicherer Hand persönliches Empfinden selbständig zum Ausdruck bringen. Der Hagenbund hat von diesen in den Reihen seiner Mitglieder eine stattliche Menge, insbesondere unter den Bildhauern; es brauchen da nur die Namen Franz Barwig, Karl Stenolat und Jan Stursa genannt zu werden. Namentlich bei Stursa tritt lautere und große Künstlerschaft, die nicht nur die Sinne fängt, die auch das Herz bewegt, besonders packend in Erscheinung. Aber auch die Kunst der Maler Oskar Laske, Otto Nejedlý, Josef Ullmann, Jan Honša und Alois Kalvoda ist stark, gesund und ehrlich; man kann sich über sie freuen, wenngleich sie manchmal technisch ein wenig appetitlicher zu wünschen wäre, wie etwa bei den guten Franzosen, die das Grobstoffliche der Farbsubstanz überwunden haben.

Zum Schluß noch ein Wort über das neue slowakische Künstlerhaus in Göding. Nur drei Bahnstunden von Wien entfernt und doch schon dort, wo wahrhaftig eine andre Welt anfängt, die mährische Slowakei, liegt die kleine Stadt Göding. Nicht die Landeshauptstadt Brünn, sondern Göding wählten die slowakischen Künstler, weil dieser Ort gewissermaßen den Mittelpunkt der mährischen Slowakei bildet. Da errichteten sie sich aus eignen Mitteln ein Vereins- und Ausstellungshaus. Von den Künstlernamen der ersten Ausstellung sind den Wienern die meisten aus der Sezession und dem Hagenbund bekannt, wie Joža Uprka, Alois Kalvoda, Stanislav Lolek, František Fabianek. Von einigen, darunter Joža Uprka, dem bekanntesten, auch in Paris geschätzten, zeigen wir einige Arbeiten. Es ist zu erwarten, daß die Ausstellungen in Göding Kunstfreunde in die sonst so stille Stadt ziehen werden, auch Deutsche, Österreicher und — namentlich Wiener.



Teresa Feodorovna Ries: Porträt. Marmor

Zu dem Aufsatz «Die bildenden Künste» von Arthur Koefler



Mon repos

Novelle von Ossip Schubin



Ach, wie's mich sehnet auszuruhen, von keinem Streben aufgewedt!

Noch eine Reise. —

Wo sollte er eigentlich hin? Die Erde hatte er schon in allen ihren Längen- und Breitengraden durchmessen, und auf den Mars gab es noch keine Stangen-Billette. Vielleicht würde auch das noch kommen; im Zeitalter der Elektrizität und des Aeroplans schienen den menschlichen Errungenschaften keine Grenzen mehr gesteckt. Vorläufig aber war man noch nicht so weit, und mit dem »vorläufig« mußte er sich wohl abfinden; in den paar Jahren, die ihm zu leben noch übrigblieben, würde die Verbindung mit dem Mars kaum hergestellt werden.

Er war siebzig Jahre alt.

Nun also! —

Er zerbrach sich den Kopf über die Entscheidung eines neuen interessanten Reiseziels. In Paris war er zehnmal gewesen. Er hatte sich alle landläufigen Merkwürdigkeiten angesehen und in allen berühmten Restaurants gespeist. Auch die zweideutigen Lokale kannte er dort hinlänglich. London? Natürlich kannte er London. Er hatte dort drei berühmten Begräbnissen beigewohnt, dem Begräbnis Gladstones, dem der Königin Viktoria und dem des Königs Eduard. Rom — dafür war ihm eine Schwäche geblieben, obwohl er den Vädeler hätte vervollständigen können, so bewandert war er in der Stadt der sieben Hügel. Aber er hatte zweimal Anfälle von römischem Fieber durchgemacht, ein drittes Mal mochte er sich dem nicht aussetzen. Konstantinopel, Petersburg, Madrid, ganz Spanien — er kannte alles, und alles war ihm gleichgültig.

Aber nicht nur Europa kannte er. Er hatte zweimal die Reise um die Welt gemacht. Amerika hatte er durchforstet von Alaska bis Patagonien und Afrika von Kairo bis St. Helena. Auch Asien kannte er wie wenige, Indien ganz besonders. Indien mit seinem phantastischen Farbenzauber, seiner abwechselnd märchenhaft reichen und gespenstisch bürren Vegetation, mit seinen

schwülen Wohlgerüchen und seinem pestilenzialischen Ausgestank. Indien, in dem die Verschaffung der Sinne eine Nachgiebigkeit erreicht hat, wie sie nur bei einer Weltanschauung möglich ist, die dem Körper keinen Wert beimißt, und wo anderseits das Denken der Menschen in einer Weise entwickelt worden ist, die sie der Erkenntnis der letzten Dinge näher bringt als in irgendeinem andern Teile der Welt. Indien, der Traum aller großen Eroberer — das Wunderland, das schließlich von einem Häuflein englischer Kaufleute unterjocht und dem englischen Königshause zu Füßen gelegt worden ist; Indien, die Brutstätte der Cholera und die Wiege aller interessanten Religionen. Vor der Cholera hatte er sich ehemals gefürchtet, in der Religion hatte er lange Trost gesucht. Jetzt fürchtete er sich nicht mehr vor der Cholera und hatte auch längst aufgehört, Trost zu suchen in der Religion.

Nein, Indien war ihm ebenso widerlich wie interessant. Er haßte Indien. Als er das letzte Mal von dort zurückgekehrt war, glaubte er des Reisens endgültig überdrüssig geworden zu sein. Aber nachdem er es ein Jahr lang mit einer geschmackvollen Junggesellenwohnung in Wien versucht hatte und mit einer Sommerfrische auf dem Semmering, war er doch wieder zu Stangen geflüchtet, um sich eine Reiseroute zusammenstellen zu lassen.

Stangen hatte ihm eine Nordlandfahrt geraten. Auf dem Wege nach Norwegen sollte er sich in Dresden aufhalten und sich die Ausstellung ansehen. Er wußte nicht mehr genau, ob es eine Hunde- oder eine Bilderausstellung war. Immerhin war er mit dem Frühzug von Wien abgedampft und hoffte um sieben Uhr abends in Dresden einzutreffen.

Indessen las er Zeitungen in einem Abteil erster Klasse und redte und streckte sich dazwischen gähnend. Die Zeitungen wurden wirklich immer abgeschmackter. Mit Ausnahme eines Kriminalprozesses, auf dessen

Ausgang er gespannt war, stand nichts darin, was ihn interessierte.

Er ließ den Blick aus dem Fenster schweifen. Ein Strom schlang sich stahlgrau in großen Windungen durch üppiges Wiesensland. Die Bahn sauste knapp an einem seiner Ufer dahin. Am jenseitigen ragte Wald, schöner dichter Laubwald. Wie eine Mauer stand er dort. Mit fast einförmig gleichmäßigen Wipfeln, die den Weitgereisten an altfranzösische Gartenkunst erinnerten, spiegelte er sich scharf und deutlich in dem durchsichtigen Glanz des Flusses. Kein Blatt fehlte, und doch traten die Hauptachsen deutlicher hervor, die Nebendinge verschwanden.

Seltsam, wie ihm gerade diese Landschaft zu Herzen sprach! Sie hatte — wie sollte er sich ausdrücken? — nun, so eine Art feierlich bedächtiger Lieblichkeit. Keine Landschaft, die einem bei jedem neuen Ausblick eine grandiose Überraschung bot wie die Schweiz — die mußte man von Jugend an gekannt haben, um sie auf die Dauer ertragen zu können, bei der bloßen Erinnerung an die unzähligen pathetischen Bewunderungsausrufe, die sie ihm abgerungen hatte, wurde er müde. Das, was er vor sich sah, war etwas ganz andres, war etwas, das sich einem unaufbringlich traut und lieb, aber auch tief und fest ins Herz schmeicheln konnte, etwas, von dem man erst wußte, wie sehr man es geliebt, wenn man sich davon hatte trennen müssen, eine echt böhmische Landschaft, freundlich und schwermütig zugleich wie ein Volkslied.

Ihm wurde eigentümlich zumute, wohligh und schaurig. Es war ihm fast, als ob er wieder ein kleiner Junge wäre, und als ob ihm seine Mutter den Arm um die Schulter gelegt hätte in einem dunklen Zimmer, in dem er sich fürchtete.

War das nicht ...? Durch das offene Fenster des Abteils zwischen den vorüberflausenden Telegraphenstangen hindurch richtete er den Blick schärfer auf die Landschaft. Die Wälder traten zurück. Drei alte graue verwitterte Heilige in bauschigen Gewändern und mit goldenen Reifen um den Kopf ragten auf barock geschwungenen Sockeln gegen einen Halbkreis mächtiger alter Linden. Ihnen zu Füßen tummelten sich Dragoner in roten Hosen und blauen Blusen.

Sein Herz pochte laut. Mein Gott! Er hatte ganz vergessen, daß der direkte Zug

zwischen Wien und Dresden an Lischka vorbeiführte. Ohne es zu ahnen, war er mitten in seine alte Heimatgegend hineingeraten. Ihm war es, als führe er geradeswegs in seine Vergangenheit zurück, seine Vergangenheit, die durch viele einengende Hemmnisse gänzlich von der Welt abgetrennt gewesen war. Eine Beklemmung kam ihm, rasch lösten die Erinnerungen einander ab. Die Angst vor der Enge verschwand; dort, wo er noch vor einem Augenblick ausschließlich bedrückende Hemmnisse gesehen hatte, erkannte er jetzt nur noch schirmende Behaglichkeiten. An die Stelle der Beklemmung trat eine große Sehnsucht. Jahrelang war er diesem Erdenwinkel ausgewichen. Nun hatte ihn ein Zufall doch hingeführt.

Der Zug hielt. »Lischka!« rief der Kondukteur.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, nahm er Hut, Stod und Reisetasche und stieg aus. Warum sollte man nicht einen Zug überschlagen?

Da war er in der Heimat.

Die Vergangenheit breitete sich vor ihm aus; wo er sich hinwendete, war sie, aber sie hatte kein Lächeln für ihn. Sie war starr wie etwas Totes und vorwurfsvoll wie etwas Verstoßenes. Er kannte noch jeden Stein, aber er kannte kein einziges Gesicht.

Die Julisonne brannte heiß auf das Dach der Veranda vor der Restauration in dem Stationsgebäude. Die Fliegen summten um die Zuderportionen und Brotkörbe auf den mit rotgeblühten Tüchern bedeckten Tischen. Rechts und links von der Tür des Restaurants hingen grellgetünchte Landschaften als Aufmunterungen zu Sommerfrischen. Zwei Dragoneroffiziere saßen in einer Ecke und sprachen vom nächsten Wettrennen; in einer andern Ecke saß ein Gerichtsbeamter griesgrämig vereinsamt und aß ein fettiges Gulasch. Nein, nirgend ein bekanntes Gesicht.

Rasch eilte er vorbei.

Wie lange war Lischka seine Station gewesen! Wie hatte er sich sonst gefreut, hierher zurückzukehren! Hinter der Station hatten die Zuder gewartet mit dem treuen alten Wenzel am Bod. Die Zuder ungeduldig mit den Köpfen schüttelnd, man hatte immer das Riemenzeug knattern hören. Der Wenzel bid, würdig, im Winter pelzverbrämt, im Sommer hell drapfarbig mit blauem Tragen und jahraus, jahrein mit

einem strahlenden Lächeln auf seinem feisten Gesicht.

Die Zeiten waren vorbei. Er sah sich um.

Ein einziger Wagen war vorhanden. Auf dem Bod saß ein Mensch mit runden Schultern und großen, nach vornüber hängenden Ohrmuscheln. Neben ihm sat ein Bündel Heu, was bedeutete, daß er sich auf eine längere Fahrt vorbereitet hatte, und auf dem Bündel lag mit der Gebärde grenzenloser, allen Anstand preisgebender Müdigkeit eines ausruhenden Bettlers ein Mantel, der noch zerlumpter ausah als der Rock, den der Kutscher auf den Schultern trug. Er schloß, die Pfeife zwischen den Zähnen. Als er Schritte hörte, schrak er auf, nahm die Pfeife aus dem Mund, spie bedächtig aus, wobei er den Speichel, der an der Wagenlaterne hängengeblieben war, mit der flachen Hand abwischte, rüdte an seinem Hut und blinzelte den vermeintlichen Fahrgast blödsinnig fragend an.

Nein, mit dem Kerl wollte er nicht fahren, da ging er lieber zu Fuß durch das Städtchen. Irgendwo würde er ein Fuhrwerk zu mieten finden, das ihn nach Mon repos beförderte; er wollte sich dann heimlich in den Park schleichen, der immer offengestanden hatte, über die alten Erinnerungen Rundschau halten und dann wieder verschwinden. Indessen spähte er im Städtchen nach alten Bekannten, nach irgend jemand, der ihn noch miterlebt hatte.

Rüstig schritt er durch eine von alten Gärten umschattete Straße auf den Marktplatz zu, um vor allen andern den Apotheker aufzusuchen, der ein großes Original und im ganzen Städtchen, sogar bei den recht erflusiven Offizieren der in Biskla garnisonierenden Eskadron, sehr beliebt gewesen war. Der konnte ihm am besten Aufschluß geben über all das, was sich in der Gegend verändert hatte und was im alten Gleise geblieben war.

Die Apotheke stand noch am selben Fleck, auch die zwei Kugellazien ragten noch rechts und links vor der Tür. Er fragte sich plötzlich, warum er früher Kugellazien nicht hatte leiden mögen. Ach ja, sie hatten ihn immer an den Schwanz eines Kasuars erinnert. Heute gefielen sie ihm. Sie heimelten ihn an.

Klingling machte die Tür, während er sie öffnete. Ein joviales Lächeln auf den Lip-

pen, trat er an den Ladentisch. Aber statt des Mannes mit dem gelben klugen Gesicht unter dem aufstarrenden, graugesprenkelten Haarkamm, den er zu sehen gehofft hatte, erblickte er ein stark nach Kosmetik duftendes Jüngelchen in einem weißen Leinwandmittel und mit einer Haarlocke auf der Stirn.

»Ist der Herr Mares zu Hause?« fragte er übellaunig.

»Mares?« Das Jüngelchen hatte nie von einem Herrn Mares gehört; der Herr Chef mußte gerufen werden, um Auskunft zu geben.

Mares, Mares, ja richtig, das war der, der die Apotheke vor ihm innegehabt hatte, ja, ja, er hatte von ihm gehört — war ein sehr distinguirter Herr gewesen, hatte sogar mit den Herren Offizieren verkehrt. Der war schon lange tot, an einer Blinddarm-entzündung gestorben — ja, ja. Wenn er sonst dem Herrn mit etwas dienen könne?

Der »Herr« verlangte die Adresse des Doktors Günzburg.

»Ach, der Herr Doktor Günzburg — der ist auch schon tot — am Jungentrebs. Schade um ihn, an dem hat die Gegend viel verloren — besonders die Armen!«

»Und der Herr Studnida?«

»Auch tot — vorige Woche hat man ihn begraben. Schlagfluß!«

»Und der Dechant Delinet?«

»Tot — tot!«

Er wunderte sich darüber, wieviel Menschen es während seiner Abwesenheit zu stande gebracht hatten, zu sterben. Und plötzlich erinnerte er sich, daß es fünfundzwanzig Jahre her war, daß er die Gegend verlassen hatte, und daß er selbst damals kein Jüngling mehr gewesen war, und da die meisten, nach denen er sich heute erkundigt hatte, älter gewesen waren als er, hatte es wahrlich keiner Choleraepidemie bedurft, um sie hinwegzuräumen. Immerhin fühlte er sich verstimmt.

Schon wollte er die Apotheke mit einem Achselzuden verlassen, da fiel ihm noch eine Frage ein. »Wissen Sie, ob Mon repos noch existiert? Ober«, setzte er mit gereizter Miene hinzu, »ob das vielleicht auch schon tot ist?«

»Ha, ha, ha!« lachte der junge Apotheker über den Witz. »Wie man's nimmt, es wohnt niemand mehr dort, die Herrschaften hatten keinen Platz drin und auch keinen-

richtigen Komfort. Man spricht davon, es einzureißen und einen Kuhstall hinzubauen, aber vorläufig steht es noch. Freilich ganz leer. Im Hof daneben wohnt ein Jäger, der führt die Aussicht. Man hat versucht, es an Sommerfrischler zu vermieten — aber unmöblierte Objekte ...»

Ohne zu Ende zu hören, verließ er die Apotheke. Endlich, aus all der Verstimmung heraus, war er auf etwas gestoßen, das ihn freute. Mon repos stand leer, ungestört würde er nicht nur den Park, sondern jeden Winkel des alten Schloßchens besichtigen können.

Nachdem er durch Zufall auf der Straße eine anständige Fahrgelegenheit gefunden hatte, begab er sich auf seine Reise in die Vergangenheit.

Mit seinen Jüdern hatte er niemals mehr als eine halbe Stunde gebraucht von der Station »nach Hause«. Die Mietpferde würden fast die doppelte Zeit brauchen. Das merkte er jetzt schon. Obwohl es zwei stattliche schwarze Gäule waren, schien ihnen rasches Traben ungewohnt. Sie hatten so etwas Feierliches im Ausschreiten. Nun, ihm war's einerlei, wenn seine Pilgerschaft ihn etwas länger, als anfangs geplant, in Anspruch nehmen würde. Was machte es ihm aus, ob er mit dem Abend- oder erst mit dem Nachtzug nach Dresden weiterfuhr! Die fast ängstliche Wellkommenheit hatte ihn neuerdings befallen, aber die Sehnsucht nach der Vergangenheit ging mit ihr Hand in Hand. Sie quälten ihn beide.

Der Weg war schön. Alte Linden beschatteten ihn eine Strecke weit. Die Linden blühten und dufteten. Sie wedelten allerhand in ihm, das lange geschlafen hatte: hier eine kleine Reue, die er sich längst ausgerebet hatte, und die ihn jetzt wieder zu beunruhigen anfang — da eine kleine Neugierde, die nie befriedigt worden war — dort einen Ärger, den er längst verwunden, und plötzlich, alles überragend, alle kleinlichen Empfindungen aus dem Wege schiebend, kam die Erinnerung an die große Liebe, für die er nicht dankbar genug gewesen war: die große Liebe seiner Mutter. Eine andre hatte er nie gekannt. Warum nicht? Ja, das war schwer zu sagen; denn er war ein schöner Mensch gewesen in seiner Jugend, aber von seiner Kindheit an mehr mit Sorgen belastet als mit Glücksgütern gesegnet, im

übrigen von romantischer Veranlagung und schüchtern. Seine Wünsche dünkten ihn unerreichbar, und als ihm einmal alle seine Bekannten zugeredet und Mut gemacht hatten, war die Sache schiefgegangen.

Auch seine Mutter hatte ihm zugeredet, weil sie sich Sorgen zu machen anfang, er könnte um ihretwillen den eigentlichen Lebensinhalt versäumen. Da hatte er denn um ein vermögendes, sehr schönes, sehr verwöhntes Mädchen geworben und — einen Korb bekommen.

Später sagte er sich, daß es ihm einfach an der Kühnheit gefehlt hatte, an der Sicherheit im Griff, die den Frauen imponiert. Die Betreffende hatte nach ihm noch viele Freier abgewiesen. Die Freunde hatten behauptet, sie warte auf ihn, er solle es noch einmal versuchen. Davon hatte er aber nichts wissen wollen. Noch heute gab's ihm einen Stich ins Herz, wenn er an die alte Geschichte dachte. Plötzlich war's ihm, als träufte die Erinnerung einen Tropfen Balsam auf den Stich, lindern, kühlend, lösend.

Damals! Wie fern lag das alles! Nachdem er durch ein paar kurze trodene Zeilen die Mutter von seiner unangenehmen Erfahrung in Kenntnis gesetzt hatte, war er nach Hause geflohen, nach Einsamkeit und der gewohnten Heimstätte hastend, wie ein verwundetes Tier nach seiner Höhle. Da, als er aus dem Wagenabteil der Eisenbahn sprang, erblickte er eine ältere Dame in Schwarz, das Vorgnon vor den Augen, nach jemand ausspähend — seine Mutter. Er sah sie noch heute vor sich, ihr weites, langes Kleid, den schwarzen Glodenhut, der einen Schatten über ihre dunklen, von Geist und Feuer leuchtenden Augen warf, den halblangen Radmantel mit der seidengefütterten Kapuze, den er so lange kannte, und der ihn früher oft geärgert hatte, weil er alt und unmodern war, den sie aber liebte, weil sich im Laufe der Zeiten ein inniges Verständnis zwischen ihrem Körper und dem Mäntelchen entwickelt hatte, weil er ihr leicht auf den Schultern hing, sie wärmte, ohne sie zu bedrücken, wie die Teilnahme eines echten Freundes.

Anfangs freute er sich nicht, sie zu sehen. Hatte sie es denn gar so eilig, ihn zu bebauern, ihn auszufragen? Aber als er sich ihr näherte und das liebe, tapfere Lächeln auf ihrem Gesicht sah, da befiel ihn doch ein



Anton Joz. Depina: Mutter und Kind

Gefühl unendlicher Dankbarkeit. Das tapfere Lächeln stand mitten in einer großen Empörung darüber, daß jemand gewagt hatte, ihn zu kränken, ihn nicht zu würdigen.

Während der Heimfahrt richtete sie nicht eine Frage an ihn. Von anscheinend ganz gleichgültigen Dingen rebete sie; den Wirtschaftsbericht trug sie ihm nach, erwähnte dazwischen einen Zeitschriftartikel, den sie ihm vorlesen wollte. Nach und nach verstummte sie.

Es war ein Maiabend, frisch, aber nicht kalt. Das Dach des gelben Jagdwagens war zurückgeschlagen. Als sie die alte Lindenallee hinter sich hatten, hemmten nur noch dünne, frisch gepflanzte Kirschbäume den Ausblick. Um den Horizont herum flammte die Abendröte, weich, friedlich, Gold über die jungen Saaten streuend. Ein Gewitter war kürzlich niedergegangen. Die Straßengräben standen voll lehmfarbigen Wassers, aus dem an manchen Stellen großblumige Vergißmeinicht, die der Regen niedergedroschen hatte, sich aufzurichten suchten. Das Getreide und die Kirschbäume am Straßenraum dufteten.

Es war schön in der Heimat!

Und wie der siebzigjährige Mann daran zurückdachte, wuchs die Sehnsucht in ihm. Die Sehnsucht nach der alten Zeit, der Zeit, da ihn noch jemand erwartet hatte, da sich noch jemand auf ihn freute.

Damals war's Mai gewesen — jetzt war's Juli. Damals waren die Kirschbäume jung und dünn gewesen und voll bittersüßduftender Blüten. Jetzt hatten sie sich zu mächtigen Baumriesen entwickelt, denen hier und dort bernsteinfarbiges Harz aus der geborstenen taubengrauen Rinde quoll. Rote Früchte glühten zwischen ihren dunkelgrünen, glänzenden Blättern. Über den Kornfeldern zu ihren Füßen schwebte ein silberner Schimmer — die Fichtenwälder, die jetzt den Horizont umrahmten, ragten regungslos.

Alles schien vom Sturm und Drang der Entwicklung ermüdet still und ernst einer letzten Reise entgegenzustreben. Die Sommerglut wurde immer brüdenber. Man näherte sich dem Ziel. Der Weg stieg jetzt bergan. Die Pferde gingen immer langsamer. Eine Ungebulb melbete sich in ihm.

»Kommen Eure Gäule denn immer so schlecht vom Fled?« herrschte er den Kutscher an. »Können sie's nicht besser?«

Der, ein hübscher, kräftiger brauner Bursche, wendete sich nach dem Fahrgast um und lächelte verschmigt. »Sie könnten schon,« erwiderte er, »aber sie sind's nicht anders gewöhnt. Der Herr muß bedenken, daß die Pferde eigentlich abgerichtet sind, vor dem Leichenwagen auszufahren. Nur an den Tagen, wenn wir keine Begräbnisse haben, gehen sie in der Kutsche. Da bleiben sie dann immer ein wenig feierlich. Aber für die Begräbnisse sind sie unbezahlbar. In der ganzen Gegend werden sie verlangt. Der Herr sollte sie nur sehen mit dem schwarzen Federbusch am Kopf, da senken sie ganz von selbst das Kinn auf die Brust. So beiläufig! Will der gnädige Herr sehen —«

Der junge Kutscher bog sich zur Seite, um dem Fahrgast den Blick auf die Pferdeköpfe ungeschmälert zu gönnen. Aber der Fahrgast hatte kein Interesse daran. Es verdroß ihn, mit Pferden gefahren zu werden, die eigentlich zu Begräbnissen verwendet werden. Obwohl er sich einbildete, gar nicht mehr am Leben zu hängen, wich er gern Dingen aus, die ihn an die letzte Vernichtung erinnerten.

Da ragte etwas vor ihm auf, das seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm — ein halbverfallenes Kapellchen inmitten eines Kreuzweges. An der einen Seite, gegen Morgen zu, standen in schwebender Haltung auf barock verschörkelten Sockeln zwei aus Sandstein gehauene Engel, die Kränze in den Händen hielten; an der Rückseite der Kapelle, an der Westseite, ruhten auf ebensolchen Sockeln zwei ungeheure Totenköpfe.

Niemand wußte sich die Entstehung des Monuments zu deuten. Im Volke ging die Sage, daß an dieser Stelle eine Schlacht ausgefochten worden und zur Erinnerung an die Sieger die Engel mit den Kränzen, zum Andenken an die Besiegten die Totenköpfe gestiftet worden seien. Diese Version hatte er ehemals schlechtweg aus dem guten Grunde abgelehnt, weil in Böhmen in der Zeit, aus der das Bildwerk stammen mochte, überhaupt keine Schlacht in dieser Gegend geschlagen worden war. Dann hatte er sich weiter keine Gedanken über das kühne Bauwerk gemacht, wie man sich fast nie Gedanken macht über Dinge, die man alle Tage sieht. Diesmal übte es einen unheimlichen Rauber auf ihn aus, so daß er sogar ausstieg, um es näher zu betrachten. Und wie

er sich nun abwechselnd in den Anblick der siegreichen Engel vertiefte und in den der Totenköpfe, sagte er sich, das Kapellschön könne wohl ein ganz einfaches Grabmal sein, und die Schlacht, von der es berichtete, war wohl das Leben, das Leben, über das kein denkender Mensch ganz mit sich einig werden kann: ist es als eine verlorene Schlacht zu betrachten, die ihn der Vernichtung preisgibt, oder als ein Sieg, der ihn zu einer höheren Entwicklungsstufe emporführt?

So sehr war er in seine Gedanken versunken, daß der junge Kutscher ihn erinnern mußte, wieder einzusteigen; aber er hieß ihn, voranzufahren und im Hof oben auf ihn zu warten; er wollte das letzte Stück Weges zu Fuß gehen.

Es war nicht mehr weit. Jetzt trat er durch das alte morsche Tor, das offenstand.

Ah — das war der Park! Er atmete tief. Die Beklemmung, die ihn bis dahin geängstigt, fiel von ihm ab. Ein unsagbares Wohlgefühl umfing ihn. Das hätte er gar nicht zu hoffen gewagt, noch so viel von dem, was er verlassen hatte, vorzufinden.

Noch dieselben Fichten rechts und links von der Straße mit breiten, an ungeheure dunkle Straußfedern erinnernden Ästen. Sie bildeten nicht nur eine Allee, sondern einen Wald, den grüne Wiesen ablösten. Viele Wege zogen sich durch die Wiesen, und fast alle waren mit alten Linden umsäumt. Dann kamen Streden gemischten Waldbestandes. Birken und Buchen herrschten vor. Der Park war groß wie ein Bauerngut und ungewöhnlich schön, wenn auch gänzlich verwildert. In der Luft schien noch der Atem der Menschen zu wehen, die den Fremdgewordenen liebgehabt hatten, und die Bäume schienen sich viele, viele Worte gemerkt zu haben, die die Entschwundenen an ihn gerichtet hatten — und die flüsterten sie ihm jetzt zu. Durch den Reichtum des Laubes verkleiert, wirkte das Licht mild und beruhigend wie der Blick nachsichtig liebevoller Augen.

Er ging bis an das Schloß. Langgestreckt, ebenerdig, mit zwei Flügeln rechts und links, von einer hohen Kuppel überragt, stand es auf einem kleinen, von verwilderten Rosenbüschen überwucherten Hügel. Die Schlingpflanzen, die sonst so anmutig um die Fenster gerafft gewesen, hingen verwahrlost herab.

Der Feger, der in dem ehemaligen Stallhof wohnte und offenbar auch den Schloßwärter machte, kam, ein Trinkgeld witternd, mit grinsenden Verbeugungen auf ihn zu. Man habe ihm viel erzählt von der alten Herrschaft, die Herrschaft sei so gut gewesen zu den Armen. Wollte sich der gnädige Herr das Haus ansehen? Und der Feger klirrte mit einem mächtigen Schlüsselbunde.

Er ließ sich das Haus aufsperrn und forberte den Mann auf, sich zu trollen. Langsam schritt er alle Räume ab.

Die Zimmer standen leer, in den Ecken hingen Spinnweben, die Fenster waren verstaubt, das Parkett schwankte unter seinem Tritt, an manchen Stellen war der Fußboden eingebrochen. Es tat ihm weh, diese Räume so lieblos dem Verfall preisgegeben zu sehen.

Jedes verstaubte Fenster, jeder Sprung in der Wand, jede von Spinnweben verfilzte Ecke schien ihm zu leben und zu leiden und ihn stumm und vorwurfsvoll zu betrachten mit der bescheidenen Traurigkeit der wehrlos Verstoßenen.

Hier war das Zimmer, in dem sein Vater, und da das, in dem seine Mutter gestorben war; sein kleines Gelaß, Schlafzimmer und Schreibzimmer, das seine Mutter für ihn manchmal etwas übermäßig und erbrüdend, aber immer unendlich liebevoll geschmückt hatte. Die Gastzimmer, das Zimmer, in dem seine kleinen Nichten herumgetollt hatten, die Kinder seiner verheirateten Schwester, der Saal, wo er an langen Winterabenden mit seinen Eltern Patienten gelegt oder Whist gespielt hatte. Der Saal war am wenigsten hergenommen. Von seiner hohen Kuppel hing noch immer der schöne venezianische Kronleuchter, dessen edle Umrisse imponierten, wenn auch die ihm anhaftende Staubschicht den scharfen Schliff seiner Blätter und Tropfen arg verwißte.

Die Fresken, idyllische Schäfergruppen in grünblauen Landschaften herumliebelnd, waren intakt und die Sprünge in den mythologischen Deckengemälden unwesentlich. Die hohen Türen aus schwerer Eiche, die zwei Jahrhunderte geschwärzt und geglättet hatten, und die Fensternischen aus demselben Material hatten noch immer die Vornehmheit alter Traditionen. Von der Julisonne gewärmt, strömten sie einen zarten aromati-

ischen Duft aus. Der wehmütige Wohlgeruch von getrockneten Rosenblättern, die in irgendeinem Behälter zurückgeblieben sein mußten, mischte sich hinein. Immer deutlicher wurde die Vergangenheit; aber wenn er danach greifen wollte, entwich sie ihm. 's war ja doch nur ein Erzeugnis seiner aufgeregten Phantasie, seiner von der Hitze gereizten Nerven. War's wirklich so schön gewesen, war's dieser nagenden Sehnsucht wert?

Ehemals hatte er sich weggelehnt, weiß Gott, wie oft. Warum war er geblieben? Der mittelmäßige Länderebesitz, aus dem das Vermögen seiner Eltern bestand, gestattete ihm nicht, irgendeinen kostspieligen Beruf zu wählen; sich als kleiner Beamter herumzuquälen, schien hingegen unnötig, da ihm die Vermögensverwaltung ein Feld der Tätigkeit zu Hause erschloß. So wurde ihm denn nach absolviertem Freiwilligenjahr eins der Vorwerke der väterlichen Herrschaft zur Bewirtschaftung übergeben.

Er widmete sich seiner Aufgabe mit großem Eifer und bemühte sich, eine aus allerhand landwirtschaftlichen Werken zusammenstudierte Musterwirtschaft zu organisieren. Mangel an Kapital und ein großer Überschuß von fremden Ratschlägen, die nur sein eignes Urteil verwirrten, brachten ihm ein klägliches Fiasko. Da er gegen die besserwissende Bevormundung doch nichts ausrichten konnte, fühlte er sich entmutigt und führte einfach die veraltete Verwalterwirtschaft neuerdings ein. Da mit einem Male legte ihm das Schicksal die Zügel freiwillig in die Hände.

Sein Vater hatte die Geschäfte in eine so fürchterliche Unordnung gebracht, daß man knapp vor dem Bankrott stand. Es kam zu unschönen Szenen zwischen den Ehegatten. Das Ende davon war, daß der alte Herr alle weiteren Verantwortlichkeiten ablehnte und dem Sohne seinzepter sozusagen vor die Füße warf. Es blieb ihm wohl nichts andres übrig, als es aufzuheben. Von Sorgen beinahe erdrückt, übernahm er die Regierung. Aber die Zustände besserten sich bald. Freunde, die dem Alten ihre Hilfe als nutzlos versagt hatten, wendeten sich gern dem strebsamen jungen Menschen zu. Eine glänzende Ernte, günstige und geschickt ausgenutzte Geschäftskonjunktoren taten das Weitere. Ein neuer Wohlstand blühte auf.

Das Traurige dabei war, daß sich daraufhin bei dem alten Herrn sofort neuerliche Regierungsgelüste meldeten. Von früh bis abends spazierte er zwischen Haus und Hof hin und her, kommandierte nach rechts und links, durchkreuzte die Befehle des Sohnes, kurz, tat, was in seinen Mitteln stand, die Geschäfte neuerdings zu verwirren. Viele Monate unermüdlicher Geduld gehörten dazu, die Dinge in ein normales Gleis zu bringen — nach und nach ging's doch. Er verstand es ausgezeichnet, seinen Untergebenen Vertrauen einzulösen. Ohne daß er es nötig gehabt hätte, die Autorität des Vaters durch ein einziges Wort zu diskreditieren, gewöhnten sich die Leute daran, ihm zu gehorchen, die Befehle des alten Herrn zu umgehen, ohne sich ihnen zu widersetzen.

Es war nicht schwer, denn der alte Herr vergaß alle seine Befehle, kaum daß er sie ausgesprochen hatte. Die Dinge wurden ihm immer gleichgültiger. Er wehrte sich gegen nichts mehr, freute sich auf sein Mittagessen und verschlief die Hälfte des Tages. Wenn er nicht schlief, schlich oder tänzelte er, leise vor sich hinpfirschend, in Haus und Garten herum oder legte Patienten stundenlang. An eine vernünftige Auseinandersetzung mit ihm war nicht mehr zu denken, und der Gefühlsapparat funktionierte gar nicht mehr. Wenn man ihm eine Todesnachricht mitteilte, brach er in schallendes Gelächter aus. Der Altersblödsinn hatte ihn umfassen.

Das Urge dabei war, daß die Mutter sich mit seiner Unzurechnungsfähigkeit nie abfinden konnte, seine Passivität und Trägheit immer noch für etwas Vorübergehendes hielt, aus dem man ihn erretten konnte. Sie hatte ihn aus Liebe geheiratet; sie liebte ihn noch immer, wie er früher gewesen war. Sie konnte das, was sie vor sich sah, mit dem, was ihr die Erinnerung vorspiegelte, in keinen Zusammenhang bringen. Sie rebete in ihn hinein, trachtete ihm Beschäftigungen aufzuzwingen, Interessen in ihm anzuregen. Das hatte dann sehr unangenehme Szenen zur Folge, besonders wenn es ihr gelang, ihn wirklich aufzurütteln. Manchmal dämmerte das Bewußtsein seiner Unzulänglichkeiten beunruhigend in ihm auf. Dann startete er angstvoll vor sich hin, sank in sich zusammen und fing an, kümmerlich vor sich hinzuweinen.

Die Mutter machte sich Vorwürfe und lenkte ein. Nach zehn Minuten hatte er die vorübergehende Störung vergessen und pfiff wieder vergnügt einen Gassenhauer vor sich hin. Natürlich lastete er auf dem Haushalt. Aber mit der Zeit gewöhnte man sich daran. Er war harmlos. —

Es folgten ein paar schöne, sorgenlose Jahre.

Nicht ohne Stolz dachte der Heimgekehrte daran zurück. Ebenso wie seine ersten, abwechselnd durch den Optimismus der Theorien angefeuerten, durch die mißmutigen Angsthelken andrer gehemmten Versuche mißglückt waren, gelang ihm jetzt, da er in rüstiger Unabhängigkeit tapfer vorwärtsschritt, so gut wie alles. Früher ungeahnte Einnahmequellen erschlossen sich. Aber die Grenzen des Erreichbaren waren eng gesteckt. Nachdem man das Erträgnis auf eine gewisse Höhe gebracht hatte, hieß es sich scheiden.

Und nun ging alles seinen genau vorgezeichneten Weg. Ein Tag verfloß wie der andre. Sehr eintönig waren jene Jahre gewesen — aber durchwärmt von einschmelzender Behaglichkeit und durchdrungen von lieblich wehmütiger Poesie.

Die drei Kinder seiner Schwester standen ihm plötzlich vor Augen. Sein Schwager war Offizier und seine Garnison anderthalb Bahnstunden von Lisska entfernt. Dennoch erschienen Eltern und Kinder mit militärischer Pünktlichkeit jeden zweiten Sonntag. Man hätte sich mit der Zeit an den regelmäßig wiederkehrenden Besuch gewöhnen sollen. Statt dessen lebte man ihm jedesmal wie einem Ereignis entgegen. Du lieber Gott, wie er sich immer auf die Kinder freute!

Drei Mädel waren's ... ja richtig, die älteste aschblond, die zweite goldblond, die dritte braun, und alle waren reizend. Alle hatten sie natürlich gelocktes Haar und große, unbefangene dem Leben entgegenhoffende Augen. Und Stimmchen hatten sie ... ach, wie die Waldvöglein! Wenn sie plauderten, war es schon hübsch, aber wenn sie jauchzten, wenn sie lachten — wie hatte er nur vergessen können, wie entzückend das gewesen war! Und wie sie sich freuen konnten, über jede Kleinigkeit freuen! Ihm war's jetzt, als ob sich auf der ganzen Welt niemand hätte so freuen können wie seine drei Nichten.

Es war immer schön, wenn die Kinder kamen, aber Weihnachten war doch das Schönste. Oh, Weihnachten — und die Vorbereitungen, die dem Fest prälubierten!

Schon Anfang Dezember fingen die Vorbereitungen an. Er half der Mutter reblich, Überraschungen auszuklügeln. Aus allerhand Ländern wurden Geschenke verschrieben. Jeder Posteinlauf war mit Aufregungen verbunden. Mit Spannung wurde jedes einzelne Paket erwartet. Wenn das Gebotene hinter dem Erwarteten zurückstand, war das Leidwesen groß. Zu andern Malen aber kam etwas, das noch schöner war, als man sich's vorgestellt hatte. Da freute man sich tagelang auf die Freude desjenigen, der beschenkt werden sollte. Aber nicht nur die ganze Familie mußte beschenkt werden, auch die Dienerschaft, die Dorfkinde. Es gab viel zu tun.

Dann kam der vierundzwanzigste Dezember. Der Park im Schnee — die Wege oft mühsam fahrbar gemacht. Um zwei Uhr nachmittags wurden »die Kinder erwartet«.

Die Aufregung! Würden sie kommen — würde nicht im letzten Augenblick ein Telegramm die Absage melden — die ganze Weihnachtsfreude vernichten?

Zwei Uhr vorbei — nichts — noch immer nichts. Da — ein kaum vernehmbares Geräusch, wie feines Gläserklirren — das Klingeln der Schlittenglocken. Lauter — lauter — zwischen den glitzernden weißen Linden der bergansteigenden Allee wurden die Pferde sichtbar, vom Weg erhicht, in Dampf eingehüllt. Dann das glattrasierte rote Gesicht des Kutschers über seinem biden Pelz. Man konnte es dem Gesicht des Alten jedesmal ablesen, ob er die erwünschten Gäste brachte oder nicht.

»Sie kommen, sie kommen!« Einer rief's dem andern. Da standen sie schon im Saal, groß und klein, alle mit lieben frostgeröteten Gesichtern. Die Kinder erwartungsvoll auf die geschlossene Tür des anstoßenden kleinen Wohnzimmers hinstarrend, wo, wie man ihnen zu wissen gab, das Christkind sein Wesen trieb.

Die Bescherung fand immer vor dem Essen statt, gleich nachdem man die Kinder mit einer Tasse heißer Bouillon erwärmt hatte. Er mußte mit den Kindern vor der Tür stehen und auf das Glodenzeichen

warten, während die Mutter den Christbaum anzündete, denn auch er sollte über-
rascht werden. Manchmal, ganz plötzlich,
kamen ihm alle diese umständlichen Kin-
dereien fast läppisch vor. Aber das war
vorübergehend. Das stürmische Tauchzen
der Kinder verscheuchte die Anwandlung.
Der Glanz des Christbaums strahlte ihm
entgegen, und das liebe Lächeln der Mutter
leuchtete fast heller, jedenfalls wärmer als
die Kerzlein.

Mochte er sich in seiner erhabenen Ver-
standesherrlichkeit noch so sehr dagegen sträu-
ben, dem Zauber des Christfestes konnte er
sich nicht entziehen, im Lichtschein des Weih-
nachtsbaumes wurde er selbst wieder ein
Kind.

Der Schwager fuhr meistens den zwei-
ten Feiertag zu seiner eignen Familie nach
Graz. Die Schwester aber blieb mit den
drei Mädels bis über Neujahr in Mon
repos.

Das war die schönste Woche im ganzen
Jahr, besonders wenn es recht tüchtig ge-
schneit hatte und man alle Tage Schlitten
fahren konnte. Da kaufte man dann durch
die alten Kiefernwälder, jeden Nachmittag,
und rechts und links stand das oxybierte
Kupfer der Kiefernstämme hoch aufstrebend,
mit feierlicher Würde die silberne Last der
sich breit entfaltenden Kronen tragend.

Und inmitten dieser wunderschönen Er-
starrung der ganze Schlitten voll warmen
jungen Lebens: die kleinste Nichte auf seinem
Schoß, die älteste neben ihm, die mittlere auf
dem Kutschbod, ihre winzigen, in Pelzhand-
schuhen stekenden Pfötchen nach den Zügeln
ausstreckend. Sie wollte durchaus tüt-
schieren lernen.

Auf dem Heimweg verkroch sich die Kleinste
in seinen Pelz, um sich zu wärmen. Die
Älteste schmiegte sich näher an ihn und bat
um ein Märchen.

»Aber was soll ich dir denn für Märchen
erzählen?« wehrte er sich. »Du kennst ja
alle, die ich weiß.«

»Ja, das macht nichts — du erzählst sie
viel schöner, als ich sie weiß,« erwiderte die
Schmeichlerin.

»Na, welches willst du? Was ist dein
Lieblingsmärchen?«

Sie dachte einen Augenblick nach. Sie
war schon vierzehn und hatte lange dicke
Zöpfe. »Dornröschen,« flüsterte sie.

»Sieh mal!« rief er und dachte bei sich,
daß sich in dieser Vorliebe wohl schon etwas
von der ahnenden Sehnsucht verriet, die der
weiblichen Gemütsentfaltung voranschwebt.
»Sieh mal! Und das Aller schönste in dem
Märchen ist ... welche Stelle?«

»Die Stelle, wo der Prinz das Dorn-
röschen küßt ...« flüsterte Lily.

»Und wo das Feuer in der Küche zu pra-
seln anfängt,« rief die Giesel vom Kutschbod
hinein.

»Und wo die Suppe überläuft,« meinte
Lena, die Kleinste, und schob seinen Pelz
auseinander, um hinauszuschauen.

Er lachte. Dann etwas ernster und der
sentimentalen Lily über die Zöpfe fahrend:
»Aber Dornröschen ist ja eigentlich kein
Märchen,« sagte er, »Dornröschen ist eine
Allegorie — ein Symbol. Dornröschen ist
die im Winterschlaf erstarrte Erde, und der
Prinz ist der Frühling, der sie ins Leben
weckt.«

»Oh!« machte Lily enttäuscht. Teilweise,
das konnte er ihr am Näschen ansehen, war
sie stolz, daß der Onkel mit ihr sprach wie
mit einer erwachsenen Person und lange
Worte gebrauchte, die die kleinen Schwestern
nicht verstanden — anderseits war ihr leid,
daß er ihr ihr Lieblingsmärchen totgeschla-
gen hatte. Ihr hatten der wirkliche Prinz
und die wirkliche Prinzessin viel besser
gefallen. Diesmal hatte der Onkel Felix
das Märchen nicht schöner erzählt, als sie es
wußte.

»Mein liebstes Märchen ist der Hirs-
dieb,« rief Giesel vom Kutschbod herüber.
»Onkel, erzähl' uns den Hirsdieb!«

»Meinetwegen!«

»Aber da will ich in den Schlitten hinein,«
rief Giesel und verzichtete darauf, dem Kut-
scher ins Handwerk zu pfuschen. Man half
ihr herüber. In verschiedene Pelzdecken ein-
gehüllt, kauerte sie sich auf dem Boden des
Schlittens zusammen, das Köpfchen gegen
das Knie des großen Onkels. Und er er-
zählte. Der Hirsdieb war sein Parabestüd.
Er erzählte ihn jedesmal anders, und die
Kinder freuten sich im Vorhinein auf die
grotesken Extravaganzen und lustigen Aus-
gestaltungen, mit denen er den Hirsdieb
verbrämte. —

Lauflos flogen Pferde und Schlitten durch
den schneeweißen Kiefernwald, nur die
Schlittengloden machten zu dem alten Mär-

den Muſik. Die Kinder waren ſelig, ihr Lachen ſchwirrte in das Klingling der Schlittenglocken hinein.

»Du erzählſt zu ſchön!« lobte Gieſel.

»Ja, wenn du erzählſt, ſo ärgern ſich die Bäume, daß ſie feſtgewachſen ſind und dir nicht nachlaufen können, um das Märchen zu Ende zu hören,« ſagte Liſy, und mit dem ſinnenden Blick, der ihr eigen war, ſetzte ſie hinzu: »Es muß ſchrecklich ſein, ſo feſtgewachſen zu ſtehen in der Erde, während etwas Schönes an einem vorüberſauſt!«

»Ja, Liſy!« ſagte er ein wenig herb. Und wieder fuhr er mit der Hand leiſe über ihre biden feſtgeflochtenen Zöpfe, aus denen ſich harte Ringel löſten.

Wie ihm das alles einfiel, und eine Menge hübscher Dummheiten dazu! —

Ein großer Liebling war der ſchöne weißgottige Wolfſpiß mit der ſchwarzen Naſe und den bernſteingelben Augen. Der konnte ſich vor Freude nie laſſen, wenn die Kinder von der täglichen Schlittenfahrt nach Hauſe kamen. Er heulte und ſprang und webelte um ſie herum, bis er ganz außer Atem geriet. Die Kleinſte, die Lena, die hatte er am liebſten, und ſie vergalt's ihm. Einmal, da er ihr aus lauter verliebtem Enthuſiasmus die Vorderpfoten auf die biden Schultern gelegt, hatte ſie, ihn umarmend, ausgerufen: »Peter — wenn ich groß bin, heirat' ich dich!« Und dann ihn etwas zurüdschiebend, mit mahnend erhobenem Händchen: »Aber dann wirſt du ein Prinz! Hörſt du?«

Der Peter hatte eine Frau, die hieß Katja. Eins der beliebteſten Amüſements war, der Katja Singſtunden zu geben. Katja wurde herbeigeholt — Peter auch, der gehörte dazu. Gieſel ſetzte ſich ans Klavier und ſpielte den Sehnſuchtswalzer, den ſie kürzlich als Geburtstagsſtück für ihren Papa gelernt hatte. Katja aber konnte Muſik nicht vertragen und ſaß an zu winſeln, dann zu heulen, jämmerlich, wie der Wind, von unten nach oben — immer lauter, immer herzbrechender.

»Nicht wahr, ſie ſingt ſchön, Onkel Felix?« riefen die Kinder und ſchüttelten ſich vor Lachen. Das Hübscheſte aber kam noch. Peter miſchte ſich hinein. Er konnte die Veraweiflung ſeiner Gattin nicht mit anſehen. Er ſprang an der kleinen Klavierkünſtlerin hinauf, zerrte ſie am Kleid, zerrte ſie an den Zöpfen und bellte wie toll. Er wollte ſie

unter allen Umſtänden veranlaſſen, aufzuhören. Das machte den Kindern einen rathenden Spaß.

»Kennſt du viele ſo gute Ehemänner, die nicht Hunde ſind, Onkel?« fragte Gieſel. »Das Komische daran iſt nämlich, der Peter ſelbſt iſt rieſig muſikalisch — er zetert nur der Gattin zuliebe.«

Der Peter war wirklich muſikalisch, das wußte der Onkel Felix. Die Großmutter war eine vorzügliche Pianistin, war ihrer Zeit Schülerin von Thalberg geweſen. Sie ſpielte faſt jeden Tag, wenn ſie allein waren. Dann kam Peter und hörte zu. Die modernen Komponiſten konnte er nicht leiden, da ſang er faſt ſo aufgereggt zu heulen an wie die Katja — aber wenn die Großmutter Beethoven oder Schubert ſpielte, da kroch er immer näher, ſpigte die Ohren horchend und webelte ab und zu verzückt mit dem Schweiß. Er hatte ſogar ſein ausgeſprochenes Lieblingsſtück, und das war der Lindenbaum. Wenn, wie es ja leider die Gewohnheit des erwähnten Herrn war, er an ſchönen Sommerabenden zu lange, mit allerhand manchmal recht bedenklichen Abenteuern beſchäftigt, in Wald und Feld umherſtürmte, brauchte man nur die Saaltür nach dem Park offen zu laſſen und den Lindenbaum zu ſpielen — eh man ſich's verſah, ſaß Peter draußen vor der Tür und horchte.

Der Peter war aber nicht nur bei den Kindern, ſondern bei groß und klein beliebt. In der ganzen Gegend hieß er der Genius loci von Mon repos. —

Am zweiten Januar mußten die Kinder nach Hauſe. Noch eine beſonders gute Mahlzeit, Unruhe im ganzen Schloßchen, das Geräuſch von kniſterndem Papier, weil jedes Kind in einem andern Zimmer Weihnachtsgeſchenke einpackte, viel Herumrennen nach vergeſſenen Gegenſtänden, herzbrechende Abſchiedsbeſuche im Stall, in der Förſterei, in der Küche — dann ſtanden die Schlitten vor der Tür. Zwei mußten's ſein, denn er fuhr immer mit, um der Schwefter beim Einwaggonieren der kleinen Einpſchaft zu helfen — drei Kinder, die franzöſiſche Bonne, das Gepäc. Die Schlitten waren beladen genug. In Dampf gehüllt ſtanden die Pferde. Hinter ihnen alänzte und aligerte der Park in ſeinem weißen Schneekleid. Und dann gab's noch Abſchiedsküſſe die ſchwere Menage. Zum Schluß hatte man Eile und Eiſenbahnfieber.

In rasendem Tempo schossen die Schlitten der Station zu. —

Wenn er dann allein zurückkehrte, warm in seinen Pelz eingehüllt, in einer Ede des Schlittens lehrend, ging ihm so manches durch den Kopf.

Lachend, als ob es sich um einen guten Witz handle, hatte seine Schwester ihm noch vor der Abfahrt erzählt, die Lily, die Älteste mit den langen Zöpfen, habe ihr gestern vor dem Schlafengehen zugeflüstert: »Mutter, ich glaube, Onkel Felix ist meine erste Liebe!«

Und ganz unwillkürlich hatte er angefangen, nachzuzählen, wie groß der Altersunterschied zwischen ihm und der Kleinen eigentlich war. Dreiunddreißig — nein, im nächsten Monat vierunddreißig, es war nicht gestattet, sich ein Jahr abzuschwindeln, und sie war vierzehn — in sechs Jahren würde er vierzig sein. Unsinn — Unsinn — übrigens hatte er gar nicht den Wunsch, zu heiraten, sich zu binden. Eine fast grausame Freiheitslust fing letzter Zeit an, sich bei ihm zu melden. Gewiß, er wünschte seinen Eltern ein langes Leben und war bereit, alles in seinen Kräften stehende zu tun, um ihr Leben zu verlängern; aber das wußte er — obwohl er sein denkbar möglichstes tat, dem Bewußtsein auszuweichen, wußte er's doch, daß der Tod seiner Eltern der Termin war, von dem an sein eigentliches Leben erst beginnen sollte. Dann wollte er all den Kleinigkeitskram, in dem seine Tage jetzt hingingen, an den Nagel hängen, wollte die Welt sehen — reisen — reisen.

Weit und flach vom Straßenrand bis an den Saum des verschneiten Waldes dehnten sich die Felder, blendend weiß. Und inmitten der grellweißen Eintönigkeit bemerkte er eine dunkle Gestalt, die einen langen graublauen Schatten über die weiße Fläche warf. Der Pfarrer, hinter ihm der Kirchenlieder mit dem Allerheiligsten. Der Pfarrer trug auch etwas, einen kleinen weißen Hund, einen Ableger von Katja und Peter, den er geschenkt bekommen hatte. Er hatte ihn Ami getauft. Ohne eine Ahnung, daß das im Französischen Freund bedeutet, hatte er ihn so genannt, weil das nun einmal ein in Böhmen landläufiger Hundename war. Aber er hätte gar keinen zutreffenderen Namen für das Hündchen finden können. Denn Ami war sein Freund, hing an ihm mit sei-

ner ganzen treuen Hundeseele und hätte willig den letzten Blutstropfen hingegeben für seinen Herrn.

Er ließ den Schlitten halten. »Hochwürden, wollen Sie nicht einsteigen? Wir fahren Sie nach Hause!«

»Nehme mit Vergnügen an,« gibt der Geistliche zur Antwort. »Ist nicht wegen mir, aber der Ami ist müd!«

Und wie er dann behaglich im Schlitten sitzt, die pelzgefütterte Decke über dem Spitz emporgezogen, den er liebevoll auf den Knien hält, fährt er fort, von seinem zottigen kleinen Freund zu erzählen. »Der dumme Kerl!« beginnt er. »Wo ich bin, da muß er sein — sollt's doch wissen, daß ich ihn immer mitnehme, wenn's nicht zu weit für ihn ist. Aber nein — muß seinen Kopf durchsetzen. Heute kommt ein Bote um mich, soll eine arme Tagelöhnerin in Trebotow versehen. Ich mach' mich auf in aller Eile, ruf' noch der Köchin zu, sie soll den Ami nicht entweichen lassen. Na, zwei Stunden Wegs ist's nach Trebotow, war noch nie mit mir dort, der Kleine. Aber wie ich aus der Tür der Anka trete — wer steht da im Schnee und wedelt verschämt mit dem Schweif? Der Ami! Na, die Köchin kriegt's, daß sie ihn hat entweichen lassen. Ich bitte Sie, so ein kleiner Hund, ist noch schwach von der Influenza. Drei Wochen hat er mit kalten Umschlägen in meinem Bett gelegen. Er kann ja noch keine so weiten Wege machen. Kann nicht! Ein Viertelftündchen weit ist's noch gegangen, dann legt er sich in den Schnee, mir gerad' vor die Füße, und schaut mich aus seinen hübschen Augen traurig an. Na, da hab' ich ihn eben zusammenpadden müssen. Aber er hat angefangen, mir schwer zu werden. Muß gestehen, recht schwer! Dummer Kerl — dummer — dummer, kleiner Kerl!« Der Pfarrer fuhr dem Kleinen über den Kopf. »Wenn einer nicht so einsam lebt wie ich,« fügte er leise hinzu, »dann weiß er gar nicht, wieviel einem so ein Tierchen sein kann. Während der Messe muß ich ihn einsperren, denn ein paarmal ist er mir nachgelaufen bis an den Altar — jetzt steck' ich immer den Schlüssel in meine Tasche. Aber wenn ich dann nach Hause komme — die Freud' sollte der Herr mit ansehen! Bis an die Schultern springt er mir. Und wie dankbar man ist, daß sich wenigstens eine Kreatur noch nach einem gesehnt hat, daß

wenigstens ein Geschöpf auf der Welt sich an einem freut, wenn man nach Hause kommt!«

Warum fiel ihm gerad' in dem Moment wieder seine Nichte ein?

Als er nach Mon repos zurückkehrte, war der Kuppelsaal fast dunkel. Nach der verschwenderischen Großmut, die die Weihnachtszeit ihr abgelockt hatte, meldete sich bei seiner Mutter eine große pekuniäre Angstlichkeit. Sie sparte an allen Ecken und Enden, besonders mit Petroleum. Nur zwei Lampen bohrten winzige Lichtinseln in das dicke Dunkelgrau, das den ganzen Raum wie mit Rauch ausfüllte — eine Lampe über dem Tisch der Mutter, die andre über dem Tisch des Vaters.

Während der Weihnachtswoche hielt sich dieser mißtrauisch fast ausschließlich in seinen zwei Zimmern — er war eifersüchtig auf die Kinder und fühlte zugleich vor ihnen eine große Scheu. Die verwunderten Blicke, mit denen sie ihn betrachteten, demütigten ihn. Ein gutmütiger Forstadjunkt übernahm es dann, ihn zu beschäftigen, spielte stundenlang Karten mit ihm und ließ sich von alten Zeiten erzählen.

Sobald die Kinder fort waren, trock er aus seinem Vested heraus. Die beiden Alten legten, jeder an seinem speziellen Tisch, Patienten. Ein Weilchen pendelte Gelig zwischen ihnen hin und her, dann setzte er sich zu seiner Mutter.

Das war dem Vater verdrießlich; gähnend schob er die Karten zusammen und fing an, an der Petroleumlampe zu drehen. Er hantierte an ihr herum, bis sie blatte und der Zylinder sprang. Dann klingelte er dem Diener, schimpfte über die Unzuverlässigkeit der Petroleumlampen und ließ sich eine Paraffinkerze bringen. Von ihrem Tisch an der entgegengesetzten Seite des Saales starrte die Mutter traurig, ja manchmal gehässig zu ihm herüber. Fast als ob sich an die leergewordene Stelle eines Lieblinges ein unangenehmer Usurpator festgepflanzt hätte. Der Vater buchstabierte jetzt die Zeitung, die Daumen in den Ohren, leise vor sich himurmeln, wie ein Kind seine Aufgabe lernt.

Immer mißbilligender wurden die Blicke der Mutter. Er litt unter dieser Mißbilligung, die er nicht mehr zu deuten wußte, weckte unruhig auf seinem Sitz herum, bann,

ganz unvermittelt, brach er in ein schallendes Gelächter aus.

Ärgerlich fragte die Mutter: »Was gibt's?«

»In Petersburg sind dreihundert Menschen an der Cholera gestorben!«

»Und das findest du komisch?« herrschte ihn die Mutter an, immer in der falschen Voraussetzung, daß sein Verstand noch zu weiden sei.

»Na« — er sah sie groß an, dann lachte er noch einmal auf, noch greller als das erstemal —, »na — weißt du, gleich dreihundert an einem Tag — wie die Hasen auf der Treibjagd, das ist doch komisch — ha, ha, ha!«

Die Mutter brach in Schluchzen aus und verließ den Saal. Der Vater stand auf, offenbar in der Absicht, der Ärmsten nachzugehen, und als der Sohn ihn daran hinderte, fragte er unwirsch: »Warum weint die Mutter — warum weint sie eigentlich? Weil dreihundert Menschen an der Cholera gestorben sind? In Petersburg, dreihundert an einem Tag — wie die Hasen auf der Treibjagd. Ich habe nie geweint über tote Hasen. Hab' mich gefreut, wenn recht viele auf der Strecke lagen. Wie ich jung war, war's noch nicht Mode, über tote Hasen zu weinen. Ha, ha, ha! Ich weiß, ihr bildet euch ein, ich sei närrisch. Ich bin nicht närrisch. Ihr seid närrisch, verschraubt und verdreht, und dann fangt ihr plötzlich an zu blafen wie zu hoch hinaufgeschraubte Petroleumlampen. Ja, genau so.«

Der Sohn trachtete ihn zu beruhigen. Manchmal gelang's ziemlich leicht, zu andern Malen war's schwerer, da mußte der Forstadjunkt zu Hilfe gerufen werden.

Während dann dieser mit dem treuen alten Diener den Schwachfinnigen zu Bett brachte, ging der Sohn nach der Mutter sehen.

Er fand sie in vergilbten Briefen trauend, ein Miniaturbild neben sich. Das Bild stellte einen schönen jungen Menschen dar mit feurigen Augen und lodigem Haar, einen blauen Karbonari etwas theatralisch um die Schultern geschlungen.

»Das war er,« sagte die Mutter heiser. »So hat er ausgesehen, wie ich ihn zum erstenmal erblickt hab', als Kohortenführer der Swornost Anno 48 in Prag. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was für ein herrlicher Mensch das war!«

Dann fing sie an zu erzählen. Stundenlang erzählte sie vom Vater, wie schön und begabt er war, wieviel Mädchen in ihn verliebt gewesen waren, und wie stolz sie sich gefühlt, daß er unter ihnen allen gerade sie erwählte, und wie die Männer alle eifersüchtig waren auf ihn.

Es war traurig — erdrückend traurig. Die ersten zwei Tage nach der Abfahrt der Kinder waren kaum zu ertragen.

Dann kam der Brief der Schwester mit lieblich dankbaren Rückbliden auf die schöne »zu Hause« verbrachte Zeit, und dann — kam alles ins alte Gleis. Man fing neuerdings an, sich von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen »auf die Kinder zu freuen«. Das Leben war wieder voll kleiner stiller Freuden, die über einen dunklen Hintergrund tiefer Resignation anmutig schillerten.

So vergingen noch zwei Jahre — waren's zwei oder drei gewesen, er wußte es nicht mehr. Die Jahre glichen sich genau. Dann wurde das Regiment des Schwagers nach Polen versetzt, tief, tief in den Osten, gegen die russische Grenze zu.

Der Schwager war bereits in Colomea mit seiner Schwabron und den Möbeln. Als echter österreichischer Offizier leitete er die Übersiedlung und richtete die Wohnung ein. Da kam die Schwester mit den Kindern noch einmal nach Mon repos. Ein letztes Mal. Wann war's denn? Gold und Bernstein stand ihm plötzlich vor den Augen. Im September mußte es gewesen sein — ja ... die goldenen Tage schälten sich immer aus silbernen Nebelschleiern heraus. Am Mittag herum war's sehr warm, aber gegen Abend ging ein Frösteln über die Erde hin und eine mahnende Traurigkeit. —

Auf der Lichtung dort auf der Anhöhe, da blühte der Ginster überall, wo er nur Platz zum Wachsen hatte, kleinblütiger, zarter Spätsommerginster, und duftete, duftete zugleich nach Frühlingsblüten und nach verwesendem Herbstlaub, nach dem Süßesten, was es auf Erden gibt, und nach dem Traurigsten, und er blühte um die Wette mit rotvioletter Erika. Es war, als ob sich Amethysten zwischen Topase mischten. Die Linden, von denen eine breite Allee quer durch die Lichtung lief, hatten goldene Ränder, manchmal war schon ein ganzer Ast voll Gold. Und in der Luft war ein gol-

denes Wehen und Weben, besonders im Walde. Bald da, bald dort schoß ein Strahlenbündel zwischen den Bäumen vor, in langen goldenen Streifen schwebte es über den Ginster. Es war, als könnte die Sonne der Erde gar nicht Liebes genug tun, sie gar nicht oft genug küssen und streicheln, ehe sie von ihr schied.

Schöner war's im Frühling auch nicht, ja, nicht einmal so schön — nur nach dem Frühling gab's noch etwas Schönes, auf das man sich freuen konnte. Nach dem Herbst aber kam nichts mehr. Darum genoß man jeden schönen Herbsttag mit einer tiefen Trauer im Herzen, mit einer heimlichen Angst.

Die Kinder stellten keine Betrachtungen an. Sie verbrachten fast ihre ganzen Tage im Walde, besonders auf der Lichtung. Sie pflückten Brombeeren und Schwämme, und manchmal spielten sie Kämmerchen vermieten zwischen vier Linden in der Allee, die wegen des dicken Grasteppichs, der sie bedeckte, der grüne Weg hieß. Da spielte er mit, die Französin auch. Sie trug immer zu enge Schuhe, und dann kam sie leicht ins Schnaufen beim Hinundherlaufen, und ihre Frisur fing an zu wackeln. Sie blieb auch meist neben ihrem Baume stehen, wie ein festgebundenes Opferlamm. Die andern tollten um so lebhafter — der Onkel mitten unter ihnen.

Die Lisa war am behendesten darin, ihm auszuweichen. Sie war jetzt ein hochaufgeschossenes Mädel und trug die Röcke bis zu den Knöcheln und die Pöpsel in einem Kranz um den Kopf gesteckt. Aber die siebzehn war sie, mit großen, klugen grauen Augen in einem schmalen blassen Gesicht — nicht eigentlich hübsch, aber mit etwas Vornehmem und Sympathischem in der Erscheinung.

Einmal rannten sie beide gleichzeitig an denselben Baum. Da nahm er sie plötzlich um die Schultern und küßte sie. Sie riß sich von ihm los. »Onkel! Ich bin kein Kind mehr!« sagte sie und sah ihn unter den zusammengezogenen Brauen, die bedeutend dunkler als ihre Haare waren und ihrem blassen Gesichtchen einen eigentümlichen, fast tragischen Ausdruck verliehen, böse und verlegt an.

»Na, meine Nichte bist du doch noch!« entgegnete er.

Sie nagte ein wenig an der Unterlippe. »Ja,« murmelte sie, »aber —« Sie wendete den Kopf ab.

»Oho, Lilo, ich glaube, du hast es ganz vergessen, daß ich einmal deine erste Liebe war!« hatte er ausgerufen.

Worauf sie, die Brauen noch mehr zusammenziehend, fast schroff: »Ja!« Und ihm gerade in die Augen schauend: »Wozu soll ich mich daran erinnern? Dir macht's keine Freude und mir — auch nicht!«

Den Rest des Tages nannte er sie Gräulein Lilo, und beim Gutenachtflagen küßte er ihr die Hand. Den jüngeren Schwestern kam das ungeheuer Spaßig vor.

Den nächsten Tag ging's fort. Der Abschied von Mutter und Tochter war herzbrechend. Die beiden jüngsten Nichten aber waren nicht einmal gerührt. Sie freuten sich auf Polen, weil es etwas Neues war und weil ihnen der Papa Ponys versprochen hatte. — Die Älteste war blaß und still.

Es ärgerte ihn, daß sie nicht weinte, daß sie ihm mit einem kühlen, erwachsenen Lächeln die Hand gab.

Er begleitete sie diesmal nicht zur Bahn. Im Landauer war gerade genug Platz für die Abreisenden, und nicht mehr.

Als die Räder über den Kies knirschten, war's ihm, als ob sie über etwas Lebendiges hinführen, das sie ersticken und zermalmen. Ein schneidender Schmerz fuhr ihm durch den Körper.

Er fühlte eine große Unruhe in sich, wie vor oder nach einer Entscheidung. Er horchte dem Räderrollen nach, bis es ganz verklungen war, dann, anstatt ins Haus zurückzulehren, wandte er sich dem Walbe zu. Er ging und ging, bis er seine Finger nicht mehr deutlich sehen konnte, wenn er sie vor's Gesicht hielt — dann wendete er sich.

Als er in sein Schlafzimmer kam, schlug ihm ein wunderbarer Duft entgegen. Er machte Licht. In einer einfachen Vase auf einem Tische stand ein großer gelber Strauß Ginster. Halb unter der Vase lag ein Kärtchen: »Zum Abschied. Lilo.«

Die Nacht schlief er nicht. Der Duft ließ ihn nicht schlafen. Er stellte die Vase in das Nebenzimmer, aber dann sehnte er sich danach. Er holte die Vase von neuem zu sich herein. Er löschte die Kerzen aus und legte sich zu Bett.

Es pochte an sein Herz wie mit bleichen zarten Fingern: Mach' auf — laß mich ein! Aber jedesmal, wenn er schon im Begriff war, nachzugeben, faßte es ihn an der Kehle. Die Angst vor der Enge ergriff ihn, die Angst davor, um einer flüchtigen Sentimentalität willen das letzte bißchen Freiheit, das er sich vielleicht aus seiner Existenz noch retten konnte, preiszugeben.

Die Stube wurde ihm zu eng. Er sprang auf und öffnete das Fenster. Ah ... jetzt hatte er endlich wieder Luft! Erleichtert legte er sich neuerdings nieder.

Draußen rauschten die Wälder — in den süßen Mollakford des sterbenden Sommers mischten sich die schneidenden Dissonanzen des heimtückisch siegenden Herbstes. Es schrie etwas Drohenbes aus diesen Dissonanzen, etwas, das ihn einschüchtern wollte ...

Er ließ sich nicht einschüchtern. Er freute sich an dem Sturm. Er hätte mit ihm fortgeraßen wollen — fort — fort, aus der Enge hinaus.

Endlich schlief er ein.

Als er früh aufwachte, war der Strauß welk. —

Ein paar Tage später, als er von der Rebhühnerjagd nach Hause zurückkehrte, saß die Mutter am Klavier im Kuppelsaal und spielte den Lindenbaum. Die Türen des Saales standen weit offen. Der Herbst fröstelte herein. Wie er aber die Türen schließen wollte, rief ihm die Mutter dazwischen: »Nein — nein! Laß die Türen offen. Der Peter ist wieder einmal auf der Wanderschaft. Ich suche ihn hereinzuladen!« Da erinnerte er sich, daß der Lindenbaum Peters Lieblingsstück war.

Die Mutter spielte ihn noch einmal.

Aber der Peter kam nicht. Endlich mußte man die Türen schließen.

Der Peter kam nie wieder. Als der Mond aufgegangen war, fand man ihn starr und kalt, halb von Herbstblättern bedeckt, unter den Linden hinter dem Schloß. Der grausame Kettenhund aus dem Hofe hatte sich losgerissen — der mochte ihn wohl erbitzen haben.

Der Genius loci von Mon repos war tot. —

Mißmutig floß das Leben weiter. Man hatte nichts mehr, auf das man sich freuen konnte.

Der Schwachsinige, der sich wenigstens vor den Kindern scheu verkrochen hatte, träumte jetzt immer und jeden Tag von früh bis abends besitzergreifend durch das ganze Haus. Ihm war nicht mehr auszuweichen. Er lachte und pfiff vor sich hin und machte sich's bequem.

Gäste kamen gar keine mehr. Wenn sie sich anfragten, lehnte man sie ab. So vergingen die Tage, die Monde, die Jahre.

Er fing an grau zu werden; nichts änderte sich. Das Leben wurde nur immer kleiner, eintöniger, enger. Die Enge legte sich ihm auf die Brust, aufs Hirn. Er fühlte sich wie ein Gefangener.

Er haßte sich dafür, aber überwinden konnte er's nicht. Er sehnte sich nach Freiheit, unschön, gierig nach Freiheit.

Und endlich kam die Freiheit.

An einem Julitag, als er mit seiner Mutter von einem langen Waldspaziergang heimkehrte, begegnete ihnen ein vor Schreden atemloser Bote und teilte ihnen mit, daß der alte Herr plötzlich neben seinem Bett zusammengebrochen sei. Er habe noch nach Hilfe geschrien, jetzt aber sei kein Wort mehr aus ihm herauszubringen. Dann folgte ein langer unzusammenhängender Bericht.

Er hörte ihn kaum mehr. Er wußte, daß das Schicksal ein Nachwort gesprochen hatte, daß der Vater, von einem Schlaganfall niedergestreckt, im Sterben lag...

Der alte Herr kam nicht mehr zum Bewußtsein; aber fünf Tage noch rang der mächtige Körper mit dem Tode. Selig pflegte ihn mit dem Diener und dem Forstadjunkten Tag und Nacht.

Es war mühsam, den schweren Körper zu bewegen. Er scheute vor nichts zurück. Die niedrigsten Dienstleistungen besorgte er selbst. Jedes ungebulbige Wort, das ihm die kindischen Eigenheiten des Alten entlockte, fiel ihm auf die Seele. Manchmal trat die Mutter in die Tür des Krankenzimmers und richtete die Augen auf das blaurot gebundene Gesicht des Bewußtlosen. Dann, lautlos wie sie gekommen, verschwand sie wieder. Der Priester, die brennenden Lichter neben dem Kreuz am Kopfende des Bettes — und immer noch das schwere Atmen, das er für Röcheln hielt. Aber die den Tod kannten, sagten ihm, das sei noch kein Röcheln. Trotz seinen fünfundsiebenzig Jahren hatte er nie sterben sehen. Angstgefühle beschlichen ihn.

Während er die Nächte neben dem Körper saß, der nichts mehr war als eine stöhnende Leiche, vor der die endgültige Zersetzung grausam zögerte, war ihm, als glitten eisalte Schatten die Wände entlang. Sie verdichteten sich, senkten sich auf ihn nieder, hemmten seinen Herzschlag.

In der fünften Nacht, gegen Morgen, merkte er, daß der Arzt, der neben ihm gewacht hatte, die Augen auf ihn richtete, um seine Aufmerksamkeit zu wecken. Dann auf den Sterbenden. In das mühsame Stöhnen hinein tönte etwas, wie wenn man mit einer Knochenhand leise an eine Tür klopft. Das war das Röcheln... Dann eine Pause, ein schwacher Seufzer — alles still. In den Rissen lag ein langes, schiefgezogenes Gesicht mit hängendem Unterkiefer, das er nicht kannte. Das war der Tod.

Dienerschaft wurde gewedt. Er empfand keinen Schmerz, nur die Angstgefühle steigerten sich bis zur Unerträglichkeit.

Er dachte nicht an den Vater, nur an sich.

Die Mutter ließen sie schlafen. Aber die Er fühlte die ganze Ewigkeit auf der erbärmlichen Zeitspanne lasten, die sein Leben war. Der Atem versagte ihm. Nur mit großer Überwindung konnte er mit Hand anlegen bei der Bedienung des Toten. Endlich war alles fertig: das Bett frisch bezogen, das Zimmer gelüftet, der Tote zu seiner letzten Reise gerüstet. Da lag er, der blödsinnigen Sitte gemäß im schwarzen Grad, dazu in Strümpfen, den Unterkiefer hinaufgebunden, mit einem leeren Gesichtsausdruck. —

Also das war das Ende. So sah es aus.

Er trat in den Garten, um sich Luft zu machen. Aber dem Garten lag die Sommernacht noch dunkelgrau, undurchsichtig und schwül.

Mit einem Male kam eine Veränderung, eine Unruhe. Sonnenstrahlen breiteten sich über das Gras. Es war, als ob sich goldene Hände unter das Dunkel geschoben und es von der Erde hinweggehoben hätten. Die Vögel zwitscherten, alles duftete, und durch die alten Linden zogen wunderbare beruhigende Melodien.

Die Angst war verschwunden. Er fühlte es deutlich, daß aus all der fiebernden Unrast, den häßlichen Zwiespältigkeiten des Lebens die Natur einen harmonischen Ausweg finden müsse.

Abermüdet von Aufregung und mehrnäch-
tiger Schlaflosigkeit, trat er ins Haus zurück,
streckte sich auf ein Sofa im Kuppelsaal und
schief fest.

Als er erwachte und zur Mutter hinüber-
wollte, ihr Mitteilung zu machen, wußte sie
es schon.

Sie war drinnen bei der Leiche. Er wollte
ihn nach. In der Tür des Sterbezimmers
vertrat sie ihm den Weg, sehr bleich. »Sieh
ihn dir nicht mehr an,« bat sie, und dann
leise: »Es kommt oft vor, daß der Tod die
Spuren herunterwäscht, mit denen ein zu
langes Leben einen Menschen entstellt hat.
Bei ihm war's nicht so!« Mit raschen
Schritten ging sie an ihm vorbei.

Als er dann doch in das Sterbezimmer
kam, fand er, daß sie ein weißes Tuch über
die Leiche gebreitet und es über das arme
entstellte Gesicht hinaufgezogen hatte.

Auf dem Tuch lagen viele Rosen, alle, die
sie im Garten hatte finden können und die
sie abgeschnitten hatte für den Toten. —

Das war der Abschluß der Tragödie, die
die Ehe seiner Mutter gewesen war. Sie
hatte gehofft, der Tod würde ihr für einen
Augenblick den Traum ihrer Jugend zurück-
geben, aber der Tod hatte sie nur verhöhnt.

Sie hatten beide uneingestandenenerweise
das Gefühl gehabt, als ob das Verschwinden
des schwach- und stumpfsinnigen alten Herrn
eine Befreiung für sie bedeuten würde. Sie
hatten seine Anwesenheit unter ihnen oft
als eine Last, fast immer als einen Verstim-
mungsgrund empfunden, als etwas, was die
Einheitslichkeit ihrer Existenz störte. Von nun
an konnte sich ihr Leben ruhiger und schöner
gestalten, und nachdem die mit der Aus-
scheidung eines gewohnten Hausgenossen
durch den Tod unzertrennliche Bedrückt-
heit sich verloren haben würde, sollte eine Zeit
ruhigeren und veredelten Lebensgenusses
sich von selber einstellen, dachten sie.

Seltamerweise war dies nicht der Fall.

Das Leben gestaltete sich allerdings für
beide harmonischer; ihre Existenz nahm
glattere, ästhetischere Formen an, Zank und
Streit hatten aufgehört, alle Schärpen in
dem Charakter der Mutter hatten sich ge-
glättet. Sie wurde zu einer Art Idealgestalt,
an der kein Erdenrest mehr klebte.

Ja, die Harmonie war gekommen, aber sie
war mit einer unendlichen Eintönigkeit ver-
bunden. Von früh bis abends war alles,

wie es sein sollte, aber er genoß die stillen
Stunden ungetrübten gegenseitigen Verständ-
nisses mit seiner Mutter nicht mehr wie
früher, weil er sie nicht mit soundso viel
Stunden aufreibender Geduld erkaufte hatte.
Kein Hindernis, keine Störung brachte mehr
Abwechslung in ihr tägliches Beisammensein.
Das Haus war zu groß geworden. Eine
Leere machte sich unangenehm bemerkbar.
Der Sommer mit seinen verschiedenen länd-
lichen Zerstreuungen half noch darüber hin-
weg; im Winter, als die Leere kalt und
dunkel wurde, wirkte sie unheimlich.

Lange sprachen sie nicht miteinander über
den Toten; endlich an einem Winterabend
bei einer gemütlichen Partie Piquet fing die
Mutter an: »Erinnerst du dich nicht, von
wem die kleine Erzählung ist, die »Die
Mauer« heißt — »Le mur«? Von Mau-
passant oder Prévost — ich glaube von
Maupassant...«

Worauf er, die Karten mischend: »Ich
weiß nicht, von welcher Erzählung du sprichst.
Was war der Inhalt?«

»Oh, es war die Geschichte von drei alten
Damen, die sich beständig über eine Mauer
beklagten, die ihnen vor den Augen stand.
Dann, bei einer neuen Bauordnung fiel die
Mauer. Die alten Damen freuten sich sehr,
nach einem Monat aber vermißten sie die
Mauer so, daß sie beim Bürgermeister eine
Eingabe machten, das hinweggeräumte Hin-
dernis möge doch wieder aufgebaut werden.
Sie vermißten die alte Irritation!«

Und er immer noch die Karten mischend:
»Die Geschichte kannte ich nicht. Sie könnte
allenfalls auch von Madame Marny sein.
Wie fällt sie dir denn so plötzlich ein?«

Darauf antwortete sie nicht, aber er
merkte, daß sich ihr Blick zögernd nach der
dunklen Ecke des Saales hinübertastete, wo
sonst der alte Mann jeden Abend an seiner
Lampe herumzuputzen pflegte.

Er war der beste Sohn von der Welt.
Eine Tochter hätte nicht rücksichtsvoller für
ihre Mutter sorgen können; aber dennoch
kam ihm manchmal die Frage: Wird das
immer so bleiben, wird mein Leben sich so
abspielen von einem Tage zum andern, ohne
Abwechslung außer der zwischen einer Pa-
tience und einer Partie Piquet?

Mit dem zarten Spürsinn der Liebe ahnte
die Mutter, was in ihm vorging. Sie plante
eine Reise für ihn, nach Italien sollte er,

dann von Sizilien nach Algier. Sie studierte Reisehandbücher, suchte auf der Landkarte die berühmten Stätten der Kunst auf, machte finanzielle Überschlüsse. Er ließ sie gewähren. Zur Reise würde es ja doch nicht kommen, das wußte er. Er fügte sich, aber es ärgerte ihn, fraß an ihm, und Abhilfe gab's keine.

Wenn er ihr den Vorschlag machte, zeitweilig während seiner Abwesenheit eine Verwandte zu sich zu nehmen, regte sie sich fast krankhaft darüber auf. Sie brauchte niemand, während er fort war, sie wolle sich schon allein behelfen, behauptete sie. Aber sie allein zu lassen, konnte er sich nicht entschließen.

Bei Tage widmete er jede Stunde, die die vorzüglich eingerichtete Wirtschaft ihm übrigließ, der Mutter, hütete sie vor jedem Luftzuge, jeder Aufregung, jedem verstimmenden Eindruck. In der Nacht aber kam jedesmal das Reisefieber über ihn, und in schlafloser Unruhe warf er sich bis zum Morgengrauen hin und her.

Ihre Gesundheit schien ihr eine lange Lebensdauer zu bestimmen.

Da, gegen das Frühjahr zu meldete sich eine Veränderung an ihrem Zustand. Der Arzt konstatierte ein inneres Leiden. Im Juni, gerade ein Jahr nach dem Ableben des Vaters, starb sie. —

Es gibt Naturen, die sich nie von ihren häßlichen Regungen Rechenschaft geben, andre, denen die Phantasie sofort die nötige Verschönerung dafür verschafft. Er war nicht so glücklich veranlagt. Seine Trauer um die Mutter war tief und echt, aber er konnte es sich nicht ableugnen: mitten aus dem Schmerz heraus hatte er ein Gefühl der Befreiung.

Er verkaufte Mon repos, eigentlich, um unabhängig zu sein, angeblich, um die Erbschaftsabwicklung zu erleichtern.

Nun konnte er reisen, und er reiste. Alle Länder, die ihn interessiert hatten, durchstöberte er, mit einer wahren Bier verschlang er die Wertwürdigkeiten.

Aber sein Aufnahmevermögen nahm ab. Er wurde müde. Er fühlte sich einsam, und er hatte kein Heim, hatte auch keine Familie mehr. Der Umstand, daß er sein ganzes Vermögen auf eine Leibrente gehäuft, hatte immerhin von seiner Wichtigkeit als Onkel etwas abgezogen. Seine langen Abwesen-

heiten hatten ihn den Seinen entfremdet. Er mußte an eine neue Reise denken.

Für einen Mann von seinen Jahren war er rüstig, und seine Sinne waren frisch. Weder an seinem Gehör noch an seinem Gesicht hatte er gelitten; aber eine Fähigkeit war ihm verlorengegangen, die Fähigkeit, sich so von ganzem Herzen etwas zu wünschen. Seitdem die Erfüllung seiner Wünsche auf keinen Widerstand mehr stieß, hatte er keine mehr. Er hatte nur Anwandlungen von Wünschen. Denen gab er nach oder nicht — wie's ihm gerade einfiel, ohne eine besondere Genugtuung dabei zu empfinden.

Die Schatten wurden lang. Er sagte sich, wenn er noch einen Streifzug durch die lieben alten Wälder machen wollte, ehe er aufbrach, um den letzten Zug in Eiskla zu erreichen, so mußte er sich sputen.

Rüstig schritt er an dem Forsthoof vorbei, durch den Wald, den Hügel hinauf zu der Lichtung, die von einer mächtigen Lindenallee durchquert wurde. Dort hatte der Ginster einst so üppig geblüht, daß seine jüngste, besonders phantastische Nichte einmal behauptet hatte, die Sonne habe den Samen ausgestreut, sie habe sie eines Abends selbst gesehen, und aus dem Sonnensamen sei der Ginster erblüht.

Aber der Frühlingsginster blühte nicht mehr, und der Herbstginster blühte noch nicht. Die Lichtung war voll halbwüchsiger struppiger Kiefern. So sehr ihn in Schloß und Park alles angeheimelt hatte, so fremd fühlte er sich hier.

Eine häßliche und ganz unerklärliche Angst erfaßte ihn, eine plötzliche Atemlosigkeit, ein Drang zu laufen — wie er ihn manchmal als Kind überkommen hatte, wenn er plötzlich das Gefühl gehabt, als wenn ihn etwas verfolge, nach dem er sich um nichts in der Welt hätte umsehen mögen. Seine Füße waren schwer, laufen konnte er nicht, aber er ging und ging; so mühsam es ihm ankam, so ging er.

Da, inmitten der Lichtung, erblickte er ein altes Sommerhaus, auf dessen Giebel in mächtigen, aus Birkenästen geformten Buchstaben die Worte standen: »Felix willkommen!«

Sein Atem stockte, sein Gedächtnis tastete. An dieser Stelle, vor einundsiebzig Jahren, war seine Mutter zusammengebrochen, plötz-

lich auf einem Spaziergang, weil er in ihrem Schoß sich zu heftig gemeldet, es gar zu eilig gehabt hatte, ins Leben hinauszustürmen.

In aller Eile war der Vater nach Mon repos gelaufen, anspannen zu lassen, um sie ins Schloß zu fahren. Kaum daß man sie zu Bett gebracht hatte, war der Sohn schon da. Zur Erinnerung hatte man das Sommerhaus gebaut und es »Felix willkommen!« getauft.

Vor dem Sommerhaus stand eine Bank, auf die sank er nieder.

Die Angstgefühle schwanden, die Müdigkeit löste sich. Ein seltsam erleichtertes Empfinden durchfloß seine alten Glieder.

In Baireuth, nach einer glänzenden Auf-
führung der Trilogie, hatte eine ergaltete Frau ihn gefragt, wie er sich die höchste Lebensempfindung vorstelle. Sie hatte erwartet, er würde beteuern, die höchste Lebensempfindung erwecke in ihm die Wagner'sche Musik. Er aber, verbroßen durch ihre verfälschte Begeisterung und ihre verstiegene Ausdrucksweise, hatte ihr ungeduldig erwidert: »Der Gipfel aller Empfindungen ist für mich das Aufatmen nach einer großen Angst, das Ausruhen nach einer großen Müdigkeit.« — »Also der Tod?« hatte jemand gefragt. Er hatte mit den Achseln gezuckt.

Damals hatte er die Worte fast aus Widerspruchsgestalt gesprochen. Wie sie jetzt in seinem Gedächtnis emporstiegen, entdeckte er, daß sie Wahrheit enthielten.

Der Tod ...

Sollte der Gipfelpunkt des Lebens nichts bieten, nichts als das Aufatmen nach einer großen Angst, das Ausruhen nach einer großen Müdigkeit? Gab's kein schöneres Reiseziel? Da schrie's fast gewaltsam aus seiner Seele heraus: Ja, ja! Etwas Schöneres gab's noch: Irgendwo ankommen, wo sich jemand auf ihn freute!

Und seit vielen Jahren kam das, wonach er sich vergeblich gesehnt hatte, ein Wunsch, ein dringender, leidenschaftlicher Wunsch. Ja, von ganzem Herzen, mit jeder Faser, jedem Pulsschlag, jedem Atemzuge wünschte er irgendwo anzukommen, wo sich noch jemand an ihm freuen würde; wünschte sich

wieder einmal, »nach Hause« zu kommen, wünschte sich, das alte, weich umhüllende, zärtlich beruhigende, warm ermutigende Heimatgefühl zu empfinden.

Oh, nur einmal noch sich zurückschlüchten können in die Arme einer großen Liebe! Irgendwo ankommen, wo sich jemand an ihm freute!

Ankommen wo? — Reisen wohin? — Ihm schwindelte. Neuerdings kam die große Angst.

Aber die Angst verflüchtigte sich schneller noch als das erste Mal. Ihm wurde ruhig und frieblich zumute, als ob er das verwinkelte Rätsel des Lebens gelöst und das Ende aller Dinge entdeckt habe. Die heilige Dreifaltigkeit, was war sie anders als: die Liebe, das Leben und der Tod.

Die Liebe, die das Leben schafft, das Leben, das neuerdings in der Liebe seine höchste Betätigung findet — der Tod, der beide fühlt und umschafft und versüngt. Ja, so mußte es sein — das heißt, irgendwie so. Kaum daß er den neuen weiten Ausblick gewonnen, fühlte er schon, daß sein kurzer Menschenverstand nicht ausreichte, sich darin zurechtzufinden.

Neuerdings tappte seine Seele in einer ärgerlichen Verwirrung. Die Liebe war doch die Hauptsache, der Urquell von allem.

Seine innere Unruhe löste sich in Müdigkeit auf. Er konnte nicht mehr grübeln, selbst die Sehnsucht in ihm wurde müde.

Er fing an zu träumen. Ihm träumte, daß er vor der verschlossenen Tür des Zimmers stand, in dem die Mutter den Christbaum anzündete — das alte liebe Gefühl beflommener Freudenerwartung überkam ihn.

Er horchte auf das Glodenzeichen. Da ... jetzt hörte er's, und ein großer Glanz schimmerte ihm entgegen.

Durch den Wald süß und wehmütig klang das Aue-Läuten, und zwischen den dunklen Niefen tasteten sich die goldenen Strahlen des Sonnenuntergangs. Einen Augenblick ruhte ihr Glanz auf dem Giebel des Sommerhäuschens, wo die Worte »Felix willkommen!« standen — dann mit zarter Scheu glitten sie über das bleiche Antlitz eines müden Mannes, der sein letztes Reiseziel erreicht hatte.

Von Kunst und Künstlern

Fritz von Wille: Märzschnee — Luis Périnat: Cleo — Max Svabinsky: Das graue Bildnis; Kamelien — Eugen Spiro: Vor dem Ausgang — Ferdinand Dorf: Vor dem Spiegel (Am Schreibtisch) — Karl Hartmann: Lachendes Mädchen — Josef Andreas Sailer: Kinderkopf — Anton Josef Depino: Mutter und Kind — Ernst Oppler: Stilleben — Ernst Kolbe: Interieur — Friedrich Heinrich Jüger: Bildnis eines jungen Mannes (Neuerwerbung des k. k. Hofmuseums in Wien)



Nur eine Landschaft bringt dies Fest in seinen Einschaltbildern, aber wir versprechen es den Lesern: so sicher, wie nun wieder die Natur anfängt, aus ihrem weißen Winterschlummer zur Farbe und Bewegung zu erwachen, so gewiß werden auch wir in den kommenden Festen das Landschaftsbild wieder mehr pflegen, wie wir ja überhaupt versuchen, unsern freien Bilder-schmuck möglichst mit dem Fortschritt der Jahreszeiten Schritt halten zu lassen. Für diesmal also hat Fritz von Wille's Landschaftsbild »Märzschnee«, von uns in Offsetdruck wiedergegeben, die Alleinherrschaft, und wer diesen Düsseldorfser nur einigermaßen kennt, weiß ohne weiteres, daß wir es hier mit einem Motiv aus der Eifel zu tun haben. Seit fünfzehn Jahren malt Wille fast nur noch Motive aus der Eifel. In der Nationalgalerie zu Berlin hängt sein »Eiselnest«, in den Museen von Düsseldorf, Köln, Aachen, Bonn, Düren und Münster, noch häufiger aber im Privatbesitz begegnen uns diese höchst charakteristischen Landschaften, die dem Kenner ihre Herkunft aus dem mittelhiesigen Vulkangebiet auf den ersten Blick durch die eigentümliche Linienführung der breitgewellten Flächen, mehr noch durch die schwere dramatische Luftstimmung verraten. »Dramatisch« — das soll nicht etwa heißen: auch theatralisch. Nein, von Effekthaserei hat weder diese Landschaft noch dieser Maler eine Spur. Was ihn immer wieder dorthinzieht, ist vielmehr die große Ruhe und Einfachheit, die dort seinem eignen eng damit verwandten Wesen aus der Natur entgegenkommt.

Waren es im vorigen Feste die humoristischen Genrebilder, so sind es in diesem die ernstesten Bildnisse, die vorherrschen. Namentlich an schönen Frauenbildnissen haben wir diesmal eher Überfluß als Mangel. Eins davon, das plastische Frauenbildnis von Ries, gehört zu der Wiener Kunstschau und wird dort von Köhler gewürdigt. Aber noch eine andre weibliche Bildnisplastik ist da: die »Cleo« von Luis Périnat. Wir fanden das Original in der letzten Münchner Glaspalastausstellung und waren trotz einer gewissen akademischen Glätte, die aber hier so gar nichts von kalter Routine hat, auf den ersten Blick gefesselt. War es das sprechende Auge, war es die lieblich träumerische Haltung, war es das seelische Leben dieses Kopfes überhaupt, was

uns zwang, mehr als einmal unsern Schritt zu diesem Bildwerk zurückzulenkten? Wenn es nicht schon der Name des Künstlers verraten hätte, vielleicht hätten wir doch auch an Stil und Technik dieses Marmors den ausländischen Ursprung, den Zusammenhang mit der Pariser Schule erkannt. In der Tat war Périnat ein Schüler von Frémiet in Paris, ehe er in Madrid seine letzte Ausbildung bei Mariano Benlliure u. Gil genoß, der den Besuchern der Pariser Weltausstellung von 1900 als Schöpfer einer Velasquez-Statue und verschiedener ungemein lebensvoller Bildnisbüsten in Bronze, Marmor und Terrakotta im Gedächtnis sein wird. Aber auch sein Schüler ist schon durch viele Ausstellungen des In- und Auslandes bekannt geworden, wie es ihm auch längst nicht mehr an Medaillen und andern Auszeichnungen fehlt. Friedhofsmonumente hat Périnat besonders viel geschaffen, aber da er nicht genötigt ist, seiner Kunst den Lebensunterhalt abzurufen, hat er auch dabei weniger auf günstige Bestellungen gesehen als nach Aufgaben gestrebt, die seinen künstlerischen Eingebungen am besten entsprachen.

In Max Svabinsky, dem Maler des »Grauen Bildnisses« und der »Kamelien«, tritt uns — eine Seltenheit in diesen Festen — einer der jüngeren tschechischen Maler entgegen. Svabinsky ist 1873 in Kremsier in Mähren geboren. Er trat als Achtzehnjähriger an der Prager Kunstakademie in die Schule Max Pirners und schuf 1897 sein erstes Werk: zwei allegorische Wandgemälde in der Prager Landesbank. Bald folgte eine stattliche Reihe anderer Gemälde und Federzeichnungen, darunter die »Seelenvereinigung« (Franzensmuseum in Brünn), »Tante Mary« (Prager Rudolfinum), »Familienbildnis« (Moderne Galerie in Prag), die »Dame mit dem Handschuh« und »Dame im blauen Hut« (Moderne Galerie in Wien). Im Jahre 1906 begann Svabinsky zu radieren, und die Radierung wurde bald das Gebiet, auf dem er seine ausgiebigste und erfolgreichste Tätigkeit entfaltete. Seit 1910 ist er Professor an der Kunstakademie in Prag.

Von Konflikten und Widerständen weiß diese Künstlerpersönlichkeit nicht viel; ein gleichmäßig glückliches Geschick hat der Seele dieses Dichters, dem Auge dieses Malers, der empfindsamen und geschickten Hand dieses Künstlers vergönnt, sich nach Gefallen und Begabung zu entwickeln. Vielleicht ist dadurch der etwas dekorativ-luxuriöse Zug in seine Kunst gekommen, diese liebevoll penible Behandlung der

schmüdenden Einzelheiten, wie wir sie an dem Spitzenkollé der Dame in Grau, an dem Sofa-bezug und auch an dem Gewand auf dem andern Bilde beobachten. Wahrscheinlicher aber ist, daß sich hier die gebrungene Radieretechnik bemerkbar macht, die ja den feinen sicheren Strich nicht entbehren kann. Doch bleibt die Porträtkunst Evabinstys an solchen Außerlichkeiten nicht haften. Vielmehr sucht sie mit feingeschliffener Psychologie in das Wesen der Persönlichkeit zu dringen. »Seine ureigenste Heimat«, sagt ein verständnisvoller heimatlischer Interpret von diesem Bildniskünstler, »ist eine stille Welt, in der nur geflüstert wird; sie ist weich wie Seiden-samt und in eine süß betäubende Atmosphäre gebadet.«

Auch in Eugen Spiros Damenbildnis »Vor dem Ausgang« ist die französische Note unschwer zu erkennen. Der Künstler, jetzt ein Vierzigjähriger, stammt zwar aus Breslau und hat dort an der Kunstschule, hauptsächlich unter Professor Albrecht Bräuer, einer ungewöhnlichen Lehrerscheinung, der Gerhart Hauptmann in seinem »Michael Kramer« ein Denkmal gesetzt hat, auch studiert, er hat sich dann weiter in München unter Stud und in Italien an den alten Meistern gebildet, die er fleißig kopierte — aber seine eigentlichen, seine letzten Lehrmeister sind doch die modernen Franzosen gewesen: Manet, Cézanne und unter den neuesten Bonnard. In dem von uns als Mattfunktibild wiedergegebenen Damenbildnis scheint uns mit ebensoviel Eleganz wie Lebens-wahrheit das Typische einer sich zum Ausgang anstehenden unbeobachteten Dame durch einfache Linien herausgeholt zu sein. Wenn wir uns an das Original recht erinnern, so ist der Vorgang in eine Harmonie von Schwarz, Rosa und Lichtgrau gekleidet, und alles Formale ist durch loderen farbigen Vortrag auf den notwendigen Ausdruck beschränkt. Die scheinbare Stizzenhaftigkeit des Bildes ist nicht von ungefähr, soll vielmehr nur die Unmittelbarkeit des Erlebnisses noch erhöhen.

Das Bild »Vor dem Spiegel« (oder »Am Schreibtisch«) geben wir als Tiefdruck wieder, in der Hoffnung, so noch am ehesten — da in diesem Falle leider eine farbige Reproduktion nicht möglich war — die feinen Licht- und Schattenwirkungen des Originals zu treffen. Denn die farbigen Lichtprobleme haben es dem Dresdner Ferdinand Dorsch (geb. 1875 von deutschen Eltern im ungarischen Künstler) von jeher angetan; sie, namentlich im Zwielicht, zu fassen und mit all ihren Reizen festzubalten, ist noch heute sein höchster Stolz. So hat er denn immer besonders gern Interieure gemalt, aber auch Bildnisse und namentlich größere Figurenbilder aus dem geselligen Leben, Diners, Konzerte, Karneval-

szenen u. a. Das Motiv unsers Bildes stammt aus dem schönen alten Schlosse Wiesenstein in Sachsen, das dem Prinzen Johann Georg gehört und das sich für Dorsch schon seit Jahren als eine wahre Fundgrube ihm willkommener Stoffe bewährt.

Zum ersten Male — mit dem Tiefdruckblatt »Lachen des Mädchens« — machen die Leser die Bekanntschaft des Schwaben Karl Hartmann. Am 15. Juli 1861 in Heilbronn geboren, verriet der Schmiedsohn schon als Knabe eine starke Neigung zum Zeichnen und Malen. Er widmete sich zunächst dem Bau-sach, teils als Praktikant, teils in der Stutt-garter Baugewerbeschule, dann arbeitete er bei einem Architekturlehrer, der von seiner Kunst so begeistert war, daß er am liebsten aus dem Schüler das gleiche gemacht hätte, und studierte über Winter noch an der Kunstgewerbeschule, später sechs volle Jahre lang an der Kunst-akademie in Stuttgart unter Grünewald, Liezenmeyer, Friedrich von Keller, Schraubolph u. a. Seit 1888 lebt und schafft Hartmann in München, aber den Sommer bringt er — zusammen mit seiner Frau, der Malerin Olga Beggrow — noch heute meistens im Schwarzwald, am Bodensee oder in Oberbayern, besonders gern im Chiemgau zu, wenn ihn nicht weitere Reisen nach Paris oder Italien ent-führen. Hartmanns Lieblingsfeld ist das Kin-derleben und die Märchenwelt, und gern geht er da den humoristischen Szenen nach, wie man sie auf der Straße und den Spielplätzen beob-achten kann, auch wenn sie nicht immer den feinen Sitten des Salons entsprechen. Auch Szenen aus dem Bauernleben, Erntebilder, ländliche Idyllen mit Schafen, Gänzen, Hüttern und Hüterinnen, liebt er: das Wallraf-Richarz-Museum in Köln besitzt eine »Erntezeit«, das Städtische Museum in Burghausen ein »Mäd-chen mit Schafen« von ihm. Doch auch weib-liche Akte hat Hartmann gemalt: in der Neuen Pinakothek zu München hängt sein Bild »Adam und Eva«. Besonders gern aber zeichnet er — frisch nach der Natur — Köpfe und allerlei andre Studien, meist in Kohle, Rötel oder Bleistift.

Nun endlich kommen wir zu den farbigen Bildern. Josef Andreas Sailer's Kinderkopf steht an der Spitze des Festes, und er verdient diese Stelle, denn so trotzig das Mädel dreinschaut, so ein frisches apfelfrundes Ge-sichtchen unter großem schattigem Hut hat etwas Einladendes, etwas Vertrauenerweckendes; schon deshalb stellt man es gern als Willkommen und Gutes auf die Schwelle. Seine Münchner Herkunft verleugnet dies Blatt nicht, weder in der flotten Zeichnung noch in der saftigen Farbe. »Diez-Schule« wird der Kenner sagen, und



Phot. Julius Eddn, Düsseldorf

Eugen Spiro:

Vor dem Ausgang

wirklich, nachdem Sailer bei Perterich und Seitz seine ersten Studien gemacht hatte, holte er sich die letzte Reihe des Pinsels bei Wilhelm von Diez in der Mal- und Komponierschule. 1897 gewann er den Kompreis der Akademie, 1908 auf der Münchner Internationalen wurde er unter dem Beifall der Kritik mit der II. Goldenen Staatsmedaille geschmückt. Bekannt ist er durch seine Festplakate geworden. Namentlich das Münchner Schützenfestplakat von 1906 und das Kelheimer Plakat von 1913, aber auch seine Bilder in der »Jugend«, zumal das erst kürzlich dort veröffentlichte »Blüchers Rheinübergang in der Neujahrsnacht von 1814«, haben ihn populär gemacht.

Auch das Bild »Mutter und Kind« von Anton Josef Pepino konnten wir unmöglich anders als farbig wiedergeben. Der Maler, ein Wiener von Geburt und Schüler des dort einst sehr geschätzten Tiermalers Anton Schrödl, wurde zu diesem Bilde durch eine farben dekorative Situation angeregt, die seinen koloristischen Neigungen sehr entgegenkam. Sonst holte sich Pepino seine frühesten Motive, meistens Landschaften, am liebsten aus der Donaugegend, aus Dalmatien, aus Oberbayern und Oberitalien. Dann wendete er sich mehr und mehr dem Porträtfach zu, und nun schon seit achtzehn Jahren wirkt er in Loschwitz bei Dresden, wo er auch eine Malklasse hält. In weiteren Kreisen bekannt geworden ist er namentlich durch ein lebensgroßes Damenbildnis in ganzer Figur, das in Dresden auf der Internationalen Kunstausstellung von 1899 die Goldene Medaille erhielt. Auch besitzen das Dresdener neue Rathaus und Städtische Museum mehrere Werke von ihm, unter andern ein 1910 gemaltes Bildnis des Kronprinzen von Sachsen.

Ernst Oppler, der Maler des feinen, buschtigen »Stillebens«, ist unsern Lesern schon seit Jahren ein lieber Bekannter, wenn wir bisher auch meistens Gesellschaftszenen, zuletzt ein Strandbild (»Badestrand von Dieppe«, Juliheft 1913), von ihm gebracht haben. Mit diesem neuen Bilde aus der letzten Düsseldorf Ausstellung kehrt Oppler zu einer frühen Liebe zurück: seine Vorliebe für gedämpfte Interieurmalerie in stillen, dunklen, warmen Tönen basiert schon aus seiner Jugendzeit, da er sich aus Holland und London die Anregungen dafür holte und sich so vor den Verfliegenheiten des Pleinairs bewahrte.

Ernst Kolbe, der Maler unsers gleichfalls farbig wiedergegebenen »Interieurs« (geb. 1876 in Marienwerber, Schüler Eugen Brachts), wird den Lesern mehr als Landschafts- denn als Interieurmaler bekannt sein. Wer hätte

sich nicht schon mit künstlerischem Behagen an einem seiner Bilder von der Ost- oder Nordseeküste gefreut, an den alten verschneiten Städten, wie Stralsund, Danzig, Stargard i. P.! In den letzten Jahren hat sich Kolbe aber auch viel mit Innenräumen beschäftigt. Von der Insel Sylt stammten, wenn wir nicht irren, die ersten Motive dafür, später waren es vornehmlich Interieure aus der Biedermeierzeit Lübeds und Danzigs, die uns auf der Großen Berliner Kunstausstellung von Kolbe begegneten. Und während er in seinen Landschaften und Architekturen eine möglichst großzügige breite Wirkung anstrebte, möchte er — das zeigt uns auch unser farbiges Blatt — in der Interieurmalerie möglichst große Lebendigkeit der Lichtwirkungen erzielen, so daß er oft pastos und rein die Pinsel- und Spachtelstriche nebeneinanderlegt. Leider ist unsrer Wiedergabe durch die Zwischenaufnahme mit Lumiereplatte, die wir machen lassen mußten, viel von den delikaten Reizen des Originals verlorengegangen, aber einen Begriff von dessen Farbenschönheit wird das Blatt doch wohl geben.

Um doch auch die »klassische Malerei« zu ihrem Rechte kommen zu lassen, bringen wir aus den Neuerwerbungen des k. k. Hofmuseums in Wien das Bildnis eines jungen Mannes von Friedrich Heinrich Füger. Die Fügerzeit ist die eigentliche Empirzeit Wiens. Füger (1751 bis 1818), der über Mengs und Oser zu David gelangte, war zur Zeit der Jahrhundert- und Stilwende nach Pörschers Ausdruck »der Papst des Wiener Geschmacks«. Er wirkte selbst nach Westen hinaus. Stieler, der nachmalige Schönheitsmaler König Ludwigs I. von Bayern, kam aus seiner Lehre. Fügers große Kompositionen wie »Der Tod des Germanicus« oder »Die Ermordung Cäsars«, auch die Bilder zu Klopstocks »Messias« sind heute tot für uns; seine Bildnisse üben auch auf uns noch ihre Anziehungskraft aus. Dem Bildnis wohnt nun mal — zum Glück! — ein Zwang inne, das Generalisieren zu lassen und sich dem Individuum hinzugeben. Eine gewisse Glätte der Behandlung und eine merkwürbige Farbscheu machen sich zwar auch hier bemerklich, doch gibt es einige Stücke unter Fügers Porträten, die zu den besten ähnlichen Arbeiten der Zeit zählen. Als großer Meister steht Füger bekanntlich als Miniaturenporträtist da. Was ihn im großen oft kühl und manchmal süßlich erscheinen läßt, macht ihn im kleinen zart und vornehm, und seine souveräne Beherrschung der Technik vollendet die Reize dieser kleinen, heute mit so erstaunlichen Preisen bezahlten Platten. G. D.

Literarische Rundschau

Wilhelm Raabes Sämtliche Werke — Das Buch der seltsamen Geschichten — Alt-Wiener Volkstheater — Almanach deutscher Dichtung und Kunst in Böhmen — Nikolaus von Philippovich — Allerlei Humore in Schattenrissen und Zeichnungen — Deutsche Parodien — Literarische Notizen

Nachdem Wilhelm Raabe am 15. November 1910, fast achtzigjährig, die Augen zugetan hatte, mußte es für seine Freunde und Verehrer, die sich alsbald zu der »Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes« zusammenschloßen, die nächste und wichtigste Aufgabe sein, eine Gesamtausgabe seiner Werke zustande zu bringen. Die Bemühungen, die schon zu Lebzeiten des Dichters zu diesem Zweck wiederholt gemacht worden, waren im letzten Augenblick immer wieder gescheitert. Durch wessen Schuld, ist schwer zu sagen. An Lust und Mut zu einer würdigen Gesamtausgabe fehlte es nicht; aber die bestehenden Ausgaben, Einzelausgaben und Serienausgaben, waren zu sehr verzerzt, und einzelne ihrer Verleger schätzten auf einmal ihren Anteil an dem Namen Raabe zu hoch ein, als daß andre sich bei solchen Schwierigkeiten genügenden Lohn von dem Unternehmen versprechen zu können glaubten. Aber zur Ruhe kam der Gedanke deshalb nicht. Zusehends wuchs der Ruhm Raabes in den drei Jahren nach seinem Tode; mehr und mehr erkannte man, daß, wenn einer unsrer neueren Dichter, so dieser fordern dürfte, als Gesamtpersönlichkeit in seinem Gesamtchaffen genossen und gewürdigt zu werden, nicht nur in diesem oder jenem »Lieblingsbuche«, das man so gelegentlich, zu halber oder unholber Stunde zur Hand nimmt. Die Raabe-Gesellschaft, mit dem Wolfenbüttler Oberlehrer Dr. Wilhelm Brandes, Raabes vertrautesten und verständnisvollsten Freunde, an der Spitze, tat das Ihrige dazu, dieses nobile officium des Raabischen Vermächtnisses zu erfüllen. Leider konnte es keine der drei bekannten Raabe-Verlagsanstalten, Janke, Grote oder Westermann, sein, die das Unternehmen ins Werk setzten. Vielmehr trat eine neue, traditionslose Gründung, die Verlagsanstalt für Literatur und Kunst (Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald, auf den Plan und kündigte zu Anfang dieses Jahres Wilhelm Raabes Sämtliche Werke in einer wohlfeilen Gesamtausgabe von drei Serien zu je sechs Bänden an (Preis jeder Serie in Zw. geb. 24 M.; Ausgabe in Halbstr. geb. 33 M.).

Die erste Serie dieser Standard-Ausgabe liegt jetzt vor, und man darf sagen, sie ist in Erscheinung und Ausstattung des teuren Namens würdig, der auf ihren Umschlägen steht. Irgegendwischen blendenden Luxus wird ja wohl niemand für eine Raabe-Ausgabe erwartet

haben — das würde das Wesen dieses Dichters und Menschen eher beleidigt als geehrt haben —, aber ein festes reines Papier, einen schönen klaren Druck und einen ruhig vornehmen, dauerhaften Einband durfte fordern, wer so wie dieser Poet Anrecht auf einen Ehrenplatz in den deutschen Hausbüchereien hat. Das ist ihm hier zuteil geworden: die sechs Bände, wie sie da in ihren mattgrau getönten Stoffeinbänden mit sparsamer dekorativer Zeichnung vor mir stehen, werden sich in jede Bibliothek, in die bürgerliche wie in die des vermögenden Bibliophilen, gut einordnen.

Mehr als ein halbes Hundert Romane, Novellen und Erzählungen hat Raabe hinterlassen, und wenn man die Titel dieser großen und kleinen historischen und modernen Dichtungen überfliegt, so mag es wohl scheinen, als lasse sich für diesen bunten Reichtum der Phantasie und der künstlerischen Gestaltung kaum ein innerer Zusammenhalt, geschweige denn eine äußere Gliederung finden. Denn nach den epischen Stoffen läßt sich Raabes Lebenswerk nun mal nicht einteilen. Schon die Erzählungen und Romane seiner Frühzeit waren keine bloße Unterhaltungslektüre, wie der Tag sie heraufführt und versinken sieht; so spannend und oft abenteuerlich ihre Fabel verläuft, so reich sind sie zugleich an wahrhaft dichterischen Schönheiten, und selbst der leichtesten Skizze fehlt nie der hohe und tiefe Sinn, der Ewigkeitswerte in sich schließt. Vollends in den Werken seines reifen Mannes- und seines weisen Greisenalters wurde Raabe die Stimme des deutschen Gemüts und Gewissens und daneben jenes freien, alles überleuchtenden und — bald mit hellem Lachen, bald durch männliche Resignation — alles überwindenden Humors, der ihn in die erlauchteste Gesellschaft der Weltliteratur bringt. In solchem Sinne, führt der Prospekt der neuen Gesamtausgabe zutreffend aus, hat der Dichter, ein Kenner und Räuber unsrer Volksseele, einmal in seinen zahlreichen Historien Menschen, Zustände und Schicksale der deutschen Vergangenheit seit dem ausgehenden Mittelalter vor uns hingestellt in markiger Zeichnung und ihren eigensten Farben, Zeugnisse unvergänglicher deutscher Art im Guten und Schlimmen. Daneben aber hat er fort und fort in der noch größeren Zahl seiner Romane und Geschichten aus der eignen Gegenwart die innere Entwicklung und Umgestaltung unsers Volkes und Landes in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts treulich gespiegelt — immer, auch

da, wo seine Helden seltsame Kostgänger Gottes sind, mit dem Fingerzeig auf das kernhaft Deutsche, das menschlich Gute und das ewig Wahre. Wie viele, die, von Leid und Not bedrängt, in stiller Stunde sich in ein Buch Raabes versenken, haben eine Stimme vernommen, die sie wie aus Muttermund tröstete, und aufs neue Mut und Kraft gewonnen, das Leben zu bejahen! So ist er, der unbekümmert um den eignen Vorteil, um Lob oder Verkennung des Tages jahrzehntelang in Stille und Enge sein Bestes geschaffen, ein rechter Bildner und geistiger Führer seines Volkes geworden, ein Erwecker und Erhalter jener echten Vaterlandsliebe, die sich ohne Lärm in Gesinnung und Tat bewährt. Wer möchte den Früchten eines solchen Lebens, Denkens und Schaffens nicht Herberge bei sich gewähren! Ein »Klassiker« genannt zu werden und neben denen zu stehen, die mehr gelobt als gelesen werden, hat ihn selbst nie gelüftet; aber ein deutscher Hausfreund soll und kann Raabe nun an jedem Herde werden, wo echtes deutsches Wesen und tiefe, reine Menschlichkeit wohnen.

Gleich die erste Serie bringt vieles, was zu seinem Schönsten und Reifsten gehört: nach der »Chronik der Sperlingsgasse« und dem »Hungerpastor« den jugendgrünen Roman »Ein Frühling«; die Novellenammlung »Halb Mär, halb mehr«; die geschichtsbunte Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert »Der heilige Born«; den Briefroman aus den Jahren 1816 und 1817 »Nach dem großen Kriege«; die großzügige historische Freske aus der Geschichte Magdeburgs »Unser Herrgotts Kanzlei«; die fünf wechselvollen Geschichten und Novellen, die unter dem Titel »Verworrenes Leben« zusammengefaßt sind; den großen Erziehungs- und Entwicklungsroman »Die Leute aus dem Walde«; den historischen Novellenzyklus »Ferne Stimmen«; die »Drei Federn«, einen der kennzeichnendsten und tiefsten Weltanschauungsromane Raabes; und endlich die unter dem Gesamttitel »Der Regenbogen« vereinigten sieben Erzählungen, die nach Stoff, Geist und Darstellungsform wirklich die Mannigfaltigkeit der Regenbogenfarben haben, vielleicht die reichste, jedenfalls die vielschmigste Novellenammlung unsrer gerade daran gewiß nicht armen Nationalliteratur.

*

Sooft in diesen Heften eine neue Geschichte von Georg von der Habeln erschienen ist, sind wir gefragt worden, wie denn die seltsamen Vorgänge, die da geschildert, zu erklären seien, und ob wir nicht vom Verfasser die Lösung des Rätsels erkunden wollten. Aber wir haben uns wohl gehütet, diesen Stimmen der Verführung nachzugeben. Aus mehr als einem Grunde. Einmal, weil wir genau wußten, daß

wir auch von dem Verfasser eine höfliche, aber doch »nichtsagende« Antwort bekommen würden, und dann, weil wir nicht töricht genug waren, den Reiz dieser seltsamen Geschichten auch nur durch die leiseste Lüftung ihrer Maske zu zerstören. Denn in dem Geheimnis- und Rätselhaften ruht eben zum größten Teil ihr Zauber, wenn man diesen Zauber nicht besser einfach in der Kunst epischer Erzählung suchen will, die sich ganz den Geschneiffen hingibt, sich von ihrem Fluß tragen läßt, ohne nach den »tieferen Ursachen« und »letzten Gründen« zu forschen.

Wenn nicht alles täuscht, blüht solcher Erzählungskunst nach der Hochflut psychologischer Analytik, mit der unsre Roman- und Novellenliteratur uns lange überschwemmt hat, bald ein neuer Frühling. Vorboten dafür pflegen Preisausschreiben oder — Anthologien zu sein, und in Robert Falks »Buch der seltsamen Geschichten« (Berlin, Ullstein; geb. 3 M.) haben wir seit kurzem wirklich schon eine solche Sammlung. Freilich, nach rein künstlerischen Gesichtspunkten darf man sie nicht bewerten. Voran geht ein kleines Dugend von Kriminalerzählungen und Detektivgeschichten, unter denen einzelne mehr auf die Lösung und Erklärung des Rätsels als auf die absolute Kunst des Erzählens bedacht sind. Eins dieser Stücke, die Geschichte von dem Wundermädchen aus der Schifferstraße in Berlin, die Hans Heinz Ewers sich neuerdings zum Stoff eines Dramas gewählt hat, trägt bezeichnenderweise nicht einmal einen Verfasseramen. Auch sonst triumphiert der menschliche Scharfsinn und die aufs äußerste gesteigerte Fähigkeit des logischen Denkens oder die geniale Kombinationskraft. Wir machen in Poes »Doppelord in der Rue Morgue« die Bekanntschaft mit dem Urbild des berühmten Eherlod Holmes; wir lernen eine Meistererzählung Conan Doples selbst in seinen »Sechs Napoleonbüsten« kennen, eine Geschichte, die den weltberühmten Detektiv in seinem blendendsten Glanze zeigt; wir bewundern Paul Bourgets Scharfsinn in der gerichtspsychiatrischen Studie »Der Sachverständige«; wir betreten mit Alexander Castell den gefährlichen Boden der Artistenwelt und des Varietés, mit Bruno Grand den noch heißeren Boden der Fallschpieler- und Hochstaplerwelt; wir lassen uns von Selma Lagerlöf durch ein ländliches Gerichtsbild voll tiefer Menschlichkeit erschüttern. So stolz aber auch viele dieser Verfasseramen klingen, der Kenner und Feinschmeder epischer Kunst wird doch noch mehr Gefallen an dem zweiten Teil des Buches finden, der »Spulgeschichten und Phantasiegebilde« bringt, darunter Meisterstücke von E. Th. A. Hoffmann, Alexander Puschkin, Becquer, Maupassant, Kipling, Villiers und

15*

Gabeln. Das letzte Wort haben die geistreichen Spötter und Ironiker, die durch Übertreibung der Wirklichkeit, besonders aber durch zügellose Ausbeutung der neuesten Errungenschaften der Wissenschaft ihre Stoffe für Utopien und Grotesken gewinnen. Jules Verne und H. G. Wells sind Meister und Vorbilder auf diesem Gebiete, und es ist ein bißchen wenig, was die deutsche Gegenwart ihnen in Lothar Schmidts »Stimmen aus dem Jenenseits«, so hübsch und effektvoll die Geschichte erzählt ist, an die Seite zu stellen hat. — Die Zeichnungen von Max Liebert würden wir gern entbehren: wie Wedekindsche Stüde von Rechts wegen von lauter Wedekinds gespielt werden müßten, so sollten auch solche seltsamen Geschichten entweder gar keine Bilder haben — sie verneinen oft aus sich alles Sicht- und Greifbare — oder nur von jemand illustriert werden, der ein E. Th. A. Hoffmann auch mit Bleistift und Kohle ist.

*

Raimunds Werke sind wohlbekannt, aber nur Sammler und Literaturhistoriker wissen, daß er ganze Generationen von fruchtbaren und hochbegabten Vorgängern hatte, die in beständiger Wechselwirkung mit dem Komiker-Ensemble des Leopoldstädter Theaters und einem theaterfreudigen Stammpublikum ein vollstümliches Drama schufen, das seinerzeit eine europäische Berühmtheit war. Die Sammlung »Alt-Wiener Volkstheater« (7 Bändchen, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Otto Rommel; Teschen, Wien und Leipzig, Karl Prochaska) schöpft zum erstenmal aus diesem vergessenen Schatz. Sie bringt u. a. eine echte, aus Grausigem und Komischem seltsam gemischte Räpplerliade von Hensler, eines der frühesten Sittenstücke von Schikaneder, Proben von den drei großen Vorläufern Raimunds, Gleich, Meißl und Bäuerle. Alle diese Dramatiker sind fröhliche Weltkinder, verstehen es aber gerade deshalb, uns mit dem Tun und Treiben ihrer Zeit in seiner Heiterkeit, Anmut und Liebenswürdigkeit vertraut zu machen. Führen die ersten Bände von Räpplerle (seligen Angebens) bis Raimund und Nestron, so geht es von diesen zu Angengruber, und damit ist eine Kette dramatischer und theatergeschichtlicher Dokumente in diesen zierlichen Bändchen beisammen, die für den Erinnerungsfreudigen, der noch etwas davon miterlebt hat, eine beseligende Reminiscenz, für den Gegenwartstoben ein ruhrendes Zeugnis dramatisch-humoristischer Harmlosigkeit verfunkenener Generationen bedeutet.

*

»Der Heimat zum Gruß« nennt sich der Almanach deutscher Dichtung und Kunst in Böhmen, den Oskar Wiener und Johann Pilz herausgeben

(Berlin, Prometheus): ein hübscher, ansehnlicher Band, der nur nicht so tun sollte, als wäre er in weiß Leinen gebunden, während es nur geripptes Papier ist. Doch das bleibt äußerlich — drinnen erwartet den Leser eine bunte Fülle novellistischer und lyrischer Beiträge älterer und jüngerer deutschböhmischer Schriftsteller, darunter Friedrich Adler, Viktor Fleischer, Ginzley, Auguste Hauschner, van Desteren, Salus, Hedda Sauer, Bobo Wilberg, Ossip Schubin und andre mehr oder weniger »Kamphaste«. Das Lyrische überwiegt, wenn nicht dem Umfang, so doch dem Werte nach; das Novellistische kommt nur in wenigen Beiträgen über das Skizzen- und Studienhafte hinaus. Fast scheint es, als wollten sich die meisten dieser Deutschböhmern, besonders die jüngeren, mehr als sie nach ihrer ursprünglichen Begabung nötig haben, mit dem Beifall ihrer kunstverständigen Kollegen begnügen. Möglich aber, daß die Heimatliebe, zumal wenn sie »draußen wie in goldenen Netzen wandelt«, mehr vom Gemüthhaften, Seelischen und menschlich Bedeutsamen auf den Blättern zu lesen weiß als der land- und stammesfremde Beurteiler. So bescheidet er sich und weist alle Deutschböhmern nachdrücklich auf dies literarische Denkmal ihrer Heimat hin.

*

Leben und Wirken des 1858 gestorbenen f. f. Feldmarschalleutnants Nikolaus von Philippovich hat sein Sohn Eugen auf Grund der Familienpapiere und sorgfältiger Nachforschungen in einem mit farbigen Bildern und Zeichnungen des Vaters hübsch ausgestatteten Bande dargestellt (Wien, Gerold & Co.; Tübingen, Mohr). Die militärische Verwendung, die technischen und diplomatischen Leistungen dieses österreichischen Offiziers waren sehr vielfältig und von einer Bedeutung, die noch heute fortwirkt. Philippovich, der Sproß einer alten reichbegüterten und einflußreichen bosnischen Adelsfamilie, war schon als junger Offizier den Kriegsschiffen beigegeben, die gegen die Piraten im Mittelmeer auszogen; er wurde nach Konstantinopel entsendet, als die Türkei, von Mehmed Ali bedrängt, sich an die österreichische Regierung mit der Bitte wandte, ihr einen im Festungsbau erfahrenen Offizier zur Verfügung zu stellen. Er hat die erste Postverbindung von Konstantinopel nach Wien auf dem Wege über Belgrad hergestellt; er hat sich um die Beziehungen Serbiens zu Österreich verdient gemacht, das erste Dampfschiff durch das Eisene Tor geführt und damit die direkte Dampferfahrt nach dem Schwarzen Meer ermöglicht. So hat Philippovich für Österreichs Stellung auf dem Balkan gewirkt. Seine Mittel dabei und die Ziele, die er verfolgte, haben wohl auch heute noch mehr als historischen Wert. —



Neue Erwerbung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin

Hugo van der Goes: Die Anbetung der Könige

Photographierlag von Jul. Gatz, Berlin

Das ist eine tröstliche Erfahrung: allem Guten und Tüchtigen, mag es noch so sehr und so lange verachtet gewesen sein, kommt doch einmal der Tag der Auferstehung und der verdienten Ehren. Wie lange Zeit war die Schattenrißkunst in Vergessenheit geraten! Auch ihre besten Werke, aufbewahrt in Museen oder in Familienarchiven, wurden kaum sonderlicher Beachtung gewürdigt. Erst in den letzten Jahren begann das Interesse für diese reizvolle Kunstgattung wieder zu erwachen, nicht zuletzt durch die planmäßigen Bemühungen des Kunstwarts, der die zum Teil verschollenen Schattenrisse eines Konewka und Gröblich neu herausgab und durch Veröffentlichung moderner Werke der Schattenrißkunst ihre neuen Entwicklungsmöglichkeiten zeigte. Daß auch heute noch, wie vor fünfzig Jahren, die Schattenbilder eines Gröblich und Konewka freudige Aufnahme bei jung und alt finden, hat seinen Grund in der unverwundlichen künstlerischen Wirkungskraft der Silhouette, die mit den knappsten Mitteln eine Konzentration alles Lebens und alles künstlerischen Ausdrucks in die Linie und die schwarze Fläche erreicht, so daß das eigentlich Bedeuten und Charakteristische ohne Ablenkung dem Beschauer sofort in die Augen springt und doch seiner eignen Phantasie noch Spielraum bleibt, um in die schwarzen Flächen nach Lust hineinzufabulieren. Auch die Herausgabe zweier neuer Schattenrißfolgen durch den Kunstwart (München, Callwey) darf des Beifalls und des Erfolges sicher sein. In den »Maiblumen« haben wir ein entzückendes Kinderbuch. Den plattdeutschen Versen, mit denen 1858 Gröblich seinen kleinen plattdeutschen Freunden die »Maiblumen« widmete, hat der Kunstwart eine hochdeutsche Kinderreime zur Seite gestellt. In den »Allerlei Humoren« von Penzoldt lernen wir einen jungen Meister der Schattenrißkunst kennen, der es versteht, mit seinem stillem Humor, mit Gemüt und Behagen komische und charakteristische Situationen aus dem Alltagstreiben, aber auch ernste Ereignisse mit einer gewissen Größe in seine schwarzen Flächen zu bannen. Die Blätter scheinen auch uns trefflich geeignet, am familientisch Freude und Erheiterung zu schaffen, aber auch das Verständnis für seine künstlerische Beobachtung zu fördern.

Diese Schattenrißbücher mögen sich die Nachbarschaft zweier Altbüchlein gefallen lassen, die sich beide aus deutschen Zeitschriften nähren: der eine aus den Lustigen Blättern und der Berliner Illustrierten Zeitung, der andre aus dem Simplicissimus; der eine mit Tuschezeichnungen, der andre mit Federzeichnungen. Der Federzeichner ist Heinrich Kley, und sein bei Langen in München erschienenenes Album »Leut und Viecher« zeigt diese

Technik auf einer Höhe der Gewandtheit und Flottheit, die kaum noch zu überbieten ist. Auch wer Kley zu kennen glaubt, wird durch die Redlichkeit seiner Einfälle und die Virtuosität seines Striches immer wieder verblüfft werden. Für zarte Gemüter ist das Buch, das mit der Gottähnlichkeit des homo sapiens manchmal etwas ungeniert umspringt, nicht geschaffen; derber Besaitete werden an diesem Quiproquo von Mensch und Tier desto mehr Vergnügen haben. Frisch Koch-Gottha ist artiger und gemüthlicher. Nicht die Bosheit, sondern die Herzensgüte steht ihm auf dem lachenden Gesicht geschrieben, und wenn er auch die Schwächen seiner lieben Zeitgenossen aus dem Geschäftsleben, der Kunst, der Politik, dem Wirtshaus und dem Manöver gehörig durchbeißt, so weiß er es doch immer so einzurichten, daß ein verständliches Lächeln den Unmut schon im Keim ersticht. Nicht weniger als 200 seiner Zeichnungen hat das bei Ullstein & Eisler in Berlin erschienene »Koch-Gottha-Album« eingefangen, wozu es humoristische Plauderer wie Georg Herrmann, Hans Brenner, Karl Ettlinger u. a. nicht allzu schwer hatten, die unterhaltenden Texte zu schreiben.

*

Was die Karikatur in der bildenden Kunst, das ist die Parodie in der Literatur, nur daß sich jene weit seltener als diese gegen Schöpfungen ihres eignen Kunstgebietes richtet. Man kann aus der Karikatur eher die ganze Zeit- und Kulturgeschichte herauslesen als auch nur ein kleines zusammenhängendes Stück Kunstgeschichte; wohingegen sich die literarischen Parodien, wenigstens die deutschen, leicht zu einer Kette zusammenfügen lassen, bei der die Generationen wie Glieder ineinandergreifen. Richard M. Meyer, der sich nie viel drum gekümmert hat, was seine streng sachwissenschaftlichen Kollegen »Allotria« schelten, hat Muße gefunden, eine Sammlung solcher »Deutscher Parodien« von Gottsched bis auf unsre Zeit zu veranstalten, wenn ihm auch die Eiferjucht moderner Verleger die Aufnahme manches interessanten und wichtigen Stückes aus der jüngeren und jüngsten Zeit leider verwehrt hat (Bd. 12 der von Prof. Oskar Walzel geleiteten »Pandora«; München, Georg Müller und Eugen Rentzsch). Freilich, so ganz ohne höhere Absicht ist auch dieses Büchlein nicht. Was da gesammelt ist, soll als ein humoristisches und meist scharf satirisches Bilderbuch die wichtigsten Wandlungen der neueren deutschen Lyrik begleiten, wobei gleichzeitig eine Anthologie zur Geschichte des deutschen Spottliedes angestrebt wurde. Ganz streng ließ sich allerdings der Begriff der »Parodie« nicht durchführen; der Sammler hat ihn auf all solche kürzeren Dichtungen erstreckt, in denen eine satirische Abwehr sich mit einer (wenn auch nur andeutenden)

Nachbildung von Form, Stil oder Ton des Originals verband. Am liebsten und häufigsten geht die Parodie gegen spezifische »Richtungen« vor: die Neuen verspotten die Alten, die Alten die Neuen und so fort mit oder ohne Grazie in infinitum. Die Revolutionären fechten gegen die Legitimen; wenn diese aber selbst legitim geworden sind, werfen sie sich mit nicht geringerer Entrüstung gegen die neuen Stürmer und Dränger in den Harnisch. Mehr noch: auch in ein und derselben Generation, innerhalb ein und derselben Schule und Richtung tobt nicht selten der parodisierende Kampf. Wenn Hauptmann aus dem Kreise des Naturalismus der achtziger Jahre zu Theater Ehren aufsteigt, so muß er sich auf literarischen Spott von Seiten derer gefaßt machen, die eben noch Schulter an Schulter mit ihm ins Feld zogen und dem Genossen ewige, unerschütterliche Kameradschaft schworen. Daß aber auch Ruhm und Erfolg nicht vor den Anfechtungen der Parodiewut schützen, zeigen uns Goethe und — Oskar Blumenthal: Goethe, der Sechzigjährige, läßt seinen Wig gegen die junge Romantik spielen:

Ein Quibdam sagt: »Ich bin von keiner Schule!
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Toten was gelernt.«
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
»Ich bin ein Narr auf eigne Hand« —

Blumenthal, der Sechzigjährige, Lyriker, Dramatiker und Kritiker in einer Person, wendet sich gegen die junge Kritik, die ihn nicht als Dichter, sondern nur als Amüsier- und Unterhaltungsschriftsteller gelten lassen will:

»Früh zugegriffen! Und schon ihn nicht!
Wir müssen ihm kritisch den Schädel spalten!«
— Was hat denn verbrochen der arme Wicht?
»Er wollte das Publikum unterhalten.« —

Dabei hat es fast zu allen Zeiten besondere Lieblinge der Parodisten gegeben, heilige Sebastiane, die förmlich gespißt von Pfeilen am

Marterpfahle stehen. Schiller war so einer. Wieviel Spottgedichte hat allein seine »Glocke« hervorgerufen! Doch auch später bilden Rütters Virtuosenkünste, die Formspiele der Sonettisten und Chafeliter, die Hackbrettverse des Königs Ludwig von Bayern, die Anspruchslosigkeit der Biedermeierpoesie, der Welt Schmerz Lenas, die Dunkelheiten der Annette von Droste-Hülshoff, die exotischen Vers- und Reimkünste Freiligraths, die Tendenzgriß der vierziger Jahre, Dehmels kühne Wortschöpfungen, Nießches tiefsinniges Dunkel, die Naturalismen der »Jüngstdeutschen«, sie alle bilden willkommenen Zielpunkte für parodistische Geschoße. Das poetisch Schönste von Parodien hat wohl Gottfried Keller geliefert, wenn er, auch hier ein Anwalt echter und frischer Empfindung, ein Feind aller schwächlich romantifizierenden Konvention, auf Justinus Kerners Klage über die zunehmende Entpoetisierung der Natur mit den Versen voller Zukunftsahnung antwortet:

Schon schafft der Geist sich Sturmeschwüngen
Und spannt Eliaswagen an;
Willst träumend du im Grase singen,
Wer hindert dich, Poet, daran? ...

Was deine alten Pergamente
Von tollem Zauber kund dir tun,
Das seh' ich durch die Elemente
In Geistes Dienst verwirrtlich nun.

Ich seh' sie leuchtend glühn und sprühen,
Stahlschimmernd bauen Land und Stadt,
Indes das Menschentind zu blühen
Und singen wieder Muße hat.

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Lustschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot kam' hergefahren —
Wer möchte da nicht Führmann sein?

Dann böß' ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord von Kränzen schwer,
Und göß' langsam meinen Becher
Hinab in das verlaßne Meer.

Literarische Notizen

»Die Philosophie der Bibel«, ein neues Werk von dem Kieler Universitätsprofessor Dr. Paul Deussen (Leipzig, Brockhaus), unterscheidet sich von Werken gleichen oder ähnlichen Themas in wesentlichen Punkten. Dem Verfasser hat langjähriges Zusammenleben mit der indischen Religion den Blick für verwandte Verhältnisse auf biblischem Gebiet geschärft und deren sachliche Auffassung erleichtert. Demgemäß war er bestrebt, mit Freimütigkeit der Wissenschaft ihr Recht zu geben, zugleich aber mit Festigkeit das metaphysische Moment der christlichen Religion aufrechtzuerhalten. Er geht

aus von der schon durch David Friedrich Strauß aufgeworfenen Frage »Sind wir noch Christen?« und gelangt nach einer Wandlung durch das ägyptische, babylonische, althebräische, iranische, jüdische und christliche Altertum dazu, die von Strauß bündig verneinte Frage nicht weniger entschieden zu bejahen. So hat sein Werk nicht nur allen, die den orthodoxen Bibeldogmen mit ihrer wissenschaftlichen Überzeugung nicht zu vereinigen vermögen, sondern mehr noch denen wertvolles zu sagen, welche für die Gewißheit ihres gläubigen Herzens eine wissenschaftliche, auf die metaphysischen Tatsachen

des Bewußtseins gegründete Überzeugung erstreben.

*

Die Anthropologie, das Wissen des Menschen vom Menschen, hat in den letzten Jahrzehnten einen unerhörten Aufschwung genommen, in den Früchten ihrer Forschung sowohl wie in der Teilnahme, die ihr von der gebildeten Laienwelt entgegengebracht wird. Um so mehr ist Vorsicht bei der Wahl des Führers nötig, dem man sich anvertrauen möchte: nirgend wuchern Phrasen und Hypothesen so üppig wie auf diesem Felde. Deshalb erwirbt sich ein Werk ohne weiteres Beachtung und Empfehlung, das so wie Ferdinand Birkners »Rassen und Völker der Menschheit« (München, Allgem. Verlagsgesellschaft) auf Sachlichkeit, Zuverlässigkeit und Klarheit bei allgemeinverständlicher Darstellung ausgeht. Was durch die Entdeckungen und Fortschritte der modernen Forschung an Tatsachen gewonnen ist, wird hier möglichst objektiv dargestellt; was noch Problem ist, wird als solches gekennzeichnet und erörtert; wo sich die Anschauungen der Gelehrten noch feindlich oder doch ungeklärt gegenüberstehen, werden sie in Ruhe und Gerechtigkeit nebeneinander vorgetragen. Als ein Buch, das in erster Linie dem lebendigen Interesse der Gegenwart dienen möchte, rückt das Birknersche Werk als beherrschend drei Fragen in den Vordergrund: Stellung des Menschen in der Natur, Entwicklung des Menschengeschlechts im Laufe der Zeiten, Stellung der menschlichen Rassen zueinander (mit besonderer Berücksichtigung unserer Kolonien). Aber 600 ergatte Abbildungen, darunter auch viele farbige Aufnahmen, erläutern das Wort.

*

Martin Braetz, Aus dem Vogel-leben unsrer Heimat. Herausgegeben vom Dürerbund (München, Callwey; geh. M 2,50). Liebe und Verständnis für unsre heimatische Vogelwelt zu erwecken und zu fördern, ist der Zweck dieser Plaudereien, von denen die Leser der »Monatshefte« einige vor der Buchausgabe kennengelernt haben, z. B. die über Eulengelichter und über Eisenbahnvögel. Aus welcher warmer Empfindung heraus und mit welcher anschaulichen Lebendigkeit ist dies alles geschrieben! Keine lehrhaften Naturbeschreibungen werden im trockenen Unterrichtstöne vorgetragen; in Wald und Feld, in Busch und Ried geht es hinaus, und in diesen frischen Schilderungen erleben und erlauschen wir im Wechsel der Jahreszeiten Freud und Leid, Sorgen und Singen unsrer Heimatvögel. Gerade jetzt, da durch Selbstsucht und Unverstand das Dasein vieler seltener heimischer Vögel ernstlich bedroht erscheint, wo es gilt, der Verödung und

Verarmung unsers Lebens entgegenzuarbeiten, kommt das Büchlein zur rechten Zeit.

*

Die Geschichte der französischen Literatur von Hermann Suchier und Adolf Birch-Hirschfeld (Leipzig, Bibliogr. Institut; 2 Bände mit über 200 Abbildungen; je 10 M) ist kürzlich in zweiter, neu bearbeiteter und vermehrter Auflage erschienen. Auf künstlerische Gestaltung ihres Stoffes macht sie nur bescheidenen Anspruch; ihre Lebendigkeit erreicht sie vornehmlich durch eine reiche und geschickte Illustration und eine bei allem Wichtigere behaglich verweilende Ausmalung der Literaturschöpfungen sowie ihrer kulturhistorischen Begleitumstände. Namentlich die jüngste französische Literatur forderte gegenüber der ersten Auflage eine erneute und vermehrte Behandlung, nicht bloß weil seitdem eine ganze Reihe neuer, zum Teil nicht leicht verständlicher Persönlichkeiten hervorgetreten sind, sondern auch, weil für die Gegenwart der Kreis dort zunächst etwas eng gezogen war. Eine dankenswerte Neuerung sind die Literaturnachweise, die den Weg zu eingehenderen Studien zeigen.

*

Eine Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas hat unser Mitarbeiter Professor Dr. Gustav Koloff geschrieben (Heilbronn, Salzer). Nicht sowohl die kolonialen Schöpfungen als vielmehr die kolonisationschöpferkraft der Mutterländer steht hier im Mittelpunkt der Darstellung; in großen, festen Linien ist die wechselvolle, aber immer höchst charakteristische Geschichte dieses Gedankens mit ihrer Rückstrahlung auf die politischen Geschehnisse des Mutterlandes gezeichnet. Von der Darstellungsart des Verfassers, die auch die schwierigsten Fragen und Verwicklungen immer anschaulich und durchsichtig zu machen weiß, haben die Leser so oft bereichende Proben erhalten, daß wir es uns ersparen können, sie noch zu rühmen.

*

Von Alice Schaleks Kunst, Exotisches zu beobachten und darzustellen, haben die Leser hier vor einiger Zeit (Januarheft 1911) eine Probe in dem Aufsatz »Indische Schätze« zu kosten bekommen. Jetzt hat sie mit diesem Aufsatz weitere noch aus dem »Land des Neuen und Anders« vereinigt zu einem flott und elegant geschriebenen Buche, das sich allzu bescheiden (oder allzu snobistisch?) »Indienbummel« (Berlin, Concordia) nennt und dessen landsläufige, meistens recht schlecht wiedergegebene Illustrationen zum Glück von dem munteren, ganz und gar nicht schablonenhaften Text gründlich beschämt werden.



Anbetung der Hirten

Uffizien in Florenz

Hugo van der Goes

Von Max Osborn

Der 2. Januar 1914, da sich die neu erworbene »Anbetung der Könige« des Hugo van der Goes zum ersten Male den bewundernden Blicken der Besucher zeigte, wird für alle Zeiten als ein Ehrentag des Kaiser-Friedrich-Museums gelten. Die Berliner Gemäldegalerie, die jüngste der großen öffentlichen Sammlungen alter Kunst in Europa, die so spät ins Leben trat, daß sie sich nur durch unermüdliche Anstrengungen einen Platz unter ihren älteren Kolleginnen und — Konkurrentinnen erobern konnte, hat seit ihrer Geburt vor nunmehr fast hundert Jahren im Zeichen dauernder Bewegung und Entwicklung gestanden. Ohne Unterlaß hat sie ihren Bestand erweitert, ergänzt, verbessert. Aber eines Zuwachses von solcher Herrlichkeit und Bedeutung hat sie sich nur in wenigen Fällen freuen dürfen. Mit dem Genter Altar, dem Holzschnitzwerk Dürers, dem Giesze Holbeins, dem Rembrandt-, dem Rubens-Saal und den Raffaelschen Teppichen wird fortan diese

große Tafel des van der Goes zu den Werken zählen, auf denen sich der Ruhm des Kunstbesitzes der Reichshauptstadt in erster Linie aufbaut.

Der Einzug des Gemäldes in Berlin hat sich in höchst ungewöhnlichen Formen vollzogen. Das war kein Bilderlauf wie andre mehr. Der gewaltige Preis von einer Million Mark spielte dabei noch die geringste Rolle. Er trat zurück gegen die sonderbaren, fast romantischen Umstände, unter denen das Werk gewonnen worden war. Ein Jahr lang ging der Kampf. Von dem Augenblick an, da der Museumsverwaltung mitgeteilt wurde, die Mönche zu Monforte beabsichtigten das große Gemälde ihres Klosters zu verkaufen, das Karl Justi einst zuerst als eine Schöpfung des van der Goes bezeichnet hatte, bis zu der Ankunft der Tafel am Ufer der Spree gab es eine Kette von aufregenden Schwankungen und seltsamen Zwischenspielen. Doch wie Generaldirektor Wilhelm Bode damals sofort zu- gegriffen und nicht einen Augenblick gezögert



Linkes Seitenstück zu der »Anbetung der Hirten«
Uffizien in Florenz.



Rechtes Seitenstück zu der »Anbetung der Hirten«
Uffizien in Florenz.

hatte, das ganze aufgesammelte Vermögen seines Kaiser-Friedrich-Museum-Vereins auf diese eine Karte zu setzen, so hatte er, in Gemeinschaft mit seinem Mitarbeiter Direktor Max J. Friedländer, energisch und unablässig darum gerungen, sich die Frucht seiner wagemutigen Entschlußkraft nicht aus den Händen winden zu lassen. Kaum war der Kauf abgeschlossen, so erhob sich in Spanien ein Sturm des Unmuts. Der Ärger darüber, daß dies Kleinod auswandern sollte, war ungeheuer. Er fand leidenschaftlichen Ausdruck und sogar in den Verhandlungen des Madrider Parlaments ein lautes Echo. Auch die Franzosen als getreue Nachbarn mischten sich hinein. Aber Berlin siegte. Phantastisch fast klingt der Bericht über den Transport des Bildes, der dann in die Wege geleitet wurde. Wie Friedländer in Montforte die Tafel in Empfang nahm. Wie sie unter seiner Aufsicht zur Nachtzeit und mit guter Bewachung, damit kein Aufsehen erregt

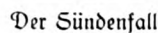
und kein spanischer »Zufall« unterwegs möglich werde, auf einem Ochsengespann nach der Hafenstadt Vigo geschafft wurde. Wie der Museumsdirektor seinen Schatz dann nicht mehr aus den Augen ließ, weder auf dem Schiffe noch auf der Fahrt von Hamburg nach Berlin, noch auf dem Wege vom Lehrter Bahnhof zum Museum selbst — bis dieser Schatz in sicherer Hut war!

Nun war das heißumstrittene Werk in Berlin. Und ein merkwürdiges Zusammentreffen wollte, daß dies fast an demselben Tage geschah, da die wiedergewonnene Mona Lisa ihren Einzug in Paris hielt. So ergab sich für das Kaiser-Friedrich-Museum eine fast »giocondahafte« Sensation. Der Andrang war gewaltig. Es mußte ein regelrechter Sicherheitsdienst mit ordnenden Dienern und gezogenen Schnüren eingerichtet werden. Nur truppweise konnten in der ersten Woche und an den folgenden Sonntagen die Interessierten oder bloß Neugier-

der schöpferischen Kraft einer genialen Persönlichkeit.

mit vorahnender Geste
in die Zukunft deutet.

Doch wenn wir uns ein Bild vom Umfang seines Wirkens machen wollen, so ergeben sich nicht geringe Schwierigkeiten. Einigermassen gut unterrichtet sind wir nur über die äußeren Lebensumstände, vor allem durch Karel van Mander, den Vasari der Niederländer. Danach hat der Künstler, der wahrscheinlich aus Holland stammte, aus dem Orte Ter Goes auf Zuid-Beveland, seit dem Jahre 1467 in Gent gelebt. Er war dort Mitglied, von 1473 bis 1475 auch Vorsteher der Lufasgilde, arbeitete außerdem in Brügge und starb 1482, den Berichten nach in geistiger Annachtung, im Kloster Noobendale bei Brüssel. Wir hören, daß van der Goes großes Ansehen genoß und daß er ein lebenslustiger Herr gewesen, der die Gaben des Bacchus wie der Venus mit gleicher Dankbarkeit genoß. Wir hören



Kaiserliche Gemäldegalerie in Wien

ferner, daß er eine reiche Zahl von Bildern gemalt hat, deren Vorzüge und Besonderheiten gerühmt werden. Aber hier türmt sich heute ein großes Fragezeichen auf: Wo ist diese Fülle hingekommen? Wir tapen im Dunkeln. Unzweifelhaft beglaubigt ist im Grunde nur ein einziges Werk seiner Hand: der berühmte Portinari-Altar der Affizien. Zögernd nur hat die Kunstforschung auch andre Gemälde nach van der Goes benannt, die augenfällige Verwandtschaft in die Nähe dieses Altarwerkes rückt. Dabei gab es manche Kontroversen und Schwankungen, als deren Ergebnis nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nur ein sehr kleiner Kreis von Tafeln übriggeblieben ist.

Versuchen wir es, aus ihm eine Vorstellung vom Wesen seiner Kunst zu gewinnen.

Der Frühzeit scheinen die drei wunderbaren Tafelchen im Wiener Kunsthistorischen Hofmuseum anzugehören. Sie entstammen einem Diptychon, das aufgefaltet zwei zauberhafte kleine Bilder zeigte: eine »Kreuzabnahme« und einen »Sündenfall«, während von den beiden Augenbildchen in Grisaillemannier nur eins erhalten ist, eine »Heilige Genoveva«. Die beiden Gegenstücke des Inneren zeigen bereits ganz die Eigenart des Meisters: die Leuchtkraft der Farben, die durch ein überaus feines Gefühl für tonige Einheit — früh schon ein charakteristisches Kennzeichen der nordniederländischen, holländischen Kunst — miteinander gebunden erscheinen; ferner den lebhaften und durchdringenden Geist der Auffassung und das erstaunliche anatomische und psychologische Wissen, das sich in jeder Gestalt offenbart: den in eindringlichsten,



Tod Mariae

Phot. F. Bruckmann K.-G., München
Städtisches Museum in Brügge

andächtigsten Naturstudien gewonnenen Realismus der Eyck-Schule. Rührend ist die Trauer und behutsame Liebe, mit der die Freunde des Herrn seinen Leichnam vom rabenumflatterten Kreuze lösen und zur Erde gleiten lassen. Eine sanfte Schwermut liegt in dieser Bewegung, im Ausdruck der Gesichter, unter denen das der blassen Magdalena besonders auffällt, in dem zarten Licht des Abendhimmels — ein ausgesprochener Gegensatz zu dem schweren Pathos des älteren Rogier van der Weyden, dem ersten selbständigen Fortführer der Lehren Jan van Eycks. Noch bewundernswerter aber ist das zweite Tafelchen: der Sündenfall. Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll: über diese für einen Nordländer des 15. Jahrhunderts glänzend gemalten Afte, über die himmlische Frühlingslandschaft dieses Gartens Eden, die ganz aus der heimischen Natur erwuchs, oder über die originale Redheit, mit der die Schlange als ein fisch-

Damit ist die Reihe der Anbetungsbilder von Hugo van der Goes eröffnet, in deren Mittelpunkt nun der große Florentiner Altar steht. Er ist nicht durch Zufall nach Italien gekommen, sondern ausdrücklich für Florenz gemalt. Tommaso Portinari, der Agent des Hauses Medici in Brügge, hat ihn um 1470 für die Kirche des Ospitals S. Maria Nuova bestellt, das sein Vorfahr Golco Portinari, der Vater von Dantes Beatrice, einst gestiftet hatte. Solche Be-

Es war eine »Anbetung der Hirten«, von einer volkstümlich-realistischen Dramatik, die ihresgleichen vergebens sucht. Ich muß dabei immer an die Art denken, wie sich in Shakespeares Sommernachts Traum die Szenen der Rüpel mit der holden Märchenstimmung des Elfenreichs und dem aristokratischen Liebeshandel vom Hofe des Theseus mischen, wenn ich hier die Verbindung der herben Hirtengestalten mit dem Zauber der Legende von Bethlehem und der Repräsentation der Flügelfiguren betrachte. Derselbe germanische Geist, der über ein Jahrhundert später das Lustspiel des Engländer schuf, erzeugte um 1475 dies gewaltige Triptychon des Niederländers. Herrlich die Verteilung der Motive! Auf dem Hauptbilde in der Mitte Maria und, auf dem Boden liegend, unsagbar ergreifend in seiner Winzigkeit, das Christkind, von dem von der Goes nach einem genialen Plan das Licht ausgehen läßt, das die Szene erfüllt. Links bescheiden kniend der heilige Joseph. Rechts aber die Hirten, in frommer Neugier aneinandergedrängt, ja übereinandergestürzt, mit Bauerngesichtern und schwie-

ligen Händen, drei edige Burschen vom Lande, deren erdhafte Verbheit das holbe Jesukindlein doppelt ätherisch, wahrhaft himmlisch erscheinen läßt. Und rings ein Spiel von Engeln, besser von geflügelten Elfengeistern oder seraphisch gewordenen Heizenmännchen. Und auf den Flügeln die Familie des Stifters, hier Tommaso Portinari selbst mit seinem Söhnchen, von den Heiligen Antonius und Matthäus, dort Tommasos Gattin und jugendliche Tochter, von ihren Schutzheiligen Magdalena und Margarete geleitet. Und diese Heiligen flankieren zur Rechten und Linken den lebhaft bewegten Vorgang des Mittelbildes mit monumentaler Ruhe, in großem Stil gehalten; die männlichen Gestalten sehen wie eine Vorahnung der Dürerschen Apostel, die weiblichen, von zierlichster Grazie, wie gotische Vorläuferinnen der Frauen Holbeins und van Dycks aus. Man versteht es wohl, daß die Zeitgenossen van der Goes' Fähigkeit, weibliche Anmut zu schildern, besonders hervorhoben.

Als das Altarbild 1476 nach Florenz kam, erregte es dort unter den Künstlern nicht geringere Aufregung als 1914 die Ankunft des neuen Gemäldes von van der Goes in Berlin unter den Kunstfreunden. Die toskanischen Maler fühlten dasselbe, was wir heute empfinden, wenn wir das Werk in den Affizien sehen, wohin es 1900 aus S. Maria Nuova übersiedelte: daß es in seiner unmittelbaren Lebendigkeit und seinem Farbenreichtum etwas gab, was die Florentiner selbst nicht zu bieten hatten. Wir können verfolgen, wie in Arbeiten Ghirlandajos, Lorenzo di Crebis, Piero di Cosimos die Anregungen des Geneters ihren Niederschlag fanden. Was Antonello in Venedig, wirkte dies Bild in Florenz: die Befruchtung der italienischen

Malerei mit nordischen Reimen. — Auffällig hängt mit dem Portinari-Altar das Bild gleichen Themas zusammen, das seit zehn Jahren in der Berliner Galerie hängt: die predellenartige Tafel mit der Anbetung der Hirten, die sich früher in der Sammlung des Infanten Sebastian in Pau befand und 1903 in Madrid von Bode angekauft wurde (Abb. Januarheft 1910, S. 485). Die drastische Volkstümlichkeit des Florentiner Bildes ist hier noch gesteigert, während die Prophetengestalten, die

den Vorhang von der Szene zurückziehen, die Art der Heiligen auf den Portinari-Flügeln aufnehmen.

Noch machtvoller aber erscheint dieser große Stil, der zu Dürer und Grünewald hinführt, nun in dem neuen Berliner Gemälde, das im Thema auf das Liechtenstein-Triptychon zurückgeht. Die Tafel strahlt einen Glanz und eine Glut der Farben, eine Höhe der Komposition und Innigkeit der Empfindung aus, daß der Beschauer sich verehrend neigt. Die Feierlichkeit, mit der



Maria mit dem Kinde
Städelsches Institut in Frankfurt

der Künstler an dem dargestellten Vorgang Anteil nahm, ist völlig aufgelöst in eine klingende koloristische Symphonie, die bei der erstaunlich guten Erhaltung des Bildes offenbar nichts von ihrem ursprünglichen Reichtum verloren hat. Die Gestalten zeigen durchweg großen Umriß, der ganze Aufbau ist von einer mit reifem Wissen disponierenden Würde, der dennoch die charakteristischen volksmäßigen und intimen Züge der nordischen Kunst des 15. Jahrhunderts nicht fehlen. Das Auge wird von links nach rechts geführt, wobei es einen Weg von leuchtender Helligkeit zu wunderbar warmem Schattendunkel zurücklegt. Mit deutlicher Betonung wird darum links in der oberen Ecke ein breites Stück des in

klarem Lichte stehenden Hintergrundes freigelegt, eine entzückend gemalte Häusergruppe mit aufsteigender Landschaft. Im Vordergrund spielt sich dann vor einem romantischen Ruinengemäuer der heilige Vorgang ab. Im Mittelpunkt der Tafel der kniende alte König, der entsprechenden Gestalt des Liechtenstein-Altärens durchaus ähnlich. Die beiden andern Fürsten, ein Bärtiger und ein Jüngling — diese Verteilung der Lebensalter ist ja typisch — zur Seite. Von vollendetester Schönheit namentlich der junge Mohrenkönig, voll edler Größe. Hinten wird das Gefolge sichtbar. Von den zwei Gestalten ganz rechts aber scheint die eine, der mit der blauen Kappe, der mit offensichtlicher Unterstreichung aus dem Bilde herauszieht, ein Selbstbildnis van der Goes' zu sein.

Ein rauschender Afford von Farben klingt uns entgegen. Beim Joseph das violett getönte Gewand. Bei der Maria das herrliche Blau des Mantels, das sich in der herabwallenden Partie zu ihrer Rechten mit den überlassenen hellbraunen Schattentönen im Lauf der Jahrhunderte zu einem Grün verbunden hat. Das war gewiß ursprünglich nicht beabsichtigt, wirkt aber juwelenhaft. Sodann der Alte in rotem Kostüm. Der Bärtige in Schwarz mit roter Kappe — ein sonderer Zweiflung von besonderer Schönheit.

Der Gang von Hell zu Dunkel aber wird in der Mitte wirkungsvoll aufgehalten. Hier ist wieder ein Stück Landschaft sichtbar, mit Hirten und Herde in der Ferne, und ein Streiflicht fällt dem bärtigen König in seine halb erhobene rechte Hand, die ein Meisterwerk an plastischer Lebendigkeit ist. Darüber zeigt der Rahmen zwei sonderbare Einschnitte, die auf einen verschwundenen Obertheil zu deuten scheinen, der wohl rechtzeitig aus der Tafel herauswuchs. Er trug wahrscheinlich Engelgestalten, die dann jenen Lichtstreifen von oben her zu den Hirten und in die Hand des Bärtigen hinunterfanden. Geheimnisvoll aber in all dieser stoffenden Klarheit und Farbigeit liegt das Jesusknäblein in einen leicht bläulichen Schimmer gehabert, eine unsagbar zärtliche und rührende Malerei. Und mit diesem leisen Märchenklang wieder kontrastiert die echt niederländische Freude an realistisch behandeltem kleinem Nebenwerk, wie den Geräten in der Mauernische und vor der Gottesmutter, wie

den Blumen und Sträuchern des Vordergrundes. Und alles dies lächelt uns, im Gegensatz zu dem heute arg mitgenommenen Portinari-Altar, in unverbläster, wunderbar bewahrter Schönheit zu.

Ein Einzelmotiv aus diesen Anbetungsbildern hebt die bezaubernde Madonna im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M. heraus, mit der Inschrift »En espérance«, die wohl der Wahlspruch des Stifters war. Von süßester Anmut ist die stille Verträumtheit dieser jungen Gottesmutter und das diesmal ganz menschliche Kind, das mit der Linken ein Blümchen emporhält; die unübertreffliche Malerei der Hände, die hier entzückt, ist allenthalben ein Kennzeichen des Meisters. Ferner darf man van der Goes einen Anteil an zwei Flügelbildern, mit einem schottischen Königspaar als Stiftern, auf Schloß Holmrood bei Edinburgh zuschreiben. Auch einzelnes in Brüssel — Franziskus vor Maria in herbstlicher Landschaft —, in Amsterdam und Petersburg hat man mit dem Künstler in Verbindung gebracht. Unzweifelhaft aber stammt, worauf Tschudi zuerst aufmerksam machte, auf dem Altar von Dieric Bouts in der Kirche St. Sauveur in Brügge das Stifterpaar des linken Flügels von van der Goes, der sein unvollendetes Werk ergänzte.

In die späteste Zeit dagegen setzt man den »Tod Mariä« im Städtischen Museum in Brügge (früher in der an Kunstschätzen reichen Abtei Notre Dame des Dunes) — in seiner visionären Inbrunst von tief ergreifender Wirkung. Wohl mag dies Werk aus der Zeit stammen, da der fröhliche Zechbruder und Frauenverehrer van der Goes sich aus der bunten Welt ins Kloster zurückgezogen hatte — nicht lange vor dem traurigen Tage, da er nach Karel van Mander mit dem Schrei »Ich bin ein Verdammter!« irrsinnig zusammenbrach.

Wir aber, die wir aus einem nur kleinen Kreise künstlerischer Schöpfungen doch festumrissen die Persönlichkeit dieses Meisters aufsteigen sehen, der aus den miniaturhaften und gotischen Gründen der altniederländischen Malerei sich mit eigener Kraft den Weg von nordischer Wirklichkeitsfreude zum großen Stil eines erhabenen Ausdrucks bahnte — wir sagen: Er war ein Gesegneter!

.....

Dramatische Rundschau

Gerhart Hauptmanns »Vogel des Odysseus« im Berliner Künstlertheater — Frank Wedekinds »Simon« — »Der Snob«, Komödie von Karl Sternheim — Reinhardts Shakespeare-Zyklus: »König Lear« und »Romeo und Julia«

Mehr als sonst bei neuen Dramen von Gerhart Hauptmann hat man beim »Vogel des Odysseus« die Hoffnung auf die Berliner Bühnenaufführung gesetzt. Sollte ihr doch, im »Deutschen Künstlertheater«, neben Rudolf Kitzners auch des Dichters eigne Regie zugute kommen und waren doch für zwei oder drei der Hauptrollen Darsteller vorhanden, die ihn und sein Schaffen als Mitglieder des ehemaligen Brahms'schen Ensembles schon eine gute Strecke Weges mit Verständnis und Liebe begleitet hatten. Aber leider! die Hoffnung erfüllte sich nur zu einem bescheidenen Teile. Nur Einzelheiten, Episoden und Nebenwirkungen setzte die Bühne in ein helleres Licht, als man nach der Lektüre glauben mochte; für die Entfaltung und energische Betonung des tragenden Grundmotivs in diesem Drama, für das langsame, ruckweise sich vollziehende Zurückwachsen des zerschmetterten Dulders Odysseus zu seiner alten mannhaft-königlichen Kraft und Herrlichkeit, tat die Aufführung wenig oder gar nichts. Konnte sie wenig tun, denn der Dichter hat dieses Motiv durch Künsteleien der Verstellung, die bis zur Heuchelei des Wahnsinns gehen, und durch heijussisches Versteckspiel, das den Heimgelehrten vier Akte hindurch der Erkennung immer wieder entzieht, mit eigener Hand fast alles Dramatischen, Heroischen und Tragischen entkleidet. Auch einem mächtigeren Darsteller als Hans Marr hätte es schwer werden müssen, bei solcher äußeren Zerrissenheit der inneren Handlung die aufsteigende Linie der Entwicklung festzuhalten, ohne die doch das Ganze um seinen einzigen dramatischen Nerv kommt.

Wir stehen hier schon unmittelbar vor der Frage, ob es Hauptmann überhaupt gelungen ist, dem Odysseus-Stoff jene Wendung und Belebung zu geben, von der er sich offenbar eine nähere und menschlich ergreifendere Wirkung auf uns Zuschauer von heute versprach, als des alten Homers Dichtung sie noch ausüben könne. Was ist es im Grunde, wodurch unsre modernen Dichter immer wieder getrieben werden, die Formen alter künstlerischer Gestaltung zu zerschlagen und aus dem wieder zu Staub und Erde zerriebenen Material nach ihrem Sinn und Vermögen etwas Neues zu bilden? Ist es nur einfach Mangel an Ehrfurcht vor dem Geschaffenen und Überlieferten, oder ist der tief in unsrer Zeit und Art wurzelnde unbezähmbare Drang, überall bis in die Eingeweide der Dinge vorzudringen, all und jedes aus dem Elementaren, aus der Urzelle zu

begreifen und neu zu formen? Dann muß man sagen: noch nie gab es eine Zeit, der zu ihrem kühnen, gewaltigen Wollen so die Kraft des Könnens und Vollbringens fehlte. Hauptmann erzählt in seinem »Griechischen Frühling«, den für die Entstehung dieses seines neuesten Dramas so wichtigen Reiseerinnerungen von 1907, wie er einmal von seinem Hotel Fenster aus ein altes Weib zusammen mit andern Bettlern den Müllhaufen durchstöbern und etelbaste Abfälle habe verschlingen sehen. Dabei sei ihm der Gedanke an Homer gekommen, der nach Pausanias auch so als blinder Bettler von Ort zu Ort gezogen ist und vielleicht auch nicht anders nach Abfällen für seinen Hunger gewühlt hat. Ein fürchterlich hustender, in sadartige Lumpen gekleideter Bettler rückt ihm das Bild des Odysseus vors Auge; albanesische Hirten, in dreifache Wulste von zotteligen Mänteln gehüllt, rufen ihm den Sauhirten Eumaios ins Gedächtnis. Da haben wir ein typisches Beispiel für die Lust gewisser moderner Dichter, alles, auch die geweihtesten Gestalten der Weltliteratur, in ihre kreatürliche Nacktheit zurückzuversetzen, und zugleich einen unumstößlichen Beleg für die unveränderte naturalistische Art Hauptmanns, sich einem heroischen Stoff zu nahen. Was kümmert ihn an diesem Manne aus Ithaka Mannesmut und Heldenkraft, was Standhaftigkeit und Klugheit, was Heimweh nach Haus und Königreich, was Rache und Vergeltung an den Freiern, den Beleidigern und Zerstörern seiner Würde! Er sieht und schildert den Zerlumpten, den Hungrigen, den Darbenenden, den Elenden, den auf langer Irrfahrt Zerschlagenen und Zermürbten, den verwahrlosten Bettler, der früh zum müden Greis geworden, den hinzugetane offensichtlich moderne Krankheitszüge, wie sie Hauptmanns Fuhrmann Henschel, Kaiser Karl der Große, Gabriel Schilling, Friedrich von Rammacher (in der »Atlantis«) und andre seiner »Helden« auch haben, stellenweise förmlich zu einem Neurastheniker stempeln. In ihm allein, in seinem Innersten und Alleinigen soll sich das Drama, die Genesung und Wiedererstarlung zur befreienden und erhebenden Tat, abspielen.

Aber wie? Die Wucht der Eindrücke — sagen sie, die Hauptmann, wie beim Breslauer Jahrhundertfestspiel, so auch hier den Schild halten —, Odysseus' Erkenntnisse und Erlebnisse auf dem endlich wiedergewonnenen Boden der Heimat, die körperlichen und sittlichen Verwüstungen, die die Freier und ihre Helfershelfer auf der Insel angerichtet haben, die Aufgabe und die Möglichkeit der Rache, die un-



Phot. Becker & Raab, Berlin

Szene aus Gerhart Hauptmanns Schauspiel »Der Bogen des Odysseus« nach der Aufführung im Deutschen Künstlertheater zu Berlin (Odysseus: Hans Marr; Laertes: Emanuel Reicher)

geheure seelische Erregung, die er in sich durchmacht, all das wirkt und schafft in ihm die Rückkehr der alten Mannes- und Heldengröße. Ja, wenn Hauptmann diese Wiederkehr einer verlorenen Herrlichkeit nur wirklich auch gestaltet hätte! Aber allein der unglückliche Einfall, den in Bettlerlumpen gehüllten Odysseus vier Alte lang den Trottel, den Verstorbenen, den Irren und Wahnsinnigen spielen zu lassen, aus Furcht und zager Scheu, jemand möchte ihn erkennen und aus seiner verhüllenden Maske aufschrecken, allein dieser mit Hauptmanns Neigung zum Schwachen, Unbewußten und Triebhaften zusammenhängende Zug setzt die dramatische Energie und Entwicklung dieses Hauptmannschen Odysseus matt. Nur mühsam und selten gelang es dem Darsteller, die spärlichen Kraftworte des Dichters so weit aufzuschwellen, daß die Zuhörer wenigstens ahnten, was in der Seele des Odysseus vorgeht, wie er »rudweis in seine Manneskraft zurückwächst«, bevor er — immer noch überraschend genug — zu dem vertrauten Bogen greift, um die vier Freier, die sich auf dem Gehöß des Eumaios maufig machen, niederzuschleßen. Die göttlichen Zeichen und Wunder, die der moderne Dichter bemüht, um den Hirten den Umschwung der Dinge und die Identität des vermeintlichen Bettlers mit ihrem Herrn und König zu bestätigen,

machen es mit ihrer notgedrungenen Theatralität nur noch augenscheinlicher und empfindlicher, wie wenig eigentlich Dramatisches dieser Odysseus aus sich selber entläßt. Er ist und bleibt, was Hauptmanns Helden alle sind, der Getriebene, Gestoßene, von einer außer ihm stehenden Macht Regierte, mit dem wir mitfühlen und mitleiden können, der aber nicht den steilen Weg eines starken Charakters und eines tatkräftigen Willens geht. Der Heroiker und Tragiker Hauptmann soll noch erst geboren werden.

Dabei will es mir, erst recht jetzt nach der Bühnenaufführung, mehr und mehr so vorkommen, als verrate gerade dies Drama deutlich die Sehnsucht danach. Wie ich überhaupt glaube, daß es unter der Hand des Dichters zu etwas anderm geworden ist, als es ursprünglich gedacht und geplant war. Ich habe schon in meiner ersten Besprechung (Februarheft) aus einer Stelle des »Griechischen Frühling« nachgewiesen, daß anfangs Telemach als der Held des homerischen Dramas gedacht war, mit dem sich Hauptmann sechs Jahre getragen hat, ehe es Gestalt gewann. Und dieser ursprüngliche Entwurf schimmert noch jetzt deutlich durch. Wäre er zur Ausführung gekommen, so hätte der — in diesem Falle wirklich dramatisch-tragische — Konflikt nicht anders verlaufen können als so: Der auf seiner kühnen, lebensgefährlichen Erkundungsfahrt nach dem seit zwanzig Jahren abwesenden Vater zum Manne gereifte Sohn, der von dieser Fahrt den Entschluß und den Mut mitbringt, dem frevelhaften Treiben der Freier ein Ende zu machen, sieht sich im letzten Augenblick diese ihm gebührende und gehörende Tat durch den plötzlich Heimgekehrten entwendet — wie werden die beiden Männer sich auseinanderlegen? Mit diesem Drama zwischen Sohn und Vater sollte sich aber sodann aller Wahrscheinlichkeit nach ein zweites verschränken, das zwischen dem Gatten und der Gattin, die wohl äußerlich noch, schwerlich aber auch innerlich, auf dem Grunde ihres Herzens und ihrer Sinne, dem so lange Entfernten die vollkommene eheliche Treue gehalten hat. Jenes bis auf ein paar Trümmer verlorengegangene Sohn-und-Vater-Drama deutet Leukone, des Eumaios Enkeltochter, die bewußteste Gestalt der Dichtung, auch in der jetzigen Fassung mehrmals an: der lange unter dem höhnischen Vorwurf weichlicher Knabenhaftigkeit litt, nun aber »einen neuen starken Mannesmut gewonnen hat«, wird von der Erscheinung des Bettlers, in dem Odysseus sich birgt, mit Entmutigung, mit »Angst des Todes angehaucht«. Wird er sich willenlos gehorlig fügen? Wird er sich aufbäumen gegen den Räuber, den Mörder seiner Tat? ... Hauptmann hat diesen Konflikt so wenig gestaltet wie

den andern, der wie eine gespenstige Wetterwolke über den fünf Akten hängt, um sich erst in den Schlußworten des Odysseus, nachdem die Freier niedergestreckt sind, zu verräterischer Deutlichkeit zu verdichten: »Was wird die Mutter sagen, Telemach, daß ich ihr schönstes Spielzeug schon zerstückt?« Bleibt uns dies Drama zwischen den beiden Gatten noch vorbehalten? War es wohlüberlegte ökonomische Absicht eines weiterblickenden dramatischen Willens, daß Penelopeia in diesem Stück überhaupt noch nicht auftritt? Oder ist dem Dichter hier wie dort das Steuer entfunken, das eigentliche, ursprüngliche Ziel verloren gegangen? Mit andern Worten: Ist die Gestalt des tatendurstigen jungen »Helben Telemach« während der Arbeit mehr und mehr von der des Dulders Odysseus überschattet worden, von ihr, der aus der innersten Natur dieses Dichters menschlicher Bedürftigkeiten und menschlichen Mitleidens so viel entgegenkommen mußte? Wir wissen es nicht, werden es vielleicht niemals erfahren. Aber die Ehrlichkeit gebietet uns, zu sagen: es würde dem Bilde Hauptmanns, wie seine bisherigen Dichtungen es uns eingeprägt haben, nicht widersprechen, wenn wir annehmen müßten, daß ihm die Zügel seines ursprünglichen dramatischen Willens unterwegs entwunden worden sind durch eine Macht, die stärker ist als vorgelegte Absicht und aufgezeichneter Entwurf, weil sie tief in seinem Wesen und seiner eigentümlichen Begabung begründet ist. Ich weiß, dies ist eine Hypothese, die nicht zu be-



Phot. Becker & Raab, Berlin

Theodor Voos (Telemach) und Hedwig Reicher (Penelope) in Gerhart Hauptmanns Schauspiel »Der Bogen der Odysseus« im Deutschen Theater zu Berlin

weisen ist, und vielen wird sie verwegen erscheinen. Aber es lohnt sich, ihr nachzugehen, und »frevelhaft« soll man sie schon deshalb nicht schelten, weil sie in das Innerste und Wertvollste dieses Dichters führt, wenn sie seinen Ruhm als Dramatiker auch nicht bekräftigt.

Noch ein Wort über die Aufführung des Künstlertheaters. Rittners Regie, obwohl vom Dichter selbst kameradschaftlich beraten, hat den Weg zu diesem Stücke nicht gefunden. Sie tastete zwischen dem Naturalismus von einst und dem neu erwachten, am Busen der Antike genährten Stilberlangen unschlüssig hin und her, und weil sie es beiden recht machen wollte, tat sie keinem Genüge. Die Brücke zwischen beiden Forderungen wäre vielleicht zu zimmern gewesen, wenn das eigentümliche landschaftliche und bukolische Element, die idyllische Naturhaftigkeit und die panische Aufgewühltheit dieses primitiven Hirtenvölkchens, stärker betont und malerischer herausgearbeitet worden wäre. Wir wissen ja, daß es das Idyllische war, was den Dichter mit geheimem Zauber innerer Verwandtschaft zu dem homerischen Stoffe zog, und die offensichtliche Liebe, mit der er, zumal in den szenischen Anweisungen, das stadtfremde, durch und durch ländliche, naturgebundene und naturverschwifelte Milieu ausmalte, hätte uns



Phot. Becker & Raab, Berlin

Dagny Servaes als Melanto in Gerhart Hauptmanns Schauspiel »Der Bogen der Odysseus« im Deutschen Künstlertheater zu Berlin

wohl hoffen lassen dürfen, daß die Aufführung diesen Untergrund, auf dem alles ruht, breiter, behaglicher, sinnvoller und damit wirksamer ausgestalten würde. Aber aus einem tragenden Fundament wurde eine dekorative Zutat wie andre auch, und so ging der Darstellung der Halt und der sichere Aufriß verloren. Wie ganz anders würde Reinhardt diesen Dunstkreis der Dichtung, die Atmosphäre, in der sie atmet, zu erfassen gewußt haben!

Es gebrach auch sonst überall an der mit-schaffenden Phantasie, die das Ganze einheitlich zu sehen und doch wiederum selbsthaft zu gliedern imstande war. Theatergerechter und genrehafter, deklamatorischer und psychologisch-analytischer Stil stießen hart aufeinander. Am meisten Beifall bei Publikum und Kritik erntete Dagny Servaes, die Darstellerin der Melanto, der buhlerischen, mit den Freiern unter einer Decke spielenden Magd. Und wirklich, ihre aufstrumpfende Frechheit quoll aus einem Überfluß von Lebenskraft, ihre sich blähende Sinnlichkeit hatte Saft und Farbe. Dennoch hätte die Regie ihre zur Theatralität neigende

Art schon deshalb dämpfen müssen, weil eine Figur wie diese sich hier nicht in den Vordergrund spielen darf, und weil sie in Hedwig Reichers Leutone, einer Gestalt, die ungleich wichtiger ist, eine zur Trockenheit erstarrte Gegenspielerin hatte, die nun doppelt unzulänglich erscheinen mußte. Der Telemach des Herrn Loos suchte in Haltung und Tonfall das teure Schattenbild Rainzens zu beschwören, gab das verwegene Spiel aber bald wieder auf und beschied sich in die passive Halbheit und Unklarheit, mit der der Dichter die Figur abfindet. Auch mit den Darstellern der Freier darf man nicht rechnen. Zu wenig haben diese vier Burlesken von dem Dichter mitbekommen, um daraus unterschiedliche Charaktere oder nur eigne Gesichter bilden zu können. Schmerzlich aber war es, daß Elise Lehmann nicht mehr mit der Eurycleia, der alten treuen Schaffnerin, anzufangen wußte. Eine Szene wenigstens — eine der schönsten und eigensten der Dichtung zudem — hat sie doch, wo sie etwas von tieferem Gefühl, von wehem Erinnerungsglück verlorener Jugend zeigen konnte: da, wo der alte Laertes bei ihrem Anblick beklagt, daß er dereinst, da er noch jung war und die Kraft zur Liebe hatte, stumpf oder jaghaft an ihr vorübergegangen. Den Laertes gab Emanuel Reicher als ein schmerzlich erschütterndes Bild vertrottelten Menschentums und entstellten Abels; er war es, der dem Abend, zumal in der ekstatischen Szene, wo Vater und Sohn, beide im Bettlergewand, aus Gram und Verzweiflung miteinander tanzten, etwas von tragischer Größe wahrte. Die Unzulänglichkeit Hans Mars in der Rolle des Odysseus ist schon angedeutet. Es geht nun mal nicht an, dieses Drama der Erlösungswehen eines aufs tiefste gedemütigten Menschen ohne einen Darsteller geben zu wollen, der die gebieterische Überzeugungskraft einer starken und reichen Persönlichkeit auch behält, wenn er seinen zerschundenen Leib in die Asche des Herdes wühlt! Mit fleißiger, biderber Solidität ist es hier nicht getan.

Rittner, der nun doch einmal zur Bühne Heimgekehrte, hätte sich überwinden sollen, den Odysseus seinem Freunde Hauptmann zuliebe und uns allen gewiß zu Dank zu spielen.

Nicht viel anders als Hauptmann an Homers Odyssee, tritt Frank Wedekind an die Bibel heran. Sein Ich, seine Subjektivität, wie er sie als schmerzlich Verkannter und Verstoßener, ein Stiefsohn des Glückes, ein Bastard des Schicksals, empfindet, nimmt in »Simson«, seinem neuen »dramatischen Gedicht« (Buchausgabe bei Georg Müller, München), die bekannten Gestalten aus den Kapiteln 13 bis 16 des »Buches der Richter« her, um aus dem Schicksal des aufs tiefste erniedrigten Nasiräers,



Phot. Becker & Raab, Berlin
Tilla Durieux als Delila in Frank Wedekinds Tragödie »Simson«. Nach der Aufführung im Lessingtheater zu Berlin

der dennoch seine Liebe zu Delila nicht verliert, seinen eignen Gluch, seinen eignen Schmerz und seine eigne Größe sich widerspiegeln zu lassen. Wedekinds Simson, anfangs nichts andres als ein tumber, ungeschlachter, verliebter Riese, wird von Delila, seinem Weibe aus dem Stamm der Philister, mit List zum Selbstverrat gelockt, seines Haupthaars beraubt, darin seine Stärke ruht, und, damit sein Zorn ohnmächtig bleibe, auf beiden Augen geblendet. So muß er, wie ein Tier, die Mühle drehen und sich dem Anblick der Philisterfürsten aussetzen, deren mächtigster um Delilas Gunst wirbt. Noch tiefer wird er im dritten und letzten Akt gebemütigt: hier muß er beim Götzfest des Dagon Fürsten und Volk der Philister mit Tänzen ergötzen, ehe er seine letzte Rache nimmt, indem er die Säulen des Tempeldaches niederreißt und mit sich selber Volk und Fürsten unter den Trümmern begräbt.

Man sieht: die äußeren Vorgänge weichen wenig von denen der alttestamentlichen Darstellung ab. Aber dennoch haben wir in den Zutaten und den Wendungen einen echten Wedekind vor uns. Die Fürsten der Philister sind meist nichts andres als Vertreter des ganz gemeinen alltäglichen Herdenviehs; Delila ist Lulu, der Erdgeist, die Verführerin, die Zerstörerin, der unersättliche Vampir der Manneskraft und der Mannesgröße, die hier, in Simson, bis zur Übermenschlichkeit des Körpers und des Geistes gesteigert erscheint, und deren jämmerliche Vernichtung um so schmerzlicher ergreifen und erschüttern soll. Aber tut sie es? Gelingt es dem Dichter, seine eigne Ergriffenheit — die sich leicht einstellt, wenn jemand, so wie er immer, seine vermeintliche Tragik in einem fremden Schicksal abtonterseit und nun an seinen eignen Kohlen brät —, gelingt es ihm, diese Ergriffenheit auch auf uns zu übertragen? Ganz und gar nicht! Diese chaotische Mischung von überhitzter Leidenschaft und kalter Trodenheit, wilder Brunst des Gefühls und spitzfindiger Rabulistik, zügelloser Wilberwut und profaisch-papiererener Schwerfälligkeit, sie läßt uns völlig kühl.

Wohl taucht einmal ein scheinbar fruchtbarer Gedanke auf, der zu einer Vertiefung des biblischen Stoffes hätte führen können:

Wie blind ich Gottgeweihter war, jetzt, wo
Ich's bin, in tiefster Finsternis erkenn ich's.
Zum erstenmal in meinem ganzen Leben
Erkenn' ich etwas. Wie die Augen schmerzen!
Blind, seh' ich klar, wie blind ich sehend war.

Aber der Gedanke erstickt in seinen Keimen, verdorrt an den Philosophismen, die Wedekind ihm aufzupropsen sucht. Was diese Okulation bezweckt, verrät der Nebentitel, den das »dramatische Gedicht« nach Bänkelsängerart mit-



Phot. Hans Böhm, Berlin

Albert Bassermann als Lear

bekommen hat: »Simson oder Scham und Eifersucht«. Wie des Menschen Wert an seiner Schamhaftigkeit, so wird die Wahrhaftigkeit der Liebe an der Eifersucht gemessen. Ein Dichter müßte das gestalten, soll man's ihm glauben; Wedekind begnügt sich damit oder, besser, findet kein Ende, die Antithese wie ein Rad hin und her zu rollen, zwischen Simson und Delila, zwischen Delila und König Dg, dem Größenwahnsinnigen, wodurch er nur immer mehr in die gefährliche Nachbarschaft Hebbels gerät. Gefährlich, weil der Dichter des »Gyges« und des »Herodes« Gedanken und Gestalten meistert, dieser sein Epigönling aber nur unsruchbare, in der Luft schwebende Dialektik, und auch die nur stümperhaft, zu handhaben weiß. Fühlt Wedekind es nicht, wie komisch wider Willen er wird, wenn er kurz vor der Katastrophe seinen Simson einem Schriftgelehrten gegenüber das »Geheimnis seiner unwiderstehlichen Ergötlichkeit« mit den Worten deuten läßt:

Unsterblich durch des Körpers Riesenkraft,
Durch mein Geschick auf ewig lächerlich,
Wälz' ich, unsterblich und doch lächerlich,
Den Gluch, unsterblich lächerlich zu sein — ?

Ein hoffnungsloses Beginnen für jemand, der so durchaus Sklave seiner Triebe und Instinkte ist, unter die Denker und Weltanschauungsdichter gehen zu wollen! Sollen wir auch hier noch — zum wievielten Male? — wiederholen, daß hinter der ungestalteten Tragik dieser Puppen als einzig ergreifendes Moment

die Tragik des »Dichters« steht, die echte Tragik des Menschen Webelind, der, wie früher mit der Grimasse des Spottes und des Hohnes, so jetzt mit dem düsteren Stirnrunzeln des Denkergrames sich selbst, seine Zukunft, seine Schöpferohnmacht an den Pranger stellt —?

Das Lessingtheater hat für die beiden Hauptfiguren dieses »dramatischen Gedichts« zwei Darsteller, wie sie wohl selten zum zweiten Male beieinander sind: Friedrich Kappler als Simson, Tilla Durieux als Delila. Die Durieux, die orientalisches-erotisches Schmuck trägt, als hätte sie nie eine deutsche Haube oder ein deutsches Nieder gekannt, gab die Zulu aus Philisterland mit der ganzen schlangenhaften, wissend verruchten Verbuhltheit, die die Rolle will, ein geborenes Instrument des Dichters. Kappler, der deutsch bleibt, auch wenn er einen hebräischen Rarisäer aus dem Stamme Dan darzustellen hat, hob die Gestalt des Simson über das Willens- und Gestaltungs-niveau ihres Schöpfers weit hinaus, wenn er aus dem elementaren Tolpatsch des ersten Aktes im zweiten einen tiefwunden, leidenden Menschen machte, mit dem wir selber jeden Nadelstich lebend mitfühlen, und im letzten Akt, ein Todgeweihter, in die Himmel tragischer Erhabenheit emporstieg, nach denen sich die Webelindsche Kunst nur immer in vergeblichen Qualen sehnt.

Nicht eher wird die moderne Dramatik die Fesseln ihrer selbstgefälligen Eitelkeit und unfruchtbaren Überhebung abstreifen, bevor sie nicht den Humor ihrer Lage entdeckt und gelernt hat, sich selbst zum besten zu haben. Hoffnungsvolle Anzeichen solcher Genesung meldeten sich wohl hier und da schon. Selbst Hofmannsthal haben wir in »Christinas Heimkehr« einen Anlauf zur Verpottung des Ästheten nehmen, und Karl Sternheim ließ in seinem ersten Selbstzug gegen das Philistertum, der Komödie von der »Hose«, doch auch schon einige satirische Streiflichter auf das Dandytum genießerischer Schönlinge fallen. Als er nun gar als viertes Stück dieser Reihe, nach der »Kassette« und dem »Bürger Schippel«, eine Komödie »Der Snob« ankündigte, glaubten wir wohl, jetzt werde er das verblasene Geziere und Getue gewisser Literatenkreise mit Ruten und Skorpionen züchtigen. Nun ja, an Witz und Spott gegen sich selber leidet kein Christian Maste keinen Mangel, und selbst mit der Verschiebung des Begriffs »Snob« in den des Parvenüs und feigen Frechlings würden wir uns abfinden. Aber zum wahren Humor fehlt dieser Komödie

des zum »Aristokraten« aufsteigenden kleinbürgerlichen Emportömmelings doch das Notwendigste: die Natürlichkeit der Welt- und Menschenbetrachtung, der Zusammenhalt mit dem Leben, die innere geistige Freiheit. So sehr Bassermanns geniale Belebungskunst sich abmühte, diesen Pomutulus aus der Abstraktion zu befreien, die Sprünge in seinem Tun und Lassen waren nicht zu verkleistern, und so wenig wie die Geliebte, der Graf, die Komtesse, das adlige Bräutchen aus Typen zu Menschen, so wenig wurde Herr Maste jung, was er doch sollte, ein Charakter der Charakterlosigkeit. Dabei ist Sternheims Lustspieltalent, eine herbe, stählerne Begabung für immanente Komik, auch in diesem Stück unverkennbar, so viel man von der komischen Wirkung des Vaters Maste, eines gutmütig-durchtriebenen Egoisten und Tyrannen im Philisterrod, auch auf Viktor Arnolds erwärmende Darstellung sehen mag. Aber das wird nur gnädig mitgenommen. Wie würde sich ein moderner Komödien-dichter je zu einem braven bürgerlichen Lustspiel herablassen!

Reinhardts Shakespeare-Zyklus im Deutschen Theater ist wieder um zwei neue Stücke fortgeschritten und hat neben treulicher Bewahrung alter Herrlichkeiten und redlicher Vertiefung mancher früher nur halb erobelter Schönheiten, aber auch einigen schmerzlichen Verlusten (wie Wegeners Mercutio, der von Danegger nicht ersetzt werden konnte), zwei neue schauspielerische Leistungen gebracht, die selbst in diesem blütenreichen Kranze auffallen: Albert Bassermanns König Lear, eine von den ganz großen Erfüllungen germanischer Schauspielkunst, und — freilich in gemessenem Abstand davon — die neue Gestaltung der Julia durch Camilla Eibenschütz. Was hieran so erfreulich und hoffnungsvoll, ist mehr von prinzipieller als persönlicher Bedeutung. Die Eibenschütz geht seit einiger Zeit auf einen entschlossenen dramatischen Stil aus, auf eine herzhafteste Bejahung des Theaters. Damit hat sie, was nach einer Periode ganz anderer Bestrebungen nur zu begreiflich, zunächst mehr Verwunderung als Beifall erzielt. Aber jetzt beginnt sie sich damit durchzusetzen, wie die Aufnahme ihrer auf diesem Weg weitererschreitenden Julia zeigte. Sie soll sich dadurch ermuntern lassen, auch fernerhin fest zu bleiben. Zur hohen Tragik kommt man nicht anders als auf diesem Pfade.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düssel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Redaktionvertretung und beratende Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Portergasse 2. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inzeratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Weitzmann in Braunschweig. Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.



Das deutsche Schafespeare-System, welches in unsern Theatern ist wieder um zwei Jahrhunderte zurückgeblieben und hat neben treuer Nachahmung alter Herrlichkeiten und redlichen Bestreben mancher früher nur halb verstandenen, aber auch einigen schmerzhaften Fehlern (wie Wegeners Mercurio, der zu Tode nicht ersetzt werden konnte), zwei neue, höchst merkwürdige Leistungen gebracht, die dem unsern blutreichen Kranze auffallen: die neue Wallramms Königs Lear, und die ganz neuen, ganz neuen Aufführungen der beiden Hauptstücke, und — freilich in gewissem Abstand davon — die neue Gestalt der Julia durch Camilla Eibenschütz. Was hieran so erheucht und hoffentlich, ist mehr von principieller als persönlicher Bedeutung. Die Eibenschütz geht seit einiger Zeit auf einen entschlossenen dramatischen Stil aus, auf eine herabgesetzte Bekanntschaft des Theaters. Damit hat sie, was nach einer Periode ganz anderer Bestrebungen nur zu bezeichnend, zunächst mehr Bewunderung als Beifall erzielt. Aber jetzt bekennt sie sich damit durchzusetzen, wie die Aufnahme ihrer auf diesem Weg weiterfortschreitenden Julia zeiget. Sie soll sich dadurch ermahnen lassen, auch fernerhin fest zu bleiben. Nur hohen Tragik kommt man nicht anders als auf diesem Wege.

Verantwortliche: Dr. Friedrich Dufel in Berlin-Siedenan, Siegestraße 9.
 Redaktion: Dr. Friedrich Dufel in Berlin-Siedenan, Siegestraße 9.
 Dr. Friedrich Dufel in Berlin-Siedenan, Siegestraße 9.
 Dr. Friedrich Dufel in Berlin-Siedenan, Siegestraße 9.



Curt Herrmann: Blumenstrauß

Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düssel

Band: 116. I April 1914

Gottesurteil

Roman von Agnes Harder

III (Schluß)

Almut saß über ihrem ersten Brief an den Verlobten, als ihr Vater mit einer übermäßig schwarz umrandeten Todesanzeige in der Hand ihr Zimmer betrat. Sie hatten so niemand, der zu ihnen gehörte, daß Almut ziemlich gleichgültig nach dem Blatt griff.

»Oh,« sagte sie, »die Großmutter!«

Ein Rot der Bestürzung stieg in ihr Gesicht. Eine Zeit, die vergessen war, tauchte wieder auf.

»Ja,« sagte der Freiherr, »Frau von Langlingen ist tot. Und gleichzeitig mit dieser Anzeige kommt ein Brief ihres Rechtsanwalts, der mir mitteilt, daß sie dich enterbt hat, soweit das möglich ist, und du nur den Pflichtteil erhältst. Es geht alles auf ihren Haupterben Klemens über und eine bestimmte Rente auf Charlotte von Holtensen. Hier ist auch ein Brief für dich, der die Handschrift des Rittmeisters trägt. Ich denke, du liest ihn gleich.«

Almut öffnete fast mit einiger Mühe die starke Briefbede und las laut. Langlingen entschuldigte sich bei ihr des Testaments wegen, von dessen Fassung er keine Ahnung gehabt habe. Er bat sie, den ihr zukommenden Teil an sie abtreten zu dürfen, da es ihm widerstrebe, daß gerade sie seinetwegen verfürzt werden sollte:

»Denn mir ist die Erinnerung an jenen Frühlingstraum immer heilig geblieben, Almut. Sie hat mich zu dem Glück meines Lebens geführt, und ich verdanke ihr, was ich Dir nicht durch eine Anzeige mitteilen wollte: Charlotte und ich werden in schidlicher Zeit, wenn es die tiefe Trauer erlaubt, Mann und Frau werden. Sie war die einzige, die mir damals in meiner Verzweiflung mitfühlend zur Seite stand. Großmutter war hart. Ich durfte deinen Namen vor ihr nicht nennen. Ja, in ihrem ersten Zorn verlangte sie sogar von mir, daß ich mir sofort eine andre Frau suchen sollte. Und wenn es Charlotte wäre!« rief sie einmal uns beiden zu, als sie uns zusammen im Gespräch fand und wir unwillkürlich schwiegen, als sie die Tür öffnete. Es war das eine Demütigung, die auch meine sanfte Lotte nicht überwinden konnte, obgleich ich damals freilich nicht ahnte, weshalb sie so tief verletzt war. Sie hat Großmutter verlassen und ist nach Budeburg in das kleine Haus gegangen. Und als im Frühjahr die Parterrewohnung in Braunschweig frei wurde, blieb sie leer stehen. Mutter und Tochter weigerten sich, sie zu beziehen. Charlotte hat in Budeburg einen Art Kindergarten eröffnet und sich etwas Geld verdient. In Frau von Holtensen hat der alte Traum einer Hochschule gar gewal-

tig rumort. Die Kräfte für solch ein Unternehmen haben nur nicht mehr ausgereicht.

»Die Großmutter ist ganz einsam gewesen. Ich bin gekommen, so oft ich konnte, aber meine Schritte hallten seltsam in der großen leeren Wohnung. Dann ist sie sehr krank geworden, und nun holte ich selbst Charlotte und brachte sie zu ihr. Ich versuchte, ihr die Kränkung auszureden. Wir kannten uns von klein an. Was hatten die Worte der verbitterten alten Frau da weiter auf sich? Aber durch den Blick, den sie mir damals zugeworfen hat, bin ich lebend geworden, und später habe ich alles begriffen.

»Ich wußte auf einmal, daß Charlotte mich immer geliebt hat. Das war wie Balsam auf offene Wunden, Almut. Die haben sich dann unter Charlottens Augen allmählich geschlossen. Ob es die Großmutter gemerkt hat? Sie hat nie darüber gesprochen, mich nie ermutigt. Und Charlotte selbst wollte nicht, daß wir einen entscheidenden Schritt täten. Wir beide waren lange einig.

»Sie und ihre Mutter sind bei der Kranken gewesen bis an ihr Ende, denn recht erholt hat sich die Großmutter von da an nicht mehr, ob sie auch noch Sommer für Sommer nach Pyrmont ging. Ehe sie starb, hat sie unsre Hände ineinandergelegt und Charlotte gedankt.

»Das alte Haus wird nun verkauft werden. Die Vergangenheit hat genug Schatten in mein Leben geworfen. Ich will mich und mein Glück nicht ihnen ausliefern. Mit dir aber möchte ich teilen, Almut. Es ist genug für jeden von uns. Du sollst nicht wie eine sein, die die Langlings verstoßen haben, weil sie zu viel Bartenisches Blut in den Adern hatte.«

Ein Brief von Charlotte lag dabei. Den las Almut ihrem Vater nicht vor. Was Charlotte ihr schrieb, behielt sie für sich und antwortete ausführlich noch spät am Abend, als der Brief an den Rittmeister schon versiegelt in der Posttasche lag. Ihr Vater und sie hatten ihm gemeinsam geschrieben und ihm für die angebotene Erbschaft gedankt. Herr von Barten hatte die Verlobung seines Kindes angezeigt und zugleich betont, daß er selbst mehr als genug für sie habe, da ihr Zukünftiger und sie nicht den neuen Begriff vom Wert des Geldes hätten, sondern den alten, überlieferten. Almut aber schrieb, daß dies Geld in Charlottens Händen am besten

aufgehoben sei. Sie dankte ihrem Vetter herzlich für das Vertrauen, das er ihr in diesem Brief gegeben hatte. Sie selbst aber vertraute sich Charlotten an:

»Wir sind immer erst hellsehend, wenn wir wahrhaft lieben, Lotte! Und erst jetzt wird mir klar, was ich bei etwas mehr Erfahrung schon damals in Pyrmont hätte sehen müssen: Du liebtest ihn ja schon damals. Was Du mir geschrieben hast, verstärkt mein eignes Glück. Es löst die Schatten aus und taucht alles wieder in Sonne. Ich weiß nicht, ob wir uns einmal wiedersehen, Charlotte. Es scheint unendlich mehr Möglichkeiten im Leben zu geben, als ich bisher zugeben wollte. Ich kann nun das Gefühl mit hinausnehmen, in der Ferne treue Freunde zu haben. Ich höre, daß auch ihr schon im Mai heiraten wollt, in aller Stille wie wir. Möchten wir alle das Glück und den Frieden finden!«

So stand der Anfang von Almut's Brautzeit unter einem guten Stern. Wieder waren Verhaue gefallen, die Gebiete der Vergangenheit vor jedem zufälligen Betreten schützen sollten. Und wie Vater und Tochter vor Jahren angefangen hatten, von der kranken Mutter zu sprechen, so sprachen sie jetzt von Braunschweig und von Bückeburg, von Klemens und Charlotte. Auch Epohr schrieb dem Professor, daß er dieses Zusammentreffen für besonders günstig halte. Daß er nun viel ruhiger sei. Bei dem Vergleich, auf den Almut doch unwillkürlich kommen mußte, da wieder für ihren künftigen Haushalt gerüstet wurde, würde nun keine Bitterkeit in ihr auftauchen. Der Professor hatte sich mit Nachrichten aus Barten gut versorgt. Almut ahnte nicht, daß außer dem Vater auch Keller ziemlich regelmäßig schrieb. Sie hatte ihrem Verlobten versprochen, von einer eigentlichen Besorgung der Ausstattung ganz abzusehen. Was damals für sie angeschafft war und hauptsächlich aus den alten Schränken des Hauses in Braunschweig stammte, war auch dort geblieben. Wahrscheinlich padte Charlotte nun die feinen Gewebe wieder in die Kisten und strich mit der Hand über das Jagdgebed der alten Langlings mit dem eingewebten Wappen und den Hirschgeweihen. Nur daß ihre Hand jetzt vor Freude zitterte und sie die Tränen nicht zurückzudrängen brauchte. Almut sollte

aus Barten nehmen, was sie für nötig hielt. Das Ubrige wollten sie dann zusammen anschaffen. Ihre Zimmer im Elternhause sollten unverändert gehalten werden und die künftige Ferienwohnung des jungen Paares bleiben. Es gab also eigentlich nichts weiter zu tun, als im Frühling eine große Wäsche und fröhliche Bleiche zu halten.

Frühling war es nun allmählich wirklich geworden. In den Koppeln standen die Schlüsselblumen. Um die alten Eichen von Romore lagen Kränze von blauen Waldbeilschen und Hasanenwiden, und das grüne Getreide, das unter dem Schnee hervorgekommen war, wurde täglich vom Freiherrn auf seine Fehlstellen geprüft.

Er hatte Dammann das geforderte Thomasmehl rundweg abge schlagen, und sie waren übereingekommen, daß sie sich nach der Ernte trennen wollten. Sie hatten beide nicht gedacht, daß das so friedlich gehen würde. Es hatte sich in der kurzen Zeit genug Zündstoff angesammelt, aber der Freiherr wollte gerade diesem Manne gegenüber die Selbstbeherrschung auch nicht einen Augenblick verlieren. Dammann hatte ihm in seiner brutalen Art rundweg erklärt, er sei zu gut dazu, um immer in dem »alten Mist« umherzustapfen. Er sei ein intelligenter Landwirt und könne besseres leisten in besserem Wirkungskreis.

Almut hätte sich nicht gewundert, wenn die Kündigung der Mamsell unmittelbar gefolgt wäre, doch geschah das nicht. Dem Mädchen war die Freiheit sehr lieb, und da sie sich des Nachfolgers sicher wußte, ohne ihn je gesehen zu haben, mochte ihr der Wechsel nur Spaß machen. Almut schlug dem Vater vor, ihrerseits zu kündigen und noch eine neue Wirtin anzulernen, doch weigerte sich der Freiherr entschieden. Mit dem Hofjungenärger würde er allein fertigwerden, sie solle sich deshalb nicht beunruhigen und die letzten Wochen ihres Daseins mit Ruhe genießen. Schon daß Madame Roulon seit Almut's Verlobung offenbar vollständig gestört war, hemmte sie genügend.

Die gute alte Person fand sich in der Tat seit Ostern nicht einmal mehr in dem kleinen Kreise zurecht, auf den sich ihre Verwirrung sonst beschränkt hatte. Sie hielt Epohr für den »Geliebten« Almut's und lebte in beständiger Todesangst, der rechtmäßige Gemahl würde erscheinen und an ihrer Untreue

furchtbare Rache nehmen. Ihre Augen irrten vom Vater zur Tochter, wenn diese bei den Mahlzeiten von Epohr sprachen. Die Vorbereitungen zur Ausstattung ängstigten sie namenlos. Und als die große Wäsche gewaschen wurde, man vom Ausgud im Garten sah, wie das Linnenzeug sich auf die Bleiche breitete und dann im scharfen Frühlingswind flatterte, machte sie Almut eine Szene nach der andern. Plötzlich, wie ein Geist, stand sie des Abends neben dem Schreibtisch des jungen Mädchens. Das geliebte Kind sollte nicht dem Fluch verfallen! Und sie flüsterte wirr und zusammenhanglos und erinnerte Almut an ihr Kind. Dieses Kind hatte die junge Frau ihrer Meinung nach heimlich fortgebracht, und jetzt mahnte sie sie, sich zu ihm zu bekennen. Sie sprach so bekümmert, ihre Hände zitterten so, wenn sie sie auf Almut's warme, feste Finger legte.

Einmal trug Almut sie fast die Treppe empor und brachte sie zu Bett. Madame Roulon flehte sie an, bei ihr zu bleiben, bis sie schlafte, und Almut setzte sich auf einen Stuhl und wartete geduldig. Der Kopf mit den Papilloten bewegte sich so unruhig auf den Kissen. Hatte Almut denn alles vergessen, was sie ihr in diesen Jahren gesagt hatte? Immer wieder fuhr sie auf und griff nach der Hand des Mädchens.

Tief in der Nacht erst kam Almut zur Ruhe. Es schien ihr sonderbar, daß in den Jahren, die seit ihrer großen Krankheit vergangen waren, sie so ruhigen Herzens geblieben war bei den aufreizenden Einflüsterungen der Armen. Hatte sie die nie ernst genommen? Manch einer der barocken Sätze fiel ihr wieder ein und trieb ihr das Blut in die Wangen. Es war, als hörte sie sie erst jetzt. Sie hatte einen unfreien Kopf, als sie am Morgen erwachte, und es war gut, daß sie so viel zu tun hatte und dadurch über die Eindrücke der Nacht hinwegkam. —

Die Gluden führten die ersten Källein. Mit einer alten Frau und einem kleinen Mädchen herrschte Almut in dem Brutstall, in dem die Puten und die Gluden saßen, tief in ihren Strohlörben, Woche um Woche, bis die kleinen Schnäbel durch die Eierschalen drangen. Der Stall war fast ganz verbunkelt und sehr warm. Almut sah die unruhigen Augen der Tiere, wenn sie sich ihnen näherte, und sie mußte an die Augen der Madame Roulon denken. Trug sie dann aber eine ganze

Schürze voll Rüfen und versenkte sie in den tiefen, mit Federn gefüllten Korb, in dem sie die ersten Tage blieben, fühlte sie all die kleinen schlagenden Herzen gegen ihren Finger, so überkam sie eine ungewohnte Wärme.

Wie das Leben hier um sie herum wuchs! Sie war doch diese Frühlingsarbeit gewohnt. Sie war ihr immer die liebste gewesen. Jetzt regte sie sie auf. Die Lämmer, die sie im Februar gehalten hatte, gingen nun schon in dichtgeöffneter Herde hinter dem Schäfer her. Sie wußte es heute ganz gut, daß sie Epohr schon geliebt hatte, als sie täglich zum Stall gestiegen war, daß sie an ihn gedacht, wenn sie ihr Gesicht gegen die flodige Wolle der Tiere gedrückt hatte. Nun war die ganze Flut des Lebens gekommen, die der Frühling mit sich brachte. Nun standen die gelben Butterblumen auf den Wiesen, und das Herz der Ruchlein schlug gegen ihre Finger. Wenn sie über den Hof ging, hörte sie das Klappern vom Storchnest. Die Knechte und Mägde aber, deren lange Arbeitstage nun wieder anfangen, saßen noch bis tief in die Dunkelheit zusammen unten im Dorf, und sie hörte den Ton der Handharmonika noch bis in ihren Schlaf.

So war es noch nie zugegangen in der Gefindestube. Sie wußte das, wußte, daß die Mamsell keine Zucht hielt und daß es nichts nützte, am Abend die Haustür zuzuschließen, wenn die Fenster offenstanden. Sie sah auch den spöttischen Blick, mit dem die Mamsell sie maß, wenn sie zögernd auf der Schwelle der Gefindestube haltmachte.

Einmal hatte sie etwas über das eine Draußenmädchen gesagt. Die Mamsell hatte die Achseln gezuckt: »Sie ist sonst tüchtig, die Kathrin. Ein Kind hat sie schon bei der Großmutter unten im Dorf. Wollen das gnädige Fräulein sie deshalb weg schicken?«

Nein, das wollte Almut nicht. Es war sonderbar, daß ihre alte Energie sie verlassen hatte. Unter den Augen der Mamsell errötete sie.

Von dieser Seite schien ihr ein Feind zu nahen, ein unerklärlicher, doch gefährlicher Feind. Darüber konnte sie auch nicht an Ernst schreiben. Sie konnte ihm doch nicht erzählen, daß sie sich einbildete, der Inspektor mache keinen Unterschied mehr zwischen ihr und der Mamsell, er ließe seine Augen ebenso ungeniert auf ihr ruhen wie auf einer der Mägde.

Schließlich kam sie auch selten hinaus. Sie hatte die ersten violetten Gliederknospen in ihre Briefe legen können. Noch ein paar Wochen, und sie würden sich runden und schwellen, und der Duft würde in ihnen erwachen. Jetzt standen schon die Tulpen in den Gartenbeeten. Die Rosen waren abgedeckt. Ihre erste Blüte würde sie nicht sehen, aber während der zweiten würde sie hier sein. Da war die Unruhe wieder. Und bis dahin?

Sie ging dem Vater entgegen, der aufs Feld geritten war. Sie hatte den Schlüssel zu der Hinterpforte des Gartens in der Tasche. So kam sie an dem alten Birnbaum am Wirtschaftshaus vorbei, auf dem die Domsaffen gefressen hatten. Die waren fortgezogen. Die Fenster der Speisekammer standen auf. Sie sah die Mamsell, die für den Inspektor ein Vesperbrot strich. Er stand neben ihr und störte sie mit seinen berben Zärtlichkeiten. Beide blickten auf, als die selten benutzte Gartentür aufschlug. Dammann trat einen Schritt zurück, aber das Richern der Mamsell war nicht zu unterdrücken.

Almut ging den Ebereschenweg entlang nach Romowe durch den süßen Mandelduft der Blüten. Hier würde der Vater vorbeikommen. Sie setzte sich auf einen Baumstumpf und wartete auf ihn. Die Eichen waren noch ganz kahl, nur die rötlichen Blattknospen wie geschwollen.

Almut hatte die Arme auf die Anie gestützt und sah von einem der Pferdeschädel zum andern. Diese Liebhaberei ihres Vaters war das Ventil seiner starken Seele. Das wußte sie. War es nicht mit der Familiengeschichte ebenso gewesen? Nur daß sie vom Vergangenen zum Gegenwärtigen geführt hatte. Daß sie ihn ins Haus gebracht hatte, ihren Geliebten.

Sie errötete. Das Bild am Kammerfenster stand wieder vor ihr. Was für seltsame Gedanken ihr doch oft kamen! Wenn Ernst hier wäre, so würde er sie auslachen. Als ob sie sich darüber den Kopf zerbrechen sollte, daß Mann und Weib eins sein müssen, sie, deren größte Freude das junge Leben um sie her gewesen war. Warum dachte sie nicht lieber an Mamsell Körnchen und ihren Jeremias, wenn sie sich schon in die Liebesgeschichten anderer Leute mischen wollte? Sie wußte, Epohr würde schelten.

Jeden Tag bekam sie einen Brief, der war so gut und heiter wie ein wolkenloser Tag. Aber neulich, als Onkel Keller zum Whist da war und sie vom nächsten Jahre sprachen, da hatten die beiden Männer rasch einen Blick gewechselt. Sie hatte ihn unwillkürlich aufgefangen, und seit dem Augenblick wußte sie, daß sich ihr Vater um sie ängstigte, obgleich er es nie aussprach. Seit jenem Tage fing leise etwas an in ihrem Herzen zu bohren. Und wenn sie am Morgen zu den Gliederbüschen ging und einen Zweig herunterbog, um die Knospen zu prüfen, streifte es sie zuweilen wie ein kalter Hauch.

Die Knospen wurden dunkler und dunkler. Es war Mai geworden. Ein kühler Mai, der den Geldern das Beste versprach. Wie alles wuchs! Man konnte es mit Augen sehen, vom Morgen zum Abend. Wie alles lebte! Jeder Busch und jede Pede. Überall verschwiegene, zitterndes, sehnenendes Leben.

Madame Roulon, die ein paar Tage gelegen hatte, nahm ebensoviel Interesse an der Gliederblüte wie Almut. Jeden Tag wurden die Blätter größer und glänzender hinter der weißen Bank am Gliederzaun. Die Bretter wurden von der Laube genommen, die der wilde Wein später ganz erstickte, und in der das alte schwarze Lebersofa stand, aus dessen Rissen das Roßhaar kam. Nahe an jener Gartenpforte, durch die Almut nach Romowe gegangen war, stand das baufällige alte Lusthäuschen. Madame Roulon hatte ihr zugeraunt, da träfen sich der schöne Inspektor und die Mamsell. Sie hätte es selbst gesehen, und sie hätte gelächelt und genickt. »Die Jugend, ma chérie, die Jugend! Sie können nicht einmal warten, bis der Glieder blüht. Wir beide sind vernünftiger, wir warten.« —

Und länger und länger wurden die Tage. Immer unruhiger ging Almut durch das Haus. Keller kam sehr oft. Zuweilen hielt er ihre Hand fest, als wolle er heimlich ihren Pulsschlag prüfen. »Ich glaube, du machst dir doch noch Arbeit, Almut. Ein Mittagessen für sechs Personen wird wohl auch ohne besondere Umstände zustande kommen. Und je weniger wir dich vorher vermissen, desto besser für uns. Die Entbehrung wird gerade groß genug sein, wenn du fort bist.«

Sie entzog ihm ihre Hand und sah ihn prüfend an.

»Ja,« sagte er lächelnd, »ich bin ganz froh, daß ich die gesundheitliche Sorge für dich einem andern anvertrauen, in berufsnere Hände legen kann. Ich bin schließlich nur ein alter Landarzt und du meine einzige vornehme Patientin, wenn du krank würdest, wozu du hoffentlich keine Neigung hast. Hast mir einmal Sorge genug gemacht! Nun halte dich noch vierzehn Tage tapfer, dann hast du deinen Hausarzt Tag und Nacht bei dir, und ich wasche meine Hände in Unschuld.«

Er hatte ganz beherrscht gesprochen. Da beugte sich plötzlich Almut zu ihm herab. Ihre Augen ruhten fest und zwingend in den seinen. »Glaubst du, Onkel Keller, daß ich mich noch vierzehn Tage halten werde? Ich fürchte mich oft so. Aber Ernst sagt, das sei alles Torheit.«

»Und du glaubst ihm hoffentlich.«

Sie sah ihn an. »Warum prüfst du denn meinen Puls?«

»Weil ich die Sehnstestemperatur feststellen will. Oder sehnst du dich nicht?«

Sie antwortete nicht gleich. Aug in Aug standen sie sich gegenüber wie zwei Kämpfer.

»Deinem ganzen Leben schlägest du ins Gesicht, wenn du dir nachgäbest.«

Sie entzog sich ihm und drückte die Stirn gegen das Fenster. »Mein ganzes Leben? Was weißt du davon, Onkel Keller? Weißt du, wie ich mich nach dem neuen Leben sehne, wenn du meine Hand hältst?«

Sein Blick wich nicht von ihr. Er sah das schwere Atmen ihrer Brust, den feuchten Glanz ihrer Augen, und er lenkte ab. »Schade, daß Spohr nicht hier ist, Kind. Es ist noch keinem verliebten Bräutigam unangenehm gewesen, wenn die Sehnst groß ist vierzehn Tage vor der Hochzeit.«

Sie antwortete nicht und fuhr auf, als sie laute Stimmen auf dem Flur hörte. Der Freiherr war vom Felde zurückgekommen. Gleich darauf öffnete er die Tür. »Gut, daß du da bist, Keller. Und verzeih, Almut, daß ich meinen Grimm bei dir ablade. Dammann geht morgen!«

Er warf die Reitpeitsche auf einen lila Sessel. »Es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte ihn ins Gesicht geschlagen.«

»Warum?«

»Damit möchte ich Almut wirklich nicht behelligen. Weibergeschichten, das alte Lied! Du hattest doch damals recht, Almut,

ich hätte ihn gleich gehen lassen sollen. Aber Bollert hatte mich verwöhnt.«

Er streckte die Arme von sich und schützelte die Häuste. »Ich glaube, ich könnte es schon mit ihm aufnehmen, wenn es darauf ankäme. Lust dazu hatte ich, als der Kerl vor mir stand und mir so frech wurde, im Gefühl seiner tierischen Männlichkeit. Na, laß gut sein, morgen ist das Feld rein. Auch ein Segen der altmodischen Wirtschaft, die der Monsieur so verachtete, daß man eben im Notfall allein fertig wird.«

Sie sprachen nicht viel beim Abendessen.

Keller mußte gleich nachher ins Nachbardorf, wo man ihn erwartete. Der Freiherr nahm die Wirtschaftsbücher vor, und Almut ging in ihr Zimmer.

Sie wollte an Epohr schreiben. Es war ihr, als hätte sie ihm so viel zu sagen, wie nie zuvor. Aber ihre Feder stockte.

Das Fenster stand offen. Vom Garten her schlug die Nachtigall. Es war schon über ihre Schlafenszeit. Ernst würde umsonst warten. Wenn sie ihm diese unzusammenhängenden Sätze schickte, würde er sich ängstigen. Sie nahm ein weißes Tuch, öffnet leise die schon verschlossene Tür und ging in den Garten.

Am Himmel stand der junge Mond, eine schmale Sichel, die sich dem Untergang zuneigte. Wenn sie sich gefüllt und gerundet haben würde, sollte ihre Hochzeit sein. Die Nacht war kühl. Es hatte am Tage geregnet, und sie mußte den Saum ihres Kleides hochheben, damit er nicht über das nasse Gras streife. Eine Eule flog mit weichem Flügelschlag an ihr vorüber, sie fast streifend. Und jetzt übertönte das Lied der Nachtigall aus der Tiefe des Gartens das Schreien des Käuzchens. Der Kauz wohnte in dem hohlen Stamm des alten Birnbaums, und unwillkürlich lenkte sie ihre Schritte dahin. Sie kam an der weißen Bank vorbei, auf der Madame Roulon saß, in ein graues Tuch gewidelt, so vertieft in ihre Gedanken, daß sie sie nicht sah.

Aber nun huschte ein Schatten über ihren Weg. Es war eins der Draußenmädchen. Es kam aus der Laube. Unordentlich, ein Tuch um die bloßen Schultern. Droben im Wirtschaftshaus klirrte ein Fenster. Die Mamsell bog sich heraus. »Komm du mir

mal herein!« schrie sie in den Garten herunter. »Ich weiß schon, bei wem du gewesen bist.«

Eine Flut gemeiner Schimpfworte folgte. Das Mädchen, das sich in den Schatten gedrückt hatte, schlüpfte durch den schmalen Gang hinter dem Flieber nach dem Hause. Sie hatte Almut gar nicht gesehen, die bewegungslos im Mondlicht stand. Aber der Mann, der in der Laube geblieben war, ließ keinen Blick von ihr, die da wie eine alte Gartenfigur weißleuchtend im Mondschein stand. Es war die letzte Nacht, die er in Neu-Barten verbrachte. Ob er nun eine Stunde früher ging oder später.

Und plötzlich stand er vor Almut. Sie sah seine gierigen Augen sich in die ihrigen versenken, sie fühlte die brutale Kraft seiner Arme, die sie an sich rissen. Einen Augenblick vergingen ihr die Sinne vor Furcht und Grausen, einen Augenblick nur! Dann befreite sie sich mit der federnden Kraft der Jugend aus der Umschlingung und stieß einen furchtbaren Schrei aus. »Mutter!« gellte es durch die Nacht.

Madame Roulon schrak empor und kam herzugelaufen. Sie sah nur noch die Flieberbüsche hinter Dammann zusammenschlagen und glitt mit der ohnmächtig zusammenbrechenden Almut zu Boden.

Der Freiherr selbst hatte Almut nach dem Überfall des Inspektors in ihr Zimmer getragen. Madame Roulon war nicht imstande, ihm eine genügende Aufklärung zu geben. Er mußte aus ihren unzusammenhängenden Worten das Vorgefallene erraten. Mit zusammengebißenen Lippen und fast versteintem Gesicht blieb er im Zimmer, während die kleine Französin seine Tochter zu Bett brachte. Niemand im Hause sollte gestört werden, befahl er dann, er würde gleich wiederkommen. Er telephonierte nach dem Doktorhaus, und Gräulein Sauer teilte ihm mit, daß Keller noch im Nachbardorfe sei. Sofort verband er sich mit dem Gastwirt und befahl, dem Doktor einen Boten nachzuschicken. Man solle ihm Antwort geben, ob er schon nach Hause unterwegs oder noch im Dorfe sei.

Eine Viertelstunde später sprach Keller selbst mit ihm. Er versprach, zu kommen, wenn der junge Erdbürger, dem er ans Licht der Welt half, den ersten Schrei aus-

gestoßen hätte, was jeden Augenblick zu erwarten sei.

Barten kehrte zurück in das Schlafzimmer seiner Tochter. Da es nach dem Hofe ging, so würde er Grane anfahren hören und selbst öffnen.

Er zog Madame Roulon fort, befahl ihr, nach oben zu gehen und sich einzuschließen. Unter keiner Bedingung solle sie ihr Zimmer vor dem nächsten Morgen verlassen. Er hatte noch nie so hart mit dem armen Weibchen gesprochen. Zitternd, unter strömenden Tränen, beteuerte sie ihm ihre Unschuld. Aber sie habe es ja immer gesagt, daß es so kommen würde. Hundertmal habe sie es der Chérie gesagt, man dürfe keinen Geliebten haben, so süß die Sünde auch sei. Einmal käme doch der rechtmäßige Gatte, und dann würde alles entbedt. Und dann vergäße man alles, alles und verlöre auch alles, selbst das Vaterland. Und nun müsse Almut in die Fremde, in fremde Häuser, wo man über sie spotten würde, und wo sie im Winkel stehen müßte ihr ganzes Leben lang. Sie hätte es gewußt und doch nicht helfen können.

Sie fiel vor dem Freiherrn auf die Knie und rang ihre knittigen kleinen Händchen, aber zum erstenmal hatte er keine Geduld mit ihr. Er schob sie auf den Korridor und wiederholte seinen Befehl. Und endlich nahm er sie kurz entschlossen auf den Arm, trug sie rasch die Treppe hinauf und zog den Schlüssel von innen aus ihrer Tür. »Ich schließe von außen zu, Madame Roulon. So sind Sie am sichersten, glauben Sie mir! Morgen früh hole ich Sie selbst! Und jetzt gehen Sie zu Bett!«

Es dauerte fast eine Stunde, bis Keller kam. Der Mond war untergegangen. Wie ein Gespensterpferd erschien Grane in der nächtlichen Dämmerung. Nur der Fußschlag und das Rassel des Wagens auf dem gepflasterten Hof mahnte an die Wirklichkeit. Im Flur brannte die Lampe. Möglich, daß der Diener und die Mädchen hinter den Korridortüren standen und lauschten. Der Freiherr sah nicht nach. Er sprach französisch einige Worte mit dem Freunde und brachte ihn dann in Almut's Zimmer. Sie lag noch immer ganz still. Der Doktor gab ihr etwas zur Beruhigung und blieb dann neben dem Bett sitzen.

»So!« murmelte der Freiherr, und die zurückgehaltene Erregung bebte durch seine

Stimme. »Nun bleibst du unter jeder Bedingung hier! Jetzt gehe ich, reinen Tisch zu machen.«

An der Tür des lila Zimmers holte ihn der Doktor ein. Der Freiherr griff nach seiner Reitpeitsche, die im Flur hing.

»Jeannot,« sagte der andre, »bedenke, mit wem du es zu tun hast. Stecke wenigstens den Revolver ein!«

Durch die Zähne Bartens brach ein kurzes Lachen. »Nicht nötig, Keller! Ich sagte dir schon einmal, ich glaube, ich werde noch mit ihm fertig. Und in diesem Augenblick —« Er warf den Kopf nach hinten und öffnete die Tür zum Korridor des Wirtschaftshauses. Ein paar schattenhafte Gestalten flogen rechts und links zur Seite, dann wurde die Tür geschlossen.

Keller kehrte in Almut's Zimmer zurück. Er laufte. Ein paar Türen wurden zuge schlagen, ein paar unterdrückte Schreie wurden laut. Dann sah er, wie die Mamsell mit bloßen Füßen auf den Hof lief, auf die Esche zu. Sie hatte nur einen kurzen roten Rock über das Hemd geworfen und war offenbar sinnlos vor Angst. Sie kauerte sich hinter einen Haufen von aufgeschichtetem Holz und starrte nach den Fenstern des Wirtschaftshauses. »Walpurgisnacht!« murmelte der Alte. »Es fehlt nichts, nicht einmal die rührende Gestalt mit dem feinen roten Ring um den Hals, wie für das Schafott gezeichnet.«

In diesem Augenblick erschien der Freiherr auf dem Hofe. Er hielt die Reitpeitsche noch in der Hand. Der Inspektor ging an ihm vorbei, offenbar mit gerade nur übergeworfenen Kleidern. Barten wies auf das Tor, und jener, der nicht einmal eine Mühe aufhatte, verließ den Hof.

Wie von unwiderstehlichem Drange getrieben, hatte sich die Mamsell aus dem Schatten gelöst. Der Freiherr winkte ihr und wartete, bis sie an ihm vorüber und in das Haus gegangen war, dann trat er zurück, um gleich darauf neben Keller zu stehen. Er legte die Reitpeitsche auf den Tisch zu Almut's Wirtschaftsbüchern. Seine Brust hob sich, wie befreit.

Dann saßen sie einander gegenüber, durch die kurze Nacht. Die Morgenämmerung war fast mit dem Vater zusammen an das Bett der Tochter gekommen. Barten dachte nach, und eine andre Nacht stieg vor ihm

auf. Aber er wußte um den Unterschied, und dieses Mal fürchtete er sich.

Ulmur war am andern Morgen aufgestanden. Die Mamsell packte ihre Koffer, ihre und Dammanns. Sie sollte noch am Vormittag fort, hatte der Freiherr befohlen, und bis dahin das Wirtschaftshaus nicht verlassen. Eins der Mädchen sollte die Schlüssel bringen. Er hatte jeden Versuch der Annäherung an sein Kind verboten. Er blieb im Hause, bis der Inspektortwagen fortgefahren war. Die Mamsell hatte ihre Frechheit wiedergefunden und sich herausgeputzt. Sie trug einen großen Rosenhut, und ihr Sonnenschirm schwanke auf und ab bei den unwillkürlichen Stößen des federlosen Wagens. Sie nickte noch zurück und winkte mit dem Taschentuch. Die Mägde standen in die Tür gedrängt und sahen ihr nach. Dann kam die Katrin und gab die Schlüssel ab.

Ulmur wies stumm auf den Schreibtisch, wo in der Nacht die Peitsche gelegen hatte. Aber eine Stunde später erschien sie selbst im Wirtschaftshaus und gab Befehle für die notwendigen Änderungen. Dann ging sie nach dem Dorf. Ein früheres Mädchen, dem sie besonders zugetan, hatte einen der Knechte geheiratet. Sie bat sie, bis zum Einzug einer neuen Mamsell nach Neu-Barten zu kommen. Ihre Mutter wohnte im Hause und konnte auf die Kinder passen und die Wirtschaft versehen. Ulmur nannte sie noch beim Vornamen, war sie doch Patin des Ältesten.

Auf dem Rückweg rastete Ulmur eine Weile in Romowe. Sie saß auf demselben Eichensumpf wie vor ein paar Wochen. Der erste Aberschwang der Frühlingsblumen war verschwunden. Der feine weiße Nachtschatten und die hohen blauen Glodenblumen standen vereinzelt und feierlich unter den Bäumen, die ihre ersten Blätter aus den Knospen aufgerollt hatten, und die sie in der Sonne glänzen ließen wie helles Kupfer.

Ulmur lauschte nach innen und wartete. Sie wartete, daß ein Entschluß in ihr aufstände, daß irgend etwas geschehe. Aber nichts antwortete ihr, nichts regte sich in ihr. Es war alles wie erstorben. Nur das Grauen war geblieben, das namenlose Grauen. Und in dieser Stille tauchte plötzlich eine Frau auf, die eine Puppe in ihren

Armen hielt. Der hölzerne Kopf war zer schlagen und zerstoßen, aber das lange Tragkleid leuchtete. Es war wunderbar. Ulmur sah diese Frau in der strahlenden Sonne des Frühlings Tages wie in einem riesigen Heiligenschein auf einem Throne sitzen, und alle Mütter der Welt nahen ihr und legten Weihgeschenke zu ihren Füßen nieder. Sie sah sie gleichzeitig in dem schmalen Zimmer der Irrenanstalt, wie sie ihre langen graublonden Zöpfe flocht und dabei ein Lied summt, während ihr Fuß unaufhörlich die Wiege trat, die neben ihrem Bette stand. Und Ulmur wurde sich nicht klar, was Wirklichkeit für sie war: jene thronende Mutter, die der ganzen Welt in demütigem Stolz ihr Kind zeigte, oder das irre Weib, das alle Zärtlichkeit an eine Puppe verschwendete und doch in einer Aufwallung des Zornes den hölzernen Kopf an eine Tischkante stoßen konnte. Sie sah nur, daß ein paar Hände gierig nach ihr griffen, und sie fühlte, daß etwas in ihr war, das nachgeben würde, wenn der kam, den sie liebte. Und etwas schrie in ihr, vor Furcht und doch vor Sehnsucht. Dene Nacht in Braunschweig aber, die ihr Vater nicht aus dem Sinn verloren hatte, die hatte sie vergessen. Es führte keine Brücke mehr von den Sinnen des reifen Weibes zu denen des halben Kindes, das einst unter den weißen Blumen auf den Wiesen Pyrmonts Klemens den ersten Kuß geboten hatte.

Wie leicht hatte sie auf Klemens verzichtet! Jetzt würde sie sich verbluten, wenn sie nein sagte. Konnte sie das überhaupt? Würden sich nicht alle mit ihrem armen Herzen verbinden und sie hindern wollen? Der Vater, der Onkel? Und würde Spohr sich ihrem Nein fügen? Aber die Frau mit der hölzernen Puppe griff nach ihr und verlangte sie, deutlich hatte sie es gefühlt, als Dammann sie gestern an sich gerissen hatte. In seinem heißen Atem hatte der Wahnsinn sie berührt. Sie wollte sich an die hohe Frau klammern, die das Kind hielt, die ihr winkte, über den Rasenden hinweg, aber es gelang ihr nicht. Ich habe meinen Vater vergessen in der höchsten Not, ich habe nach meiner Mutter gerufen, das ist das Zeichen, dachte sie.

Der Vater kam auf Balder unter den Bäumen hervor und stieg ab, als er sie sah. Er zog ihren Arm in den seinen und sprach von der Wirtschaft, und sie antwor-

tete. Sie schritten an der weißen Gartenpforte hin unter dem Flieder. Der strich über ihre Schultern, denn die Dolben zogen die Zweige hernieder. Aber niemand von beiden schien ihn zu beachten.

Der Doktor hatte in Neu-Barten gefrüht, ein paar Besuche im Dorf gemacht und auf Almut's Weggehen gewartet, um mit dem Freiherrn zu sprechen. »Wir müssen sofort an Spohr schreiben!« sagte er. »Er ist der einzige, der hier noch retten kann, was zu retten ist. Im Notfall muß das Aufgebot beschleunigt werden. So etwas läßt sich machen. Sie sollen sich gleich heiraten, und er sie mit sich nehmen. Er hat nicht umsonst vor diesen vier Wochen Furcht gehabt. Das ist nun der Lohn dafür, daß er sich immer zusammengerissen hat, wie ein Bruder neben ihr hergegangen ist, weil er ihre Sinne nicht zu früh wecken wollte. Da kommt so ein brutaler Kerl, den man nicht einmal niederschließen darf, und packt zu und zerstört vielleicht ein Lebensglück.«

Der Freiherr sah von seinem Schreibtisch auf. »Ich bin schon dabei. Ich gebe ihm Vollmacht. Abgesehen ist die Zeit des Aufgebots in drei Tagen herum. Der Hochzeit stände nichts mehr im Wege. Das Hindernis wird woanders herkommen. Ich bin mir vollständig klar darüber. Sie hat nicht mit einem Wort von gestern gesprochen. Ich habe unbegrenztes Vertrauen zu Ernst. — Hast du Madame Roulon befreit?«

»Ja, sie saß in der äußersten Ecke ihres Zimmers, war natürlich die ganze Nacht nicht zu Bett gegangen und fing das alte Jammerlied gleich wieder an. Ich habe ihr zunächst zu essen gegeben, Bissen für Bissen eingezwungen. Und dann habe ich ihr verboten, von den alten Geschichten zu sprechen. Das hätten wir beide auch früher schon tun können. Man weiß doch nicht, was in Almut's gesunder Seele davon hängengeblieben ist, besonders in der letzten Zeit. Ich habe ihr gesagt, Almut dürfe nie wieder davon hören, sonst würde die Tür oben wieder zugeschlossen, und in Freiheit umherzustreifen ist ja eigentlich ihr Leben.«

Der Freiherr schrieb schon wieder. Er hörte nur mit halbem Ohre zu. Der Doktor sollte den Brief mit zur Post nehmen. Es war ein Eilbrief, aber dennoch konnten drei Tage vergehen, ehe Spohr kam. Und jede Stunde, das wußten sie, war kostbar. —

Er hatte sich gerade einen Fliederstrauch gekauft. Den ersten Flieder, den ein kleines Mädchen auf der Straße ausgeboten hatte, denn ein wenig war man in Pommern doch dem fernen Ostpreußen voraus. Die Kleine hatte ihn mit neugierigen Augen angesehen, ungläubig hatte sie das Fünfmartstück in der Hand gewogen. Und hinterher war es ihm auch einen Augenblick leid geworden. So übermäßig, so reichlich hatte er es ja gar nicht. Auf das Kind hätte eine Mark dieselbe Wirkung gemacht. Aber so war er eben, gesetzt und mäßig und besonnen, ein Mensch, der das Leben sieht, wie es ist — und dann auf einmal ein plötzliches Ausbrechen, eine Lust am Unnötigen, am Schönen, ein Uberschwang, als ob er plötzlich wieder Student geworden sei. Das war das starke Lebenswasser in seinem Herzen, das wohl wußte, daß es die Mühlen des täglichen Lebens zu treiben hatte, und doch hin und wieder hochstieg an der jubelnden Freude über die Schönheit dieses Daseins und an der eignen Kraft. Und darum lachte er und warf den Kopf zurück, daß die Augen nur so blinzeln, wie die Maiensonne sie traf. Der erste Flieder! Das wollte er sofort an Almut schreiben.

Zu Hause auf seinem Schreibtisch lag dann der Brief des Freiherrn. Da wurde es dunkel um ihn.

Er mußte gleich reisen, das stand fest. Es machte natürlich tausend Schwierigkeiten, ja, es konnte ihm sogar ernste Unannehmlichkeiten bringen; aber das half nichts. Niemals hatte er sich durch einen Verstandesgrund bezwingen lassen. Wenn er heut nacht noch den Anschluß nach Kreuz erreichte, so konnte er morgen gegen Abend in Neu-Barten sein. Morgen abend, früher war es nicht möglich! Es blieben eben dem Menschen Zeit und Raum ein ewiges Hindernis, gegen das die Verzweiflung nicht anrennen konnte. Aber er wollte nicht verzweifeln. Nein!

Seine Hände ballten sich zusammen um den Brief des Freiherrn. »Mein Sohn!« hatte der geschrieben, zum ersten Male! Er wußte, was das heißen sollte. Er verstand ihn, fühlte sich ganz eins mit ihm und doch in seiner Liebe weit über ihn hinausgewachsen. Denn was nun in Almut's Leben trat, das konnte nur er bezwingen, nicht der Vater.

Und wenn er einen Augenblick den Glauben, die Zuversicht verlor, wenn er nicht immer auf das letzte Ziel sah, dann war nicht nur sein Glück dahin, dann löschte die Sonne aus in einem Menschenleben, das zu erhalten nicht nur dem Liebenden, sondern auch dem Menschen als hoher Preis erschien.

Als er von einem Gange bei den Professoren zurückkam, um die notwendigsten Sachen in seinen Koffer zu packen, lag der Gliederstrauch verweltet auf seinem Schreibtisch. Er hatte vergessen, ihn in Wasser zu stellen, vergessen, daß Almut ihm erzählt hatte, wie sie die geschnittenen Zweige sorgfältig schäle, ehe sie ins Wasser kamen, weil sie keinen verwelteten Glieder sehen könne. Dann trockne er ein, wie Nelken. Und wenn man die Zweige schüttle, fielen die braunen Sterne ab wie Mumienstaub. Daran hatte er gedacht, wie er ihn so fröhlich nach Hause getragen hatte. Den Mumienstaub der Vergangenheit sollten die braunen Sternchen noch abschütteln, ehe er sich in Neu-Barten neue pflückte. Jetzt lag er lach und weilt, der rasch verweltete, früh verblühte. Und auch der Duft hatte jene Beimischung von Verwesung, die saftstrophende Blumen so leicht annehmen. Seine Hand zitterte, als er ihn beiseite schob. Mochte er hier liegenbleiben und auf ihn warten, weinend und vergessen!

Eine Stunde später saß er im Zuge.

Die Tage waren in Neu-Barten ganz still vergangen. Der Vater hatte nie gefragt: Hast du an Ernst geschrieben? Der Doktor war nicht öfter gekommen als gewöhnlich. Grane pflegte ja immer über den Hof zu traben, wenn Keller in der Gegend zu tun hatte. Er hatte Almut nicht den Puls gefühlt und nichts weiter verordnet. Sie hatte mehr im Hause zu tun als sonst, denn die Frau, die das Essen besorgte, hatte in der eignen Wirtschaft doch viel vergessen. Zudem war die alte Hühnermutter krank geworden, und das junge Federvieh brauchte beständige Aufsicht. Almut trug eine große blaue Schürze über ihrem weißen Kleid, die sie ablegte, wenn sie in ihr Schlafzimmer kam. Sie sah müde aus. Schwarze Ringe vergrößerten die Augen unheimlich, und ein paar rote Flecke standen auf ihren Badenothen. Sie wußte nichts von Epohrs

Telegramm. Der Freiherr hatte die Poststation verständigt, und es war an Keller abgegeben worden, der es ihm gebracht hatte.

»Du kannst ihn selber abholen, Keller. Fahre mit Grane hin! Ich reite scheinbar aufs Feld und komme von dort zur Station. Sie soll gar nichts davon wissen, das ist am besten.«

Aber Almut wußte alles. Ein wunderbares Beobachtungsvermögen war in ihr erwacht, ein Hören und Aufmerken, das sie bisher nicht gekannt. Sie wußte, warum der Vater nicht fragte, Onkel Keller sich scheinbar nicht um sie kümmerte. Und wenn sie bei den jungen Kühen saß, dann lächelte sie heimlich und scheu.

Heute nacht war ein ganzer Satz Enten drausgegangen, die schon die Schnäbel durch die Eierschale geböhrt hatten. Ein Gewitter war niedergegangen, und die Tierchen waren im Ei gestorben. Sie hatte von dem einen vorsichtig die Schale gelöst und sah auf das zusammengeschniegte Körperchen, das ganz starr war, der Flaum naß, die feinen Eingeweide noch nicht eingezogen. Plötzlich warf sie es mit einem Ausbruch des Ekels von sich, kauerte in dem dunklen Stall nieder und fing an zu weinen. Leise und schmerzlich weinte sie, ununterbrochen, die Hände vor das Gesicht gelegt, daß durch die schlanken Finger die großen Tränen perlen. Neben ihr in einem hohen geflochtenen Korb saß noch eine Pute auf Eiern. Unruhig reckte sie den Kopf und warf die Augen hin und her. Aber ein andres tiefes Nest war ein Netz gespannt. Überall Leben in dieser kleinen Wochenstube — Leben, das erwartet wurde. Die Gluden, die schon die Küchlein führten, hatten ihre eigne Abteilung, durch ein Drahtnetz gesichert, draußen auf dem Hofe. Hier saßen noch die Nachzügler. Die unglückliche Mutter der jungen Enten hatte man aus dem Stall entfernt. Die Eier aber, mit den durchgepickten Schnäbelchen, lagen noch im runden weichen Nest. Tot, zerstört, Leben, das den Tod geboren hat.

Das Gewitter hatte einen Wetterumschlag mit sich gebracht. Es war sehr heiß geworden. Man fühlte es hier im Stalle, wo sich die Wärme mit dem eignen Geruch der Federn und der Temperatur der Hühner mischte. Almut merkte nichts. Und als ihre Tränen aufgehört hatten, hielt sie ihre Hände doch noch vor das Gesicht, und ihr Körper

zitterte. Sie kannte ja die Entfernung so gut. Sie konnte auf die Stunde berechnen, wann Spohr aus Greifswald eintreffen würde. Sie war ihm mit ihren Gedanken immer gefolgt, die ganze Nacht. Sie war vorhin am Pferdestall vorbeigegangen und hatte gesehen, daß die Wagenpferde in ihren Bogen standen und kein Wagen aus der Remise geholt war. Also würde ihn Onkel Keller holen und ihr Vater ihn irgendwo treffen. Und dann würde er herkommen. Sie war jetzt ganz klar geworden, ganz fest. Durch diesen Brand mußte sie noch hindurchgehen. Sie mußte ihn noch einmal sehen. Hätte sie nur Abschied von ihm nehmen dürfen! Aber nein, es würde ein Kampf werden, und sie mußte die Stärkere sein. Er hatte seine Liebe ja mit seiner Wissenschaft gepanzert. Nun mußte sie sich gegen beide auflehnen. Aber sie würde nicht schwach werden, nein. Sie kannte ja die Natur. Die war auch grausam. Da lag das im Ei getötete Entlein. Hatte nicht ein Gewitter auch sie den Tod gelehrt?

Sie stand auf und trat dicht an das tote kleine Tier. Der Ausbruch des Abscheues vertiefte sich. Nein, schrie ihr Herz, niemals! Niemals ein Kind von ihm!

Sie stieß die Tür auf und sah wieder in den Hof hinaus und ließ die Sonne voll in den Stall scheinen. Die Tore waren überall offen. Der Lärm der Arbeit tönte zu ihr herein. Das gleichmäßige Hämmern in der Schmiede, das altgewohnte, ihr so vertraute Bild. Die Mägde holten Wasser von der Pumpe und trugen es nach dem Wirtschaftshaus. Das kleine Mädchen, das der Hühnermutter half, kam eben mit den jungen Enten zurück, die sie vom Teich herantrieb. Lustig schwenkte sie ihre Weidengerte. Es war alles so, wie sie und ihr Vater es geliebt und erhalten hatten, der Harmonie des Daseins wegen, die sie über alles stellten. Der Friede und die Ruhe hatten um sie eine Mauer gebaut, die das moderne Wirtschaftsleben draußen ausschließen sollte, das hegende Leben, das ihn selbst fast zu Tode gebeht hatte. Darum war Barten der Dreifeldermann geblieben, ein scheinbar Rüstföndiger, der doch durch die Fortbildungsschule des Daseins gegangen und zur Reise gelangt war. Und aus dem Stall mit den altmodischen Nestern, wo die Kühen noch ebenso gepflegt und ebenso unrationell groß-

gezogen wurden wie zur Zeit der Armütter, sah seine Tochter mit verzweiferten Augen in die tiefstehende rote Sonne und wußte, daß das Leben doch die Mauer durchbrochen hatte, und daß man keinen Wall ziehen kann, kein Tor errichten gegen das wuchtige Andringen des Daseins.

Sie dachte, daß sie ihren Verlobten nie so geliebt hatte wie heute. Sie fühlte die Schwüle in ihren Gliedern. Kaum konnte sie sich rühren. Ach, ihm entgegenstürzen, untergehen, ertrinken in seiner Liebe!

Und erwachen zu Wahnsinn und Tod! Warum? Was hatte sich geändert, daß das holde Bild der Fingebung in ihrem Herzen blutrot geworden war? Sie wußte es nicht. Nur eins fühlte sie: daß sie vor ihm zitterte, weil sie sich selbst nicht traute.

Ob sie ihn gleich mitbringen? dachte sie. Aber nein, er wird erst nach dem Abendessen kommen. Auf meine Mahlzeiten nimmt man ja jetzt so große Rücksicht. —

In der Tat kam der Freiherr allein zurück, und es war alles wie immer in diesen Tagen. Der Freiherr sprach auch wie sonst von der Hochzeit, er fragte sie, ob sie an Mamsell Körnchen geschrieben habe, nach den nötigen künstlichen jungen Hühnern, und klagte über die Schwüle, die so plötzlich hereingedrungen sei. Das sei kein Maiwetter. Sie antwortete auch ganz wie sonst. An Körnchen hatte sie geschrieben, vor acht Tagen schon, sie brauche sie nicht noch einmal zu erinnern. Und die Schwüle empfand auch sie drückend.

Die Fenster ihres Zimmers waren offen. Der ganze Duft des Gartens drang herein. Dieser eine Tag hatte Wunder gewirkt. Überall waren die Spigen der Gliederbolben aufgebrochen, und die Knospen waren so dick und tonig, daß es um den alten bemoosten Zaun wie weiß und lila Wellen lag. Noch nicht die volle Blüte, die Stunde davor!

Die Stunde vor dem Glück! dachte Almut mit bitterem Lächeln. Sie war hinausgegangen und saß auf der weißen Holbank und wußte ganz genau, was ihr bevorstand.

Ihre Finger spielten mit den großen Bernsteinperlen, zitternd und unruhig. Der Gartenrotschwanz hüpfte durch die Heide, und sie sah ihm zu und wartete, daß die Nachtigall singen würde. Die Luft war schwer und feucht. Vielleicht würde das Gewitter zurückkommen in der Nacht. Die Wolken

hatten sich ganz gesättigt mit dem Dunst der untergehenden Sonne. Die weißen Narzissen auf den langen Rabatten schienen zu zittern in einem Fieber der Wollust und sich totzudrücken vor Sehnsucht.

Und dann, als es noch ganz hell war und man sich Auge in Auge sehen konnte, kam Spohr aus dem Hause. Er ging so ruhig durch den Garten auf sie zu, als habe er ein Stillschweigen mit ihr verabredet.

Sie war nicht aufgestanden. Er beugte sich herunter und faßte die Lehne der Bank mit beiden Händen, so daß er sie einschloß wie in eine enge Zelle. Sie bog den Kopf zurück und sah ihn an. Und dann küßten sie sich, so lange und so heiß, wie sie sich noch nie geküßt hatten.

»Du wunderst dich nicht?«

»Ich wußte es!«

»Das ist gut, Almut. So wußtest du um meine Liebe. Das ist das Beste, was du mir sagen kannst. — Und übermorgen heiraten wir, Vater ist einverstanden. Ich muß dich zuerst nach Greifswald bringen, bis mein Urlaub angeht. Aber darein wirst du dich finden, und es wird dir lustig sein, mit mir in meinen zwei Zimmern zu haufen und nicht mehr Platz zu haben als jetzt.«

Seine Augen ruhten noch immer in ihren, seine Hände lagen noch immer auf der Lehne. Nur galt es jetzt eine kleine Kraftanstrengung, denn sie hatte die übrigen gegen seine Brust gelegt, als wollte sie die Fesseln brechen.

»Es ist nicht nötig, Ernst, daß ich dir antworte. Du weißt alles, auch ohne das. Du weißt, warum ich nie deine Frau werden kann.«

Er zog sie zu sich empor und ihren Arm durch den seinen. In dem dämmernden Garten schritten sie auf und ab.

Draußen kamen die Leute singend vom Felde. Zuweilen rauschte es in den Gliederzweigen. Dann unterbrachen sie ihr Lied, blieben am Zaune stehen und brachen sich ein Zweiglein ab. Das war ihr Frühlingsgoll.

Als es still geworden war, führte Spohr Almut durch die kleine Hintertür, den Ebereschweg entlang, Romowe zu. Er hatte ihren Arm dicht an sich gepreßt und hielt ihre Hand. Er sprach zu ihr, und sie antwortete. Leise sprachen sie und freundlich, und doch war es ein Ringen, Brust an

Brust. Wenn sie erschöpft waren, schwiegen sie und sahen auf den Frieden der Felder und fühlten die drückende Schwüle. Aber dann hob einer wieder an, und der andre antwortete, und es war das Alte.

Bei Romowe waren sie wieder umgekehrt. Sie hatte gewendet, als der tiefe Schatten kam und die jungen Eichen ihnen feuchten Brodem entgegenschickten.

Sie standen wieder im Garten. Es war fast dunkel, der schwüle Dunst hing vor dem Mond und deutete ihn nur durch einen blassen Schimmer an. Der Duft im Garten war jetzt betäubend. Es war, als hörte man, wie die Knospen sich öffneten.

»Du willst nicht sagen, daß du ohne mich leben kannst, Almut?«

»Nein, das kann ich nicht! Aber ich muß leben, ohne dein Weib zu sein. In ein paar Jahren wirst du mein Freund sein und zu den Ferien herkommen. Und wir werden uns sehr gut sein.«

Er lachte. »Und du wirst sehr glücklich sein, nicht wahr?«

»Niemals! Aber ich werde keine Verbrecherin sein — an deinem Glück.«

»Es ist der Traum eines Pensionsmädchens, Almut, und ich glaube ihn dir nicht einmal. Du hast mich immer nur gesehen, wenn ich meine Leidenschaft versteckt habe, wie der Dunst den Mond da. Du kennst mich nicht, wenn du mir jetzt noch zutraust, dein Freund zu sein. Und ich glaube, du willst mich nicht so kennen. Eine Schwester Almut kann ich nicht brauchen, nur meine Almut. Und wir wollen sehen, wer der Stärkere ist.«

Sie zuckte zusammen. Da war die Laube!

»Laß mich ins Haus! Ich kann nicht in der Nacht mit dir hier im Garten sein. Die arme Roulon wird in ihrem Zimmer eingeschlossen und ich —«

»Du bist frei, Almut. Du hast das Recht, über dich zu verfügen.«

»Noch — noch habe ich es. So laß mich ins Haus!«

Es lag unendliche Liebe in seiner Stimme: »Ich habe drei Tage Zeit, Geliebte, nur drei Tage. Und ich will nicht mit dir ringen. Ich siege ja doch. Ich will dir nicht weh tun im Kampfe. Nur meine Liebe sollst du sehen und mein Vertrauen.«

Sie hörte die Liebe. Ihr Herz schlug ihm entgegen. Aber das Grauen sah aus jedem

Fieberbusch. Der Duft machte sie wahn-sinnig.

»Komm!« sagte sie rauh.
Er folgte ihr.

Sie sahen beide überwacht aus am andern Morgen. Die Schwüle war geblieben. Keller kam am Vormittag und blieb zum Essen. Keiner wunderte sich über Spohrs Anwesenheit. Niemand fragte. Der Freiherr, der als Gemeindevorsteher die Trauung selbst zu vollziehen hatte, bat Almut, sich für morgen früh bereitzuhalten. Den Pastor könnten sie jeden Augenblick verständigen.

Da sagte Almut ruhig und klar: »Noch habt ihr nicht nötig, meine Nerven zu schonen. Noch nicht. Ich müßte denn schon kränker sein als ich glaube. Aber ich habe kein Vaterhaus mehr.«

Sie hatte sich zu ihrem Vater gewandt, beide Hände auf die Brust gelegt. Die drei Männer sahen sie an. Nie vergaßen sie den beschwörenden Ausdruck ihres weißen Gesichts. Sie wagten kaum, sich zu regen, als ob sie das Schicksal reizen könnten mit einem Hauch, mit einer unvorsichtigen Bewegung.

»Mein Kind!« sagte der Freiherr leise.

Sie ließ die Hände nicht sinken. »So sage ich euch, die ihr mich kennt: ich kann keine Frau nicht werden. Denn niemals will ich ein Kind von ihm tragen. Ihr wißt, warum. Es soll nicht mit Namen genannt werden.« Ihre Stimme wurde stärker. »Es soll nicht gerufen werden, denn es lauert überall und hat tausend Ohren. Ich weiß, daß es da ist. Er soll fort, wenn er Erbarmen hat. Und er muß ja Erbarmen haben, denn ich liebe ihn.«

Ihre Augen, die nur in denen ihres Vaters geruht hatten, schlossen sich langsam. »Ich liebe dich mehr als meinen Vater, Ernst. Nun gehe!«

Sie ging hinaus. Eine Stunde später sah sie vom Schlafzimmer aus, wie der Jagdwagen aus der Remise gezogen und die Füchse vorgepannt wurden. Sie bedeckte die Augen mit der Hand. Als das Gefährt über das Pflaster rollte, lag sie auf den Knien vor ihrem Bett, von Fieberschauern geschüttelt. —

Aber im Kirchdorf, vor Kellers Haus, hielten die Füchse. Nicht nur der Doktor stieg aus, Spohr folgte. Er stellte seine

Handtasche im Arbeitszimmer ab, und während Keller die Tafel mit den Notizen neben dem Telephon las, betrachtete er das einfache Handwerkszeug des Landarztes.

»Nicht auf der Höhe, was?«

»Doch, doch!«

»Geben Sie sich keine Mühe, Interesse zu heucheln, junger Freund. Ich würde Ihnen sonst vorschlagen, bis zum Abend spazierenzugehen. Aber unter solchen Umständen ist es besser, Sie lesen die Zeitung, und wir rauchen eine Zigarre zusammen.«

»Wie lange gehe ich nach Barten zurück? Eine halbe Stunde, nicht wahr?«

»Bei Ihrem wahrscheinlichen Tempo nicht länger. Sie nehmen den Weg durch den Grund, Sie kennen ihn ja von Ostern her. Sie kommen hinter Komowe heraus auf die Landstraße. Na, das übrige ist ja verabredet.«

Spohr griff nach einer Zeitung und versuchte zu lesen. Aber es ging nicht. Der Alte hatte Mitleid mit ihm. Die Jugend hat auch ihre Plagen! dachte er. »Wir leiden alle drei. Wenn ein Vater einem Manne selbst die Schlafzimmertür seiner Tochter auf—«

Spohr legte ihm seine zitternde Hand auf den Arm. »Sprechen Sie es nicht aus! Es ist, als ob wir alle schweigen müßten, daß es gelinge. Es ist das Letzte. Einmal wird mir Almut vergeben, ich weiß es. Irre ich mich, so büße ich mit meinem Leben!«

»Und Sie meinen, Almut wird dann in die Ehe einwilligen?«

»Ich meine nichts. Ich muß diesen Weg gehen. Es gibt keinen andern. Ich habe es mir anders gedacht — weiß Gott! Aber seit ich den Brief unsers Vaters in den Händen hatte, stand es in mir fest: Um jeden Preis! Auch um den letzten!«

Keller antwortete nicht. Er nickte Spohr zu und ging hinaus. Frau Sauer brachte später einen kalten Imbiß.

Als Spohr in der Dämmerung das Haus verließ, sah er niemand.

Almut kämmte ihr langes Haar zur Nacht, als er in ihr Zimmer kam, in dasselbe Zimmer, in dem sie geboren war. Als ob sie in einem reifen Ahrenfeld säße! dachte er. Aber es zuckte nur durch seinen Sinn. Jede Faser in ihm brannte. Ich könnte ebensogut in den Tod gehen!

Ihre Augen waren ganz starr geworden. Aber sie schrie nicht. Der Kamm fiel auf den Boden und zerbrach. Das war der einzige Laut. Das Licht vor dem Spiegel brannte ganz ruhig, mit einer hellen, hohen Flamme.

Sie hatte sich langsam aufgerichtet. Ihre Haare hingen um ihr Nachtleid wie ein Mantel.

»Du bist stärker als ich. Aber du bist mein Todfeind, und all meine Liebe wird Haß, wenn du nicht gehst!«

Da kniete er vor ihr nieder und küßte ihren nackten Fuß. »All unsre Liebe muß Leben werden, Almut!«

Um Mittag trat Spohr in das Zimmer des Freiherrn. Er hatte zum wievielten Male an Almut's Tür geklopft. Er hatte auf der Schwelle gekniet und sie gebeten, zu öffnen. Umsonst! Er setzte sich in den Leberstuhl des Freiherrn, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte.

Da kam Almut. Sie war vollständig angezogen, sehr eigen, wie sie sonst zu Tisch zu gehen pflegte. Sie blieb an der Tür stehen und sah auf den gebrochenen Mann und sah auf ihren Vater, der am Bücherschrank lehnte. »Was wollt ihr nun?«

Der Vater kam auf sie zu und griff nach ihren Händen. Aber sie wich scheu zurück. Und wieder fiel ihm Braunschweig ein, und wie er ihr sein Leben erzählt hatte, bis sie plötzlich nach seiner Hand gegriffen und sich an ihn geschmiegt hatte. Aber heute handelte es sich um ihr Leben und nicht um das seine — und er verstand ihre Abwehr. »Almut, hier ist einer, der dir seinen Namen geben will, der dir seinen Namen geben muß. Begreifst du das nicht?«

Sie sah zu dem Manne hin, dessen Schültern von Schluchzen geschüttelt wurden. Aber es stand kein Erbarmen in ihren Zügen. »Wir müssen es alle tragen. Du, Vater, und er und ich selber. Ihr irrtet euch, wenn Ihr mich zu zwingen dachtet. Aber jetzt will ich mein Schicksal abwarten, Gottesurteil meinetwegen, so freventlich ihr auch gespielt habt. Du wirst den Pfarrer abbestellen müssen, Vater. Die Braut will nicht. Sie hat die heiligen Feste verrückt, und die Taufe soll vor der Hochzeit sein.«

Spohr ließ die Hände fallen. Seine zweifelnden Augen hingen an ihrer Gestalt. »Und ich, Almut, wie soll ich leben?«

»Das weiß ich nicht. Aber du sollst fortgehen und mir nicht schreiben und nie wieder zu mir kommen. Nie wieder! Auch nicht, wenn alles vorbei ist. Du sollst keine Studien an mir machen, wenn ich in der Anstalt bin. Niemand soll mich fragen, auch Keller nicht. Ich will auf mein Schicksal warten, und keiner darf mich stören. Ich mache euch keinen Vorwurf, keinem von euch. Ihr müßt es nun fragen.«

Rommst du heute zum Binden, Almut? Sie mähen den Roggenschlag bei Romowe.«

»Nein!«

»Es ist das erstemal, daß du fehlst.«

»Ja.«

»Du weißt, wie die Leute an den alten Sitten hängen. Sie bringen heut abend die Krone. Du mußt neben mir stehen, wenn ich zu ihnen spreche.«

»Nein!«

Er trat von der Tür ins Zimmer. Draußen ein heller Julitag, der erste Erntetag. Hier eine dumpfe Luft, verschlossene Fenster und zugezogene Gardinen. Man sah den Garten nicht. Die erste Rosenblüte stand draußen. Der alte Gärtner tat sein möglichstes. Aber es lag zu viel auf ihm. Die Rosen hatte Almut in Pflege gehabt. Sie forderten täglich Stunden. Die Stämme sahen wie vernachlässigte Kinder aus. Die abgeblühten Blumen nicht fortgeschnitten, die verregneten Knospen halb verfault, die neuen Triebe hoch und ungekappt. Almut wandte den Kopf ab, wenn sie vorbeiging. Almut zog die Vorhänge zu, wenn sie am Morgen in ihr Zimmer trat. Almut sah und hörte nichts. Und wenn ihr Vater kam, fand er sie müßig vor sich hinstarrend. Stand aber Keller neben ihm, so ging sie hinaus.

»Almut.«

»Nein,« sagte sie. »Du solltest dich schämen, daß ich neben dir stehe, wenn du die Krone in die Hand nimmst. Sage ihnen lieber, daß sie mit Fingern auf mich zeigen.«

»Soll das nie anders werden? Ein Wort, und Spohr kommt —«

»Wage auch das! Jetzt weiche ich dir für den Tag aus. Dann gehe ich aus dem Leben. Habt nicht ihr Männer das Gesetz gegeben, daß auch eine Verurteilte nicht gerichtet werden darf, ehe sie ihr Kind geboren hat?«

Er fuhr mit der Hand über die Stirn. Wenn sie sich Gottes Wagen umsonst in die Zügel geworfen hatten, dann kamen sie jetzt unter seine Räder.

»Aber wenn es dir paßt, möchte ich mit dir reden. Es war Mitte Mai, als der Flieder blühte. Im Februar dürfte es geschehen. Ich habe alles berechnet, so gut ich konnte. Hier bleiben will ich nicht. Es ist nicht gut für uns beide.« Sie hob abwehrend die abgekehrte Hand, als er sich ihr näherte. »Nein!« sagte sie hart. »Du hast deinen Willen gehabt, nun laß mir den meinen. Verschreibe mir Golbbach zur freien Verfügung! Meine Großmutter hat mich enterbt. Ich muß aber haben, was mein ist. Hier bin ich in der Fremde. Und dann laß mich ziehen! Körnchen wird für mich sorgen, bis andre für mich sorgen müssen. Die Zimmer hier können wieder verschlossen werden.«

»Und Spohr?«

»Ich kenne ihn nicht. Er hat auch kein Recht auf das Kind. Sagt das euer Gesetz nicht so?«

»Und ich?«

Als der Ton sie traf, sah sie auf. Seine Gestalt war verfallen, sein Haar ergraut. Er sank vor ihrem Stuhl in die Knie und küßte ihre Hände.

»Ja, ihr kniet beide. Der eine küßt die Hände, der andre die Füße.« Sie lachte bitter. »Ihr habt mich sehr glücklich gemacht.«

»Wenn du vertrauen könntest.«

»Euch?«

»Deinem Vater und deinem Gatten.«

Sie strich seine Hände von ihrem Schoß. »Ich habe keinen Gatten. Vielleicht, daß ich in meinem Herzen sage: Ich habe keinen Vater. Damit ich es nicht laut sage — laß mich gehen!«

Am Abend stand der Freiherr allein auf der Diele und hielt die Erntekrone in der Hand. Er sprach wie sonst von dem Segen der Arbeit, von der Treue und dem Fleiß der Leute. Aber während sonst ein jeder gedacht hatte, der Herr spräche gerade zu ihm, zu ihm allein, fühlten sie diesmal, daß seine Gedanken weit weg waren. Die Vorbinderin hielt den Kranz aus Roggenähren in der Hand, den sie wie immer für Gräulein Almut gebunden hatte. Ein gro-

ßer Strauß Kornblumen schloß ihn ab. Er kam an einen Haken in der Wand ihres Schlafzimmers, über den Toilettenspiegel, und hing da bis zum nächsten Jahre, bis sie mit eignen Händen die Körner aus den alten Ähren brückte und sie verfütterte. Sie wartete damit immer bis zum Winter. Der Erntekranz gab ihr das Gnadenbrot für das Bettlervölkchen der Kälte.

Heute drehte die Vorbinderin den Kranz hin und her, und ihre Augen gingen nach der Tür von Almuts Zimmer. Die Leute sahen sich an und schüttelten den Kopf, als der Freiherr sie mit der Versicherung entließ, daß im Wirtschaftshaus Freibier ausgeschenkt würde.

Als die Diele leer war, sah auch Barten nach der Tür, die sich nicht geöffnet hatte, und schritt hinüber nach seinem Zimmer. Da saß er vor dem Schreibtisch, den Kopf in die Hände vergraben — ein alter, unglücklicher Mann. Dann nahm er einen Bogen Stempelpapier und schrieb die Schenkungsurkunde über Golbbach für Almut und ihre Erben, schon bei seinen Lebzeiten, vom Datum des Tages an, unbeschadet ihres Anrechts auf alles, was ihm gehörte, und was nach seinem Tode sowieso in ihre Hände fiel.

Am nächsten Tage fuhr er nach dem Amtsgericht der Kreisstadt. Er hatte Keller mitgenommen, der als Zeuge unterschreiben sollte.

»Vielleicht hat sie so unrecht nicht, Jean-not. Vielleicht ist es wirklich die beste Lösung. Auf die Leute in Golbbach können wir uns ja verlassen, und sie findet sich schon zurecht. Sie ist stark. Du mußt immer bedenken, es ist das Kind des geliebten Mannes, das sie trägt, und ihr Haß ist nur verkleidete Angst. Ich glaube, wir können sie ruhig ihres Weges gehen lassen. Wir werden noch Zeit genug haben, ihr unsre Liebe und Treue zu beweisen.«

Almut ging. Sie hatte Körnchen nur kurz benachrichtigt und ihr kaum Zeit gelassen, alles für sie herzurichten. Im Grunde war ja das große hellblaue Zimmer für die Herrschaft fertig, wie sie es vor einem Jahr bei der Holsteinschen goldenen Hochzeit bewohnt hatten. Da waren noch die Tierischädel vom Grabmal der Cäcilia Metella, dazwischen die unverdienten Lorbeerkränze. Und nur die abgestoßenen Stellen der hell-

blauen Tünche hatten sich um einige vermehrt.

»Man stellt eben doch allerlei aus der Hand, wenn man einen so unbenutzten Raum weiß, Fräulein Almut. Der Malermeister war nicht mehr zu haben, die Freude kam zu plötzlich.«

Sie sah zu Almut hin. Es war freilich eine Freude gewesen, als der Brief kam, unerklärlich genug. Jetzt suchten die klugen, frohen Augen die junge Herrin. Aber das stille Gesicht hatte ihr nichts zu sagen.

Almut war nach dem frühen Abendessen hinausgegangen, unter die hohen Buchen des Walbes. Die Stämme, die die grünen Kronen trugen, standen fein grau und aufrecht nebeneinander, wie Ritter in mattsilberner Rüstung, mit Lanze und Schaft. Almut strich mit der Hand über die Rinde und suchte die nächsten Wege. Hin und wieder stand eine Bank. Die Gegend war früher von Ausflüglern belebt gewesen. Jetzt verirrt sich selten jemand her. Hier Station zu machen, war ein unnützer Aufenthalt. Die Wagen, die man von der Chaussee her bei klarer Luft hörte, fuhren alle weiter, dem Haff zu, nach dem kaiserlichen Gute, dessen Wirtschaftsanlagen die Berühmtheit der Gegend ausmachten.

Als Almut zurückkam, fand sie das Ehepaar vor der Haustür sitzen und nach dem Haff hinübersehen. Es lag noch etwas Abendglanz auf dem Wasser, und hinter den fernen Ketten der Dünen, die jetzt ganz dunkel ausfielen, stand ein blasser Rosenschein am Himmel. Almut empfand es wohlthätig, daß ihre eignen Fenster nach dem Walde gingen. Der beschränkte sie und schloß sie ein. Hier war die Weite, die Unendlichkeit, Dinge, mit denen sie nichts zu tun haben wollte, auch nicht in Gedanken.

Sie blieb ein Weilchen neben Bollert stehen, den sie noch nicht begrüßt hatte, da er zur Zeit ihrer Ankunft auf dem Felde gewesen war. Dann bat sie Mamsell Körnchen, zu ihr hereinzukommen. Dort sagte sie ihr alles.

»Es ist mir vorhin eingefallen, daß ich es Ihnen hätte schreiben müssen, Mamsell Körnchen, denn es ist ja möglich, daß Sie mich gar nicht behalten wollen ohne den Willen meines Vaters. Ich werde kein angenehmer Gast sein. Sie können sich's noch überlegen bis zum Herbst. Wollen Sie

mich nicht, dann gehe ich für den Winter in eine Anstalt. Und bitte, weinen Sie nicht so. Sie haben es gewollt, mein Vater und die andern. Sie wollten mich dem Leben erhalten, verstehen Sie?« Sie lachte wieder ihr neues Lachen. »Ich soll leben wie meine Mutter. Das gibt uns die Gewähr, alt und grau zu werden. Man ist so gut versorgt in den stillen Zimmern der Irrenanstalt. Man hat so ausreichend zu tun mit seiner Holzpuppe und seiner Stidarbeit.«

Körnchen weinte, daß ihre runden Schultern sich nur so schüttelten, und bedeckte Almut's Hand mit ihren Tränen und ihren Küssen. Aber als sie dann das Taschentuch weglegte, sah Almut in ein rot aufgelaufenes, fiediges Gesicht, das strahlte.

»Das ist ja alles töricht, Almutchen, geliebtes Kind! Und seien Sie mir nicht böse, wenn ich sage, daß ich dem Vater und Herrn Keller ganz recht gebe — den Dritten kenne ich ja noch nicht. Und so stolz bin ich noch nie in meinem Leben gewesen und so glücklich, wie wir hier sein wollen!«

Almut's Stirn hatte sich gefaltet. Sie entzog ihr die Hand und schüttelte den Kopf. »Von heute ab sprechen wir nie wieder davon, nie wieder, oder ich gehe. Erörterungen sind überflüssig. Ich werde Ihnen so wenig Arbeit machen wie möglich. Ich esse auch mit Ihnen zusammen. Im übrigen verlange ich, daß Sie mich vor jedem Überfall schützen und mich ganz frei kommen und gehen lassen. Bin ich einmal zum Abendbrot nicht da, so bieten sie nicht etwa die Leute auf und lassen das Haff mit Stangen absuchen. Ich werde mein Schicksal tragen. So, und nun gehen Sie zu Ihrem Mann.« —

So ging Almut durch diesen Sommer, sehr aufrecht, mit der tiefen Falte zwischen den Brauen. Sie war fast immer draußen, im Wald und am Haff. Sie scheute sich auch nicht vor Regentagen. Sie hatte sich einen Gummimantel verschrieben, dessen Kapuze sie sich über den Kopf zog. Und so schritt sie durch die feuchten Schleier der nassen Tage wie durch den Goldglanz der trodenen. Sie schien sich mit nichts anderm zu beschäftigen als nur mit der Natur. Die lernte sie so genau kennen, als mache sie Studien zu tausend Bildern. Denn stundenlang konnte sie im Walde sitzen, auf einen der Risse in den grauen Stämmen sehen, als



Wilhelm Claenius: Vorstadtgarten im Frühling

wolle sie jede Faser des grünen Moospolsters in sich aufnehmen, das fein und schmieglam auf der Rinde lag, wechselnd im Licht und im Schatten.

Dann wieder wanderte sie rastlos, aber niemals nach dem kaiserlichen Gutshof hin, auf den Wegen der Menschen. Sie ging in die Schluchten der Berge und erstieg die höhergelegenen Halben, die fast niemand betrat als der Waldbhüter. Der Rußstrauch schlug hinter ihr zusammen, bis sie durch Büsche und Gestrüpp die gerodeten Stellen erreichte, die einzelnen, überzähligen alten Bäumen gehörten, die in weiten Abständen voneinander standen, während das Blaubeertraut den ganzen Boden bedeckte und hier und da noch späte Erdbeeren ihre roten Köpfchen zeigten.

Sie brachte niemals einen Blumenstrauß mit heim, ob es auch an den sonnigen Rändern wucherte von Glodenblumen und kleinen roten Steinnellen, die sie so besonders liebte. Nur wenn sie über den Sand schritt, der mit gelben Kagenpfötchen bedeckt war, die so anspruchslos sind, strich sie mit der Hand über die weichen Köpfchen, oder sie vergrub sie in der Wolle des Hasenflees. Und wenn die feinen Härchen unter ihren Fingern erzitterten, erschrak sie, nahm die Hand fort und barg sie in ihrem Schoß.

Sie wurde so vertraut mit den Schluchten und Bergen, daß sie wirklich ein paarmal vergaß, zu den Mahlzeiten zurückzukehren. Dann hatte Körnchen ängstlich und mit klopfendem Herzen gewartet, so gut hinter der Garbine versteckt, daß die Nahende sie nicht erspähen konnte. Und wenn Almut dann das Haus betrat, mißtrauisch fast um sich schauend und nach einem Ausbruch der Besorgnis spähend, dann brachte ihr Mamsell Körnchen strahlend das aufgehobene Essen, und nicht ein Wort der Sorge kam über ihre Lippen.

Lieber aber noch als in dem Sonnenschein, der auf den Halben lag und durch die Buchenblätter auf dem Waldboden zitterte, ging sie unter ihrer Kapuze, mit auf der Brust gekreuzten Armen, und hörte auf die Stimmen der Tropfen, die die feine Melodie des Walbes ablösten, wenn sie bei einsetzendem Regen verstummte. Dann hing das Farnkraut so schwer und doch so satt zu Boden. Dann breiteten sich die Blätter des

Haselstrauches so schützend über die Rüsse in ihren Hülsen. Es rieselte so grau und geheimnisvoll zwischen den Buchen. Und das Moos auf dem hellen Stamm wurde dunkelgrün und tief, wie alte Narben, die wieder aufglühen. Dann dachte sie an die Rehe, die sich verborgen hatten, an die Vögel, die in ihre Nester geflüchtet waren. An Regentagen und nicht im Sonnenschein wollte ihr Herz schwer werden, und Sehnsucht wollte in ihr zu schreien anfangen. An Regentagen und nicht im Sonnenschein gingen ihre Gedanken nach Varten und umkreisten das Zimmer ihres Vaters. Aber sie hielt sie zurück, wenn sich der erste Sonnenstrahl in den glitzernden Tropfen spiegelte — und sie hatte Macht über ihre Gedanken.

»Wenn ich nur wüßte, Jeremias, warum sie nichts tut!« klagte Mamsell Körnchen bedauernd, während sie ihrem Manne die Pfeife stopfte. »Ich habe so meine Versuche gemacht. Landwirtschaft bleibt Landwirtschaft, und Goldbach gehört doch nun ihr. Mit dem Federvieh, dachte ich, wäre es am leichtesten. So gut sind die jungen Puten noch nie durch den Sommer gekommen. Aber es war nicht möglich. Sie geht so stumm über den Hof, als sähe sie nichts. Ein Glüd nur, daß sie im Wald die Pilze sammelt. Morgen kann die kleine Anna wieder mit zu Markt, mit dem ganzen Kartoffelforb voll Gelchen. Ich lege ihr immer das Netz auf den Frühstückstisch. Anfangs vergaß sie es, aber nun hat sie sich daran gewöhnt. Wie ist sie als Kind hinter den Dingern hergewesen! Niemand durfte die Champignons auf den Koppeln schneiden als sie allein. Dann stellte sie sich immer in den Kreis und drehte sich auf den Faden, daß die blonden Zöpfe nur so flogen, und hielt sich für verzaubert, wenn der weiße Ring sich um sie schloß. Und jedesmal, wenn sie sie mir brachte, sagte sie: Ich habe sie abgesehritten, Mamsell Körnchen, dann wachsen sie wieder.« Ja, Jeremias, nun geht sie hier in den Goldbacher Wäldern und sieht nach den Steinpilzen und schneidet die Gelchen aus dem Moos; das heißt, daß sie richtig sucht, glaube ich nicht, sie nimmt nur das mit, worüber sie stolpert.«

Die Pfeife war jetzt in Brand, und Jeremias tat die ersten Züge. Er sprach nichts, ein zustimmendes Brummen mußte seiner Frau genügen.

»Wie's aber im Winter werden soll, weiß Gott. Das habe ich auch an den Freiherrn geschrieben in meinem regelmäßigen Bericht. Handarbeit hat sie ja nie gemacht; und wie sollen wir ihr hier Wege schaufeln, wenn es ein schneereiches Jahr wird? Und wie sie das überhaupt aushält, so mit niemand zu sprechen. Es ist doch wider die Natur. Ich traue mich aber nicht an sie heran. Ja, wenn ich selber ein Kindchen gehabt hätte!«

Die Nadeln ihres Strickstrumpfes flogen durch ihre Hände. Frau Körnchen hatte nie so viel und so angestrengt nachgedacht wie in dieser Zeit. Sie traf auch alle Vorbereitungen, die in ihrer Macht standen. Der Ofen im blauen Zimmer war nachgesehen, warme Decken aus verwebten Gliden über den Boden gelegt. Vor Almut's Stuhl am Fenster lag ein Schaffell.

Almut schien all diese Fürsorge gar nicht zu bemerken. Der Wald hatte in hellem Kupfer gebrannt, wie damals, als sie ihn zuerst wiedergesehen. Und das Kupfer war dunkler und tiefer geworden, die braunen Blätter raschelten unter ihren Füßen. Ihre Wanderungen wurden kürzer, denn die sinkende Sonne brachte sie ins Haus. Körnchen stellte die brennende Lampe auf den Tisch ihres Zimmers. Sie sah den hellen Schein, wenn sie herunterstieg. Oft brannte schon ein leichtes Feuer für den Abend.

Eines Tags gab sie eine Bestellung auf. Nicht lange darauf, und eine Kiste Bücher langte aus der Stadt für sie an. Sie hatte sich nach einem alten Katalog gerichtet, den sie zufällig gefunden hatte. Obenauf lag »Das Recht der Mutter« von Helene Böhlau. Sie hatte es kommen lassen, weil sie bei ihrer gänzlichen Unkenntnis den Titel falsch verstanden hatte. Nach den ersten Seiten schon sah sie, daß es ein Roman war. Mit einem spöttischen Lächeln wollte sie ihn beiseiteschieben, aber dann fesselte er sie doch, und schließlich las sie Stunde um Stunde, langsam und grüblerisch, den Kopf aufgestützt, die großen, suchenden, einsamen Augen zuweilen fast bang auf die dunklen Fenster gerichtet, hinter denen der Wald stand und zu ihr hereinsah.

Es war totenstill. Ihre guten Freunde schliefen. Das Feuer im Ofen war erloschen. Wie war sie doch allein auf der Welt!

Und als sie zu Ende gelesen hatte, legte sie den Kopf auf die verschlungenen Arme und weinte zum erstenmal. Sie weinte noch, während sie ihre Haare focht, weinte, wie sie das Licht löschte und den Kopf in den Kissen barg. Seit sie damals das tote Entlein von sich geschleudert hatte, hatte sie keine Träne mehr vergossen. Jetzt weinte sie die Nacht hindurch, bis sie hörte, daß Vollert aufstand und zum Viehfüttern hinausging. Dann erst schlief sie ein. —

Nicht, daß sie von nun an ihre äußeren Gewohnheiten änderte, nicht, daß die Angst schwand. Die blieb groß und ernst und schweigend dicht neben ihr stehen wie die Bäume des Waldes. Sie wechselte nur ihre Farbe, wie diese. Aber sie hatte in einem Spiegel alles Menschenleib gesehen. Es hatte an ihr Herz gegriffen. Ihr eignes Schicksal schien ihr besiegelt. Das hatte die Natur bestimmt, diese unerbittliche Herrscherin, die im Kleinsten vollendet und im Größten zerstört, scheinbar willkürlich. Aber immer öfter zogen ihre Gedanken zu den Menschen, die sie liebte, die sie für ihr Unglück verantwortlich machte, und die sie mit sich hineinriß in den Abgrund, der sich vor ihr aufthat.

Einmal bei einer ihrer Wanderungen an einem Dezembertag fand sie den sonst so stillen Wald in Aufruhr. Treiber zogen Ketten, die weichen Wege waren aufgefahren von den Jagdwagen, nur mit Mühe konnte sie einigen Herren ausweichen, die zu ihrem Posten gingen. Sie ließ sich nicht mehr gern sehen. Aber sie hatte hier so viele Verstecke, und in einem ihrer sichersten hörte sie die Klappern, die fallenden Schüsse. Dicht bei ihr brach einer der aus dem Kessel geflüchteten Hasen zusammen, daß sie seine wild überheßten Herzsschläge hören konnte wie ein hämmernbes Menschenherz. Sie wartete, ob die Jagd sich entfernte. Offenbar stellte man das nächste Treiben in größerer Entfernung von ihr. Sie zitterte am ganzen Körper, als sie aufstand und nach Hause schlich. Auf der Chaussee, die sie kreuzte, standen die Leiterwagen, auf denen man die erste Strede untergebracht hatte. Eben traten ein paar Treiber hinzu, die Suche gehalten, einige angeschossene Hasen durch einen Schlag ins Genid getötet hatten und sie nun zu den übrigen warfen. Almut

lief fast. Als sie ihr Zimmer erreicht hatte, setzte sie sich erschöpft in einen Stuhl.

Körnchen, die zufällig auf dem Flur gewesen war, bemühte sich um sie, nahm ihr den Mantel ab und zog ihr die schweren Schuhe aus. »Ich wußte nicht, daß Sie so weit gehen würden, Fräulein Almut. Ich hätte es Ihnen sagen müssen, hinterher ist es mir eingefallen. Ich habe mich so geängstigt.«

Almut strich ihr über die Backen, die die feinen roten Äderchen durchzogen, und nickte ihr zu. Sprechen konnte sie nicht, konnte ihr nicht klarmachen, was sie empfunden hatte bei der gehegten Kreatur draußen.

Sie ließ auch dies in sich verebben. Auch die Stunde im Schlupfwinkel im Walde wurde eine Erfahrung für ihr schweres Herz.

Dann aber fiel der Schnee in weichen Floden, und die Wand, die sie von der Welt trennte, wurde weiß. Stolz trugen die Buchen ihre weißen Mäntel über den grauen Rüstungen ihrer Stämme; wie Deutschritter sahen sie aus. Aber die Tannen, die dazwischenstanden, beugten sich unter der Last, die die breiten Äste zu Boden zog, und hüllten sich in die weißen Laten wie betende Frauen. Mühsam hatte der Schneepflug ein paar Wege freigehalten, auf denen Almut ging. Weiß blieben diese Wege und rein, die nur für sie in die Tiefen des Waldes führten. Schwarz und schmutzig wurde die Straße für die Schlitten, die nach der Stadt fuhren, aber ihr Fuß betrat sie nie wieder, nie wieder kreuzte sie die Chaussee. Sie begnügte sich mit jenen weißen Waldbwegen, die nur sie allein ging, ganz allein in der stillen weißen Natur.

Eines Tags, als sie nach Hause kam, empfing sie die alte Gräfin Holstein in ihrem blauen Zimmer. Sie hatte den schweren Fahrpelz abgelegt und sich's auf dem Fensterplatz bequem gemacht. Sie mußte schon lange gewartet haben. Ein feiner blauer Rauch füllte den Raum.

Als Almut eintrat, legte sie die Zigarre auf die treibenden Spazinthen, die Körnchen ins Fenster gestellt hatte, und ging mit ausgebreiteten Armen auf Almut zu. »Ich werde dem Vater nie verzeihen, daß er mir gestern erst von Ihnen geschrieben hat. Da bin ich, und vorläufig werden Sie mich nun

nicht los. Zunächst trinten wir zusammen Kaffee und bereben alles Weitere.«

Almut hatte keine Scheu vor der Gräfin. Sie antwortete ruhig und frei. Sie könne nicht nach Holstein kommen, so weit führe sie nicht mehr. Und sie hätte es auch vorher nicht getan. Nicht aus Scham. Sie hätte ohne Menschen leben wollen, ganz für sich.

Die Gräfin lachte sie aus und erzählte ihr hunderterlei; auch daß ihre Enkelin Irmgard Weihnachten heirate und sie darum zum Fest verreise. »Quer durchs ganze Deutsche Reich, liebes Kind, denn der Mann meiner Tochter steht augenblicklich in Straßburg. Ich habe wirklich gefürchtet, die Verlobung meiner Enkelin würde an meinen schlechten Sitten scheitern, an meinem unpassenden Benehmen bei der goldenen Hochzeit. Aber mein zukünftiger Enkel hat schließlich Vernunft angenommen.« Und nach einer Pause, während sie sich von Almut neuen Kaffee ein-schenken ließ: »Kann ich denn gar nichts für Sie tun, Kindchen? Ich meine natürlich praktische Dinge. Ihr Vater hat mir geschrieben, ich möchte das Kinderzeug besorgen. Ich schicke es Ihnen noch vor meiner Abreise, Almut. Frau Bollert soll mich dann später rufen, ich komme sofort. Ich mache mir hier einfach Mutterrechte an. — So dürfen Ihre Augen nicht aussehen, nicht so gequält! Ich weiß natürlich, was Sie sich einbilden, ich sollte aber vielleicht nicht davon sprechen. Aber ich kann keine Umwege machen. Zum Diplomaten bin ich verdorben. Wissen Sie, daß der Graf einmal die Absicht hatte, diese Laufbahn einzuschlagen? Ich erklärte ihm sofort, daß ich mich dann von ihm scheiden ließe. Er hat mir's auch erspart. Ich wäre eine zweite Lieselotte am Hofe Ludwigs des Vierzehnten geworden, und man hätte Bücher über mich schreiben können. Sie können mir immer ein bißchen näher rücken, Kind. Ich möchte Sie gern ein Weilchen im Arm haben und Ihnen etwas Liebes sagen. Und vielleicht sprechen Sie auch selbst ein Wörtchen über die Sache. Nun, geht das nicht?«

Aber die jungen Augen behielten ihre Qual, und die Gräfin wurde unruhig.

»Kleines Frauchen, kleines Frauchen! Was macht ihr jungen Leute doch für Geschichten! Als ob wir immer nur an dem Fluch der Vergangenheit trügen und nicht auch an ihrem Segen. Als ob Sie nur eine Mutter

hätten, Almut, und nicht auch einen Vater! Und der Herzliebste soll ja ein charmanter Mann sein. So, nun werden Sie wenigstens rot! Das ist mein erster Erfolg heute! Sie hassen ihn also, Almut?»

Almuts Augen waren nicht von ihrem Gesicht gewichen. Die Gräfin hatte fabelhafte Züge aus ihrer Zigarre getan, während sie gesprochen. Eine zarte Wolke umhüllte ihre berbe Gestalt. Sie glich wirklich nicht einem Engel; aber der alten Körnchen, die alle guten Grundsätze ihres Lebens verleugnete und hinter der Tür lauschte, erschien sie als ein solcher.

Mit leisem Triumphgefühl hörte sie, wie Almut sagte: »Ich hasse niemand mehr, Frau Gräfin. Da ich ja weiß, daß Sie heut an meinen Vater schreiben werden, will ich Ihnen das gern sagen. Aber ich bin wie eine, die das Gottesurteil erwarten muß. Darum möchte ich allein leben bis dahin. Und darum bitte ich Sie auch, Ihren Besuch nicht zu wiederholen. Es ist besser für mich. In ein paar Wochen werde ich ja sehen, ob meine Hände das glühende Eisen tragen können oder nicht.« Sie sah mit einem Neigen des Kopfes auf ihre Hände herab, die schmal und abgemagert waren. Nicht mehr die lebenskräftigen Finger der letzten Jahre.

Die Gräfin befiel sie so in der Erinnerung, den Kopf mit den schweren Flechten geneigt, mit dem Ausdruck trauriger Erwartung in den Zügen. Der Kutscher, der sie nach Holstein zurückfuhr, hörte, wie sie lebhaft mit sich sprach, aus den Pelzen heraus, in die sie eingewidelt war. Er konnte nichts von ihrem Monolog verstehen. Aber der alte Graf, der sie erwartete und sein umfangreiches Hauskreuz selbst aus den Hüllen schälte, bekam in den Pausen des abendlichen Beziquespiels, das er diesmal glänzend gewann, Bruchstücke ihrer bereicherten Lebenserfahrung vorgelesen.

»Wenn es nicht so viel zerbrochene Töpfe in der Welt gäbe, Maltus, dann würden die Scherbenhaufen natürlich nicht so groß sein, findest du nicht auch?«

Graf Maltus stimmte ihr bei.

»Und was sie mit Gottesurteil meint, verstehe ich sehr wohl. Aber der Mann der Wissenschaft dürfte sich über diese Auffassung die Haare ausraufen. Sehen möchte ich ihn, und daß ich bei diesem Kinde Patenteile übernehme, ist selbstverständlich.«

Wieder pflichtete Graf Maltus höflich bei.

»Und« — sie schob die Karten energisch zusammen und ließ sie noch einmal verteilen — »wir armen Weiber sind beklagenswerte Geschöpfe. Das ist mir nicht aus dem Kopf gegangen, seit ich den Brief des Freiherrn gelesen habe. Ich hatte ihn natürlich in der Tasche; aber als ich ihre Augen sah, wagte ich nicht, ihn ihr zu geben. Zu kurz gekommen sind wir im Leben! Schüttle nicht den Kopf, Maltus, es ist doch wahr! Lasttiere sind wir und Märtyrer. Ich bitte dich, Maltus, rege mich nicht auf durch deinen Widerspruch. Ja, du widersprichst mir, ich lese es in deinen Mienen, du hast nicht nötig, den Mund zu öffnen. Dieses ganze Madonnentum kommt mir sehr fragwürdig vor, wenn ich es in Gestalt der armen Almut verkörpert sehe. Ich habe schon manchem Mädel den Kopf zurechtgesetzt in den fünfzig Jahren, in denen ich Gutsherrin bin, und ihr nachher doch die Wochensuppe geschickt und ihr Kind über die Taufe gehalten. Aber diesmal gehören doch starke Nerven dazu. Wie sie da saß in ihrem blauen Zimmer, das ihr übrigens prachtvoll steht, mit den abscheulichen Ochsen Schädeln oben an der Wand! Wie sie da saß, den Kopf senkte und ihre Hände ansah! — Gegönnt hätte ich dir das Bild, Maltus. Aber um die Empfindungen, die ein Mann dabei hat, beneide ich ihn wahrlich nicht. — So, nun bitte, gib mir anständige Karten, sonst verliere ich meinen ganzen Schweineverdienst an dich!«

Das alte Pärchen spielte regelmäßig um Geld. »Um die Ehre zu spielen,« sagte die Gräfin Holstein achselzuckend, »hat in unsern Jahren keinen Reiz mehr.«

Der Ziegelmeister unten am Haff in dem kleinen roten Häuschen, das fast bis ans Dach zugeschnitten war, hatte schon seit einiger Zeit Besuch. Der alte Herr wollte nicht gesehen sein oben im Pachthof. Er ging nur nach Dunkelwerden aus. Aber dafür kam am Tage, wenn Almut ihre weiten Waldgänge angetreten hatte, Ramsell Körnchen herunter in die freundliche, niedrige Stube.

Dann legte Doktor Keller die Zeitung weg und versuchte sogar ein Fenster zu öffnen, um dem Rauch Abzug zu verschaffen. Aber daran hinderte ihn Körnchen, denn das wäre sie von Jeremias gewöhnt, wie sie sagte, und

im übrigen wollte sie nur sehen, wie es dem Herrn Doktor ginge.

Der fühlte sich ganz wohl in seinem Winterbau. Mit einfachen Leuten kam er gut aus. Er hatte es schon schlechter gehabt als hier, wo er in fünf Minuten zu erreichen war. Er saß tagsüber an dem kleinen Fenster, dessen Rahmen vom Schnee freigemacht war, und sah nach dem Pachtthof hinüber, über sein Buch oder die Zeitung hinweg. Und an jedem Abend umkreiste er den Hof einmal, ging ganz langsam an dem Waldrand entlang, so entfernt zwar, daß Almut, wenn sie am Fenster stand, ihn nicht sehen konnte.

Er hatte schon einen ordentlichen Steig in den Schnee getreten mit seinen hohen, schweren Stiefeln. Almut war stillgestanden und hatte diese Spur aufmerksam verfolgt: vielleicht der Nachtwächter oder der Waldbhüter, der sie da so einkreiste. Natürlich wußte sie, daß Voller die Ihrigen sofort benachrichtigen würde. Daß der Ring, den jene um sie zogen, schon so eng war, ahnte sie nicht.

Mit einem tiefen Aufseufzen hielt sie in diesen Tagen den biden Brief in der Hand, der Epohrs Schriftzüge trug. Er war ihr gehorsam gewesen bisher und hatte sich nicht genähert, denn sie hatte ihn nicht gerufen. Der Brief lag jede Nacht auf dem Tischchen neben ihrem Bett, und wenn sie aufwachte, strich ihre Hand darüber hin, aber sie öffnete ihn nicht.

Sie hatte sich eine Frist gesetzt, und sie wartete das Gottesurteil ab. Alles, was sie geliebt hatte, hatte sie ausgeschlossen aus ihrem Kreise.

Aber in ihrem Herzen sprach jetzt eine Stimmte Tag und Nacht: Gib mir bald das glühende Eisen zu tragen! Ich will es tragen in meinen Händen. In meinen bloßen Händen will ich es tragen, mit meinen bloßen Füßen will ich darübergehen. Aber gib es mir bald!

Lichtmeß war vorüber. Es war jene Zeit des Jahres, da die Venus ihre größte Helle bekommt und wie eine Fadel der Liebe neben der untergehenden Sonne steht.

Da bekam sie das glühende Eisen zu halten. Und als sie zum erstenmal in ihren Qualen die Augen aufschlug, da beugte sich Keller über ihr Bett und sagte ruhig und selbstverständlich: »Sie grüßen dich beide, dein

Vater und dein Mann. Und nun habe nur noch eine Weile Geduld, bald ist es überstanden.«

Aber das glühende Eisen in ihren Händen brannte, daß sie schrie vor Qual. Sie wollte es nicht fallen lassen und trug es hoch und leuchtend über den Schnee, bis seine heiße wilde Glut sich milderte und in sanften Flammen brannte. Und als sie zuletzt die Augen wieder aufschloß, da waren ihre Hände weiß und zart, und aus dem glühenden Eisen waren die Strahlen der Winter-sonne geworden, die fast bis an ihr Bett heranreichten. Und neben ihr schrie das Kind.

Sie sah aber verwundert auf Keller und die Gräfin und Mamsell Körnchen, und das Zimmer erschien ihr voll von freundlichen Gestalten und von lauter guten und treuen Versicherungen des Lebens.

Ganz still ließ sie sich pflegen. Nur war es ein andres Stillesein als in den letzten Monaten. Es war selbstverständlich, daß sie ihr Kindchen an der Brust hielt, und es kam ihr nicht der Gedanke, daß ihre Milch ihm etwas andres geben könnte als Kraft und Schönheit und Leben.

Aber als sie wieder aufstehen konnte und man ihr die weichen, warmen Gewänder anzog, die für sie geschickt waren, da kam wieder das Suchen in ihre Augen. Und sie wartete, wenn Keller eintrat, und sie zitterte, wenn auf der schwarzen Landstraße, die durch den weißen Schnee ging, von der Welt her ein Schlitten auf den Hof fuhr, der doch nur den Händler brachte oder den Fleischer.

Und immer inniger wurde ihr Warten. Es stand in ihrem ganzen Wesen, und es schlug aus ihren Augen. Und immer öfter griff ihre Hand nach dem verschlossenen Brief und streichelte ihn. Und nur, wenn sie ihr Kind hielt, war Ruhe über ihr.

Vier Wochen waren ins Land gegangen. Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht war der Frühlingssturm darüber hingezogen. Seine warme Zunge hatte an den weißen Mänteln geledt, und seine raschen Hände hatten die weißen Laken von den gebeugten Gestalten der Tannen genommen. Die betenden Tannen hatten sich aufgerichtet. Es tropfte in der Nacht vom Dach. Und Almut, die wachte, dachte an das vergangene Jahr, und wie sie im Schafstall gestanden und das Lamm in Arm gehalten hatte.

Da drehte sie sich zur Seite und sah nach dem Körbchen, in dem das Kindchen schlief. Und dann hörte sie wieder auf das Brausen und das Tropfen vom Dach. Es war etwas in ihr so unruhig wie der Sturm und wollte ihre Seele aufrichten wie die Tannen da draußen.

Am Morgen aber zog sie ein weiches weißes Kleid an und flocht ihre Haare sorgfältiger noch als sonst. Körnchen erlaubte noch nicht, daß sie sie aufsteckte, und so hingen sie breit und blond zu beiden Seiten ihres Gesichts herab bis zu den Knien. Und sie band die Bernsteinkette um und nahm ihr Kind und setzte sich ans Fenster, in die Sonne des durchbrechenden Frühlings.

Dann kamen drei Männer ins Zimmer, zwei alte und ein junger. Und Keller, mit dem Barte, als der Älteste, führte sie. Almut's Augen sahen ihnen so erwartungsvoll entgegen, und sie hielt ihr Kind so fest, wie

sie in der Sonne dasaß. Die blendete die drei, daß sie sie sahen wie in einem Strahlenkranz.

Und ihr Vater sprach: »Du weißt, was wir wollen, Almut. Und es ist mir so, als wären wir die drei Könige, und es war doch unser Stern, der uns herführte! Nun wollen wir die Mutter anbeten und das Kind!«

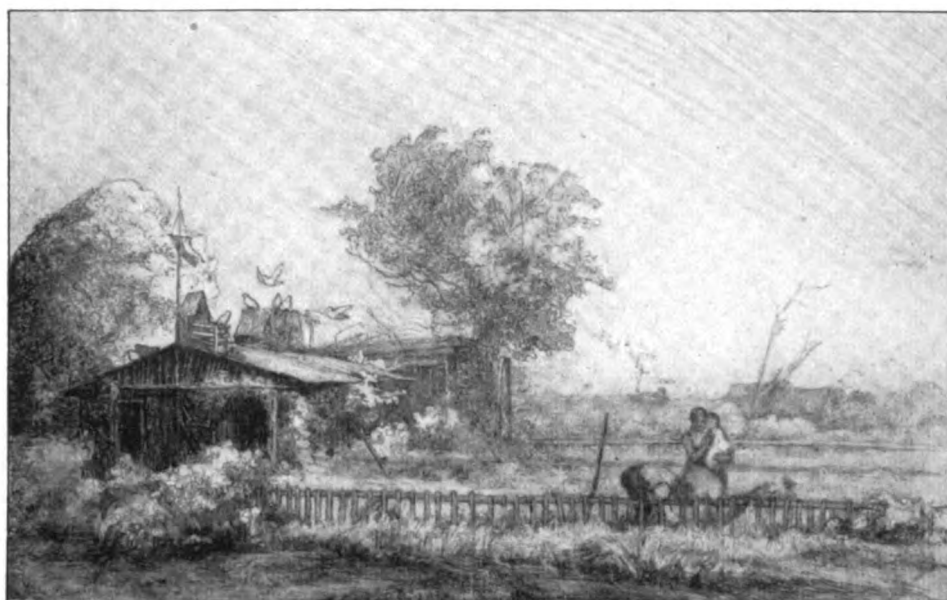
Als sie aber alle Freude des Lebens genossen hatten und den Segen fühlten, der auf ihnen lag, da verließen die beiden Alten das Zimmer, und nur der junge König, den das Licht am meisten geblendet hatte, der blieb bei ihr. Und er kniete vor ihr und hielt ihre Bernsteinkette. Und er sah sie an, daß seine blinzeln den Augen ruhig und still wurden, und seine Hände griffen nach ihren Haaren.

Zwischen ihnen aber lag ihr Kind und schlief ins Leben hinein.

Letzter Wunsch

Gebt einst meinen Leib der lodernden Glut,
Die als läuternde Nacht ich preise;
Und lehr't das Restchen von stürmischem Blut
Als Asche dann heim von der Reise,
Dann nehmt einen Spaten still zur Hand
Und mengt sie mit Erde aus Bergesland,
Mit deutscher Erde aus deutschem Walde,
Und pflanzt darein einen Baum mir bald.
Einen jungen Baum aus eblem Geschlechte,
Von Wurzeln zur Krone gesund und recht,
Der trinke der Sonne goldigen Segen,
Den wohl'g kühnenden Sommerregen,
Und gleißend umhüllt ihn zur Winterszeit
Ein herrlich schneereines Märchenkleid.
Ein Tischleindeckch in seiner Hut
Bewirte die Vöglein mir reich und gut —
Und wölbt sich einst dicht das grüne Geäst,
Dann laß sie drin bauen ihr weiches Nest;
Was ungesungen zu Grabe ich trug,
Sie singen es hell in jubelndem Flug.
Und wird aus dem Bäumchen ein mächtiger Baum,
Lehnt dran eine Banke für der Liebe Traum,
Vielleicht, wenn Frühlingswind lodend weht,
Daß meine Jugend dort aufersteht.
Und spielt einst lachend mit rotem Mund
Unterm Baum gar ein Kinderreigen,
Dann will ich selig sein zur Stund'
Und rauschen mit allen Zweigen.

Sophie von Rhuenberg



Heinrich Eickmann:

Gartenarbeit

Heinrich Eickmann

Von Rudolf Curdt

Vierzehn Abbildungen mit Genehmigung des Kunstverlags von Ludwig Möller in Lübeck

In der großen Burgstraße zu Lübeck, dicht hinter dem dunklen, einstmals heiß umstrittenen Stadttor, wohnt eine alte, sieche Mutter. Seit vielen Jahren ans Zimmer gefesselt, hat sie Straßen und Wege nicht einmal vom Rollstuhl aus gesehen, und so hat man ihr den Lehnstuhl dicht an das Fenster gerückt. Doch ihre weichen, einst so arbeitsgewohnten Hände ruhen noch nicht ganz, und zwischendurch heben sich ihre freundlichen, müden Augen und suchen über den alten hohen Giebeln der gegenüberliegenden Stadthäuser ein Stück des graublauen Himmels. Wie schön und immer neu sind ihr doch diese paar Fetzen Himmels mit den prachtvollen Wolken, die da kommen und gehen, die

sich formen und wieder zerfließen! Dies bißchen Himmel ist ihr mit der Zeit unentbehrlich geworden. Er allein ist ihr geblieben, nächst den Blumen am Fenster der einzige Zeuge sichtbarer Herrlichkeit einer ewig neu werdenden Welt.

So sitzt sie nun schon viele, viele Jahre. Nur wenige Kinder blieben daheim, und ein Unglücksfall brachte den Mann vorzeitig ins Grab. Und stiller wurde es und stiller. Doch das Herz war ihr reich in der Liebe zu den Kindern, und oft war sie noch glücklich. So war es nun all die Zeit — bis sie von den Kindern das liebste verlor, den Sohn und den Künstler. Wie hatte gerade er sie reich gemacht, durch seine Kunst ihr das persönliche Schauen ersetzt! Wie hatte er



E. Pickardt:

Heinrich Eickmann



Heinrich Eickmann:

Feierabend

durch seine Offenbarungen ihr einsames Herz erheitert und gestärkt! Und wie stolz war sie auf ihn gewesen! Furchtbar traf sie darum die Nachricht von seinem Tode. Zwar tat es dem wunden Herzen wohl, als alle Blätter Heinrich Eickmanns ehrend gedachten als eines der besten deutschen Maler-Radierer und Poeten, als alle, die kamen, ihren großen Schmerz verstanden — doch ihre Seele schrie nach ihm.

Manche Wunde hat ihr das Leben geschlagen, doch diese will nicht vernarben, sie blutet noch immer. — Dort, durchs alte Tor ist er so oft hinausgezogen aus der Enge des Hauses und dem Gewühl der Stadt in die lichte Wärme und den stillen Frieden seiner Dörfer. Von dort hat er in Skizzen und Studien heimgebracht das Leben der Dörfler, dazu ihren Garten, Haus, Hof und den Wald. Und sie hat sich daran erbaut und hat hinzugetan die Wärme ihres Gemüts. So ist er immer wieder, obwohl schon lange da draußen in der Welt und ein Mann, unter ihren Augen gewachsen und groß geworden. Und das hatte sie so reich gemacht. Nun ist ihr nur das bißchen blauer Himmel geblieben und die Erinne-

rung. Unerseßlich ist ihr Verlust, und traurig blicken ihre Augen den Wolken nach. Ob sie ihre Grüße hinübertragen zum Friedhof in der großen Stadt, wo ihres Heinrichs letzte Ruhestätte ein würdig Denkmal ziert von Freundes- und von Künstlerhand?

Was diese stille Frau verlor, um was sie klagt, wird nur der ermessen können, der des Heimgegangenen Leben und Wirken gekannt hat. Oder der wird es begreifen, dem es gelingen sollte, aus der Fülle seiner hinterlassenen Werke die ganze Tiefe seines Gemüts, die Kraft und Reinheit seiner Dichterseele und die unerschütterliche Liebe zur Heimat und zur Mutter heraus zu empfinden. Daß alle das verstehen möchten, das war Eickmanns heißester Wunsch und seines goldenen Herzens Zuversicht. »Einmal kennen sie mich doch, einmal kennen sie mich alle!« so rief der Verkannte einst seiner mitfühlenden Mutter zu.

Einmal kennen sie mich alle! — Lange, lange wird es noch dauern, bis die Werke der besten deutschen Künstler in jedem Hause so selbstverständlich fester Besitz geworden sind wie die Werke der Niederländer zu eines Teniers' und Brouwers Zeit. Ihre



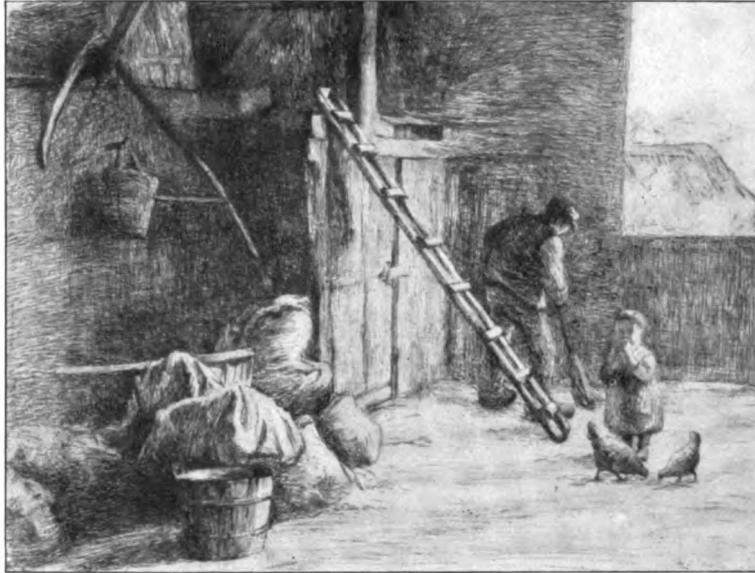
Heinrich Eickmann:

Dorftanz

Kunst war allerdings durchaus volkstümlich. Wenn aber in unsrer Zeit ein Künstler den Anspruch auf Volkstümlichkeit erheben darf, so ist es ganz gewiß Heinrich Eickmann. Gerade deshalb verdienen seine echt bodenständigen Kunstblätter in einer der führenden deutschen Monatschriften durch Wort und Bild dem Herzen des Volkes nahegebracht zu werden. Dabei sehe ich ganz ab von der Ehrenschuld gegen den zu Lebzeiten viel zu wenig gewürdigten Toten.

Eickmanns Werdegang ist nicht ganz ungewöhnlich. Er ist im Jahre 1870 zu Lübeck als Sohn einfacher Eltern geboren worden. Bis zur Konfirmation besuchte er die Volksschule der Stadt. Er war ein freundlicher, weicher Knabe. Seine Seele öffnete sich allem Großen und Schönen, doch sie zitterte vor jeder Härte und Gewalt. Die Bescheidenheit des Zeichenunterrichts jener Zeit ließ seine spezielle Veranlagung kaum erkennen, doch traten allgemein künstlerische Neigungen zutage. In einer gewissen Sehnsucht nach Schönerem, oder auch wohl, um Schönes zu gestalten, wurde der Knabe Photograph. Er ahnte nicht, daß die Herstellung der Bilder ein technisch handwerklicher

Prozeß ist, bei dem der Trieb zu künstlerischer Betätigung wenigstens in jener Zeit noch nicht im geringsten Befriedigung fand. Nur die gerade gegründete Kunstabendschule des Professors von Lütgendorff gab dem Knaben Gelegenheit, sein künstlerisches Streben zu fördern, und hier legte er den ersten Grund zu seinem unendlich liebevollen Eingehen auf alle Kleinigkeiten der formalen Erscheinungswelt. Schon damals verwies ihn sein Lehrer auf den Weg zur Graphik, doch der Schüler zeigte wenig Neigung dazu, wollte er doch einst ein Maler sein. Nach den Lehrjahren finden wir ihn in Berlin, tagsüber als Photograph in einer Vergrößerungsanstalt, abends in der Kunstakademie Lehr. Hier wurde ein Dilettant israelitischen Glaubens auf den talentvollen jungen Mann aufmerksam, und zu Beginn des nächsten Wintersemesters finden wir Eickmann dank der freiwilligen Opfer dieses edlen Gönners auf der Akademie zu München. Löffitz und Diez wurden seine Lehrer. So viel er diesen auch verdankt, seiner eigentlichen Bestimmung wurde er erst zugeführt durch Raab, den verdienstvollen und tüchtigen Lehrer der Radierklasse. Unter dieses



Heinrich Eickmann:

Auf der Tenne

Meisters Hand entwickelte sich nun der ausgesprochene Graphiker Eickmann. Mit den Worten: »Ich bin nur ein Handwerker, aber Sie sind ein Künstler«, entließ der hochgeschätzte Meister seinen Jünger.

Die Reichshauptstadt wurde zum zweiten Male Eickmanns Wohnort. Durch Lehrtätigkeit an der Akademie fehr und dank sparsam eingehenden künstlerischen Aufträgen hielt er sich notdürftig über Wasser. Im

Im Atelier in der Kurfürstenstraße, hoch unter dem Dach, gründete er ein Unterrichtsatelier für Zeichnen, Malen und Radieren. Es kamen Jahre des Ringens und Entbehrens — Künstlers Erdenwallen, wie so oft. Doch es waren auch Jahre fruchtbaren Schaffens und hoher künstlerischer Vollenbung. Wollte er der Welt seiner Ideen und Probleme neue Nahrung zuführen, so zog er in den Sommermonaten auf das Dorf.

Die nächste Umgebung Lübeds, Holstein, Medlenburg oder auch die Lüneburger Heide waren dann sein Ziel. Hier lebte er ganz mit dem Volk und unter Bauern. Fast selbst ein Bauer, fand er Eingang zu ihrer geheimsten innersten Wesens- und Denkungsart.

Manchen charaktervollen Studientopf brachte er heim, und wieder und wieder



Heinrich Eickmann:

Heimwärts

gab er den Beweis, daß er durchaus auch ein Maler war.

Doch wirtschaftliche Schwierigkeiten und die Ausnutzung des Abends und der Nacht drängten ihn mehr zur Radierung. Seine Arbeiten sind meist höchst ursprüngliche Strichzeichnungen, vom leichtesten Spiel der Linien bis zur größten Vollständigkeit der Hell- und Dunkel-Werte; Kaltnadelarbeit



Heinrich Eickmann:

Ringel-Ringel-Rosenkranz

tritt oft ergänzend hinzu. — Zwischen Ringen und Schaffen flog ihm die Zeit, sein Dasein war wie seine Kunst voll lebhafter Kontraste. Tagsüber geschäftig hin und her zwischen Staffeleien und Brettern, Schülern und Schülerinnen gewidmet — der Lehrer für andre und für Brot; abends beim warmen Schein der Lampe, in sich zurückgezogen, tief gebeugt über seine Platten — der einsame Künstler für seine Kunst und für sein besseres Ich. Tagsüber abhängig und niedergebeugt durch künstlerische Fronarbeit — nur um zu leben —, nachts dagegen frei unter zeitweiligem Aufjauchzen seiner dürstenden Künstlerseele ob eines glücklichen Entwurfs oder einer gelungenen Platte. Dort äußere Gebundenheit und innere Zerrissenheit, hier Freiheit und höchste künstlerische Konzentration.

Und noch ein anderer Kontrast: er, der mitten in

der großen Stadt zwei Jahrzehnte lebte und tagtäglich ihren schnellen Pulsschlag vernahm, fand in seiner künstlerischen Ausdruckswelt keinen Platz für sie. Im Atelierhaus der Großstadt verherrlichte er das Leben und Treiben der Bauern und Leute auf dem platten Lande, inmitten Berlins entstand und weitete sich seine ihm so unendlich ans Herz gewachsene Welt der norddeutschen Heimat.

Die Dörfer vor den Toren Lübeds, vor allem das nahe Israelsdorf und das Fischersdorf Gohmund mit ihren wenigen gut-



Heinrich Eickmann:

Märzabend bei Senin

erhaltenen Fischerhütten und Bauernhäusern sind ihm zum unerschöpflichen Boden seiner künstlerischen Vorwürfe geworden. Aus ihnen trug er heim mit Scheffeln.

Doch Eickmann zeichnete diese Menschen, Hütten, Gärten und Felder nicht nur, nein, er erlebte sie. Er, ein Sohn des Volkes, verstand nicht nur ihre wirkliche Sprache, das von ihm so sehr geliebte Platt, sondern er verstand wie kaum einer die innersten Regungen ihres Herzens. Was sie taten und dachten — er tat und dachte es mit. Ihre Einfachheit, ihr schlichter Sinn, die Selbstverständlichkeit ihres ganzen Auftretens, ja ihre Freude und ihr Schmerz wurden ihm immer von neuem Ursache zum künstlerischen Gestalten.

So wurde Eickmann zum glühenden Interpreten seiner Heimat, wie kaum ein anderer. Und das, obgleich sie ihn weder in seiner künstlerischen Entwicklung irgendwie förderte noch zeit seines Lebens anerkannte. Wie sehr er seine Heimat liebte, geht aus einem Briefe vom Jahre 1903 hervor. Dort

schreibt er: »... Und dennoch liebe ich meine Heimat, sie zu verherrlichen ist mir künstlerischer Genuß. Vielleicht etwas engherzig. Doch ich kann nicht anders. — Grüße Lübeds Gassen und Gäßchen, doch vor allem meine lieben Dörfer!«

Wie hoch bei Eickmann das Familienleben, das friedliche Zusammenleben der Menschen überhaupt steht, wie ihm Eltern, Geschwister und Kinder innerlich verwachsen sind, dafür hat er in einer ganzen Reihe seiner köstlichsten Radierungen geradezu Dokumente geschaffen. Die Blätter der beigegebenen Bauern- und Familienszenen sprechen für sich selbst. Den Höhepunkt aber nimmt auch hier wieder die künstlerische Verherrlichung des innigen Verhältnisses zwischen Mutter und Kind ein. Jedenfalls sind unter Eickmanns nachgelassenen Blättern Arbeiten, die die ganze Keuschheit und Innigkeit dieser Seelenverwandtschaft dem Beschauer glänzend nahebringen. Den Unterton hierzu bildete sein persönliches Verhältnis zur Mutter. Was Eickmann bei

dem Worte »Mutter« empfand, hat er in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1910 überzeugend niedergeschrieben: »Ich freue mich riesig, Dich, liebe Mutter, nun bald wiederzusehen, denn 'wegen Dir' sitze ich so oft auf der Eisenbahn, weil ich alter Knabe noch immer mit meinem ganzen Herzen an Dir, liebe Mutter, hänge. Es ist doch ein wunderbares Gefühl, noch eine Mutter zu haben, man hat noch einen lieben Zufluchtsort in der Mutter, man fühlt sich geborgen und sicher; obgleich man schon lange selbst sich in diesem Leben zurechtfinden mußte, ist es einem doch immer, als wenn die gute alte Mutter einen noch immer beschützt. Und wirklich, die Mutter beschützt auch den reifsten und selbständigsten Mann, denn schon das liebevolle Gedenken an die Mutter schützt den Mann vor unlauteren Regungen, und es ist einem, als wenn die treuen, lieben Augen der Mutter von der weiten



Heinrich Eickmann:

Liebespaar

Ferne her mah-
nend' zuschauen,
wenn man zu
straucheln Ge-
fahr läuft.« Das
schrieb ein Vier-
zigjähriger seiner
Mutter.

Eickmanns gan-
zes Wesen war
Bescheidenheit,
Liebenswürdig-
keit und sittliche
Größe. Alles
Häßliche und Ge-
meine lag seiner
Seele fern. Sie
war erfüllt mit
einer alles durch-
setzenden Wärme
des Gemüts. Das
beweisen mir fast
mehr noch als
seine figürlichen
Schöpfungen seine
großen und klei-
nen Landschaften.
In dieser Bezie-
hung steht mir
am höchsten sein
»Märzabend
bei Genin«.

Heute noch fühle
ich die Resonanz
all des Tiefen und Schönen dieses Kunst-
werks, wie damals, als ich es vor Jahren
zum ersten Male sah. Selten überkam mich
so zwingend ein Gefühl der unmittelbarsten
Dankbarkeit gegen den Offenbarer dieser
künstlerischen Welt. Wie liebe warme Worte,
einfach und selbstverständlich, klang mir hier
des Freundes künstlerische Sprache entgegen.
Und ich bin überzeugt, daß, so subjektiv
meine Auffassung auch sein mag, jeder
Kenner der stillen Größe dieser flachhügel-
igen Landschaft hier etwas von ihrem wahren
Geiste verspürt, dieser Landschaft, in
der die Wohnstätten der Menschen so un-
mittelbar mit der Mutter Erde zu einer
Einheit verwachsen scheinen.

Doch aus der stillen Beschaulichkeit und
fast niederländischen Breite eines Teiles sei-
ner Arbeiten tritt Eickmann bei andern mehr
und mehr heraus. Ohne den Grundton

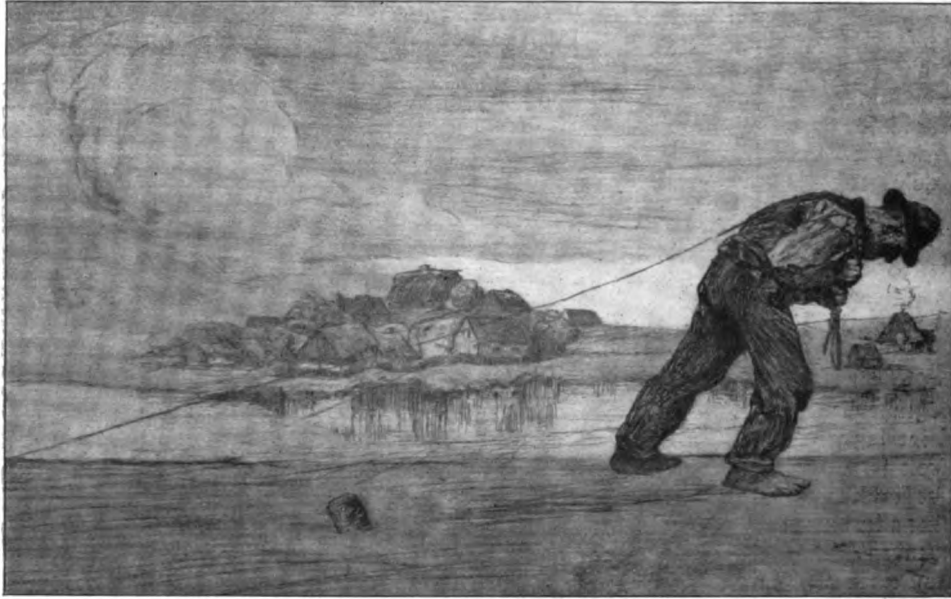


Heinrich Eickmann:

Feierabendmusik

aufzugeben, nähert er sich hier mehr dem
Monumentalen. Sein »Flußschiffer am
Treidelsteg« ist hierfür ein glänzendes
Zeugnis. Mit Absicht hat er da bis zur
Grenze des Erlaubten den Hintergrund im
Maßstab herabgedrückt; unter dem über
einer Lichtung am Horizont schwerlastenden
grauen Himmel geht dieser Erbensohn sei-
nem einförmigen Tagwerk nach. Es ist er-
staunlich, wie Eickmann innerhalb einer so
eng begrenzten Blattfläche diesen Flußschiffer
zum Symbol des unter der steten Last des
Lebens dahinziehenden Menschen gestaltet
hat: Harre aus, und du wirst erlöset!

Wohl könnte man auch in dem seinem
Endziel zustrebenden Alten (»Heimwärts«)
die symbolische Vertörperung eines bestimm-
ten Lebensalters erblicken. Was wir hier
vermuten, hat Eickmann in den Blättern
»Mutter und Kind« und »Liebes-



Heinrich Eickmann:

Flußschiffer am Treidelsteg

paar« bestimmt gewollt. Wie geborgen ist das Kind bei der sorgenden Mutter unter dem schützenden Dach! Warm wie ein Vogel sitzt es noch im Nest. Ein prachtvolles Blatt in seiner Knappheit und in seiner herzegewinnenden Wärme. Noch liegt die Welt da draußen diesem Kinde fern — so hütete einst Mutter Eickmann ihren Sohn.

Im »Liebespaar« begegnen wir vollen Tönen und wachsender Größe des Ausdrucks. Von bäuerlicher Wohnstätte, durch blumiges Land, am lebenbringenden Wasser entlang, ziehen zwei einfache, aber wundervoll aufgefaßte Menschen. Hand in Hand, fest und zuversichtlich schreiten sie ihren Weg. Der eine für den andern und einer mit dem andern, ohne Leidenschaft, aber im Bewußtsein ihrer gefundenen Kraft: dem Leben entgegen.

Durch dieses Blatt Eickmanns klingt schon ein Ton seines starken religiösen Empfindens: »Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich

auch.« Es ist sicher, daß Eickmanns allzufrüher Tod einer großen Anzahl neuer Entwürfe gerade auf diesem Gebiete der Darstellungskunst ein Ende gesetzt hat. In seinen fertig gewordenen rein religiösen Schöpfungen erleben wir eine so echt deutsche Kunst, so unbedingt ehrlich und schlicht, daß es wert wäre, sie in ihrer Selbstverständlichkeit, Einfachheit und Schönheit einzeln zu zeigen, und nicht zuletzt, weil sie so durchaus volkstümlich sind. Gewiß ist Eickmann ein Schüler seines großen Niederländer Lehrmeisters Rembrandt, den er glühend verehrte. Doch er findet, weil er ebenso tief im Boden seiner

engsten Heimat wurzelt, seine persönliche Note. In der »Ruhe auf der Glucht« und in der »Anbetung der Hirten«, auch in ihren verschiedenen Fassungen, hat er dies glänzend bewiesen.

In den letzten unvollendeten Arbeiten zeigt sich Eickmann von einem neuen großen Schwung befeelt. Seine Kunst tritt aus der stillen Größe heraus und geht über zu hochdramatischer Steigerung. Seine »Kreuztra-



Heinrich Eickmann: Bildnis des Malers Pickardt



Heinrich Eickmann:

Heimwärts

gung« zum Beispiel, fast vollendet, erweckte die schönsten Hoffnungen.

Da kam der Tod! Einer inneren Blutvergiftung erlag Heinrich Eickmann in den letzten Januartagen des Jahres 1911, zu einer Zeit, als der Einundvierzigjährige sich durchgerungen hatte, als ihm von allen Seiten Anerkennung zu werden begann. Die Große Berliner Kunstausstellung hatte ihm für den Sommer im Aus-

stellungspalast einen ganzen Raum zu einer Kollektivausstellung eingeräumt. Im Bewußtsein seines künstlerischen Wertes und in der festen Zuversicht seines endlichen Erfolges ging er dahin. Er hat im Leben gekämpft und gelitten, doch im Tode ward ihm der Sieg. Sein schmerzvolles, frühes Sterben rüttelte die Gemüter auf und gab ihm den verdienten Namen eines hervorragenden deutschen Radierers. Was die



Heinrich Eickmann

Mutter und Kind

alte Mutter verlor, was wir und die deutsche Kunst in ihm ersterben sahen, das haben wir, die wir sein Leben erlebten und die wir um seine herrlichen Pläne wußten, voll- auf erkannt. Und was er uns gab, was er uns ließ, wir wollen es halten und hegen als unsern underäußerlichen künstlerischen Besitz. Aber dem Grabe wollen wir wenig- stens gutmachen, was die Welt im Leben an diesem Menschen und Künstler versäumt hat.

Es wäre wahrlich nicht schlecht bestellt ums deutsche Volk, wenn in jedem Hause ein Eidmann zu finden wäre. Daß seine Gemeinde sich ausbreite und seine Kunst ganz die unsre werde, dazu wollen auch wir hier mithelfen durch Wort und Bild. Auf daß sie ihn alle suchen möchten und ihm von Herzen glauben, wie er an seine Kunst und seinen Namen zuversichtlich geglaubt hat: Einmal kennen sie mich doch, einmal kennen sie mich alle.

Der Wanderer

Im Mondgebirg, das grau und klingenbstählern
Aus rissiger Lava sich ins Dunkel baut,
Bin ich gewandert; in den toten Tälern,
In die allein die Nacht des Weltalls schaut.

Ein jeder Felsstamm stand im kalten Scheine
Als grause Wahrheit hart und unverhüllt;
Von Haufen ungefügter Leichensteine
Sahen jedes wüste Kraterrund erfüllt.

Und in der Nacht, die viele Nächte dauert,
Hab' hoffnungslos ich jene Welt durchirrt,
Wo jeder Wandrer schließlich niederlauert
Und wartet, bis sein Herz zu Schlacke wird.

Da kam das Wunder deiner reichen Liebe
Und zog wie Frühling in die Täler ein;
Und Blumen bedekten zu das Felsgeschiebe,
Und bunte Wolken sanken auf den Stein.

Wie Morgennebel leuchtet nun das Leben,
Ein Frührot füllt es ganz mit Inbrunst an;
Und auf den Bergen, die vom Licht erbeben,
In Dankgebeten kniet ein seliger Mann.

Carl Hagen-Thürnau

Vor einem Ackerfelde

Die braunen Ackerhollen glänzen,
Stumm geht der Bauer hinterm Pflug,
Der seiner Väter Wunsch und Beten
Noch an dem blanken Eisen trug.

Und vor dem Pflug die beiden Stiere,
Wie starke Helden, die in Wehr,
Als wüchsen Welten aus den Furchen,
So schwer und ernst gehn sie einher.

Gott segne diesen Roggenader,
Er segne Bauer und Gespann,
Der ist ein halber Weltenschöpfer,
Der pflügen und der säen kann.

Wilhelm Lennemann-Köln

Generalfeldmarschall Graf von Haefeler

Von Generalmajor z. D. von Voss

Mehr als zehn Jahre sind verflossen, seit Generalfeldmarschall Graf v. Haefeler aus seiner aktiven Kommandostelle im preussischen Heere schied; vor einem Jahre konnte er auf die sechzigste Wiederkehr des Tages zurückblicken, an dem er einst (am 26. April 1853) als siebenjähriger Leutnant aus dem Kadettenkorps in das 3. Husarenregiment übergetreten war.

Tief und nachhaltig, wie wenige seiner Mitkämpfer aus den Tagen Kaiser Wilhelms des Siegreichen, hat er die Spuren seiner fünfzigjährigen Tätigkeit dem preussischen und deutschen Heere eingeprägt; sie werden noch lange unverwischbar bleiben.

Wenn einmal das vor Jahren erschienene Werk »Die Erzieher des preussischen Heeres« eine neue Auflage erlebt, dann gebührt dem Grafen Haefeler in ihm ein Ehrenplatz neben Leopold von Anhalt, Scharnhorst, York und dem Prinzen Friedrich Karl. Selbst durch diesen hervorragendsten Soldatenerzieher unserer, ja vielleicht aller Zeiten herangebildet, lange Jahre von ihm fast unzertrennlich, war er wie kein zweiter berufen, dessen Lebenswerk in

der Armee fortzusetzen und weiterzubreiten.

Bei Haefelers glänzender Dienstlaufbahn, seinen persönlichen Leistungen in den Kriegen zu verweilen, ist hier nicht der Ort. Aber schon im Kriege von 1870—71, dem dritten, den er im Stabe des Prinzen Friedrich Karl mitmachte, hatten ihm seine rastlose, keine Schwierigkeiten kennende Tätigkeit, sein klares und sicheres Urteil, seine unermüdbliche Sorge für das Wohl der Truppen unmerklich, von ihm selbst kaum geahnt und nie erstrebt, bei Führern und Truppen ein Ansehen und einen Einfluß verschafft, die weit über seine Dienststellung hinaus-

reichten. Auch an der höheren Armee-führung hatte er seinen reichbemessenen Anteil. Der Chef des Stabes der Armee, General v. Stiehl, mußte fast stets in der Nähe des Prinzen sein, der mit ihm die Operationen der Armee nur in ganz großen Zügen festsetzte. Nach diesen hatte dann Haefeler die genaueren Befehle auszuarbeiten, die fast ausnahmslos von seiner Hand herrührten. Fast immer gelangten seine Entwürfe ohne jede Änderung an die



Phot. G. Wieber, Berlin

Generalfeldmarschall Graf von Haefeler

Armee; er war binnen kurzem neben Stiehle die Seele des Hauptquartiers und der Vertrauensmann für alle Offiziere des Stabes geworden. Wer Rat oder Auskunft haben wollte, wendete sich an ihn. Die jüngeren Offiziere des Oberkommandos empfangen meist von ihm ihre Aufträge. Freilich sagte man ihm nach, daß er bei Bemessung der Zeit für Befehlsüberbringung oder Meldung nur in der »Luftlinie« rechne; Eden und Winkel der Wege oder Geländehindernisse gab es für ihn nicht. Auch die höheren Beamten, zumal der Generalintendant und der Generalarzt der Armee, wendeten sich an ihn und arbeiteten viel mit ihm. Jeder wußte, daß, wenn man sich seiner Zustimmung erfreute, auch die Genehmigung des Chefs und des Oberbefehlshabers in den meisten Fällen gesichert war. Nach dem Friedensschluß blieb er dann noch in Frankreich als Oberquartiermeister der Okkupationsarmee und kehrte erst 1873, an die Spitze des damals in Verleberg stehenden 11. Ulanenregiments berufen, in die märkische Heimat zurück.

Damit trat er zum ersten Male an eine Stelle, wo er als selbständiger, verantwortlicher Kommandeur seine erzieherische Tätigkeit voll entfalten konnte. In dieser Stellung lenkte er zuerst die Blide der Armee auf sich durch die bis ins kleinste durchdachte, folgerichtig und unerbittlich durchgeführte Art, in der er das Regiment ausbildete; immer nur und ausschließlich den Ernstzweck des Krieges im Auge haltend, die dort mühsam gesammelten Erfahrungen bis in die äußersten Konsequenzen verwertend. Aber nicht auf diese allein, sondern auf gründliches Studium und unablässiges Nachdenken über seinen Beruf, der sein Leben ganz ausfüllte, dem sein ganzes Sinnen und Denken von jeher geweiht war, begründete er seine Tätigkeit. Selbständig denken, breist und entschlossen handeln, gewandt und finbig sich aus jeder Lage ziehen, vor keiner Schwierigkeit zurückschreden, die letzte Kraft, wenn es sein muß, hergeben zum Besten des Dienstes: das waren die Grundsätze, in denen Haefeler seine Ulanen erzog. Alle Zweige des Dienstes — nur nicht Paradebrill als Selbstzweck — wurden in höchster Anspannung und Vielseitigkeit betrieben; dazu noch manche, wie das Fußgefecht, das Überspringen von Klüffen ohne fremde Hilfe u. dgl., an

die damals wenige dachten, die aber für die wechselvollen Aufgaben des Kavalleristen im heutigen Kriege unentbehrlich sind. Unerschöpflich war der Kommandeur in immer neuen Aufgaben, überraschenden Anforderungen. Ruhe war ein Begriff, den es im Regiment nicht gab; für ihn selbst am wenigsten. Bezeichnend ist, was Feldmarschall v. der Goltz, der schon im Kriege unter ihm als Generalstabsoffizier gedient hatte und damals als solcher bei derselben Division stand, erzählt. Als er sich einst gelegentlich einer Rekognoszierungsreise bei Haefeler für einen Sonntag zum Besuch anfragte, erhielt er zur Antwort: »Kommen Sie am Sonnabend, das ist in Verleberg der amüsanteste Tag, da ist der meiste Dienst.« Dabei ist zu bedenken, daß damals allgemein — vielfach mag es auch noch jetzt der Fall sein — der Sonnabendnachmittag dienstfrei gelassen, zur Reinigung der Kasernen, Instandsetzung der Bekleidung usw. verwendet wurde. Haefeler dachte anders; da am Sonntag doch Ruhe war, meinte er ganz logisch, daß man am Sonnabend erst recht die Kräfte in Anspruch nehmen könne. Um noch an diesem Tage ankommen zu können, mußte der Besucher die Nacht hindurch fahren; früh 5 Uhr eingetroffen, findet er vor dem Gasthof einen Ulanengefreiten mit zwei Pferden und einem Zettel von Haefeler: »Mein lieber G.! Sobald Sie dies Schreiben erhalten, reiten Sie gleich nach N. ab.« Dort trifft er den Grafen mitten in einer großen Gelbbienstübung, die bis Mittag dauert. Dann folgt die Erkundung eines Kavallerie-Übungsplatzes für das folgende Jahr, Instruktion im Gelände und noch anderer Dienst. »Der Mond stand schon hoch am Himmel, als wir nach Hause kamen, und Haefeler war sicherlich — übrigens auch nicht mit Unrecht — der Ansicht, daß er mich herrlich amüsiert habe.«

Sein eiserner Wille überwand rasch die Nachwehen einer schweren Erkrankung, und Schonung seiner selbst kannte er nachher ebensowenig wie früher; aber mit Strenge richtete er seine Lebensweise nach dem Gesichtspunkte ein, sich seine Dienstfähigkeit zu erhalten, alles zu vermeiden, was einen Rückfall der Krankheit begünstigen könnte — nur nicht die Anstrengungen des Dienstes bis ins hohe Alter hinein.

Das vortreffliche Menschenmaterial, wie es die märkischen Bauernjungen darstellen, lohnte dem Kommandeur seine nie ermüdende Tätigkeit und die verständnisvolle Sorgfalt, mit der er bei aller Strenge das Wohl jedes einzelnen Untergebenen überwachte. Wohl mögen die Eskadronschefs und die Wachtmeister manchmal seufzend den Kopf geschüttelt haben über die Leistungen, die von ihren Pferden verlangt wurden; aber bald hatte das Regiment in der Armee den Ruf höchster und vielseitigster Kriegsfertigkeit erworben. Ein solches Regiment aber hat nicht nur das Verdienst, seine eignen Leute zu vollendeter Kriegstüchtigkeit heranzubilden, sondern es wirkt auch vorbildlich und aneifernd auf weite Kreise des Heeres; denn besser als alle Dienstvorschriften steigert das praktische Beispiel den Maßstab dafür, was gefordert und geleistet werden kann. Gerade nach einem siegreichen Kriege liegt für ein Heer die Gefahr nahe, darin nachzulassen. Der Mut, außergewöhnliche Anforderungen zu stellen, ist im allgemeinen viel seltener als die Fähigkeit, hohen Ansprüchen zu genügen. Haeßeler besaß diesen Mut, weil er selbst immer noch mehr leistete, als er von seinen Untergebenen verlangte; was er forderte, war stets wohlbedacht und wurde dann auch mit eiserner Konsequenz durchgesetzt.

Fünf und ein halbes Jahr hat Haeßeler an der Spitze seines Regiments gestanden und manchen Jahrgang tüchtiger Reiter herangebildet, dazwischen auch in der Kommission zur Ausarbeitung eines neuen Kavallerie-Exerzierreglements mitgearbeitet, durch das viel von seinem Geist und seinen Grundsätzen Gemeingut der Armee geworden ist. Im Februar 1879 wurde er wieder in den Generalstab versetzt als Chef der kriegsgeschichtlichen Abteilung, die damals noch mit der Abfassung des großen Geschichtswerkes über den Deutsch-Französischen Krieg beschäftigt war. Mit peinlicher Sorgfalt und strenger Unparteilichkeit wurden die Feldakten durchgearbeitet, die Berichte zusammengestellt, immer und immer wieder umgearbeitet, bis sie seinen Anforderungen entsprachen. Knappe, klare Darstellung und wohlthuende, echt soldatische Frische zeichnen die unter seiner Leitung entstandenen Teile des Werkes aus, deren endgültige Fassung zum größten Teil aus seiner eignen Feder

gefloßen ist. Als er einst — es mag im November 1880 gewesen sein — den fertiggestellten Teil des in einzelnen Heften erscheinenden Werkes wie üblich dem greisen Kaiser Wilhelm überreicht hatte, versammelte er die Offiziere der Abteilung und teilte mit: »Seine Majestät wünscht das Werk bald abgeschlossen zu sehen; ich habe versprochen, am Allerhöchsten Geburtstage (22. März) das Schlußheft zu überreichen.« Das war ein Arbeitspensum, zu dessen Bewältigung im gewöhnlichen Verlauf der recht fleißigen Arbeit etwa ein Jahr zu rechnen gewesen wäre. Da gab es wohl lange Gesichter, denn jedem war klar, wie nun gearbeitet werden müsse; aber jeder bis zum jüngsten kommandierten Leutnant herab wußte auch: mochte er arbeiten mit Aufbietung aller Kraft, der Chef selbst leistete doch noch mehr! Und es wurde geschafft, obgleich Haeßeler bald danach durch seine Ernennung zum Brigadekommandeur dieser Tätigkeit entrißen wurde. Mit gleicher Sorgfalt widmete er sich der Sachausbildung der ihm anvertrauten Offiziere; und wer bei der Lösung taktischer Aufgaben seine Anerkennung gefunden hatte, der konnte auch der Zustimmung Moltkes und damit der Versetzung in den Generalstab ziemlich sicher sein.

Als Kommandeur der 12., später der 31. Kavalleriebrigade (in Straßburg) hatte Haeßeler Gelegenheit, im Manöver auch an die Spitze großer Kavalleriemassen zu treten; seine ebenso geniale wie rücksichtslose Führung im Kaisermanöver 1886 machte Aufsehen. Außerdem war er in diesen Jahren wiederum an der Ausarbeitung des Kavallerie-Exerzierreglements und später der neuen Felddienstordnung beteiligt, welche den endgültigen Niederschlag der 1870—71 gewonnenen, in langem Streit der Ansichten geklärten Erfahrungen darstellt. Gegen Ende 1886 wurde er Divisionskommandeur. Wie sein Name damals schon in der Armee wirkte, dafür hatte Schreiber dieses ein ergötzliches Beispiel, als er einmal Schwabronen eines Kavallerieregiments, welches sonst, wie allgemein üblich, schlecht und recht seinen Winterdienst mit Bahnreiten, Fußexerzieren, Fechten usw. zu betreiben pflegte, bei fußtiefem Schnee und strenger Kälte Felddienst übend antraf. Auf die erstaunte Frage nach diesem ungewohnten Beginnen

kam die Antwort: »Nur still, wir wissen aus sicherer Quelle, Haefeler wird unser Divisionskommandeur.« Nach wenigen Wochen traf er wirklich ein, und die erste Aufgabe, die er dem Regiment stellte, war: ein Brückenschlag über die Havel!

Im März 1889 wurde Haefeler in den Generalstab zurückversetzt als Oberquartiermeister, trat aber schon nach Jahresfrist als Kommandierender General an die Spitze des neuen 16. Armeekorps in Metz, welches er am 1. April 1890 zu formieren hatte. Dort beginnt der Abschnitt seiner Dienstlaufbahn, in welchem er am längsten, am nachhaltigsten und im weitesten Kreise für das Wohl des Heeres und des Vaterlandes wirken konnte. Höchste Kampftüchtigkeit und stete Kriegsbereitschaft: das waren die Ziele, auf die hin er vom ersten Tage an sein Korps erzog, und die er im vollen Umfange erreichte. Die örtliche Lage des in wenigen, nahe benachbarten Garnisonen vereinigten Grenzkorps, die Möglichkeit, mit diesen große gemeinsame oder gegenseitige Übungen zu veranstalten, kam ihm dabei zustatten; aber wie Haefeler das ausnützte, wie er dafür immer neue, überraschende und doch stets einfache und natürliche, dem Ernstfall entsprechende Aufgaben zu erfinden wußte, das war seine unnachahmliche Eigenart.

Von der Infanterie forderte er vor allem zweierlei: eine hervorragende Ausbildung im gefechtsmäßigen Schießen und in der Marschleistung. Er ermöglichte es, nahezu jede Kompagnie des Korps selbst zu besichtigen, indem er selbst der Truppe kleine einfache Gefechtsaufgaben stellte und dann in der Schützenlinie sich mit dem einzelnen Mann persönlich beschäftigte. Er prüfte dabei nicht nur den Anschlag, das Zielen und Abbrüden, sondern fragte die Leute eingehend aus über die Theorie des Schießens, über das Gelände im meilenweiten Umkreise der Garnison, über die Gefechtslage, aber auch über ihre persönlichen Verhältnisse, ihre Heimat und Familie, über Fragen ihres Berufs, über vaterländische Geschichte und Geographie; kurz über alles und jedes, um ihre Intelligenz und ihr selbständiges Denken zu wecken. Er zeigte dabei eine bemerkenswerte pädagogische Begabung, durch geschickt gestellte Fragen den Mann von selbst auf die richtige Antwort zu bringen. Was unter seiner Einwirkung und durch

seine Anforderungen aus dem wenig günstigen Rekrutenmaterial des Armeekorps — vorwiegend Berg-, Hütten- und Fabrikarbeiter vom Niederrhein, durch jahrelange einförmige Arbeit abgestumpft, viele nur polnisch sprechend — in wenigen Ausbildungsmonaten gemacht wurde, hat stets Bewunderung erregt. Bekannt ist die Antwort eines Mejer Musketiers auf die Frage, ob ein in weiter Ferne sichtbarer Berg diesseit oder jenseit der Grenze liege: »In Frankreich, sonst wären wir schon droben gewesen.«

Es ist klar, daß diese Art, bei der gelegentlich die Befichtigung der Rekruten einer Kompagnie $4\frac{1}{2}$, die einer Kompagnie im gefechtsmäßigen Einzelschießen $7\frac{1}{2}$ Stunden ohne Unterbrechung dauerte, an den Kommandierenden General die höchsten Anforderungen stellte und auch für die Truppen recht mühsam, recht unbequem war, zumal da Haefeler sich nicht an den hergebrachten Gang der Dienstperioden hielt, sondern zu jeder Jahreszeit bald diese, bald jene Kompagnie in ihrer gefechtsmäßigen Einzelausbildung besichtigte. Was aber dabei geleistet wurde, war der Mühe durchaus wert, denn der Kompagnieführer sah sich unmittelbar auf die Notwendigkeit hingewiesen, die gefechtsmäßige Einzelausbildung intensiv zu betreiben; ein Dienstzweig, der von den Führern jedes Grades die größte Anspannung und den ausdauerndsten Fleiß verlangt. Hand in Hand mit dieser individuellen Erziehung, die allein den gemeinen Mann befähigt, den auflösenden, nervengerüttenden Einflüssen des heutigen Gefechts zu widerstehen, ging die Erziehung der Truppe zu Marschleistungen, die, schon in der Rekrutenzeit beginnend, zu einer früher kaum geahnten Höhe gesteigert wurden. Zu jeder Jahreszeit, vom frühen Morgengrauen an, hallte durch Metz der Massenschritt der ausrückenden Bataillone, die, oft erst am späten Nachmittag oder mittags ausmarschiert, tief in der Nacht von den Übungen zurückkamen. Stets mit vollem kriegsmäßigem Gepäc, meist durch das Marschieren in großen Verbänden erschwert, immer mit anstrengenden Gefechtsübungen verbunden, brachten diese systematisch gesteigerten Leistungen die Truppen des Armeekorps in einen solchen Training, daß man es unbedenklich als das am besten einmarschierte

unter allen deutschen Korps bezeichnen konnte, und seinen gewaltigen Marschleistungen in den großen Manövern allgemeine Bewunderung gezollt wurde.

In ganz gleichem Sinne wurde die Ausbildung der Kavallerie betrieben, immer im Hinblick auf ihre hohen Aufgaben im modernen strategischen Sinne. Die reiterliche Schulung, das geschlossene Exerzieren in Verbänden jeder Größe pflegte der begeisterte Kavallerist Haeßeler mit aller Strenge, wie er denn häufig die gesamten Regimenter seines Korps, in eine Kavalleriedivision zusammengestellt, selbst exerzierte; aber die Attade galt ihm doch nicht als das entscheidende Merkmal der kriegerischen Brauchbarkeit. Die Tätigkeit im Aufklärungsdienst und, soweit der einzelne Reiter in Betracht kommt, im Patrouillenreiten und Melbedienst, die Steigerung der Leistungsfähigkeit von Mann und Pferd bis zur äußersten Grenze erschienen ihm als die wesentlichsten Erfordernisse der heutigen Kavallerie. Auch hier setzte er es durch, im Lauf eines Dienstjahres nahezu jeden Mann seiner Regimenter persönlich im Patrouillen- und Melbedienst zu sehen und zu prüfen. Wer je Gelegenheit hatte, den Dienstbetrieb der Kavallerie Haeßelers im einzelnen kennenzulernen und namentlich zu sehen, mit welcher Schnelligkeit und Gewandtheit der einzelne Reiter an den Feind heranzukommen, scharf und richtig zu beobachten, Meldungen aufzufassen und unter den schwierigsten Verhältnissen, über alle Hindernisse hinweg, weiterzubringen vermochte, der mußte zugeben, daß die aufgewandte Mühe und der allerdings sehr bedeutende Grad von Anstrengungen doch nicht vergeblich blieben, sondern für die kriegerische Verwendung die beste Grundlage schufen. Berühmt geworden sind die Übungs- und Nachtritte, durch die Haeßeler den einzelnen Mann zu den höchsten Leistungen zu erziehen verstand. Diese Ritte wurden mit Vorliebe im Winter, bei schlechtestem Wetter und dunkelsten Nächten angelegt; die Aufgaben waren einfach. Die zum Ritt meist kurz vorher und überraschend bestimmten Offiziere hatten sich, mit den ihnen bezeichneten Blättern der Generalstabskarte versehen, zu bestimmter Stunde in der Garnison beim Regiments- oder einem andern Kommandeur zu melden, der ihnen den Auftrag gab, nach einem vom Kommandieren-

den General auf der Karte bestimmten Punkt zu reiten. Dort wurden sie von einer oder einigen Ordonnanzen, zuweilen auch von einem berittenen Offizier erwartet und empfangen einen versiegelten, nach Aufzeichnung der Ankunftszeit zu öffnenden Brief, der die Weisung enthielt, nach einem schwer auffindbaren Geländepunkt, einem Gehöft im Walde, einem Denkstein mitten im Felde, einem einzelnen Baum oder dgl. zu reiten. Hier erwartete die Reiter wieder ein älterer Offizier zur Aufzeichnung der Zeit, und dann konnte, in ebenfalls knapp bemessener Frist, der Rücktritt nach Hause angetreten werden. Am nächsten Morgen war dem Generalkommando ein Bericht einzureichen, welcher genau die Schnelligkeit, die Zeiten, die gerittenen Gangarten, Wetter, Beleuchtung, Beschaffenheit der Wege, Zustand des Pferdes nach der Rückkehr usw. enthielt. Auch die Ordonnanzreiter wurden hinsichtlich Ausführung und Dauer ihres Rittes genau kontrolliert. Graf Haeßeler pflegte für solche Ritte durchschnittlich die Zurüdlegung von $10\frac{1}{2}$ km in der Stunde zu berechnen; es liegt auf der Hand, daß durch solche fortgesetzte Übung die Offiziere und Mannschaften zu ganz außerordentlichen Leistungen erzogen wurden.

Ebenso erging es der Feldartillerie, die er nie anders als nach Zurüdlegung langer Wegstrecken in rascher Gangart zu besichtigen pflegte, die stets mit kriegsmäßig belasteten Proben ausrücken mußte. Bald konnte man sagen, daß ihr in dem schwierigen Lothringer Gelände kein Berg zu hoch und zu steil war; sie mußte hinauf und kam hinauf, weil die Pferde fest im Zuge und Training, die Mannschaften an entschlossenes und finbiges Zugreifen gewöhnt waren. Selbst die Wälder südwestlich von Metz, die früher für Infanterie als undurchbringlich galten, hat die Artillerie auf den schmalen, abschüssigen Bergwegen oft durchfahren. Fast unmöglich erscheinende Leistungen im Überwinden von Hindernissen sah man sie vollbringen, dank der harten, aber wohlüberlegten Schule des Grafen.

In den neunziger Jahren leitete Haeßeler bei Sierck an der Mosel eine der ersten großen Übungen mit schwerer Artillerie, für deren Geschütze damals noch Bauernpferde gemietet werden mußten. Nach langem beschwerlichem Marsche kamen die Haubitzen-

batterien mit einbrechender Dunkelheit bei Sierd an; es galt jetzt noch, sie unter dem Schutze der Nacht auf einen hohen Berg hinter dem Ort hinaufzubringen. Der Weg hinauf war ein außerordentlich steiler, steiniger Feldweg, die Truppen waren von den vorangegangenen Anstrengungen sehr ermüdet, die Gespannnechte wollten nicht mehr mittun. Aber der Graf blieb hart, er befahl, daß die Artillerie noch in der Nacht in Stellung zu bringen sei, und siehe da — das Unmöglichscheinende wurde geleistet. Freilich griffen ganze Bataillone Infanterie in die Räder, die ganze Nacht wurde heiß gearbeitet, aber es ging; im Morgengrauen eröffneten die Batterien das Feuer von dem mühsam erklimmenen Berg. Daß Haefeler fest auf seinem Befehl geblieben, hat niemand geschadet; allen Beteiligten aber gereichte es zu Nutz und Frommen, sich wieder einmal überzeugt zu haben, daß gegenüber einem festen Willen alle Schwierigkeiten verfliegen.

Geradezu vorbildlich gewirkt hat Haefeler in der kriegsmäßigen Anlage und Leitung großer Truppenübungen, die im 16. Korps nicht bloß zur Manöverzeit, sondern das ganze Jahr hindurch getrieben wurden. Zu keiner Jahreszeit, zu keiner Tages- oder Nachstunde waren Meß und die andern Garnisonen vor einer Alarmierung sicher, die Truppen immer darauf vorbereitet, vielleicht mehrere Tage draußen zu bleiben. Mit Eisenbahn und Telegraph wurden sie gelegentlich in Bewegung gesetzt, unermutet trafen sie auf einen ebenso überraschten Gegner; aber jeder Führer hatte seinen klaren, einfachen Auftrag, nach dem er kriegsmäßig zu handeln hatte. Einen Zustand der Ruhe gab es während der Übungen nur in dem Maße, wie er sich auch im Kriege ergeben haben würde. Jede Verbindung mit der Stadt wurde für die üben den Truppen abgeschnitten, sie sollten ganz wie im Felde leben. So war auch die Verpflegung stets völlig kriegsmäßig vorbereitet, von regelrechter Essenszeit und Nachtruhe freilich keine Rede. »Es tut den jungen Soldaten gut, wenn sie früh lernen, wie es im Kriege hergeht.« pflegte Haefeler zu sagen. Jede solche Übung leitete er selbst, nie pedantisch oder aus Friedensrücksichten eingreifend, jedem Führer seinen freien Entschluß lassend, und doch den kriegsgerechten Verlauf

stets beherrschend. Fünfzehn, sechzehn Stunden hintereinander im Sattel, ohne zu essen oder zu trinken, drei bis vier Stunden Schlaf waren ihm in solchen Zeiten etwas Alltägliches; denn während die Truppen bivouakierten, beritt und prüfte er die Vorpostenaufstellungen bis ins einzelste, gleichviel, ob darüber die Mitternacht heranlief, ob der nächtliche Ritt querfeldein über Berg und Tal führte. Der grauende Morgen sah ihn dann schon wieder zu Pferde, wenn nicht sogar das Dunkel der Nacht zum Anmarsch benutzt wurde. Die bei den Übungen entstehenden Flurschäden ließ er meist durch einen ihn zu Pferde begleitenden Beamten an Ort und Stelle prüfen, die Forderungen der Bauern entgegennehmen und sofort bar bezahlen; das ersparte lange Verhandlungen und viele Kosten. Und wenn nach einer Reihe solcher Tage das Manöver beendet werden mußte, pflegte er seine Besprechung und Kritik in oft drei- bis vierstündiger fließender Rede zu geben, als habe er sie in tiefster Ruhe am Schreibtisch ausgearbeitet. Mit musterhafter Klarheit entwidete er die tagelangen Operationen und Gefechte, der geringste Verstoß gegen das Kriegsmäßige wurde unnachsichtlich gerügt, jede gute Meldung einer Patrouille hervorgehoben. Seine Besprechungen waren eine unerföpflich Quelle der Belehrung für die trotz aller Ermüdung gespannt lauschenden Offiziere.

So führten die Truppen des 16. Korps ein echtes und rechtes Feldleben, nicht bloß im Manöver, sondern zu allen Jahreszeiten, soweit es die Ausbildung in den andern Dienstzweigen gestattete. Immer neue Aufgaben erfand, immer neue Anforderungen stellte der Kommandierende General. Ein Rätsel blieb es, wie er die mühsamen, stets bis ins kleinste durchdachten Vorarbeiten und Vorbereitungen für all das persönlich zu bewältigen vermochte. Wer aber glauben wollte, daß die gewaltigen Anstrengungen, die unerbittlich geforderte Hingabe der ganzen Kraft die Truppen mißmutig gemacht oder dem strengen Führer entfremdet hätte, der brauchte sie nur einmal zu sehen, wenn er sie auf dem Rückmarsch an sich vorbeimarschieren ließ. Strammen Tritt, leuchtenden Auges sahen sie auf zu dem verehrten Kommandierenden General; im Blick jedes Musketiers las man das felsenfeste Vertrauen zu dem Führer, der das

Außerste forderte, der selbst in Unermüdblichkeit und Entfagung als leuchtendes Beispiel voranging, aber auch unablässig für das Wohl seiner Untergebenen sorgte.

Das tat Graf Haeßeler, und das verlangte er von jedem Vorgesetzten, Vernachlässigung oder Ungewandtheit in der Verpflegung der Truppen rügte er aufs schärfste. Wenn in Metz erzählt wurde, daß er sich gelegentlich sogar um die Fußpflege des einzelnen Infanteristen bekümmert, das Schuhzeug der ihm auf der Straße begegnenden Soldaten scharf gemustert habe, so ist das wohl glaublich; es entspricht ganz seinem Grundsatz, das Höchste wie das Geringste im Dienst mit gleicher Hingabe und Pflichttreue zu betreiben. Bekanntlich hat er auf eigne Kosten das erste Genesungsheim für Mannschaften, die aus der Lazarettbehandlung entlassen waren, in Lettenbach bei Albersweiler eingerichtet und es oft selbst besucht. Freilich ließ er auch dort kleine Zielscheiben anbringen, damit die Genesenden sich wenigstens im kriegsmäßigen Zielen üben konnten. Auch der scharfe Kampf gegen den Alkoholgenuß bei den Truppen entsprang dieser Sorge für ihr Wohl; hatte ihn doch eigne lebenslange Erfahrung belehrt, daß Enthaltensamkeit die beste Grundlage für körperliche und geistige große Leistungen ist.

Auch in der Garnison war Graf Haeßeler unermüdblich tätig im Dienst — etwas anderes hat er sein Lebtag nicht gekannt. Im Winter stand er um 5, im Sommer um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr auf, arbeitete einige Stunden am Schreibtisch und war dann fast täglich zu Pferde draußen bei den auf dem großen Platz bei Frescaty üben den Truppen. Der Nachmittag von 2 $\frac{1}{2}$ bis 8 oder 10 Uhr war dann wieder der schriftlichen Arbeit gewidmet; die Mahlzeiten, deren spartanische Einfachheit sprichwörtlich geworden ist, nahmen wenig Zeit in Anspruch, die Nachtruhe höchstens sechs bis sieben Stunden.

Hand in Hand mit dieser jahraus, jahrein tatsächlich ununterbrochenen Übung der Truppen gingen im Winter die großen Kriegsspiele, zu jeder Jahreszeit taktische Übungsritte mit Offizieren, die Haeßeler mit vollendeter Meisterschaft leitete; diese waren freilich für ihn selbst und alle Teilnehmer ebenso anstrengend wie große Manöver. Ist es da zu verwundern, daß das 16. Korps bald im ganzen Heere als ein Musterkorps

galt, die Franzosen ihn in scheuer Bewunderung »Le diable de Metz« nannten, daß das vollberechtigte Wort geprägt wurde: Der Name Haeßeler ist allein ein Armeekorps wert?

So wirkte Gottlieb Graf Haeßeler dreizehn Jahre lang. Die Armee nannte ihn viel häufiger mit seinem Vornamen als mit dem vollen Familiennamen, der weit über Deutschlands Grenzen hinaus jedem denkenden Soldaten bekannt ist. Es lag darin das stillschweigende Anerkenntnis seiner Eigenart; man konnte ihn schwer irgendetwas andern Klasse von Menschen eingliedern. Er ist eben einzig in seiner Art, und lange wird es dauern, ehe wir wieder einen solchen Mann finden. Seine Erfolge sind um so merkwürdiger, als er nichts im gewöhnlichen Sinne Imponierendes in seinem Auftreten hat, sich niemals um Tagesruhm bewarb, sondern still seiner Eigenart folgend den selbstgewählten Weg ging. Ihm fehlen sogar manche Eigenschaften, die die landläufige Meinung für den preußischen Offizier und Soldaten als unerläßlich ansieht und deren Mangel manchen andern frühzeitig aus seiner Laufbahn gebracht haben würde. Aber kein deutscher Offizier wird mit Recht behaupten können, daß er gründlicher und gewissenhafter gewesen, daß er mehr über die den Tag bewegenden militärischen Fragen nachgedacht und gearbeitet habe. Ja, man darf annehmen, daß nicht einer, der ihn kennt, mit gutem Gewissen behaupten kann, ihm darin gleichgekommen zu sein. Haeßeler war allen Zeitgenossen in der Ausschließlichkeit überlegen, mit der er den Dienst betrieb, mit der er ihm alle Gedanken, alle Wünsche, alle Kräfte, ja alles Denken und Fühlen überhaupt widmete. Er kannte nichts als sein Fach, nichts als das Streben, seine Truppen für den Krieg vorzubereiten, sie für die harte Probe eines kommenden Feldzuges zu erziehen. Keine Leidenschaft, keine persönliche Neigung lenkte ihn je davon ab; er war immer der Meinung, daß es nichts Schöneres, Fesselnderes geben könne als militärische Übungen, und daß andre Dinge des Interesses nur wenig wert sein könnten. Nie ist jemand so ganz und gar in seinem Beruf aufgegangen, und er begriff es einfach nicht, wie es anders sein könne.

Seit er nicht mehr im aktiven Dienst tätig sein kann, hat er sich neue Pflichten geschaffen

zum Wohle des Heeres. Längst ehe die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Notwendigkeit gesteigerter Fürsorge für unsre heranwachsende Jugend gelenkt wurde, hat er in seiner Einsamkeit zu Harnesop die Bauernjungen um sich gesammelt, sie zu kriegstüchtigen, aufgeweckten, vaterlandstreuen Jünglingen durch Lehre und Beispiel erzogen.

Dieses völlige Aufgehen in der Pflicht, der eiserne Wille, mit dem er sich selbst und seine Untergebenen zu den höchsten Anstrengungen gezwungen, dem Heere klargemacht hat, was Mann und Roß, was ein Soldat leisten kann, wenn er ganz nur dem Dienst lebt und nichts andres daneben kennt, sind vorbildlich geworden weit über den Kreis seines Korps hinaus. Die Bedenken und Befürchtungen, daß solche Anstrengungen die Truppen schon im Frieden abnutzen und zugrunde richten müßten, sind längst verstummt. Die Erzählungen und Anekdoten, die über seine Unermüdblichkeit, seine spartanische Einfachheit und Bedürfnislosigkeit umlaufen, haben Bewunderung und Nachahmung geweckt. Sein persönliches Beispiel war wertvollstes Verdienst, und die Armee hat ihm in dieser Hinsicht Großes zu verdanken. Ihre Leistungen sind in den letzten Jahrzehnten außerordentlich gesteigert worden: Ritte, die man früher für unausführbar

hielt, Märsche, von denen man glaubte, daß sie die Truppe ruinieren würden, werden heute ohne Schwierigkeit und Not bewältigt; Forderungen, die man früher für unvernünftig hielt, werden leichter erfüllt, als man es je zuvor gedacht. Darin gibt sich Graf Haeseler's Geist kund. Gewiß war er es nicht allein, der diese Bewegung hervorrief und ihr Kraft verlieh; andre haben mitgetan, aber er hat den Weg gewiesen.

Eine lange Friedenszeit bringt für ein Volk immer eine große Gefahr der Verweichlichung mit sich, und unsre auf materiellen Genuß drängende Zeit ist nichts weniger als dazu angetan, kriegerische Eigenschaften zu fördern und der heranwachsenden Jugend die Härten und Anstrengungen des Krieges in besonders rosigem Licht erscheinen zu lassen. Krieg ist nun einmal kein Sport, sondern eine sehr ernste und harte Sache, und nur das Volk hat Anspruch auf Gedeihen und einen Platz an der Sonne, das sich seine Kriegstüchtigkeit bewahrt. Das beweist jeder Tag der neuesten Geschichte, und das werden alle Theorien der Friedensschwärmer nicht ändern. Deshalb ist es Pflicht der Armee, den verweichlichenden Einflüssen unsrer höheren Kultur mit Bewußtsein entgegenzuarbeiten, und dazu braucht sie Männer wie Graf Haeseler.

Osterzeit

Den Stein, den Stein vom dunklen Tor,
Daß dein Herz in die Sonne tauche!
Hebe dein Haupt aus der Nacht empor
Mit dem gebudten Rosenstrauche!
Sauge Licht, wie die Lerche trinkt,
Die sich liederprühend zum Himmel schwingt,
Nabe zu sein dem ewigen Spender
Frühlingswonniger Liebespänder!

Der ganze Tag ist ein einzig Lieb,
Das uns umflößt mit wärmenden Wellen;
Die letzte eisige Hülle flieht
Von der Seele geheimsten Quellen:
Auferstehung! Erwache! Ich will
Mit dir zur Höhe! — Und selig still
Schwelgt dein Hoffen durch blendende Blütenpracht,
Bis des Ahrens felbs spendende Güte lacht.

Mag Bittrich



Gartenterrasse des Palazzo Rufolo: Blick in den Golf von Salerno

Klingsors Zauberſchloß

Eine Osterphantasie. Von Margarethe von Schuch-Mankiewicz

Mit acht Abbildungen nach Aufnahmen des Photographen Minari in Neapel

Den ganzen Tag im Wagen an der Meeresküste hingeschauſelt, an der blauen Küſte des Golſes von Salerno, dahin durch den gelben Ginſter, durch die Büſchel violetter Hedentroſen, müde von der heißen Sonne, dem heißen Glanz auf dem Waſſer — wie zürnt da der Fremde dem Führer, wenn der noch den Weg ins Gebirge einſchlägt. Und dennoch findet er ſein Nachgeben bald belohnt, denn es wird ihm beim Vorbringen in dies maleriſche Seitental plötzlich ſo bang wie im Augenblicke, wo ein großer Künſtler die Bühne betritt: die Vorahnung eines wundervollen Eindrucks befällt uns.

In großen grasbewachſenen Kehren, durch Vignen und Zitronengärten, ſteigt der Weg, vom Meer abzweigend, zwiſchen zwei mächtigen Bergrüden hinauf. Weſtlich ſieht das Gebirge aus wie ein rieſenhaftes römiſches Theater mit grasbewucherten Sitzreihen. Ein altes Schloß ſteht dort, von dem nur die Vordermauer und ein Seitenteil des Rund-

baues erhalten geblieben ſind. Der Himmel ſchaut weiß durch kleine romanische Säulengänge; es wirkt wie die älteſte Dekoration, wie der Königspalaſt der griechiſchen Bühne.

Skala mit ſeinem braunen Dom erſcheint auf der Höhe. Rötlich ſchimmert die Erde, fruchtbar an Öl und Wein und alten Sagen. Vor dieſer tiefen Schlucht hielt einſt Gawan ſein Roß an, das Abenteuer des Château marveille zu beſtehen. Hier ſtritt er ſich mit ſeinem zukünftigen Schwager, dem König Gramoſlanz, der zornig den Kranz des Kampfes vom grünen Baume brach.

Unwirtlich werden die Wege, halb behauene Steine hindern den Fuß. Kein Wagen kommt weiter hindurch. Ein kleiner runder Plaß inmitten uralter Häuser, ein Brunnen, eine Paulowna, die blüht wie lila Glieder, trotzdem ihr die runzelbraunen Früchte noch an den Zweigen hängen — das iſt ſchon Ravello, die Stadt der ſpaniſchen Mauren.

Und der alte Palazzo zur Seite der Kathedrale, innen mit bunten Waffen ge-



Hof und Maurenturm im Palazzo Rufolo

schmückt? Die Pension Palumbo. Hier wohnen einzelne Einsame, die träumen und genießen wollen. Im Hofe liegt eine stolze weiße, langhaarige Raïenmutter, und die Jungen spielen versteckt zwischen blühenden Oleanderbäumen und rotgelben altrömischen Weinamphoren. Die Terrasse führt in die Vigne und den Garten. Teerosen allüberall an Mauer und Pfosten.

In der Kathedrale San Pantaleone ist die Kanzel und die grünliche Bronzetür romanisch. Geht sie auf, sieht man weit ins Land hinaus. Plumpe Figuren der Heiligen stehen auf ihren Flügeln; vier Löwen tragen die mosaikbunte Kanzel.

Zwischen andern, meist zu Pensionen degradierten alten palastartigen Bauten führen düstere Hohlwege bergauf, bergab, ein schwarzer Torbogen gähnt plötzlich auf, ein alter Pförtner, ein weißhaariger Gurnemann, der eher nach Mon Salbat gehört, öffnet das Tor und führt uns in Klingsors Zauber-schloß.

Hier im Palazzo Rufolo schrieb Richard Wagner, befelegt, ein Wunder bestätigt zu finden, ins Fremdenbuch: »Ich habe hier

endlich Klingsors Zauber-garten gefunden!« Was er aber vielleicht nicht ahnte, war, daß er sich wirklich in dem Teufels-schloß des Mittelalters befand, das Wolfram von Eschenbach im »Parzival« so genau beschrieben hat, wo der Magier des Königs Artus Mutter und Schwester und zweihundert andre Frauen gefangenhielt und sie von einem Löwen, einem geharnischten Krieger und einem von selber rollenden Bett bewachen ließ, bis Gawan den Zauber zerbrach.

Parzival war der Held, der von Gott dazu bestimmt war, die Menschheit zu erlösen; Gawan, sein bester Freund und Kampfgenosse, war die Blüte der höfischen Ritterschaft. Sie standen zueinander wie himmlische und irdische Liebe. Wagner hat beide zu einer Person verschmolzen. Das Abenteuer des Wunder-schlusses, das zwar auch »Roc-

de sang« (Felsen des Blutes) heißt und als Behausung der Toten galt, aus der keine Wiederkehr möglich, war doch durch den Aufenthalt der vielen schönen Frauen zu irdisch für den Parzival Wolframs. Er stieg in diese Tiefen nicht nieder, nur bei Wagner ging er als reiner Tor durch tiefstes, niedrigstes Leid, um so der Krone würdiger zu werden.

Gawan fand bei seinen Irr- und Wander-fahrten ein wunderschönes Weib unter einem Baume sitzen, in das er sich sofort sterblich verliebte, wenngleich es seinen freundlichen Gruß mit den bittersten Schmähungen erwiderte. Es war die Herzogin Orgeluse — die Kundry, wie sie Wagner im zweiten Akt seines »Parzival« darstellt —, eine vergrämte, verbitterte Jungfrau, deren Geliebten der König Gramoslanz hingemordet hatte. Da sie sich als schwaches Weib nicht rächen konnte, so verwendete sie ihre Schönheit dazu, Ritter anzuloden, denen sie ihre Liebe versprach, wenn sie ihren Todfeind im Kampfe besiegt hätten. Um die Helden auf diesen Kampf vorzubereiten, fordert sie von ihnen die Probe des Wunder-schlusses,

aber keiner war noch von diesem ersten Abenteuer jemals zurückgekommen. Auf inständiges Bitten des jungen Ritters Gawan, sie möge ihn in ihre Dienste nehmen, entschließt sie sich, ihm ihr Roß holen zu lassen, das im Garten ihrer Burg, die unweit von der Klingsors aufragt, mitten unter einer jungen lustigen Tanzgesellschaft angebunden ist; aber diese jungen Knaben und Mädchen warnen den Ritter schon, sich in den Dienst ihrer Frau zu begeben, der jedem den Tod bringt. Sie haben alle etwas Gespenstisches, Unirdisches an sich wie ihre Herrin, die Frau Orgeluse, die sicherlich auf eine Feengestalt des Märchens, wenn nicht gar auf die Frau Venus zurückzuführen ist. Zürnt sie nicht auch, weil die Gläubigen sie nicht mehr verehren, und trachtet deshalb den Menschen zu schaden, wie ja alle Götinnen und Götter des Altertums im Mittelalter zu Unholden verwandelt worden sind? Denn der Buhle, den man ihr erschlug, und dem sie so viele Menschenopfer nachschickt, war die Liebe und Anbetung der Menschen. Das aber gerade macht sie sympathischer, weil eine Frau, die durch den Schmerz zur Sünde getrieben wird, immer unser Mitleid erweckt. Wir sehen auch deutlich, wie sie darunter leidet, gezwungen zu sein, mit Mädchenschändern und Verbrechern, z. B. mit Urian, zu reiten, nur weil er ihrer Rache nützen kann. Sie verspottet natürlich jede gute Regung auch in andern, so Gawans Abspringen vom Pferde, um ein Heilkraut zu pflücken, das dem verwundeten Ritter helfen soll, eben diesem Urian, der dann mit seinem Pferde durchgeht und Gawan einen armfeligen Klepper zurüdläßt, so daß die Herzogin für ihren Hohn neue Nahrung findet.

Schon die Beschreibung der Burg Orgelufens zeigt eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Ravello:

Stolz ragt der Berg, ein steiler Hang
zieht sich empor im Schraubengang,
den ganzen Berg umfing ein Hag,
darin man edler Bäume pflanz,
mit Wein und Früchten wohl beraten,
mit Öl und Feigen und Granaten.

Ist es da nicht sehr wahrscheinlich, daß auf Süditalien hingewiesen werden soll?

Trotz seinem schlechten Rosse besiegt Gawan, nachdem Orgeluse ihn mit grausamen Worten am Ufer eines Flusses verlassen hat, Eischops, den Helden, und setzt dann mit dem Fährmann über, in dessen gastlichem Hause er die Nacht verbringt. Schon bei der Überfahrt gewahrt er die vierhundert Frauen auf den Sinnen des Wunderschlusses und erkundigt sich bei seinem Wirt, was es damit für eine Bewandnis habe. Dieser



Interieur des Maurenturmes

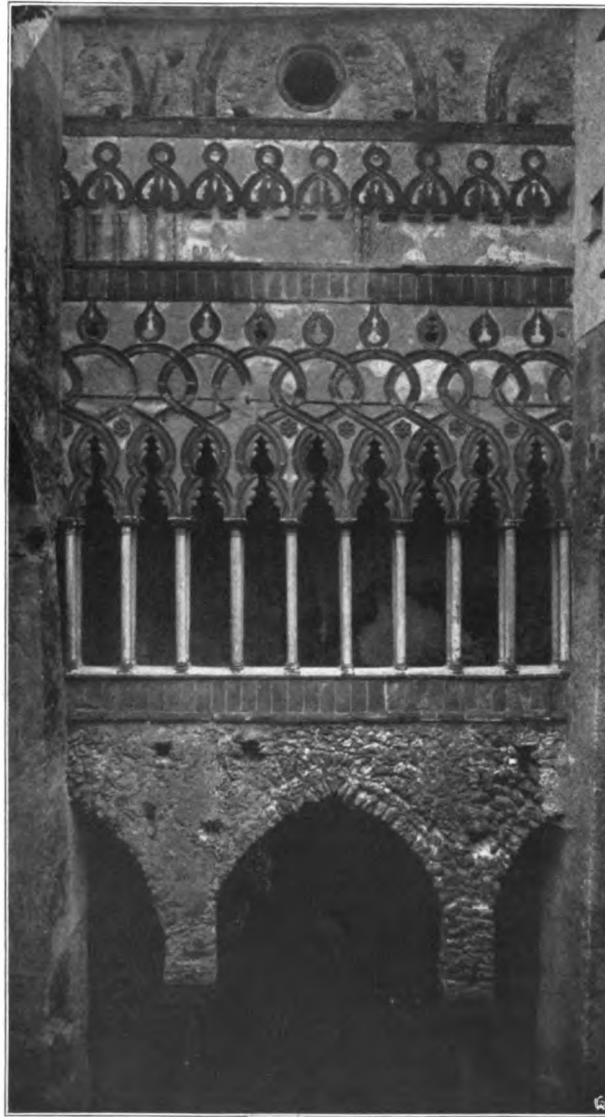
und seine Tochter können ihm nicht genug von seinem Abenteuer abraten, da aber die letzten Worte der Herzogin waren, er werde sie nur wiedersehen, wenn er gesiegt habe, ließ sich Gawan nicht davon abbringen, und der besorgte Fährmann schenkte ihm seinen eignen Schild und gab ihm gute Ratsschläge, besonders den, sich nie von seinem Schild zu trennen, so schwer er ihn auch drücken möge.

Nun kommt die Beschreibung des Wunderschlusses selbst. »Das Dach des Pallas flimmert bunt, wie eines Pfauen Glanzgefieder, mit farbigen Ziegeln zu ihm nieder.« Diese

farbigen Ziegel zeigt in Ravello jedes Haus und sogar die Kirche. Sie sind das typische Zeichen, daß spanische Mauren im Mittelalter diese Stadt erbaut haben, und heißen »Azuleichos«.

Klingsor selbst tritt bei Wolfram von Eschenbach nicht auf, aber seine Geschichte wird dem Ritter Gawan von der alten Königin Arnive, der Mutter des Königs Artus, erzählt, als er sich nach bestandnem Abenteuer von den gefangenen Frauen gesundpflegen läßt. Der Ritter kämpft nur mit des Magiers Zaubergeschöpfen, dem rollenden Bett, in dem nur ein Ritter ohne Furcht und Tadel übernachten konnte; dem Pfeil- und Steinregen, der von der Dede des Gemaches auf ihn niederprasselt; dem Bauer mit der Fischhautrüstung, der den schon Todwunden mit bitteren Worten beleidigt; dem Löwen, der ihm im letzten Kampf so viel Kraft aussaugt, daß er selbst wie tot auf dem erschlagenen Ungeheuer zu Boden sinkt.

Das Schloß ist natürlich nur von ehrbaren Frauen bewohnt, denn Damen und Blumen hätte ein mittelalterlicher Dichter nur ungern zur Sünde erniedrigt. Die verderblichen Blumenmädchen (auch Giftmädchen) gehören in die Alexanderfage. Hier sind es vier gefangene Königinnen, Witwen, die um ihr Erbe betrogen wurden, Knappen, die zu Rittern geschlagen, und Mädchen, die von einem mächtigen Beschützer in die Ehe geführt werden sollen. Gawan ist imstande, alle diese Pflichten zu erfüllen, denn schon im Vorhofe des Schlosses traf er einen Krämer an, dessen Ware alle Schätze der Welt einschließt, und der ihm nun als reiche Beute mitsamt dem Schlosse zugefallen ist. Klingsors Macht hat nun ein Ende. Eine Macht, die auch keine solche Ausgeburt der Hölle



Maurischer Säulengang im Palazzo Rufolo



Brunnen in Ravello

war, wie Wagner sie geschildert hat. Im Gegenteil. Es heißt, daß Klingsor, ein Vorläufer des Rattenfängers von Hameln, die Frauen mit seinem herrlichen Weigenspiel bezaubert hatte, und daß sie ihm freiwillig gefolgt waren mit all ihren Schätzen. Aber auch in Lesarten, wo er die Frauen raubt, damit niemand sie genießen könne, da er sie nicht genießen kann, muß man ihm Milderungsgründe zugestehen, wenn man seine tiefe Liebe zu der Königin von Sizilien, zu Iblis, erfährt, und wie grausam er dafür gestraft wurde. Auch bei ihm hat das Unglück den Charakter verschlechtert. Er haberte mit dem Schicksal, weil die Frau, die er liebte, schon einem andern gehörte; er war der erste »Dritte« von den vielen, die im vorigen und jetzigen Jahrhundert auf der Bühne eine so große Rolle spielen.

Noch kaum von seinen Wunden genesen, der Bitten und Klagen der befreiten Damen nicht achtend, zieht Gawan zum Streite mit dem König Gramosflanz. Er besiegt ihn und erringt sich so die stolze Herzogin Orgeluse, die ja froh ist, die Maske tückischer Bosheit abwerfen zu können.

So endet das verderbliche Spiel der schönen Frau, die so viele Jahre lang großes Elend über die Männerwelt gebracht hat, mit einer fröhlichen Hochzeit. Nur ein einziger konnte von sich sagen, daß er ihren Künsten nicht erlegen sei, und das war Parzival, dessen Gattentreue für *Conduiramours* ihn jeder andern Frau fernhielt, und der, wie sein Dichter Wolfram von Eschenbach, das Höchste darin sah, sich den Himmel zu verdienen und doch die Freuden der Welt zu genießen, also sein Ideal in einer wahrhaft glücklichen Ehe zu finden.

Bei Wagner bleibt Parzival der Liebe ganz fremd, nur die allgemein verstehende Menschenliebe erfüllt ihn, wenn er sich Runddrys und Amfortas, der beiden großen Sünder, erbarmt, eine Liebe, wie sie der sterbende Heiland der Welt verheißen und geschenkt hat. Doch es scheint auch, als habe Wagners Werk das Wunderfloß Klingsors — den heutigen Palazzo Ruspoli — nicht entzündet und entzaubert, denn heute noch will uns ein Schauer überschleichen, wenn wir uns der unheimlichen Stätte bei schwindendem Tage nahen.

Um einen viereckigen Hof ziehen sich die Mauern des öden, verlassenen Gebäudes, schwarzweiße Bemalungen ringeln sich wie Schlangen um die Fensterrahmen, als einziger Schmuck — wenn die Rosen nicht blühen. Hinter diesen unheimlichen Fenstern lugten die gefangenen Frauen des Magiers nach ihrem Befreier aus. Über zwei Terrassen stürzt die Blumenfülle des Gartens dem Meere zu, von steinigen Klippen aufgefangen. Auf der höchsten Höhe steht der Maurenturm, Klingsors Zauberfische, wo der Sonnenlichtschein der kommenden Erlösung so hoffnungsfreudig durch das kleine Säulenfenster schaute. Wie ein geblendetes Riesenhaupt ragt er jetzt mit den öden Löchern seiner einstigen Türen und Fenster auf.

Weißer Nebeldampf verhüllten die zuckenden Glieder der Rundry, die der Meister dort im Zauberspiegel zu sich heraufrief, um sie aus ungewolltem dauerndem Schlaf zu dem Martyrium ihres Gluckes zu wecken. In solchen Schlaf zwingen sonst nur Gifte

die Menschen, so schreien die Morphiumkranken, die Opiumraucher, die erwachen. Sie wußte, daß sie wehrlos war, und versuchte doch zu widerstehen, ja zu drohen und ihn mit der verlorenen Männlichkeit zu höhnen, die ihm Macht gab über so viele — und über sie. Einen Augenblick brach Klingsor zusammen, dann aber raffte er sich in doppelter Wut empor, eilte zum Fenster hinauf und fing an, der Unglückseligen die knabenhaften Reize des Helden Parzival zu beschreiben, der ihr heute verfallen sollte, und der jetzt, nachdem die Schlacht mit den feindlichen Rittern geschlagen war, auf einer der seltsamen Mauergrotten stehend, in das Gewirr gelber und roter Rosen, arabischer und indischer Blütenbäume, die alle Farben der Hölle zu Markte trugen, hinuntersah. Das raubte ihr die letzte Kraft. Das verfluchte Lachen brach krampfartig aus ihr hervor. Dann versank sie in die Nacht, sich zur heidnischen Schönheit umzuwandeln, zu jenem verfluchten Götterbild, das den Finger krümmt, wenn der mittelalterlich fromme Ritter sein Ringlein daransteckt.

Die reinen Toren, die deutschen Träumer, waren eine besondere Art. Dem lodenden Spiel der Blumenmädchen entfloß der törichte Knabe. Für ihn genügte auch kein einfaches Menschenweib. Zu Reizen, die im Tode ausgeruht hatten, mußte der Verführer greifen, zu Idolen, die Generationen begeistert hatten, zu Heiligen, die nur der Wahnsinnsgebante toller Priester berührt hatte. Für Faust kehrt Helena zurück, für Parzival wird Rundry aufgeboten, ein weiblicher Proteus; für den jungen Gawan gar steigt die Mutter Gottes selbst als irdische Rittersfrau von ihrem Altar herunter. Hier war Parzival der einzige, der nicht erlag, weil es auch Rundry mit der Verführung nicht ernst war. Die Blüten wogender Blumen um sie her stiegen wohl auf und nieder in tausend Farben und Gestalten.



Ranzel der Kathedrale in Ravello



Innenansicht der Kathedrale in Neapel

Der Blumengarten der Parsifal-Inszenierung von Baireuth gibt den Gedanken dieses wechselvollen Naturspiels traumhaft wieder, der Hintergrund des Zauber Gartens ändert sich, aus Rosen werden Orchideen, aus diesen wieder Nelken und Lilien.

Mächtig angezogen sank der Knabe vor Kundry in die Knie, den Kopf in ihrem Schoß bergend, als sie ihm den Abschiedsgruß seiner Mutter brachte. Die Falten ihres Mantels begruben ihn, wenn sie sich im Kuß zu ihm neigte; verborgen ruhten sie unter den schlanken Säulen des Trifliniums aus der römischen Heidenzeit, die sich in der Erwartung freudig dehnten, die uralte Wollust ihrer Jugendzeit wieder aufleben zu sehen. — Heute tragen sie in schmachtvoller Fronarbeit das Gebälk der Gärtnerei, das Reich des alten Pförtners.

Doch auch schon hier, so freundlich die Verführerin zu Parzival sprach, klang es

voll geheimer Angst: »Wirft du dich von meinem Glanze blenden lassen und meine innerste Hoffnung so schwer enttäuschen?« Denn Kundry gab es nicht auf, Erlösung zu erhoffen, so oft ihr auch schon zwischen Lippe und Rand der Becher zur Erde fiel. Keine Frau kann es auf die Dauer ohne den Glauben an ewige Wonnen aushalten — nun gar eine, die vom Glücke des verlassenen Heilands durch Ewigkeiten der Qual dieser Sehnsucht zugepeitscht wird.

Ernst und fromm ragen auch die einzelnen Palmen aus den Beeten, wie eine Mahnung an Golgatha. Sie, die bleiben sollten, wenn der heilige Speer die ganze sündhafte Pracht ins Herz getroffen hat.

Der Kuß, der ihn ganz der Buhlerin zu eigen machen sollte, riß ihn vollständig von ihr los. Die Wunde des Amfortas brach glutrot mitten in seiner Seele auf. Sie aber, die ihr ganzes Wesen so jämmerlich

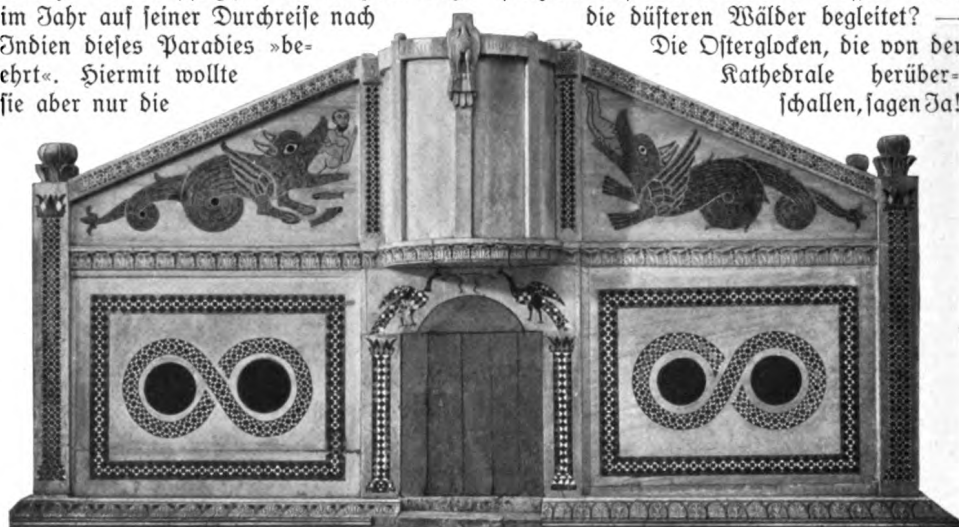
am Fels dieser Torheit zerschellen sah, erstarrte in Staunen. Weit taten sich die Augen auf. Noch konnte sie das Ungeheure nicht glauben. Fast ohne zu wissen, was sie tat, versuchte sie all ihre Künste, die noch nie versagt hatten. Er stieß sie zurück, wandte sich von ihr; sie aber, statt zu zürnen, faltete die Hände im frohlockenden Gebet — die vorgeahnte Magdarena. Nur den Weg zu Amfortas wollte sie ihm nicht zeigen. Für Rundry ist jede Sünde ansteckend, wie ihre eigne, und sie möchte den Reinen schützen. Noch meinte sie in irdischer Liebesweise entsündigt zu werden. Parzivals Versicherung, daß es anderer Dinge dafür bedürfe, glaubte sie noch nicht, ja sie warf ihm den Fluch der Irre, der ihr so vertraut war, in den Weg. Damit war aber ihre Kraft erschöpft, und sie rief Klingsor mit einem Speer auf die mit einem Dach von Holzinen bedeckte Altane — dieselbe, auf welcher der jetzige Besitzer, ein englischer Snob, seinen Tee zu trinken pflegt, wenn er zwei Tage im Jahr auf seiner Durchreise nach Indien dieses Paradies »beehrt«. Hiermit wollte sie aber nur die

Probe auf das Exempel machen. Sie schien auch recht zu haben. Denn während der vielfarbige Regen der sterbenden Blumen sie verhüllte, sank sie in einen Schlaf, der ihr schon der letzte schien, und hörte die Worte des Erlösers »Du weißt, wo du mich wiederfinden kannst« nur als traumhaftes Echo durch die Trümmer des Château marveille hallen.

Noch sieht es aus, als sei der Prachtbau gerade erst zerborsten, so wild zerstreut liegen Kapitelle und fabelhafte Steintiere allüberall in Hof und Garten. Entzaubert, entgöttert ist alles. Der Meister starb, ein weher Fluch hängt an den Spinnweben zwischen den Säulen: der Fluch der Irre. Der Ritter Parzival verfiel ihm, als er von hier fortzog.

Wagners Oper soll nun ein gleiches Schicksal haben. Aus ihrem Zauberschloß, dem Festspielhause in Baireuth, mußte sie fort, in die Irre der großen Welt hinaus. Ob ihr ein guter Engel zur Seite gehen wird, wie er Parzival auf den Gemälden Staffens durch die düsteren Wälder begleitet? —

Die Ostergloden, die von der Kathedrale herüberschallen, sagen Ja!



Romanisches Mosaikmotiv der Ranzel in der Kathedrale von Ravello

Ostern

Vorfrühling knospet im Erlenbruch —
Noch liegt im feuchten Gefunkel
Der Schnee als verlorenes Tuch
Zwischen der Gräben Dunkel.

Doch was die dämmernden Himmel verkünden,
Warm und geheimnisverschleiert,
Und wie das Brachvogelpaar in den Gründen
Flötend Erwachen feiert —

Das will die einsame Seele mir sagen:
Ostern ist Hoffen und Helle,
Ostern ist zitterndes Botschafttragen
über silberne Schwelle.

E. Albrecht-Douffin.

Napoleons Ende

Von Prof. Jul. v. Pflugk-Harttung

Nach der Erstürmung Leipzigs stand Gneisenau am 19. Oktober auf dem Marktplatz, umgeben von Offizieren, und sprach das Wort: »Der Krieg darf nur in Paris und mit dem Sturze Napoleons enden.« Soeben hatte sein leibliches Auge den Zusammenbruch des einst unüberwindlichen französischen Heeres gesehen, sein geistiger Blick verfolgte das Ergebnis in die Zukunft, sah den Marsch an den Rhein, über den Rhein, nach Frankreich hinein, nach Paris und hier den Untergang des verhassten Zäsurentums. In Wirklichkeit entwickelten die Dinge sich nicht so einfach; fast ein halbes Jahr verging, bevor geschah, was der große Strategie vorauserkant hatte.

Wohl rückte man rasch an den Rhein, hier aber stockten die Bewegungen. An die Stelle der Krieger traten zu Frankfurt die Herren des Parketts, die Diplomaten, um zu verhandeln, zu intrigieren und zu dinieren. Man entblödete sich nicht, dem Besiegten die »natürlichen Grenzen« Frankreichs: die Pyrenäen, Alpen und den Rhein, anzubieten. Hätte er sich auf dieses unglaublich günstige Zugeständnis eingelassen, so wäre seine Herrschaft gerettet und der Krieg zu Ende, wären die Träume und Hoffnungen der deutschen Patrioten begraben gewesen. Doch der Korse vermochte sich nicht in die Rolle des Überwundenen zu finden: er lehnte ab. Damit erwies sich ein neuer Feldzug nötig, und die Männer des Schwertes gelangten wieder zu Worte. Freilich bestand ein tiefgreifender Gegensatz unter den Verbündeten: während ein Teil, ror an Kaiser Alexander, nunmehr in dem Entschlusse lebte, die Sache bis ans Ende auszusechten, wünschte die österreichische Politik des vielgewandten Staatskanzlers Metternich die Erhaltung Napoleons auf dem Throne, denn die Ansprüche und Bedürfnisse des habsburgischen Kaiserhauses waren erfüllt, und Napoleon blieb der Schwiegersohn des Kaisers Franz. Auch Friedrich Wilhelm hatte sich gern mit dem Gewonnenen begnügt, denn sein Land und Volk litten furchtbar, und irgendeine Ge-

währ schien ihm die vieltöpfige Kriegsführung nicht zu bieten.

Nach großen Vorbereitungen überschritt man den Rhein mit erdrückender Übermacht. Napoleon hatte den Verbündeten eine so rasche Tatkraft nicht zugetraut und sie ehestens im Frühjahr erwartet. Er war deshalb völlig ungenügend gerüstet. Seine geringen Truppenteile vermochten keinen ernstesten Widerstand zu leisten, und nichts stand den Verbündeten im Wege, geradeswegs auf Paris zu marschieren. Nichts — und doch viel! Die eigne Unentschlossenheit und Halbheit, verkörpert in dem Oberfeldherrn, dem österreichischen Fürsten Schwarzenberg, und in Metternich, der jäh an der habsburgischen Hauspolitik festhielt. Schwarzenbergs Ziel bildete deshalb auch zunächst nicht Paris, sondern die Hochebene von Langres. Er erreichte sie fast ohne Kampf und wollte sich hier mehr oder weniger niederlassen, überwarf sich darüber aber mit dem Zaren. Die Gegensätze des Wollens, Halbwillens und Nichtwillens prallten hart gegeneinander. Um nicht auseinanderzufallen, einigten sich die Verbündeten auf Fortsetzung des Krieges im Felde und Weiterführung der mit Napoleon angeknüpften Verhandlungen in dem kleinen französischen Städtchen Chatillon. Während man also um den Sieg foht, beriet man zugleich über den Frieden. Die Folge war, daß beides nicht vorwärtsging.

Anfangs schien Napoleon militärisch erliegen zu sollen. Er verlor die schwere Winterschlacht bei La Rothière, wo Blücher ihn mit lauter nichtpreussischen Truppen besiegte. Eingeschüchtert, zeigte er sich geneigt, auf die ihm gemachten Bedingungen einzugehen. Doch die Verbündeten benutzten ihren Erfolg nur höchst ungenügend. Die hierdurch gewonnene Zeit brauchte der Kriegsgewaltige, um sich aufzuraffen, indem er persönlich den Bann der Abspannung von sich schüttelte und möglichst viele Truppen unter Waffen brachte. Das Glück war ihm geneigt. Es gelang, eine Lücke zwischen den beiden feindlichen Heeren der Hauptarmee und der schlesischen zu finden und die aus-

einandergezogenen Bestandteile der schlesischen in einer Reihe glänzender Gefechte zu besiegen. Hätte er Blücher nicht losgelassen, so würde er dessen Truppen wohl zersprengt haben, worauf dann Schwarzenberg keine Schlacht mehr wagte, sondern sich gewiß zurückzog. Das Unmögliche wäre dann möglich geworden: der Besiegte hätte gesiegt. Aber Napoleon war nicht mehr der jugendliche, alles wagende und alles gewinnende Held, sondern der Besiegte von Moskau und Leipzig, innerlich unruhig, angekränkt von der Blässe des Gedankens. So ließ er von Blücher ab, wandte sich gegen Schwarzenberg, bedrängte ihn und schlug einige vorgeschobene Truppenteile. Schwarzenberg verlor den Kopf und sank zurück. Doch dieser Erfolg des Imperators erwies sich als ein Mißerfolg, weil Blücher unterdessen die Möglichkeit fand, sich schnell wieder zu sammeln und aufs neue gefechtsfähig zu machen. Immerhin ersehnte das Hauptquartier der Verbündeten den Frieden, man begehrte einen Waffenstillstand und machte zu Chatillon günstige Anerbietungen. Umsonst! Napoleon überschätzte seine Siege und ging auf nichts ein. Notgedrungen also mußte weitergefochten werden, und da machte sich denn mehr und mehr das Übergewicht der Kräfte der Verbündeten, das der Zahl geltend.

Blücher zog Napoleon von Schwarzenberg ab, dieser machte lehrte und schlug die ihm gegenüberstehenden Marschälle, auch Napoleon prallte bei dem festen Laon ab von der verstärkten schlesischen Armee. Ein Versuch auf die Hauptarmee scheiterte ebenfalls; in Paris wuchs die bourbonensfreundliche Stimmung, und der Kongreß von Chatillon löste sich auf. So war demselben Manne, der noch vor kurzem gebieten konnte, der Boden unter den Füßen entschunden. Er blieb zu schwach, um der Übermacht viel anhaben zu können. Da sich ein Weitermarsch der Verbündeten auf Paris von vorne nicht abweisen ließ, sagte der Kaiser den verwegenen Entschluß, sich in den Rücken des Feindes zu werfen, um ihn von der Heimat und ihren Hilfsquellen abzuschneiden. Napoleon hoffte, ihn dadurch zur Umkehr zu bewegen und hinter sich her-zuziehen. Der Versuch mißlang. Die Verbündeten kümmerten sich nicht weiter um ihn, sondern bewegten sich entschlossen auf Paris. Vor Napoleon stellten sie eine

schwache Streitmacht auf, größtenteils Reiterei, welche die Bewegungen der Hauptheere verschleierte.

Der Korps hatte anfangs den Eindruck, als ob sein Unternehmen Erfolg bringe. Überall zeigte der Feind Bestürzung und Verwirrung, Kaiser Franz entging der Gefangenschaft nur mit knapper Not. Freilich, ver-dächtig wirkte das Erscheinen Caulaincourts, seines Vertreters in Chatillon, der ihm die Auflösung des Kongresses meldete. Vor sich hatte er stark nachdrängende feindliche Reiterei, sonst rings gährende Leere, keine irgend zuverlässige Nachricht über das Verhalten des Gegners. Ein Angriff brachte zwar einen leichten Sieg, aber keine Gewißheit. So rückte er weiter auf Vitry. Unterwegs erfuhr er, die Verbündeten zögen mit ganzer Macht wider Paris. Diese Kunde drückte ihn so nieder, daß er den Rest von Selbstvertrauen verlor und ganz wider Gewohnheit die Marschälle zu einem Kriegsrat berief. Sie entschieden sich für eiligen Marsch nach der Hauptstadt, um sie womöglich durch die Anwesenheit des Kaisers zu retten. Es lag klar, daß man das Ziel schwerlich noch rechtzeitig erreichen könne, und deshalb die letzte Hoffnung in umgekehrter Richtung, zumal in Lothringen liege, wo die Bevölkerung der Erhebung zuneigte. Aber Napoleon wagte keinen Widerstand mehr gegen seine Ratgeber. Ein Hinstürmen gerade auf Paris ließ sich nicht durchführen; man mußte sich deshalb trotz höchster Not zu einem Umwege über Troyes und Fontainebleau entschließen. Auf grundlosen Wegen drängten die abgehegten Truppen ruhelos vorwärts. Immer deutlicher wurde, daß alle Bemühungen an den Umständen scheiterten; Macdonald riet deshalb, nach Süden oder Osten abzubiegen, doch der Kaiser hatte sich auf den Gedanken nach vorn verrannt und besaß nicht mehr die Entschlußgeschmeidigkeit zum Umwenden. Von Troyes aus sandte er Kuriere, daß er innerhalb zwölf Stunden in Paris erscheinen würde; er selber verließ das Heer und jagte in einem Postwagen westwärts, fieberhaft erregt, bald ohne Geleit, schließlich gar zu Fuß. So gelangte er bis Cour-de-Grance, nur noch zwei Meilen vom Ziel, als er erfuhr, daß Paris verloren sei. Zu spät — zu spät! Aber verbissen, wollte er sich nicht darin finden, sondern weiterraufen. Erst auf

Zureden seiner Getreuen gab er nach und sandte seinen Ordonnanzoffizier an Marschall Marmont, der die Hauptstadt verteidigt hatte, mit der Weisung, den Kampf fortzusetzen und alle Unterhandlungen abzubringen; seinen Minister Caulaincourt wies er an die Monarchen, um den Frieden unter jeder Bedingung abzuschließen. Umsonst! Früh 4 Uhr traf die Anzeige Caulaincourts ein, Paris habe sich ergeben, und bald darauf kam der Ordonnanzoffizier zurückgeprängt mit der Meldung, Marmont befinde sich in vollem Rückzuge, seineaufwärts nach Essonnes. Abgespannt und Marmont vertrauend, begab der Übermüdete sich in grauer Morgenfrühe nach dem Schlosse von Fontainebleau, den Marschall auffordernd, seine Truppen zwischen Essonnes und Fontainebleau zu vereinigen. Ging alles den bisherigen Gang, so konnte der Krieg noch lange dauern, denn noch befand sich Napoleon ungebrochen im Felde. Da aber versagten zwei entscheidende Mächte: der Kaiser und seine Marschälle.

In dem Prunkschlosse von Fontainebleau durchjagten die Gedanken Napoleons überreiztes Gehirn. Er wollte Paris angreifen, unterstützt von den Bürgern, dann dachte er sich südwärts nach der Loire zu begeben, um dort die Kräfte des Widerstandes zu sammeln. Bald, so hoffte er, würde er dort über 60 000 Mann verfügen und Teile von Frankreich, zumal die östlichen Provinzen, zum Aufruhr bringen. Die allmählich eintreffenden Truppen blieben ihm ergeben; trotz ihrer Erschöpfung begrüßten sie ihn mit Jubel, und die Garde rief: »Nach Paris!« Napoleon besaß also tatsächlich die Mittel zu einem Ringen auf Tod und Leben. Doch statt sie entschlossen zu benutzen, statt zu handeln, brütete er vor sich hin und ließ sich die Selbstbestimmung entwinden; statt seine letzte Stütze, das Heer, rasch aus der gefährlichen Nähe von Paris zu entfernen, hielt er es unschlüssig zurück und suchte seine Zuflucht in Verhandlungen.

Noch war die Masse der Pariser Bürgerschaft keineswegs den Bourbonen zugetan, wohl aber eine Anzahl hochgestellter Männer, die ihren Wortführer in dem schlauen Talleyrand fand. Dieser haßte den Kaiser, seit er seinen Posten als Minister der auswärtigen Angelegenheiten verloren hatte, und mit richtiger Witterung erkannte er den

bedrohenden Sturz des bisherigen Gebieters. Geheim machte er sein Haus zum Sammelplatze der Unzufriedenen, ohne aber politisch Farbe zu bekennen. Er fand einen Gesinnungsgenossen in dem Polizeiminister, dem verschlagenen und ränkevollen Fouché. Seitdem die Kaiserin Paris verlassen hatte, stiegen die Aussichten der Bourbonen, für die Talleyrand sich nun offen erklärte. Rasch entfaltete er eine lebhaft aufwiegende Tätigkeit und erklärte dem Zaren am 31. März, es bleibe nur die Erhebung der Bourbonen auf den Thron, weil sie das Prinzip der Legitimität verträten. Man beschloß einen Staatsstreich. Die Verbündeten erließen eine Kundgebung, daß sie weder mit Napoleon noch mit einem Mitgliede seiner Familie ferner verhandeln und diejenige Verfassung gewährleisten würden, welche die Nation sich gäbe. Zugleich erhielt der Senat eine vorläufige Regierungsbefugnis; hiermit ausgestattet, verfügte er am 2. April die Abdankung Napoleons und seines Hauses. Der gesetzgebende Körper bestätigte diesen Beschluß. Obwohl beide Parlamente schlechterdings kein Recht zu solchen Maßnahmen besaßen, so bedeuteten sie für Napoleon doch einen schweren Schlag.

Die letzte Stütze des Geächteten bildete sein Heer, dies mußte in seiner Soldatentreue wankend gemacht oder gar der neuen Ordnung der Dinge gewonnen werden. Mit richtigem Blick erkannten die Führer der Royalisten hierfür Marmont als geeigneten Mann. Sie setzten alles in Bewegung, ihn zu sich herüberzuziehen, und wirklich vermochte er ihren Schmeicheleien, Bitten und Versprechungen nicht zu widerstehen. Einerseits glaubte er dem Vaterlande einen unvergeßlichen Dienst zu erweisen, wenn er es vor der Fortdauer des Krieges, jetzt eines Bürgerkrieges, bewahre, und andererseits fühlte er sich gehoben in dem Gedanken, seinerseits die Entscheidung zu bringen und nach dem König der angesehenste Mann Frankreichs zu sein. Am 3. April schrieb er Schwarzenberg, daß Heer und Volk sich durch das Senatsdekret von ihrem Treueid entbunden fühlten; er sei bereit, die Sache des Kaisers mit seinen Truppen aufzugeben, wenn man dem Gestürzten Leben, Freiheit und ein eignes Landgebiet gewährleiste. In diesem Falle wollte er sein Korps nach Versailles in die Linie der Verbündeten bringen. Schwarzenberg nahm das Zugeständnis an.

Inzwischen sammelten sich die kaiserlichen Streitkräfte in und um Fontainebleau. Der Kaiser hob ihren Mut und ihr Vertrauen; sie selber verlangten, gegen den Feind geführt zu werden. Anders aber dachten die hohen Würdenträger. Sie hatten die steten Kriege und Anstrengungen satt, konnten durch neue Kämpfe nur verlieren und befürchteten, das Vaterland in einen Bürgerkrieg zu stürzen. Deshalb wünschten sie keine Schlacht bei Paris, wollten aber ebensovienig die Rückkehr der Bourbonen. Unter solchen Umständen gewann der Gedanke einer Abdankung Napoleons zugunsten seines Sohnes an Boden. Auch Alexander erwies sich dieser Lösung nicht ganz abgeneigt. Als Caulaincourt bei ihm eintraf, um Frieden zu schließen, erhielt er zur Antwort, ein Friede mit Napoleon bedeute nur einen Waffenstillstand, der Kaiser müsse auf den Thron verzichten, um kein Hindernis für seinen Sohn zu bilden. Napoleon schwankte. Am 4. April besichtigte er die Garden und erklärte: »Ich habe dem Zaren einen Frieden anbieten lassen; er lehnte ab und will die weiße Kolarde an Stelle der nationalen setzen. Ich werde ihn in Paris angreifen und rechne auf euch!« Ihm antwortete ein donnerndes Vive l'Empereur! à Paris! à Paris! Also noch war die Truppe verlässlich, eine Tatsache, die die Marschälle zum Handeln drängte. Zu ihrem Wortführer machte sich der brutale und verwöhnte Ney, der sich im letzten Kriege zurückschreitend fühlte. Schon bei der Parade benahm er sich auffallend, dann verband er sich mit Lefebvre, Dubinot und Macdonald, um das Zimmer seines Gebieters zu betreten, während eine Menge Generale unten im Schloßhof wartete. Was im einzelnen besprochen worden, steht nicht fest. Nach der besten Überlieferung erklärte Ney, der Senat habe den Kaiser abgesetzt, für eine Schlacht unter den Mauern von Paris sei es zu spät, nur die Abdankung bleibe. Zwar widersprach Napoleon, doch besaß er nicht mehr die Entschlußkraft, die Auführer festnehmen zu lassen. Kalt entließ er sie, pflog eine kurze Besprechung mit Caulaincourt und schrieb dann ein Schriftstück nieder, worin er zugunsten seines Sohnes und der Regentschaft der Kaiserin die Krone niederlegte. Er hoffte, auf diese Weise sich und die Zukunft seines Hauses zu retten.

Der beim Zaren gern gesehene Caulaincourt brachte die Akte nach Paris, begleitet von Ney und Macdonald. Unterwegs suchten sie Marmont auf, der jetzt erkannte, daß er sich übereilt habe. Er unterrichtete sie von seinen Verhandlungen mit Schwarzenberg, ohne jedoch einzugehen, daß sie bereits abgeschlossen seien. Bei solcher Sachlage bestanden die Abgesandten darauf, daß der Marschall sie nach Paris begleite. Da er sich dieser Forderung nicht wohl entziehen konnte, übergab er das Korps dem ältesten Divisionsgeneral Souham, den er anwies, die Abdankung des Kaisers den Truppen bekanntzumachen. Dies erscheint als offener Verrat, denn das Zugeständnis war nur bedingt und noch nicht angenommen. Die Sache verschlimmerte sich noch weiter, als Schwarzenberg eine Mitteilung über den Abfall Marmonts für die Morgenzeitungen einsandte. Auch Talleyrand erhielt rechtzeitig Nachricht. Mit den Hauptanhängern der Bourbonen begab er sich zum Zaren und beschwor ihn, ihr Vertrauen zu rechtfertigen. Somit war die Angelegenheit fast schon erledigt, als Napoleons Bevollmächtigte eintrafen. Sie besprachen sich mit Alexander und fochten mutig für den Bestand des Hauses Bonaparte, beriefen sich auf den Wunsch der Armee, auf den Mehrheit des Volkes und auf die frühere Zusage, daß Frankreich frei in der Wahl seiner Regierung sein sollte. Man verhandelte bis nachts 2 Uhr; schließlich zeigte der Zar sich sichtlich erschüttert; am nächsten Tage sollte die Entscheidung fallen.

Und gerade in dieser Nacht reiste die Saat Marmonts. Mit den unlautersten Mitteln suchte man die Truppen des sechsten Korps gefügig zu machen. Erst in Versailles begriffen sie, um was es sich handelte. Wütend rannten sie durch die Straßen mit dem Rufe »Verrat!«, trieben Souham und die übrigen Generale durch Flintenschüsse in die Flucht und traten unter Befehl eines Obersten den Marsch zu ihrem Kaiser an. Aber Marmont sprengte hinterdrein, rief ihnen zu, Napoleon habe abgedankt, sie seien die Wache des Landes und müßten der Regierung Frankreichs gehorchen. Ohne nähere Kenntnis der Sachlage, ohne Führung erlahmte schließlich der Widerstand; nur einige tausend Mann lösten sich vom Korps und begaben sich nach Fontainebleau.

Marmonts Erfolg war groß, er war der Held des Tages. Für Napoleon wirkte die Tat verhängnisvoll, denn nun zeigten sich jene Gründe weggefallen, die namentlich Macdonald zu seinen Gunsten angeführt hatte. Auch Österreich war dem Gedanken einer Regentschaft nicht zugetan. Alexander lehnte ihn ab. Für die Verbündeten blieb nur unbedingte Thronentsagung oder Krieg.

Inzwischen hatte Napoleon sich überzeugt, daß es zu spät für Bedingungen. Am Abend des 4. April berief er die Korps- und Divisionsführer zu einer Besprechung. Sie kamen und versicherten ihn ihrer Anhänglichkeit. Aber mit der schwachen Armee ließ sich das feindliche Massenheer und das abtrünnige Paris nicht bekämpfen. Deshalb erteilte der Kaiser Befehle zum Rückzuge hinter die Loire. Statt ihn jedoch sofort ins Werk zu setzen, wartete er auf Kunde aus Paris. Während der Nacht erfuhr er den Verrat Marmonts. Dies hätte ihm als letzte Warnung dienen sollen, von hinnen zu eilen. Aber auch jetzt noch blieb er, erging sich in Äußerungen der Trauer und Entrüstung und traf Veranstaltungen gegen einen Angriff der Verbündeten. Sein Verhängnis war unabwendbar geworden. Als die Marschall-Abgesandten einsahen, daß sich die Regentschaft nicht durchsetzen lasse, gaben sie die Sache ihres Kriegsherrn auf, erkannten den Senatsbeschluß an und schlossen bei ihrer Rückkehr einen Waffenstillstand mit Schwarzenberg, wozu ihnen jedes Recht fehlte. Erst am Spätabend des 5. April kehrten sie nach Fontainebleau zurück und berichteten das Scheitern ihrer Bemühungen samt der bevorstehenden Erhebung Ludwigs XVIII. Napoleon zählte seine noch vorhandenen Hilfsmittel auf, sprach von dem Rückzuge nach Süden und meinte: »Vielleicht kann man noch alles retten!« Aber Ney erklärte roh, daß nur die volle Abdankung bleibe. Der Kaiser sagte sie zu. Auch auf die Generale wirkte die Heimkehr der Marschälle ungünstig. Noch am Abend des 5. traten sie zusammen und beschloßen, den Weisungen ihres bisherigen Gebieters nicht mehr zu folgen. So unterblieb der Abmarsch, der in der Frühe des 6. beginnen sollte. Trotz diesem offenen Ungehorsam widerstrebte Napoleon der ihm gemachten Zumutung. Noch einmal berief er seine

Marschälle, um auf die Möglichkeit einer Fortsetzung des Krieges hinzuweisen. Umsonst! Er fand nur Schweigen oder Widerspruch. »Die Großoffiziere des Empire hatten das Empire verurteilt«, sagt Houssaye. Da brach der Vielgeprüfte zusammen. Mut und Verzweiflung im Herzen rief er aus: »Ihr wollt die Ruhe — gut, ihr sollt sie haben!«, und schrieb ihnen die verlangten Zeilen, worin er für sich und seine Erben auf den Thron Frankreichs verzichtete.

Die Unterhändler eilten nach Paris. Ney machte die Abdankung bekannt, und an demselben Tage erhob der Senat Ludwig XVIII. zum König. Nur mit Mühe ließ sich für den entthronten Cäsar der Kaisertitel und die kleine Berginsel Elba als selbständiges Herrschergebiet auswirken.

Im glänzenden Schlosse von Fontainebleau wurde es öde und leer. Doch die Soldaten wollten immer noch nicht von ihrem Kriegsgotte lassen. In der Nacht des 7. April zogen sie mit Waffen und Fadeln durch die Straßen der Stadt Fontainebleau und riefen: »Es lebe der Kaiser! Nieder die Verräter! Nach Paris!« Auch in einer Anzahl andrer Städte und Festungen erfolgten ähnliche Auftritte. Von dem treugebliebenen General Allix lief eine günstige Nachricht ein. Napoleon zermartete sein überreiztes Gehirn; er vermochte das Unfaßbare nicht zu fassen; zweimal beauftragte er Caulaincourt, die Abdankung zu widerrufen und die Verhandlungen abzubreaken. Zu spät! Zu spät! Längst hatte der frühere Weltgebieter sich selber verloren. Am 12. unterzeichnete er die verhängnisvolle offizielle Urkunde. Seine Aufregung war derartig, daß er in der folgenden Nacht besinnungslos zusammenbrach. Am nächsten Tage freilich zeigte er sich wieder hoffnungsvoller, nur um sein Leben besorgt.

Die Stunde der Abreise kam. Am 20. April stellte sich die alte Garde im Schloßhof auf; Napoleon erschien, dankte für ihre Aufopferung und Treue, küßte ihren Befehlshaber und ihre Fahne, die dem Siege so oft entgegengeschlattert war. Noch ein langer Gruß, dann stieg er in den Wagen und fuhr von hinnen, umgeben von Wächtern der verbündeten Mächte. Ein Teilnehmer schrieb: »Man hörte nur seufzen in allen Reihen, und auch ich vergoß Tränen, als ich meinen teuren Kaiser scheiden sah.«

Geschichten aus dem Trödlerladen

Von Eduard Rapralik

Es gibt ausdrucksvolle Dinge, in denen altes Leben geheim fortbauert, und die auch fähig sind, in unserm Dasein weiterzuwirken. Liebhaber von Altertümern haben den Sinn für das Leben in Dingen dieser Art und sammeln sie.

Ein solcher Liebhabersinn hat die hier vereinigten vier Geschichten niedergeschrieben. Sie gehören einem Zyklus an, und die Ge-

genstände, aus denen sie geholt sind, hat ihr Sammler als ständige Rundschau in einem Trödlerladen aufgespürt. Man kann aber auch sagen, sie stammen aus dem einen »Trödlerladen«, den uns die Häuslichkeit und die ganze Lebensführung früherer Geschlechter als Erbe hinterlassen haben, und unter dessen buntem Kram der Puls ihres Lebens noch heimlich weiterschlägt.

Die verlobten Petschafte

Rausen Sie alte Petschafte?« fragte mich eines Tags mein Trödler. Er kramte eine Weile in einem der Silberkasten, dann sagte er verärgert: »Es waren doch zwei da. Jetzt sehe ich aber nur eins, ich weiß nicht, wo das andre hingekommen ist.« Nachdem er noch eine Weile gesucht hatte, gab er es auf. »Da, nehmen Sie derweil dieses, vielleicht findet sich noch das andre. Ich werde es für Sie aufheben.«

Es war ein einfaches kleines Ding, kaum so stark wie ein Bleistift. Der Stiel, aus Eisen achteckig geschnitten, erweiterte sich unten zu einer ovalen Platte. Daran befand sich ein Messingscheibchen mit einem Wappen, in dessen einzigem Feld ein rauchender Opferaltar und zwei gekreuzte Fadeln zu sehen waren, eine Rosetterie mit klassischen Symbolen, wie sie das Empire aufgebracht hatte.

Nach einigen Tagen kam mir mein Trödler mit der Nachricht entgegen, das andre Petschaft sei gefunden. Es hatte sich allerdings an einen Platz verirrt, wo man es schwer entdecken konnte. In einem der Silberkasten lag unter anderm buntem Kram auch ein großer Magnet in der üblichen Hufeisenform. Irgendein Besucher des Ladens hatte das eiserne Petschaft darangehängt, und der Trödler zog ärgerlich auf die Leute los, die nichts kaufen und einem nur die Sachen durcheinanderbringen. Das andre Petschaft war ähnlich ausgeführt wie das erste, das ich schon hatte, auch aus Eisen, nur noch schlanker und zarter. Oben hatte der Griff einen zierlichen Knopf, und das winzige Plättchen unten war Silber. Die Gravie-

runge stellte einen abgebrochenen Baumstamm dar, mit einer daran lehnenen Steinplatte, in der sich der Buchstabe E befand. Als ich es erblickte, hatte ich die Vision einer weißen Hand, die das Petschaft in rubinrotes Wachs auf ein schmales Briefchen drückte, während ein feines, sentimentales Profil darübergelesen war.

Zu Hause stellte ich es neben das andre, das schon seit einigen Tagen auf meinem Schreibtisch stand. Da trat etwas ein, was mich im ersten Augenblick verblüffte. Kaum daß ich die beiden nebeneinandergebracht hatte, schien es, als ob das erste, das Herrenpetschaft, Leben bekommen hätte. Es war förmlich in eine Unruhe hineingeraten, es neigte sich langsam gegen das andre, das Damenpetschaft, und fiel endlich daran nieder. Es sah aus, als hätte der Herr vor der Dame einen Fußfall getan. Ich stellte es schnell wieder auf, im nächsten Augenblick aber wiederholte sich derselbe Vorgang. In der ersten Überraschung konnte man versucht sein, an einen Spuk zu glauben. Ich mußte lachen, als mir gleich die Erklärung aufging. Das Damensiegel war ja während der paar Tage, die es am großen Magneten zugebracht hatte, selbst magnetisch geworden und zog nun das andre Eisen unwiderstehlich zu seinen Füßen. So natürlich sich auch die Sache aufklärt hatte, war mir doch von der Szene eine Empfindung hinterblieben, die sich nicht abweisen ließ. Zwischen den beiden Petschaften, die nach ihrer Ähnlichkeit offenbar gleicher Herkunft waren, und die der Trödler auch zusammen erworben hatte, sah ich eine Verbindung; sie hatten einst irgendwie zu-

einandergehört. Ich wendete sie lange hin und her, wiederholte das magnetische Experiment, und die Vermutung drängte sich mir auf, daß einst auch der Herr, dem das eine Siegel gehört hatte, der Besitzerin des andern ebenso zu Füßen gelegen habe wie jetzt sein Petschaft, das ihn überbauert hatte. Das andre, das schlante mit dem Silberplättchen, verwandelte sich in eine helle Gestalt im fließenden griechischen Gewande jener Zeit, ein feines Gesichtchen neigte sich errötend zu dem Knienden und liselte ein verschämtes Wort...

Da rief mich etwas in die Wirklichkeit zurück. Ich hatte das Damenpetschaft in den Händen, und es war mir aufgefallen, daß der Knopf, um den es das andre überragte, nicht aus einem Stüd mit dem Stiel zu sein schien. Ich versuchte daran zu drehen, es ging nicht, und wieder spann ich in Gedanken das Spiel mit den beiden Leuten meiner Phantasie fort. Meine Finger hatten aber unterdessen weiter am Knopfe gedreht, und ich glaubte zu spüren, daß er nachzugeben begann. Eine stärkere Kraftanwendung — der Knopf fiel abgescraubt auf den Tisch. Der Stiel war hohl, und ich zog daraus ein vergilbtes Röllchen, das ein vergißmeinnichtblauer haarfeiner Seidenfaden fest umschlungen hielt.

Es war so zart, daß mir meine Finger zu roh erschienen, um es aufzurollen. Auf dem winzigen, feinen Pergamentblatt stand ein mit mikroskopischen Lettern kalligraphiertes Gedicht:

In Treu' bis übers dunkle Grab
Hab' ich ins Herz geschlossen Emmelinen;
Du bist meines Lebens holbe Lab',
Wie süßer Blütennektar für die Bienen.

Trifft mich der graue Schlachtentob,
Dann eilt mein Geist zu dir auf Windesflügeln —
Solang mein Leben schühet Gott,
Magst du damit die Briefe an mich siegeln!

(Am Abend vor meinem Abmarsch ins Feld.)

Darunter das Datum eines der vielen Kriegsjahre von damals, in denen die beliebten Herzen Europas gleich Wiesenblumen hingemäht wurden. Dann aber noch ein Wappen: im einzigen Schild ein rauhender Opferaltar mit gekreuzten Fadeln. Das Wappen des andern, des Herrenpetschaftes, dessen, das den Fußfall getan hatte.

Ganz unten am Ende, als ob es sich trübselig in die Erde gedrückt hätte, stand noch etwas. Sehr wenig und dennoch genug, um über das Schicksal eines Menschenpaares die Entscheidung zu verkünden. Von andrer Hand als das Gedicht, mit zitternden, elfenhaften Zügen, ein Kreuzlein und ein späteres Datum desselben Jahres. Dazu: »Ewig dein — E.«

Es war dasselbe E, das auf dem Silberplättchen des Damenpetschaftes stand, dessen, in dem das Röllchen gesteckt hatte. Ich sah alles vor mir wie eine blasse Geisterbeschwörung. Daheim die bange, harrende Braut, auf dem Schlachtfelde den zu Tode getroffenen Jüngling der Helbenzeit, dann den Kameraden, der seine letzten Grüße an das Mädchen überbringt, zusammen mit den kleinen Andenken, darunter das Petschaft, mit dem er die Briefe an die Geliebte gesiegelt hatte.

Ich tat das Röllchen wieder zusammen, umwand es mit dem vergißmeinnichtblauen Seidenfaden und schob es zurück an seine Stelle. Dann schraubte ich den Knopf fest, bedeckte die beiden Petschaften mit einer kleinen Glasglobe und stellte sie in ein Fach, wo sie ungestört beisammenbleiben. Wenn ich sie einmal wiedersehe, dann ist mir, als stünde ich vor einem jener Mausoleen, an denen marmorne Witwenschleier über schlante weiße Aschenurnen wallen und die stillen, silberig grünen Laublastaden der Trauerweide bei jedem Lufthauch wie lieblosen hinstreichen.

Jockl

Die Geschichte vom Jockl hat mir an einem Maiabend unter blühenden Rußbäumen bei einem Glase Wein ein etwas kurzatmiger, bidlicher, spaßhafter alter Herr erzählt, der auch eine Stammsundschaft des Tröblers war und sich mit mir befreundet hatte. Ich will versuchen, sie so wiederzugeben, wie ich sie von ihm gehört habe:

Bei dem Tröbler, da sind mir schon ganz interessante Dinge untergekommen. Aber das famoseste war doch der Jockl. Den Namen hat er von mir gekriegt. Es ist schon ein paar Jahre her. Eines schönen Tags bemerke ich, daß mich von ganz hinten aus dem Silberkasten — Sie wissen ja, er steht noch jetzt rückwärts im Winkel — etwas an-

lacht. Lacht mir fast ins Gesicht, gerade nur, daß man es nicht gehört hat. Ich schaue näher hin und sehe ein Kinderbüßchen aus Zinn, nicht höher als mein Zeigefinger. Ein Büßchen, vielleicht im Alter von einem Jahr. Der Bub — nämlich die Büste war Biedermeierarbeit, so gewiß klassisch feierlich zugeschnitten wie ein Cäsarenskopf. Es war nicht etwa ein zuckersüßes Amorettenkind, sondern augenscheinlich Porträt. Pausbackig, kugelnasig, mit dickem gedrungenem Schädel, das Ganze unterseht und auf eine viereckige Platte montiert.

Ich sage gleich: Geben Sie ihn heraus, den — Jodl. Ich weiß nicht, wie mir der Name eingefallen ist, er hat mir eben auf ihn gepaßt. Der Schlingel war Ihnen feist und hat so satt und kugelrund dreingeschaut — na, seine Mama wird zu tun gehabt haben, den aufzufüttern. Gelacht hat der Kerl, daß er voller Grübchen im Gesicht war, und die Augen so impertinent schlau zusammengezwickelt, als hätte er einem sagen wollen: Geld, alter Esel, mir geht's gut in der Welt, was! Sogar, daß das alte Zinn so schmutzig war, hat ihm gutgestanden, nur das Nasenknöllchen, das ganz wenig über die beiden Backen herausguckte, war blank abgegliffen, und dieses Glanzlicht vervollständigte seine Physiognomie eines ausgepichteten kleinen Trunkenbolz.

Zu Hause stellte ich mir das Kerlchen auf den Schreibtisch. Da ist auch ein Brief meiner Tochter dagelegen, die damals seit mehreren Monaten an einen Professor in der Provinz verheiratet war. Ich möchte doch zu ihnen kommen und wenigstens ein paar Wochen dableiben. Mir hat etwas im Ton des Briefes nicht gestimmt. Ich hatte schon früher ein gewisses Gefühl gehabt, als ob es mit meinem Schwiegersohn nicht ganz klappt. Wissen Sie, ich war damals bereits Witwer und habe mich immer gehütet, in die Angelegenheiten meiner Kinder dreinzureden. Meine Tochter war ein hübsches, tüchtiges Mädel, und auch ihr Mann ein ganz netter braver Mensch. Aber er hat eigne Sachen im Kopfe gehabt. Hat immer dunkle Andeutungen gemacht, so etwas wie über eine große Aufgabe, eine Mission, die seine ganze Kraft beanspruche, und dergleichen. Es hat sich um irgendein wissenschaftliches Werk gehandelt, das ihm im Kopf herumspukte. Nicht einmal eine Hochzeits-

reise hatten sie gemacht; erst müsse er über sein Werk hinaussein, dann erst werde er sich dem Familienleben widmen können. Und lauter so Brimborium. Meine Tochter beklagte sich nie bei mir, nur recht zurückhaltend war sie, wenn ich sie einmal fragte, wie es ihr gehe. Ich wußte nur von ihm selbst, daß er Nacht für Nacht am Schreibtisch saß, bis ihm die Augen zufielen, und daß er sich dann in seinem Arbeitszimmer schlafen legte.

Auf ein kleines Professorlein war nach all diesem bis auf weiteres nicht zu rechnen. Mir scheint, das vertrug sich nicht mit seiner hohen Mission. Na ja, ich bin zu dumm für so etwas. Ich verstehe, daß zum Verheiratetsein das Kinderkriegen gehört — wenn man seine ganzen Kräfte für etwas Besseres braucht, dann soll man eben das Heiraten bleiben lassen. So viel aber hatte ich aus seinen Andeutungen gemerkt, daß es zwischen den jungen Leuten so etwas wie eine Abmachung vor der Hochzeit gab: Erst das Buch und nachher die Kinder. Und das dumme Mädel hat sich augenscheinlich herumkriegen lassen. Das war ein ungleicher Pakt. Wie weit es mit seiner Mission seine Richtigkeit hatte, weiß ich nicht zu beurteilen, kurz, er glaubte daran und konnte sich damit zu schaffen machen. Aber daß sie eine natürliche Mission hatte und darum geprellt wurde, das stand bei mir fest.

Während ich mein Bündel schnürte, um zur Tochter zu fahren, fiel mir ein: Bringst ihr den Jodl mit! Sie war schon als Mädel ganz närrisch in Kinder verliebt gewesen — Herrgott, ich kriegte eine Wut, wenn ich daran dachte, was die ihren eignen Kindern für eine Mutter hätte abgeben können! Nun soll sie wenigstens an dem Kleinen da ihren Spaß haben. Als ob ich geahnt hätte, was für ein Prachtlerl in ihm steckte.

So ein Entzücken habe ich nie wieder gesehen wie die erste Begegnung meiner Tochter mit dem Jodl. Sie bekam strahlende Augen, stellte ihn vor sich hin auf den Tisch, setzte sich ihm gegenüber, packte ihn wieder und preßte ihn an die Brust, wiegte ihn in den Armen, gab ihm eine Unzahl Rosenamen, und — Sie können mir's glauben — in ihrer Stimme klang Musik dabei. Der Herr Gemahl war etwas verlegen danebengestanden, aber selbst er mußte sich zu einem Lächeln bequemen. Ich hatte bei der An-



Theodor Alt: Der Hundertjährige

Aus der Gemäldegalerie von Karl Haberstock in Berlin W.



8801. Julius Ebn, Sülferdorf

August Roth: Mater dolorosa

kunft mein hübsches Mädchen ein wenig blaß und angewekelt gefunden. Jetzt aber war sie wieder schön und leuchtete geradezu. Als ob eine Sonne in ihr aufgegangen wäre. Der Jodl aber lachte, lachte, breit, gerieben, mit dem ganzen dicken Gesicht, mit der glänzenden abgeschliffenen Kugelnase, lachte, als ob er gewußt hätte, daß die Sache ihn anging.

Herr, Sie werden mich für abergläubisch halten, aber wie sich das Weitere gemacht hat, würde nicht viel dazugehören, um zu glauben, daß der Kerl es wirklich gewußt hat. Den ganzen Rest des Tages schleppte meine Tochter den Jodl mit sich durchs Haus, und als wir abends in der Laube beisammen saßen, da stand er vor ihr auf dem Tisch. Und lachte. Einmal trank sie ihm sogar mit einem Glase Rotwein zu und hielt es ihm hin. Da bekam seine blanke Knopfnase einen Reflex ab und erglühte feurig. Das hatte dem Jodl gerade noch gefehlt.

Der Herr Professor kam an diesem Abend gar nicht dazu, von seinem Buche zu reden. Es war im Juni, so eine stille, warme Juninacht — wenn Sie das Weinglas ansehen, glauben Sie den Duft der Rosen im Garten mitzutrinken, über den Rasen ziehen die grünen Johannisfünktchen auf dem Hochzeitsflug ihre Kreise. Mein Lieber, da werden alte Leute wie ich jung! Der Professor wollte immer wieder von seinem wissenschaftlichen Werk anfangen, doch heute ließ ihn mein Mädel damit nicht zu Wort kommen. Sie war wie ausgewechselt, die Sentiments waren weg, sie war wieder ganz das fouragierte, übermütige Ding wie vor der Hochzeit. Und der Professor, der nicht von seiner hohen Mission balzen konnte, schien einmal auch nicht taub und blind gegen alles andre zu sein, denn er begann mitunter seine Frau so anzusehen, als ob es außer seinem Buche noch andre schöne Dinge in der Welt gäbe.

Unterdessen war die Kerze auf unserm Tisch heruntergebrannt. Meine Tochter wollte eine neue holen, aber ich verbat es mir. Im Finstern spürt man erst recht, wie schön eine solche Sommernacht ist, und der Wein schmeckt einem da noch besser. So blieben wir denn im Dunkeln sitzen. Mein Schwiegersohn machte noch einen schwachen Versuch, sich wieder auf sein Stedenpferd zu schwingen, doch da fing meine Tochter mit ihrer vollen warmen Stimme leise ein

Lied an. Das tat so wohl, daß die Wissenschaft schweigen mußte. Im Garten piepste ein Vogel aus dem Schlaf, und die Glühwürmchen schwärmten jetzt sogar bis in unsre Laube. Ich weiß nur, daß wir ganz stillblieben, als das Lied meiner Tochter zu Ende war.

Auf dem Rasen vor der Laube leuchtete eins der grünen Fünktchen noch heller als die andern. Meine Tochter sprang auf und holte es sich. Sie setzte es auf den Tisch hin und freute sich darauf, es auffliegen zu sehen.

Es flog aber nicht davon. Es bewegte sich langsam über den Tisch. Plötzlich schrie meine Tochter: »Da schaut her, schnell, schnell schaut her!« Wir stedten die Köpfe zusammen, wo das Fünktchen haltgemacht hatte. Hier sah man in dem magischen grünen Schimmerchen unsers Jodls breites, dickes Gesicht lachen. Das Leuchtläferlein, dem er im Wege stand, war an ihm hinaufgekrabbelnd und hatte sich seinen kugeligen Nasenvorsprung zur Rast erwählt. Der Schein reichte gerade aus, um von diesem Mittelpunkt aus Jodls Angesicht zu bestrahlen und ihn so in der finsternen Laube schwach sichtbar zu machen.

Ich habe den Jodl nie so verschmigt lachen gesehen wie damals in dem grünen Geisterschimmer. Als hätte er bereits genau gewußt, was wir in jenem Augenblick noch gar nicht ahnen konnten.

Das Fünktchen hielt nun ganz ruhig und rührte sich nicht mehr vom Fleck. Und der Jodl in seiner bengalischen Miniaturbeleuchtung lachte. Ja, warum flog denn das Glühwürmchen nicht weg? Ich rieb endlich ein Zündholz an.

Da kam es heraus. Es konnte nicht davonfliegen. Schon auf dem Rasen nicht, von dem es meine Tochter aufgehoben hatte. Denn es war nicht eins, sondern es waren ihrer zwei. Und die hielten gerade Hochzeit, und meine Tochter hatte ihnen Jodls breiten Rasenrücken als Brautbett verschafft. Und der Jodl lachte sich ins Häufchen...

Mein Professor sprach an diesem Abend nicht mehr von seinem Buch. Auch am nächsten Morgen nicht. Ich aber begann mich überflüssig zu fühlen und kürzte trotz allerlei verlegenen Protesten meinen Besuch ab. Dafür blieb ich das nächstemal länger. Da war aber auch ein lebendiger Jodl da.

Genau so ein dicker, kugelnasiger, verschmigt lachender kleiner Trunkenbold wie der, den ich gebracht hatte.

Mein Jodl wird wie ein Hausgöke verehrt, nicht nur von meiner Tochter, sondern

auch vom Herrn Professor. Der hat mir nämlich hinterdrein gestanden, daß er mit seinem gelehrten Werk erst vorwärtskommt, seitdem sich die Geschichte mit dem Jodl ereignet und alles ins Gleis gebracht hat.

Die Engeluhr

Ich hatte bei meinem Tröbler eine eigentümliche Renaissanceuhr gekauft. Das Gehäuse bildete ein Konsole, das einen schönen Frauenkopf trug, beides aus Ebenholz. Der Kopf mädchenhaft edel und harmonisch, eine reine, feingewölbte Stirn, selbstbewußte große Augen, die schauten, als hätten sie nie Trauer gekannt. Nur um den schmalen Mund war ein krauses, verhaltenes Lächeln, das dem Gesicht einen Zug heimlicher Sündhaftigkeit gab. Trotz dem schwarzen Holz schien die Schönheit dieses Kopfes einen hellen, kühlen Glanz auszustrahlen. Aber die ganze Front des Konsols breitete sich das Messingzifferblatt der Uhr aus, mit den schwarzemaillierten Stundenziffern an der Peripherie. In der oberen Hälfte der gravierten Messingscheibe, innerhalb des Ziffernkranzes, war ein halbkreisförmiger Ausschnitt, und da blickte ein geflügeltes Engelsantlitz in feurig dunklem Email heraus, um das sich ein Schriftband schlang. Das trug in altertümlicher Schreibart den Vers:

Sieh das holde Engelein,

Wie blickt es doch so himmlisch rein!

Ich habe einen Uhrmacher, der besser getan hätte, auf die Welt zu kommen, als man noch solche Werke wie meine Renaissanceuhr machte. Der Mann kennt keine größere Freude, als über alten Uhrwerken zu sitzen, sie zu studieren und wieder in Gang zu bringen. Fehlende Bestandteile schmiedet und feilt er peinlich mit der Hand nach, ergänzt Gravierungen, verliert mehr Zeit damit, als für sein Geschäft gut sein kann. Doch sobald es ihm wieder einmal gelingt, solch einem verzwickten Kunstwerk aus den goldenen Zeiten der Uhrmacherei neues Leben einzublasen, ist er so stolz, daß er sich für den schlechten Geschäftsgang entschädigt fühlt. Zu diesem Wundermanne trug ich meine Uhr. Er beschaute sie, schüttelte sie ein wenig, dann erklärte er, das Werk könne nicht so ohne weiteres untersucht werden, es sei alles verrostet. Er müsse sich zum Auseinandernehmen Zeit lassen — ein paar Wochen, vielleicht Monate, werde die Uhr schon bablei-

ben müssen. Wenn er fertig sei, werde er sie bringen. Ich kenne meinen Mann. Er sagt kein Wort über die Sache, bis er weiß, wie er dran ist. Wenn es aber geht, dann wird er die Uhr in tadellosem Zustande bringen, mir über das Ganze einen systematischen Vortrag halten und sie bei mir installieren.

Da ich im Begriff war, eine Urlaubsreise anzutreten, gab ich dem Meister die Stelle an, wo ich in meiner Wohnung die Konsoleuhr angebracht haben wollte. Ich habe ihn mit der Pflege meiner Uhren betraut, und er kommt auch in meiner Abwesenheit allmonatlich, um nachzusehen.

Nach acht Wochen war ich wieder zu Hause. Das Uhrkonsole mit der schönen darüber hing schon an seinem Platz und tickte. Es war ein weiches, wiegendes Geräusch. Die Dame auf dem Konsole blickte in kühler Herrlichkeit, das Engelsantlitz im Zifferblatt leuchtete tief im farbigen Schmelz, lächelte starr, und der einzige Filigranzeiger zog darüber einen zarten Strich zu dem Ziffernkreis, dessen obere Hälfte den Engel umschloß. Als die Stunde kam, gab es einen anmutigen, einschmeichelnden Glodenton. Mein Uhrmacher hatte wieder einmal seine Sache herrlich gemacht.

Am ersten Abend nach meiner Heimkehr machte ich mir bis in die Nacht am Schreibtisch zu schaffen, über dem jetzt die Engeluhr hing. Jede Stunde erinnerte mich die wohl lautende Glodenstimme, die gewiß seit mehreren Menschenaltern geschwiegen hatte, an ihre Anwesenheit, und ich sah zu der Uhr auf, zum mystischen Engelsantlitz im Zifferblatt und zur Dame darüber. Sie hatte ihr krauses, sich gerade nur andeutendes Lächeln, in dem ich jetzt auch ein wenig Grausamkeit zu entdecken glaubte. Als ich wieder einmal zur Uhr aufblickte, war der feine Schatten des Filigranzeigers nahe der Mitternachtsstunde. Noch wenige Augenblicke, und die Spitze des Zeigers wies senkrecht nach aufwärts, zum Frauenkopf auf dem Konsole.

Das Schlagwerk holte aus — und mir lief es wie Ameisen durch die Glieder.

Zugleich mit dem ersten Glockenschlage hatte das Engelsantlitz im Zifferblatt begonnen, sich um dessen Achse zu drehen, und im halbkreisförmigen Ausschnitt erschien, in dem Maße, in dem der Engel verschwand, schwarz, rot, grün und gelb, küdlich grinsend, frech und lüstern, eine Teufelsstrafe. Auch hier wie beim Engel war, vielfach geschlungen, ein Schriftband. Da stand zu lesen:

So offenbart sich dein wahrer Sinn,
Im Engel steht die Teufelinn';
Dies habe ich, Hanns Stoß, gemacht,
Und dir, du Böse, zum Lohn gebracht,

Gar bald ist um der Falschheit Grift,
Der Engel dann des Teufels ist!

Die Teufelsfrage war die andre Hälfte der Emailscheibe, die unter dem Zifferblatt, dessen Ausschnitt bisher nur die Engelseite sichtbar gelassen hatte. Während der ganzen Geisterstunde blieb die Teufelsfrage da. Erst beim Schlag Eins drehte sich die Scheibe wieder mit der Engelseite nach oben. Ich aber ersuchte am nächsten Morgen meinen Uhrmacher, mich in Zukunft rechtzeitig zu verständigen, wenn er etwa wieder einmal in einem von mir überbrachten Uhrgehäuse auf Überraschungen stoßen sollte. Diese war für meine Nerven doch etwas stark gewesen.

Die Seele der Vergangenheit

In unserm Hause werden die guten alten Familienerbstücke treu bewahrt und gepflegt. Das Neue, das der Fortschritt der Zeiten bringt, fügt sich ganz gut hinein, es muß nur eben dem ruhigen Anstand des Alten angemessen sein, der keine Aufbrinlichkeit und keinen falschen Schein neben sich duldet. Manches schöne antike Möbel, das aus dem Tröblerladen hinzugekommen ist, nachdem es in kundigen Händen eine Wiedergeburt durchgemacht hat, wird hier empfangen, als hätte ein liebes Familienmitglied heimgefunden. Das andre rückt zusammen, und es wird immer noch ein schöner Platz frei, auf dem dann der Zuwachs so selbstverständlich dabei ist und Verwendung findet, als wäre er immer dagewesen.

Aber allem schaltet meine Frau. Sie hat den Stil der jungen Familienbildnisse von vor hundert Jahren, als die Maler die Frauen ins Griechische übersetzten, sie liebt auch in ihrer Haustracht den Schnitt von damals, der ihre Gestalt mit dem Rhythmus langfließender Falten umgibt und die zum kräftigen Kopf aufsteigenden Marmorlinien ihres Nackens freiläßt.

Als spätgeborene Tochter eines langlebigen Stammes hat sie aus ihrer Kindheit die Erinnerung an eine uralte Großmutter behalten, die in jene Zeit von vor hundert Jahren zurückreichte. Nun sieht die Enkelin das Haus und die darin verbliebenen Erbstücke im Silberschimmer jenes späten, durch ein edles Alter verklärten Lebensabends, dessen Spuren noch in allerlei wunderbarartigen Handarbeiten der nimmermüden Greisin zugegen sind. Das Ererbte hegt sie als

Abglanz eines Ahnendaseins, zu dem sie ihre Angehörigkeit innig empfindet. Mit dieser kindlichen Liebe umfängt sie aber auch die fremden Altertümer, die ich ins Haus bringe, und die sich hier ihrer neuen Heimat würdig erweisen. Alles pflegt sie selbst mit sorgsamten Händen, verjüngt es durch die Griffe blühender Pflanzen und durch ihr eignes Dasein. Wenn sie sich im Sonnenschein, den breite Fenster zu Gast laden, oder auch in den heimlichen Schleiern trüben Wetters zwischen ihren geliebten Schätzen bewegt, wenn sie sich, müde vom Tagwerk, in Dämmerstunden niederläßt und ihre zufriedenen Augen auf ihnen ruhen, dann ist es, als ob die schönen Dinge von einst und das Enkelkind von heute miteinander freundlich Aussprache hielten.

Man glaube nicht, daß solche Dinge keine Seele haben. Seelenlos sind nur die neuen, an denen noch kein Leben haftet, und die schlechten, die nicht fähig sind, die Menschen an sich zu binden. Den guten alten hat die Vergangenheit der Menschen, denen sie dienen und von denen sie geliebt wurden, eine Seele eingebläst. Sie bringt auf uns ein aus den Erinnerungen, deren sie voll sind, aus den sichtbaren Zeichen früheren Lebens und aus solchen, die wir nur fühlen können. Ich sehe immer, wie sie die Liebe der Menschen zu ihnen erwidern. Am deutlichsten haben sie es bei uns gezeigt, als meine Frau einmal sehr krank war.

Diese Krankheit hatte einer der großen Schmerzen verursacht, die am Gemüt zehren, ohne dem Körper sichtbare Wunden zu schlagen. Der Leib begann nur zu wel-

ten und tat, als ob er nicht weiterleben wollte.

Unser Arzt, der auch unser Freund ist, hatte alles versucht und schickte sie endlich fort. Sie kam in ein Klima, in dem alles Leben ohne Pflege üppig gedeiht, in Gegenden, deren Schönheit die Sinne berauscht — es nützte alles nichts. Auch eine Heilanstalt, wo alle Wissenschaft und alle Lebenskenntnis aufgeboten werden, um die Leidenden gesund zu machen, konnte nichts ausrichten. Da brachte ich sie nach Hause zurück.

Draußen im Angesicht der Herrlichkeiten war es gewesen, als ob ihre Augen das Leben verlernt hätten. Als sie wieder zu Hause war und die lieben alten Dinge sie umgaben, die sie lange entbehrt hatte, da begann sie wieder zu schauen. Zuerst wallte ihr Schmerz wieder auf, doch es schien ihr eine Erleichterung, daß sie sich ihm ganz überlassen konnte. All die von Kindheit an vertrauten Gegenstände und die späteren, die ihr Vertrauen gewonnen hatten, schienen an ihr teilzunehmen und sich zu überbieten in Liebe zu der Frau, die wieder bei ihnen war.

Wenn sie im Bette lag, verrieten sie ihren umherstreichenden Blicken immer wieder neue Reize, hatten allerlei liebe kleine Überraschungen für sie, die sie noch nicht bemerkt zu haben glaubte. Und als sie vorsichtig in den weiten, edelgeformten, mit verblaßt-blumigem Sammet überzogenen Lehnstuhl der Großmutter gehoben wurde, da sah es aus, als hätte der Brave ein Kind sorglich in fräftige, elastische Arme genommen, und all die Dinge um sie lächelten ihr zu.

Sie hatten wahrhaftig ein frohes Lächeln aufgesetzt.

Es kam ein Tag, an dem sie das Lächeln erwiderte. Sie saß wieder im Lehnstuhl und suchte nach einer Beschäftigung. Vor ihrer Krankheit hatte ich ein hohes schmales Möbel vom Tröbler erstanden, mit vielen Schubladen übereinander und Schlüssel-schildern aus grün-schimmernder Bronze, auf denen je ein Paradiesvogelpärchen schnäbelte.

Als es innen und außen restauriert vom Tischler ins Haus gebracht wurde, da leuchtete es im warmen Blond alten, schön-gemaserten Kirschholzes, das durch eingelegte dunkle Linien gehoben wurde. Dieser Schub-

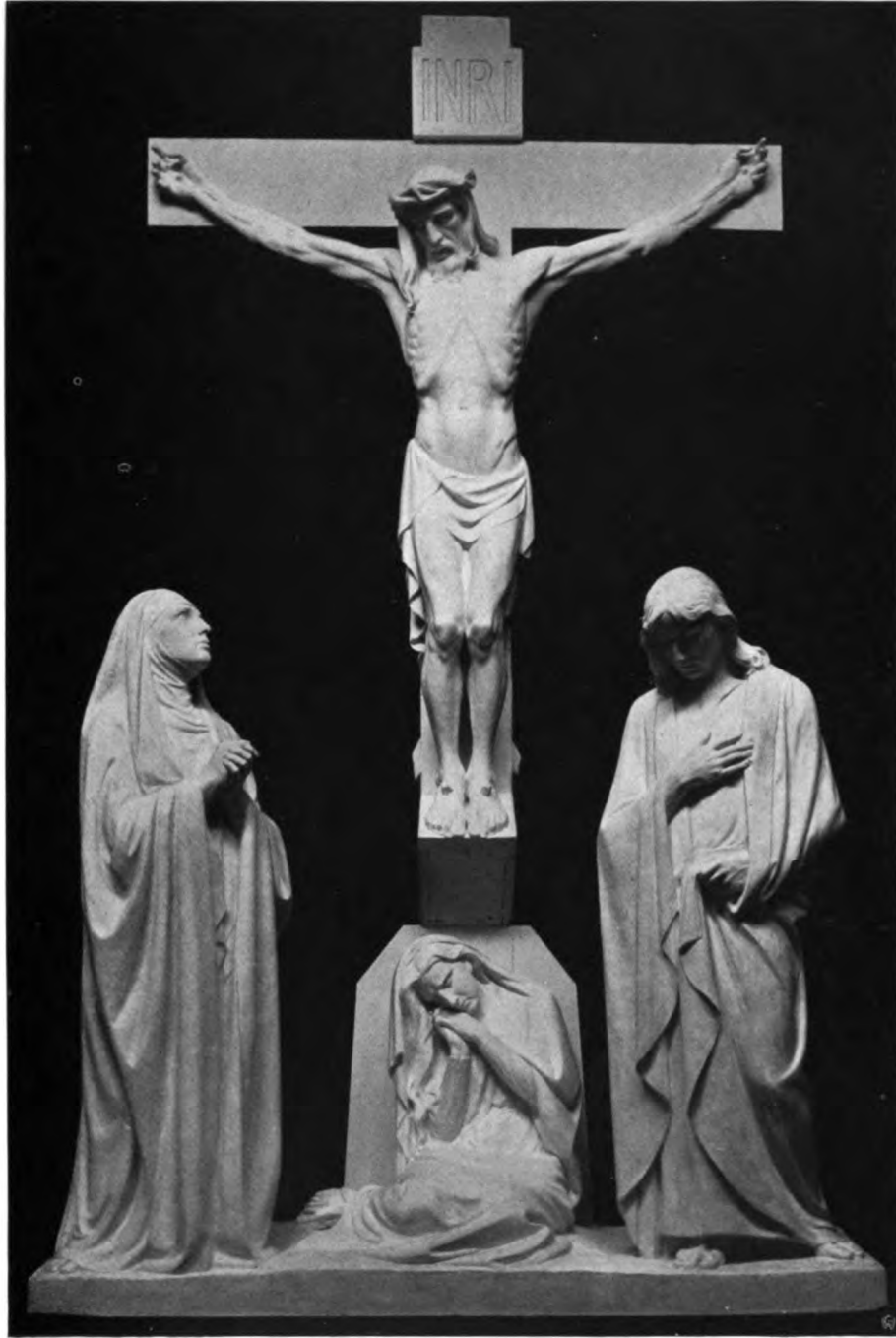
ladkasten war noch leer, und meine Frau ließ ihn zu sich heranrücken; sie wollte versuchen, einen Teil der Erinnerungsgegenstände, deren sie eine Menge besaß, einzuräumen.

Unter diesen Kleinigkeiten befand sich ein Bündel mit Papieren der Großmutter, das lange uneröffnet geruht hatte. Nun nahm sie mit langsamen Händen Blatt um Blatt vor. Da waren Briefpapiere mit zierlichen Devisen, Glückwunschkarten, Aufzeichnungen in blasser Schrift. Oft kamen Zettel an die Reihe, bei denen meine Frau länger verweilte, und endlich reichte sie mir einen.

Das war ein Hausrezept. Ein Arkanum für alle Leiden, wie die Schreiberin versicherte, die mit tiefem Vertrauen von wunderbar gelungenen Kuren erzählte. Es bestand aus einer Unmenge von Ingredienzien, darunter solchen, die als köstlich und selten gepriesen waren. Aus einem Vermerk der Großmutter war zu ersehen, daß das Rezept seit Menschengedenken im Hause war. Als ich das würdige Schriftstück meiner Frau zurückgegeben hatte, behielt sie es eine Weile nachdenklich in der Hand und sagte dann: »Bitte, laß' mich nicht aus, laß' mir diese Medizin machen! Ich möchte sie einmal versuchen.«

Ich weiß alles, was kluge Leute davon halten werden. Aber ich ging darauf ein und zeigte das Rezept unserm Arzt. Der Mann, der sein strenges Wissen anzuwenden weiß, wo es nötig ist, verspottete mich gar nicht, sondern sagte mit seinem gescheiten Lächeln: »Ja, das kann einen ganz angenehmen Kräuterlikör geben, auch für gesunde Leute. Von der Großmutter hat sie das Rezept? Und verspricht sich einen Erfolg davon? Aber gut, lassen Sie ihr doch das Vergnügen!«

Ich glaube, so wie meine Frau das Tränk-lein nahm, muß sie ausgelesen haben, als sie ein kleines Mädchen war und aus der Hand der Ahne die Arznei empfing. Sie nahm es täglich, und täglich ordnete sie auch hundert Säckelchen in den Schubladkasten ein, täglich erwies ihr die liebe alte Umgebung neue Freuden, und täglich lehrte ein wenig neue Gesundheit bei ihr ein. Bis endlich unser Arzt sagte, daß er jetzt überflüssig sei, und sich zu einem gemütlichen Familienabend bei uns einlud.



Emil Riemlen: Kreuzigung

Aus der Großen Stuttgarter Kunstausstellung vom Sommer 1913

An diesem Abend saßen wir beide noch nehmbar. Es sang die Seele der Dinge, in eine Weile beisammen, nachdem unser weiser Hausarzt gegangen war. Um uns fühlten wir in den hinterlassenen Dingen die fortwirkende Seele der Vergangenheit, die unser Dasein um alles, was vor uns war, bereichert. Aus der traulichen Weihe unsrer Umgebung strömte es auf uns ein wie die Gunst der Altvordere gegen die Nachkommen, die sich ihren Zusammenhang mit ihnen gegenwärtig halten und ihrem Andenken Treue bewahren.

In der Stille hörte man nur den weit ausschwingenden Pendel im hohen eichenen Gehäuse der Standuhr, der in seinem gleichmäßigen Gang jedesmal ein Wort zu wiederholen schien. Bald war es ein Refrain geworden, zu einem Chor, der sich ringsum erhob, nur für Ohren, denen er galt, ver-

Wir dienen euch, zurückgewandt
in eine ferne Zeit,
weit — weit ...
Das Einst ist noch in uns gebannt,
geht weiter seinen Gang,
lang — lang ...
Hört nur hinein, wie noch erklingt
in uns die alte Weis',
leis' — leis' ...
und eurem Enkelherzen singt
ein Leben längst verlauscht —
lauscht — lauscht!
Ihr seht, wenn euer Blick uns trifft,
Vergangnes aufbaut —
schaut — schaut!
Wir sagen mehr als Wort und Schrift,
wenn euer Sinn es will —
still — still! ...

Am Mikroskop

Vom Klagen müde, wund vom vielen Jammern
Vertriebt sich scheu die Seele ins Symbol,
Und in des Großen Hauses kleinsten Kammern
Fühlt sie beruhigt sich und seltsam wohl.

Was suchst du dort? Den Urquell alles Lebens?
Das ewige Werden und den ewigen Tod?
Ach, alles ist ja gleich — und gleich vergebens,
Und jedes Morgenrot ein Abendrot!

Und doch durchweht der Klosterzellen Frieden
Auch dieser Zellen lautlos heitre Pracht,
Die Säfte sondern wirbelnd sich und siedend
Und tragen unsichtbare Wunderkraft.

Sie gehen durch die Schleierarten Wände
Gespenslig wie durch offene Türen ein,
Die Heiligen einer lieblichen Legende,
Die Wunder tun in jedem Kämmerlein.

Ach, Wunder über Wunder trinkt die Seele
Und fühlt sich bis ins Innerste entzückt,
Und in des Labyrinthes tiefster Höhle
Ist sie auf Stunden ihrem Schmerz entrückt.

Börries, Freiherr von Münchhausen

Aluminate und Alumnaterziehung

Von Oberlehrer Dr. Wilhelm Wendland

Stärker als in früheren Zeiten macht sich jetzt in weiten Kreisen das Bedürfnis nach Alumnaten geltend. Ständig wächst die Zahl der Eltern, die ihren Söhnen eine höhere Schulbildung zu geben wünschen, aber um deswillen gezwungen sind, sie von Hause fortzugeben. Gutsbesitzer, Landärzte und Landpfarrer, Justiz- und Verwaltungsbeamte in kleineren Städten und ländlichen Bezirken können — bei dem offensichtlichen Mangel an tüchtigen Hauslehrern — ihre Söhne nicht im Hause behalten. Väter, die durch ihren Beruf zu häufigen Reisen oder zum Aufenthalt im Auslande gezwungen oder beruflich so überlastet sind, daß sie ihre Kinder nicht eigentlich selbst erziehen können, werden dankbar sein, wenn sie diese Erziehung tüchtigeren Händen anvertrauen können. Knaben, die ihren Vater verloren haben, bedürfen zumeist eines energischen männlichen Erziehers, um für das Leben reif zu werden.

Solchen Knaben einen Ersatz für das Elternhaus zu vermitteln, hat man sich von jeher schon verschiedentlich bemüht, und wenn man — zumal gegen Viertelsjahrsende — den Anzeigenteil unsrer Zeitungen und Zeitschriften ansieht, so scheint der Nachfrage ein überreiches Angebot gegenüberzustehen. In Wirklichkeit aber ist es meist überaus schwer, ein auch nur leidliches Unterrichten für einen Knaben zu finden.

Gebildete Familien, die höhere Schüler in Pension nehmen, trifft man erfahrungsgemäß äußerst selten. In vielen einfachen Bürgerhäusern sind die Ernährung, die Schlaf- und Wohnräume oft recht unzureichend; es fehlt an Ruhe zur Arbeit, besonders aber auch an der nötigen Aufsicht. Die Manieren bei Tisch, die Gespräche, die geistigen Anregungen stehen in einem auffallenden Gegensatz zu den Gewohnheiten des Elternhauses. Vor allem: die Grundlagen des Zusammenlebens sind nicht erzieherisch, sondern geschäftlicher Natur. Wohl lernt mancher Knabe hier frühzeitig auf eignen Füßen zu stehen; aber sehr viele geraten auch auf Abwege.

All diesen Abständen suchte man dadurch zu entgehen, daß man die Kinder in den Familien der Direktoren und Oberlehrer unterzubringen strebte. So erwünscht auch den Eltern dieser Ausweg sein mochte — daß er sich stets in den Grenzen gehalten habe, die im Interesse des Oberlehrerstandes liegen, wird man nicht behaupten können. Jedenfalls schränkt die neue Dienstverweisung vom 12. Dezember 1910 diese Möglichkeit in ganz bestimmter Weise ein.

Aber auch der Oberlehrer hat ein nicht minder großes Interesse an der Unterbringung seiner auswärtigen Schüler, hat er doch das schöne Vorrecht vor allen andern Ständen, daß seine Pflichten nicht mit seinen Amtsstunden und der dazu nötigen Vorbereitung erschöpft sind, sondern daß er — je nach dem Maße seiner Befähigung und Neigung — jederzeit an der Erziehung seiner Schüler zu arbeiten berufen ist.

Bei dieser Sorge um das leibliche und seelische Wohlergehen der Zöglinge spielt ihre Unterbringung eine wichtige Rolle. Nur der Knabe, der außerhalb der Schulstunden unter zuträglichen Verhältnissen lebt, kann im Unterricht Befriedigendes leisten. Andererseits können die Anregungen des Unterrichts nur dann fruchtbringend weiterwirken, wenn die sonstige Umgebung und Lebensführung mit ihnen im Einklang steht. Lebt der Schüler im Elternhause, so wird der Schule hier begreiflicherweise in der Regel eine nur geringe Einwirkung zustehen. Anders bei Knaben, die während der Schulzeit nicht im Elternhause verbleiben und am Schulorte kein dem ähnliches Heim finden.

So begegnet sich das Verlangen vieler Eltern nach einer zweckmäßigen Unterbringung ihrer Söhne in erzieherisch überwachter Umgebung mit dem Wunsche zahlreicher Oberlehrer, über die Unterrichtsstunden hinaus auf ihre Schüler einzuwirken. Für beides aber bietet sich die einzige Möglichkeit in den Alumnaten.

Unser Alumnatswesen ist aus den Kloster- und Domschulen des Mittelalters erwachsen,* die zur Erziehung und Ausbildung des Nachwuchses von Ordensmitgliedern und Weltgeistlichkeit dienten. Daher noch heutigestags an einzelnen Stellen die besondere Pflege der Kirchensprache, des Lateinischen, und des Kirchengesanges. Die großen katholischen Alumnate der Gegenwart, die Konvikte, geben in gerader Linie auf diese Dom- und Klosterschulen zurück.

Die lutherische Reformation brachte die große Umgestaltung unsrer Erziehung. An Stelle der Kirche übernahmen die protestantischen Landesfürsten die Sorge für die Erziehung ihrer Untertanen; an die Stelle der katholischen Klosterschulen traten sozusagen protestantische Klöster,

* Eine recht brauchbare Übersicht über die Geschichte und die verschiedenen Arten der heutigen Alumnate bietet der »Führer durch das höhere Unterrichtswesen in Deutschland«, herausgegeben von Prof. Dr. E. Horn. Berlin 1911.

jedoch ohne Ordensgelübde und ohne Beschränkung der späteren Berufswahl. Drei Perioden lassen sich da unterscheiden: zunächst gründete das Landesfürstentum seine Landesfürstenschulen. So entstanden als erste 1543 Grimma, Meißen und Pforta, so 1546 Ilfeld, 1607 Joachimsthal u. a. In dem Jahrhundert des Absolutismus und des Pietismus traten dann zu diesen Fürstenschulen die Standeschulen für den Adel, die Ritterakademien (1703 Liegnitz, 1704 Brandenburg), sowie die Gründungen Aug. Herm. Grandes in Halle (1695), Steinbarts in Züllichau (1719), Zingenborfs in Riesky (1739) u. ä. Schließlich brachte das Zeitalter der Aufklärung die Gründungen der Freimaurer und Philantropisten: 1773 das Freimaurerinstitut in Dresden-Striesen, 1774 Babelows Philanthropin in Dessau, 1784 Salzmanns Erziehungsanstalt in Schnepfenthal, die Vorläufer unsrer Landerziehungsheime, u. a. m.

Allen diesen Alumnaten ist eins gemeinsam: sie vereinigen eine große Anzahl Knaben — meist etwa 100, manche bis zu 250 — auf engem Raum in klösterlichen Formen. Große Säle dienen zu gemeinsamem Aufenthalt bei der Arbeit, bei den Mahlzeiten, beim Schlafen. Der einzelne geht auf in der Gesamtheit. Zweifellos konnten und können diese Alumnate erzieherisch sehr Tüchtiges leisten: sie erwecken ein kräftiges Gemeinschaftsgefühl, sie bilden starke, mannhafte Charaktere, die Jungen lernen gehorchen und befehlen, die Zeit durch genaue, streng innegehaltene Einteilung ausnützen. Neben tüchtiger Ausbildung des Körpers steht meist die traditionelle Pflege wissenschaftlichen Sinnes und künstlerischer Neigungen. Demgegenüber bestehen aber zahlreiche Nachteile bedenklichster Art:* die Erziehung der Knaben durch halbreife, selbst noch nicht ganz erzogene Jünglinge, das Mechanische des Gehorams, die beschränkte Bewegungsfreiheit, vor allem aber die fast völlige grundsätzliche Ausschaltung der Frau aus der Erziehung und als Folge davon geschlechtliche Verirrungen oder allzuleichtes Erliegen dem Reize jedes Weibes.

Alle diese Nachteile zu vermeiden, ist der Zweck der zweiten Form unsrer Alumnate: des Familienalumnats.

Wie die Großalumnate auf die Klosterschulen, so gehen die Familienalumnate auf die Familie, insbesondere auf das deutsche protestantische Pfarrhaus zurück. Die ersten Versuche, an die Stelle der Massenerziehung der alten Großalumnate eine Erziehung in Grup-

pen zu setzen, die unter der besonderen Aufsicht je eines Lehrers stehen, wurden schon im Anfang des vergangenen Jahrhunderts gemacht. Wirksam geworden und in bewußtem Gegensatz zu den Großalumnaten ausgestaltet ist der Gedanke des Familienalumnats erst seit einem Menschenalter.

Die äußeren Formen sind dabei fast überall etwa die gleichen. In einem geräumigen Einfamilienhause wohnen zusammen 20—24 Knaben, die die höhere Schule des betreffenden Ortes besuchen. An der Spitze eines solchen Hauses stehen entweder ein unverheirateter Inspektor und eine ältere Hausdame oder ein verheirateter Inspektor und seine Gattin. Im ersten Falle, dem sogenannten Gütersloher Typ, ist der Inspektor zumeist ein jüngerer Herr, in der Regel ein Lehrer der Anstalt; ihm fällt die wissenschaftliche Erziehung der Knaben zu. Die Persönlichkeit wechselt naturgemäß oft. Die Hausdame dagegen bleibt zumeist viele Jahre lang; sie ist recht eigentlich die Trägerin der Tradition, sie hat für das leibliche Wohlergehen, für die Verpflegung und für das Familienhafte in der Anstalt zu sorgen. Im zweiten Falle, dem sog. Typ des Martinstifts zu Gild bei Mörs, wo der Hausvater verheiratet ist, ist die Arbeitsteilung zwar naturgemäß eine ähnliche; der gemeinsame Haushalt fördert aber viel stärker das Familienhafte des Zusammenlebens. Die Personen wechseln nicht so oft. Es ist klar: im ersten Falle handelt es sich um einen Familienerfah, sozusagen eine künstliche Familie, im zweiten Falle um eine wirkliche, natürliche Familie. —

In jedem Falle war der Gedanke des Familienalumnats überaus glücklich und vermochte einem weitverbreiteten Bedürfnis unschwer zu genügen. Die Einrichtung erforderte keine allzu erheblichen Mittel, sie war in jedem Schulorte durchzuführen, sie entsprach nicht nur dem Wunsche zahlreicher Eltern, sondern kam auch vielen gewerbetreibenden Bürgern zugute. So entstanden in den letzten Jahrzehnten in allen Gegenden unsers Vaterlandes solche Familienalumnate, zumeist ins Leben gerufen von kirchlichen Körperschaften, Pfarrvereinen, späterhin auch von Städten oder Landkreisen, und in erster Linie für die Söhne der Alumnatsvereinsmitglieder bestimmt.

So viele Vorteile diese Familienalumnate aber auch gegenüber den alten Großalumnaten bieten — den einen Nachteil haben sie: sie sind zu klein, als daß sie ohne Anlehnung an eine selbständige höhere Lehranstalt bestehen, zu klein aber auch, als daß sie auf den Geist dieser Anstalt einen wirksamen Einfluß ausüben könnten. Ihre Alumnatsinteressen stehen mit denen der Lehranstalt nicht immer ganz im Einklang; die Erziehung zum Gemeinfinn, die Veransta-

* Ausführlich spricht davon Hans Vorbein in seinem grundlegenden Aufsatz »Was können Alumnate für die Erziehung der Schüler unsrer höheren Lehranstalten leisten?« in der »Monatschrift für höhere Schulen«, 5. Jahrg. (1906).

tung größerer Unternehmungen wird ebenso unmöglich sein wie die umfassende Pflege verschieden gerichteter Neigungen einzelner Zöglinge.

Die Vorteile beider Alumnatsysteme nun, des alten Großalumnats und des neuen Familienalumnats, zu verbinden und doch ihre Nachteile zu vermeiden, war die Absicht des Mannes, der jetzt der Leiter der größten höheren Privatschule Deutschlands ist, des Direktors D. Kühne in Godesberg. Zurückgehend auf Ideen von Wichern in Hamburg (1852), ja schon von Bachmann in Denkau bei Danzig (1801) hat er mit bemerkenswertem erzieherischem und organisatorischem Geschick einen ausichtsreichen Mittelweg beschritten.

Das Evangelische Pädagogium in Godesberg besteht aus dreißig einzelnen Häusern, die nach Art der Familienalumnate entweder von einem verheirateten Lehrer und seiner Frau oder von einem unverheirateten Lehrer und einer älteren Hausdame geleitet werden. Diese Häuser aber — das ist das grundsätzlich Neue — sind zu einem großen Ganzen organisch verbunden. Bei völliger Selbständigkeit jedes einzelnen Hausorganismus findet durch den gemeinsamen Schulbesuch, gemeinsame Kirchgänge, Ausflüge und Spiele, musikalische und literarische Unterhaltungen und Feste ein Zusammenschluß aller Häuser statt.

Es ist ein erster Versuch mit rein privaten Mitteln, der noch viele Fragen offenläßt. Die Häuser liegen im ganzen Orte zerstreut, bis zu zwanzig Minuten Weges voneinander entfernt, die Gebäude sind nicht für ihren besonderen Zweck erbaut. Die Schüler können das Pädagogium nur bis zur Obersekunda besuchen und müssen dann eine andre Anstalt wählen. Die Schwierigkeiten und Hemmungen einer Privatanstalt finden sich auch hier natürlich wieder. Aber es war doch ein Beispiel gegeben, eine grundsätzlich annehmbare Lösung für die Frage gefunden, wie man die Vorteile einer großen Organisation mit denen des Familienalumnats vereinigen könne. Schon 1906 schrieb deshalb ein berufener Schulmann: »Der Ort, welcher zuerst durch die Praxis bewiese, daß ein aus mehreren Familienhäusern bestehendes und Schüler aller neun Klassenstufen in sich vereinendes Alumnat in Verbindung mit einer oder verschiedenen öffentlichen höheren Lehranstalten lebensfähig ist und Besseres leistet als die durchschnittlichen Bürgerpensionen, Besseres aber auch als ein überfülltes oder mehrere ohne Zusammenhang nebeneinander bestehende Alumnate, würde der Erziehung der deutschen Jugend einen wichtigen Dienst erweisen und ebenso einen Platz in der Geschichte der Schule verdienen wie die Orte, welche mit der Gründung von Familienalumnaten vorangegangen sind.« (Vorbein, a. a. O. S. 85).

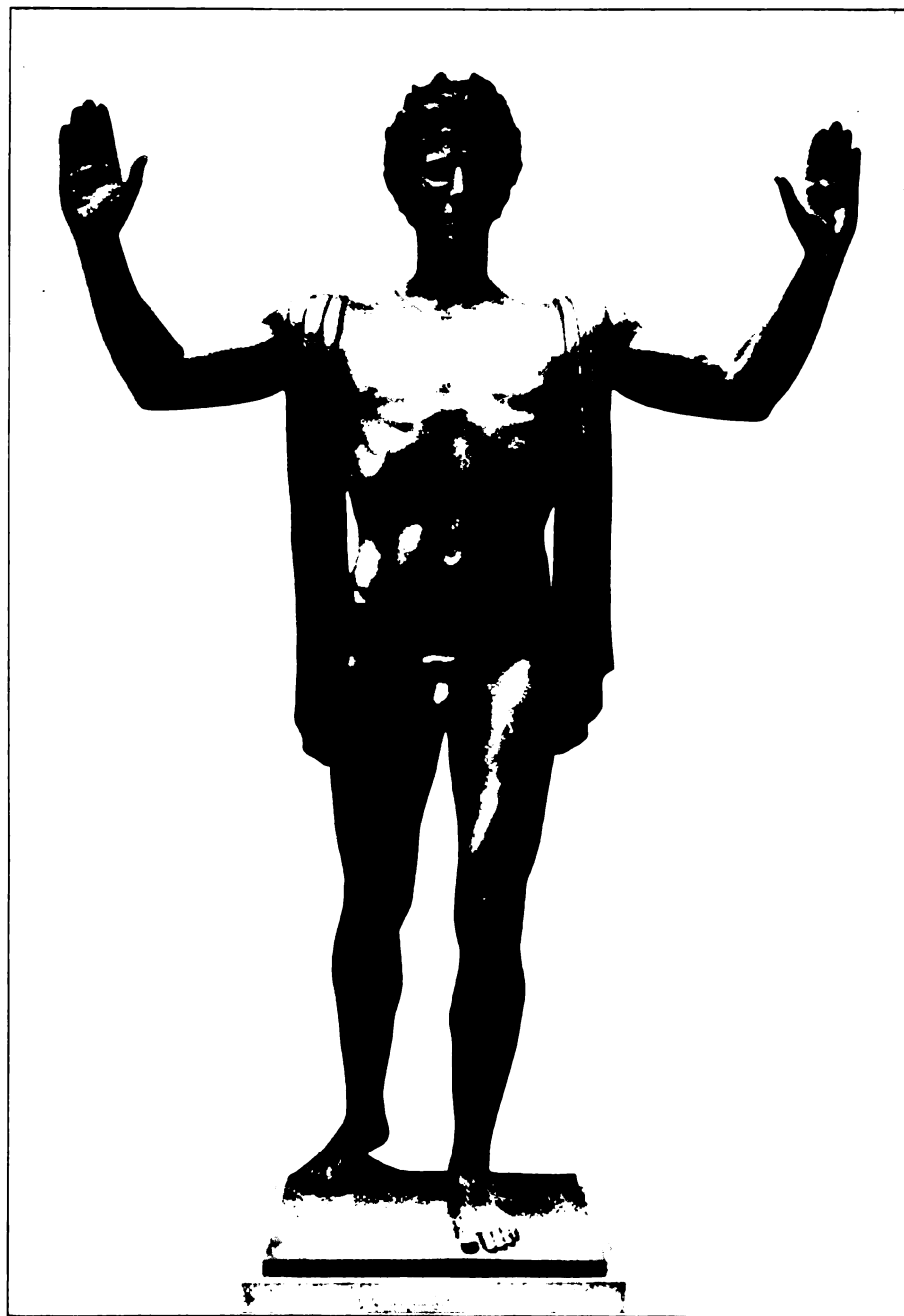
Dieser Versuch ist gemacht worden. Es ist dem Geschick und der Tatkraft des damaligen Ministerialdirektors Erz. Friedrich Althoff gelungen, im Jahre 1908 in dem vielleicht schönsten Villenvorort Berlins, in Dahlem bei Steglitz, auf dem Grund und Boden der in der Aufteilung begriffenen Domäne Dahlem, eine von der Kgl. Preuß. Landwirtschaftsverwaltung begründete Alumnatsanstalt mit Gliederung in einzelne Familienlandhäuser ins Leben zu rufen. Betragen von dem persönlichen Interesse des Kaisers und der obersten Staatsverwaltung, ausgestattet mit ausreichenden Mitteln und Berechtigungen, ist diese Anstalt infolge ihrer einzigartigen öffentlich-rechtlichen Stellung zur Lösung dieser wichtigen erzieherischen Fragen vorzüglich geeignet.

Es ist das staatliche Arndt-Gymnasium in Berlin-Dahlem mit seiner Schülerheimkolonie.

Das Gymnasium ist eine humanistische Anstalt alten Stils. Träger, d. h. Patron ist der preussische Staat, aber nicht die Unterrichtsverwaltung, sondern die Landwirtschaftsverwaltung, der Domänenfiskus als Inhaber des Gutsbezirks Domäne Dahlem. Eigentümer der gesamten Anlage der Schülerheimkolonie ist ebenfalls der Domänen- oder vielmehr der Forstfiskus; ihre Verwaltung jedoch mußte auf Veranlassung des Finanzministers aus verwaltungstechnischen Gründen einer G. m. b. H., der »Dahlemer Schulgesellschaft«, übertragen werden, die ihrerseits wiederum staatlicher Aufsicht untersteht. Diese eigenartige Rechtslage ist das Ergebnis der nicht ganz einfachen Gründungsverhältnisse; sie ermöglicht aber, der Anstalt jene Sonderstellung und Bewegungsfreiheit zu geben, deren ein solcher Versuch bedarf.

Es verlohnt sich wohl, diese Organisation etwas näher zu betrachten, schon weil sie in den meisten Beziehungen die charakteristischen Merkmale dieser dritten Form des deutschen Alumnatswesens am ausgeprägtesten zeigt.

Am Rande des Grunewaldes, umgeben von weiten Feldern und doch nur fünfzehn Minuten von dem Mittelpunkt Berlins entfernt, erhebt sich das staatliche Gymnasialgebäude. Unmittelbar daneben, im Walde selbst, räumlich und organisch mit der Anstalt verbunden, doch juristisch von ihr getrennt, liegt die Schülerheimkolonie des Arndt-Gymnasiums. Auf einem etwa sechsundzwanzig Morgen großen Gelände stehen hier zwischen Gärten und Spielplätzen neun große Einfamilienvillen. In jeder von ihnen wohnt ein Oberlehrer des Gymnasiums mit seiner Frau, einem Adjunkten, mehreren Dienstboten und einer Gruppe von Knaben. Diese sind nicht seine Privatpensionäre, sondern Pensionäre der Anstalt, aber seiner und seiner Gat-



Daniel Stocker: Stimme des Lebens
Aus der Großen Stuttgarter Kunstausstellung vom Sommer 1913

tin Pflege anvertraut; sie nehmen wie Söhne an dem Familienleben jedes Hauses teil.

Die Häuser haben das Äußere herrschaftlicher Privatvillen. Obwohl alle zu demselben Zweck erbaut, sind sie doch sämtlich voneinander verschieden und vermeiden gebliffentlich das schablonenhafte Anstaltsmäßige. Ebenso ist die Innenausstattung in Möbeln und Wandschmuck bei aller Zweckmäßigkeit familienhaft behaglich. Im Erdgeschoß liegen die Privatwohnräume des Oberlehrers sowie das zu den gemeinsamen Mahlzeiten dienende Speisezimmer. Im ersten Stockwerk befinden sich die Schlafzimmer der Knaben, das Zimmer des Adjunkten und das Krankenzimmer. Auf dem geräumigen Flur treten die Knaben jeden Morgen sogleich nach dem Wecken in Badehofe an; es werden dann zehn Minuten lang Freiübungen gemacht, im Anschluß daran wird in dem danebenliegenden Aufschraum geduscht. Im zweiten Stockwerk sind die Wohn- und Arbeitszimmer der Knaben. Durch diese Anordnung wird erreicht, daß die Dienstwohnung des Oberlehrers am Tage von dem Treiben der Jungen ungestört bleibt, während die Knaben nachts nicht ohne Aufsicht sind. Die Zimmer der Diensthofen, die Privatküche der Familie sowie die sonstigen Wirtschaftsräume liegen im Kellergeschoß.

Die Zahl der Schüler in jedem Hause war ursprünglich auf 12 bis 15 festgesetzt; aus wirtschaftlichen Gründen hat man sie auf 16 bis 18 erhöhen müssen. Grundsätzlich sind in jedem Hause Zöglinge der verschiedensten Altersstufen untergebracht. Das Leben des Hauses wird dadurch familienhafter und reicher; Nachteile sind davon bei der leichten Übersehbarkeit der häuslichen Verhältnisse nicht zu befürchten. Ebenso grundsätzlich werden aber denselben Schlaf- und Arbeitsstufen nach Möglichkeit nur Gleichaltrige zugewiesen. In jedem Schlafzimmer wohnen je vier Knaben, in den Arbeitszimmern die größeren zu zweien, die mittleren und kleinen zu vier bis sechs, doch hat sich die Unterbringung von mehr als vier Schülern in einem Arbeitszimmer als nicht zweckmäßig erwiesen.

Die Beförderung ist in der Weise geregelt, daß sämtliche Mahlzeiten — außer dem Morgen- und Nachmittagskaffee, den jedes Haus in seiner Küche herstellt — in einer Zentralküche bereitet und von dort in kleinen Speisewagen in die einzelnen Häuser gefahren werden. Diese Einrichtung, die in Anlehnung an ähnliche in großen Krankenhäusern hier zum erstenmal in einem aus mehreren Häusern bestehenden Alumnate eingeführt ist, hat sich glänzend bewährt. Sie bietet — neben erheblichen wirtschaftlichen Vorteilen — die Gewähr, daß alle Häuser gleichmäßig und gut versorgt werden, sie entlastet die Hausfrauen der Oberlehrer von der Verantwortung, Kritik und Mühsal

in Küchenfragen und gibt ihnen erst dadurch die Möglichkeit, die Aufsicht über das sehr ausgedehnte Hauswesen und die eigentlichen Hausmutterpflichten gegenüber den Zöglingen zu versehen.

Rings um jedes Haus zieht sich ein Garten, der ungeschieden in den des Nachbarhauses übergeht. Hier hat jeder Knabe ein Stückchen Gartenland, das er nach Belieben bebauen kann. An verschiedenen Stellen sind kleinere Turnplätze mit Turngeräten und Tennisplätze angelegt. In dem Walde, in den der Garten unmittelbar übergeht, ist für die Kleineren unerschöpfliche Gelegenheit zum Graben und Burgenbauen. Die gleichfalls an den Wald und Garten angrenzende, beinahe 12000 qm umfassende Spielwiese hinter dem Gymnasium steht zu Turnspielen jederzeit unbeschränkt zur Verfügung. In zwanzig Minuten Waldweges ist die Badeanstalt zu erreichen, die der Kaiser in dem der Krone gehörigen und sonst der Öffentlichkeit nicht freigegebenen Grunewaldsee zu erbauen gestattet hat.

So ist für die Pflege des Geistes und Körpers, des Gemüts und des Willens wohl vorgesorgt. Durch das enge Zusammenleben von Erziehern und Zöglingen erwächst jenes warme Vertrauensverhältnis, das die Grundlage jeder feineren Erziehungskunst ist und das zu den herzlichsten menschlichen Beziehungen führt, die beiden Teilen zu einem Gewinn für das Leben werden. Jedenfalls bedeutet die Schülerheimkolonie des Arndt-Gymnasiums in Dahlem eine glückliche Vereinigung vieler Vorteile eines Großalumnats und eines Familienalumnats ohne die Nachteile beider.

Naturgemäß hat das Dahlemer Vorbild stark eingewirkt auf die Neugestaltung des Joachimsthalschen Gymnasiums bei seiner Verlegung nach Templin in der Uckermark. Man ist hier bei der Auflösung in Familienhäuser nicht so weit gegangen wie in Dahlem und hat mehr ein Mittelding zwischen einem Großalumnat alten Stils und einer Schülerheimkolonie geschaffen. In drei hufeisenförmig um einen hübschen Schmuckplatz angeordneten großen Doppelhäusern wohnen sechs Schülerfamilien zu je vierundzwanzig Schülern. Die Leitung jedes dieser sechs Häuser hat ein verheirateter Oberlehrer, der jedoch in einem besonderen Flügel dieses Hauses mit seiner Familie eine völlig getrennte Haushaltung führt. An der Spitze der Schülerfamilie steht vielmehr als »Alumnatsinspektor« ein Seminar- oder Probefamiliant und neben ihm eine Hausdame. Es ist also eine Art Vereinigung des Gütersloher und des Mörfelder Typs. Die Gesamtleitung des ganzen Alumnats liegt in den Händen des Gymnasialdirektors, dem hierfür ein »Hausinspektor« und andre Unterbeamte bei-

gegeben sind. Die Mahlzeiten werden in einer Zentralküche zubereitet und in den einzelnen Häusern familienweise eingenommen; an ihnen nimmt der Oberlehrer und seine Familie nicht teil. Die landschaftlich prächtige Lage der Anstalt im Walde auf einem Hügel über einem langgestreckten blauen märkischen See, die Einheit der verschiedenen Schmuden Bauten, die übersichtliche Anordnung des Ganzen — all das zeugt von einer einheitlichen, wohlüberlegten Anlage, die sich bisher auch trefflich bewährt hat.

So ist neben die alten Großalumnate und die neueren Familienalumnate eine dritte, neueste Art getreten: die »Schülerheimkolonie«. Sie ist wohl geeignet, als Vorbild herangezogen zu werden, wenn es gilt, Mängel der beiden älteren Alumnatsarten abzuschaffen, neue Erfahrungen zu sammeln und neue Probleme des Erziehungs- und Schulwesens in Angriff zu nehmen.

Welches sind denn nun die wichtigsten in Godesberg, Dahlem und Templin gemachten Erfahrungen? Welche Vorteile bietet gerade diese Anstaltsform gegenüber allen sonstigen bisher? Welche Erziehungsprobleme können hier am geeignetsten eine Lösung finden?

Bei der Organisation einer Schülerheimkolonie wird der oberste Grundsatz stets sein müssen: möglichste Einheitlichkeit aller Häuser in wirtschaftlichen und Verwaltungsfragen, möglichste Freiheit jedes einzelnen Hauses in allen pädagogischen Fragen. Die Leitung der Gesamtanstalt liegt in allem Wesentlichen bei dem Anstaltsleiter, die des einzelnen Hauses bei dem Hausvater.

Der Alumnatsleiter wird in der Regel der Direktor der höheren Lehranstalt sein, an der das Alumnat besteht. Bei dem ständigen Ineinandergreifen aller Personal- und Verwaltungsfragen wird man nur in besonderen Ausnahmefällen hiervon abgehen dürfen. Die Anstalt selbst, an die sich das Alumnat anschließt, muß eine höhere Vollanstalt sein, damit die Schüler ihre gesamte Ausbildungszeit hier verbringen können; zweckmäßig ist, wenn durch gemeinsamen Unterbau oder durch Nebenkurse den Bedürfnissen weiterer Kreise entgegengekommen werden kann. Ebenso ist es zweckmäßig, daß die Anstalt königlich ist, damit immer wieder frische und geeignete Lehrkräfte vorhanden sind, wie sie der Alumnatsdienst erfordert und wie sie nur der Staat in genügender Zahl zur Verfügung hat. Die Lage einer solchen Anstalt richtet sich nach den örtlichen Bedürfnissen. Wiese, Wald und Wasser müssen in unmittelbarer Nähe sein, damit die verschiedenen Arten körperlicher Übungen (Turn- und Kriegsspiele, Schwimmen, Rudern, Eislaufen usw.)

unschwer betrieben werden können. Zwei oder drei solcher Anstalten sollten in jeder Provinz errichtet werden. Wenn die Eltern schon ihre Söhne aus dem Elternhause weggeben müssen, so sollten sie sie doch wenigstens in erreichbarer Nähe haben können. Andererseits ist auch für unsere Jungen die Pflege eines gewissen landschaftlichen Partikularismus ungemein wichtig. Besonders in den Grenzprovinzen, zumal in unserer Ostmark, könnte eine planmäßige Anlage von Schülerheimkolonien für die Bewahrung eines engeren Heimatgefühls gerade bei unsern Landjungen nicht geringe Bedeutung gewinnen.

Große Schwierigkeiten, namentlich finanzieller Art, bieten solche Gründungen nicht; ihre Rentabilität ist bei umsichtiger Wirtschaftsführung sicher. Kann doch ihr Aufbau allmählich und unter ständiger Berücksichtigung des bauenden Bedarfes geschehen. In der Regel wird man solche Schülerheime an bereits bestehende höhere Lehranstalten mittlerer Größe anschließen. Turnhalle und Spielplatz, Bücherei und Werkstatte sind dort ohnehin schon vorhanden, so daß im wesentlichen nur noch die Alumnatshäuser und die Zentralwirtschaftsräume zu erbauen wären.

Der Pensionspreis darf nicht zu hoch sein und muß je nach der Leistungsfähigkeit der Eltern abgestuft werden können. Bei Anstalten ohne jeglichen Zuschuß wird er sich zwischen 1000 und 1500 M jährlich halten müssen. Damit der Besuch solcher Alumnate aber auch weniger bemittelten Kreisen ermöglicht wird, sollten also die interessierten Körperschaften — Gemeinden und Kreise, Provinz und Staat — durch Zuschüsse, unentgeltliche Porgabe von Grund und Boden u. dgl. m. die Anlage- und Betriebskosten verringern helfen.

In dem einzelnen Alumnats Hause regelt sich das Leben aller nach der Endabsicht, dem Zöglinge die Behaglichkeit eines gebildeten deutschen Familienlebens zu gewähren. Zwar wird auch das beste Familienalumnat niemals imstande sein, ein rechtes Elternhaus vollkommen zu ersetzen; allein je mehr das wirklich familienhafte gewahrt wird, um so eher wird man diesem Ziele nahekommen. Grundsätzlich sollten daher nur verheiratete Oberlehrer der betreffenden höheren Lehranstalt mit ihren Gattinnen die Hauselternstellen versehen; immerhin darf es nicht ausgeschlossen sein, daß ein besonders befähigter unverheirateter Oberlehrer mit einer Hausbame zusammen ein Alumnatshaus leitet. Bei der steigenden Überfüllung des Oberlehrerstandes und bei dem wachsenden Verständnis für seine erzieherischen Aufgaben — auch in der Frauenwelt — wird man mit Sicherheit auf ein völlig ausreichendes Angebot brauchbarer Mitarbeiter rechnen können. Werden diese dann durch geeignete Hilfskräfte genügend unterstützt,

so werden sie auch die Frische und Freudigkeit behalten, deren sie dringend bedürfen, um sich der Erziehung und dem Gemütsleben ihrer Jungen recht zu widmen.

Der Grundsatz des Familienhaften ist auch für die bauliche Anlage des Einzelhauses maßgebend. Schlaf- und Arbeitsräume sind aus- geschlossen; geräumige Schlafzimmer zu je vier Betten sind im ersten, zahlreiche, wenn auch kleinere Arbeitsstuben zu je zwei bis vier Arbeitsplätzen — für die Primaner, wenn irgend möglich, Einzelarbeitszimmer — sind im zweiten Stockwerk vorzusehen. Daß die Häuser mit allen modernen Bequemlichkeiten und hygienischen Einrichtungen ausgestattet sein müssen, versteht sich von selbst.

Bei einer solchen Organisation der Gesamt- anstalt und jedes einzelnen Hauses ist — das haben die bisherigen Erfahrungen bereits er- wiesen — eine gesunde Grundlage für ein gutes Gedeihen gegeben. Alles Weitere wird in erster Linie davon abhängen, ob es gelingt, die geeigneten Persönlichkeiten zur Erziehungsarbeit zu gewinnen, ungeeignete aber alsbald durch bessere zu ersetzen. Ebenso gilt es, zumal in den ersten Jahren der Entwicklung, bei der Auswahl der Zöglinge vorsichtig zu sein. Er- fahrungsgemäß stellt sich zu Anfang meist ein starker Zustrom von Schülern ein, die andre Hoffnungen haben und andre Erziehung brau- chen, als der Zweck einer Schülerheimkolonie sein kann, und die daher leicht den Charakter der Anstalt ungünstig beeinflussen. Gewiß soll man sich nicht scheuen, auch »schwierigere« Jungen auf- zunehmen; manch einer von solchen ist in neuer Umgebung und unter neuen Einflüssen ein andrer geworden. Allein die Eltern, die ihre Söhne in ein Alumnat geben, müssen stets die Gewißheit haben, daß diese hier seinen schädi- genden Einflüssen ausgesetzt sind, daß sie sich unter körperlich, geistig und moralisch gesunden Kameraden aufhalten.

Noch eine zweite Gefahr gilt es zu vermeiden. Sowenig ein Schülerheim andern als Schul- und Erziehungszwecken, etwa Erwerbszwecken, dienen darf, so wenig darf es für Ständes Zwecke dienstbar werden. Gewiß verlangt der fami- lienhafte Zuschnitt von vornherein eine gewisse Übereinstimmung in Sitten und »Kinderstube«; aber grundsätzlich muß darauf hingewirkt wer- den, daß in jedem Hause eine gesunde Mischung von arm und reich, hoch und niedrig, bürgerlich und ablig u. dgl. m. vorhanden ist. Die Alum- nate haben die wichtige Aufgabe, Ständesvor- urteile zu brechen, die verschiedensten Stände in engste Fühlung zu bringen und durch die Praxis des täglichen Lebens den Schüler zur Achtung vor allen tüchtigen Ständen und Be- rufen, zu sozialem Verständnis und Gewissen zu erziehen.

Diesen möglichen Gefahren stehen sichere Vorteile gegenüber. Die Eltern wissen, daß ihre Söhne nicht zu wirtschaftlichen Aus- beutungsobjekten werden, daß sie sich in gebil- deten Kreisen bewegen, die ihr Gemütsleben, ihre Charakterbildung mit kundiger Sorgfalt überwachen und ihnen in den schwierigen Seiten der Entwicklung einen verständnisvollen festen Halt bieten. In allen Fragen der Erziehung haben sie an den Hauseltern erfahrene Berater, mit denen sie sich rückhaltlos aussprechen können, die die Eigenart ihrer Söhne kennen und diesen bei aller persönlichen Zuneigung doch objektiver gegenüberstehen als sie, die leiblichen Eltern selbst.

Die Schüler wachsen in gesunder, länd- licher Umgebung auf; durch den Wegfall der weiten ermüdenden Schulwege gewinnen sie Zeit zu Liebhabereien in Laboratorium und Werk- statt, in Garten und Turnplatz. Durch ständige sachmännische Aufsicht werden sie vor der Ge- fahr der Zersplitterung wie der Averbüchung — namentlich auf dem Gebiete der Leibesübun- gen — bewahrt. Das Einzelhaus trägt ihrer Individualität billige Rechnung; die Gesamt- anstalt fordert von ihnen Unterordnung unter ein großes Ganzes und erzieht zum Gemein- sinn. Der weibliche Einfluß, der von der Hausmutter, den Töchtern und deren Freundinnen ausgeht, behütet ihr natürliches Empfinden vor Aus- schreitungen und Abwegen.

Der Hausvater steht, unbeeinflusst von wirtschaftlichen Erwägungen, den Eltern und Zöglingen frei gegenüber, er kann seinen erziehe- rischen Einfluß stärker und dauernder geltend machen, er gewinnt an geschäftlicher und gesell- schaftlicher Sicherheit; er lernt seine Schüler von ganz neuen und meist günstigeren Seiten kennen als im Unterricht, er sieht täglich das Maß der Schulanforderungen und die Schwie- rigkeit der häuslichen Arbeiten auf allen Klassen- stufen; unauffällig, aber ständig überwacht er das Leben seiner Schüler und kann Unregel- mäßigkeiten einzelner oder ganzer Gruppen zeitig bemerken. Um aller dieser Vorteile willen müßte eigentlich jeder Oberlehrer, mindestens aber jeder Leiter einer höheren Schule eine Zeitlang im Alumnatsdienste tätig gewesen sein.

Den größten Nutzen aber und die frucht- barsten Anregungen würde unser höheres Schulwesen selbst durch eine ansehnliche Vermehrung und planmäßige Verwertung mo- derner Schülerheimkolonien erhalten. Die er- zieherischen Kräfte in dem Oberlehrer- stande könnten in reichem Maße ausgenutzt werden. Für die wissenschaftliche Päd- agogik, besonders die pädagogische Psycho- logie, könnten die Alumnote ein reiches Beob- achtungsmaterial liefern. Zur Ausbildung der Seminar- und Probekandidaten, zu ihrer

Einführung in die verschiedensten Gebiete der Erziehungslehre würde ein Adjunktenjahr die trefflichste Gelegenheit bieten. Die wertvollen Sammlungen und Laboratorien unserer höheren Lehranstalten könnten durch die Alumnatszöglinge planmäßiger und ausgiebiger verwertet werden. Für Versuche mit dem Unterricht im Freien bieten Alumnatschulen die günstigsten Vorbedingungen, die Selbstregierung, das amerikanische Selbstgovernment, die in den deutschen Schulen so leicht zu ungewedmäßigen Spielereien führt, ist in Schülerheimkolonien eher in verständigen Grenzen verwendbar.

Zwar wird die Einführung eigner landwirtschaftlicher oder gärtnerischer Unterrichtskurse bei Alumnaten an höheren Lehranstalten nicht angebracht sein; man wird sie lieber den Landerziehungsheimen überlassen und sich in Alumnaten damit begnügen, dem Knaben bei der Bestellung seines Gartens gelegentliche Anregungen und Fingerzeige zu geben. Dagegen sind mit dem Werkunterricht (Modellieren, Pappen, Hobeln, Schnitzen u. dgl.) gerade an Alumnatsanstalten so günstige Erfahrungen gemacht worden, daß man ihn hier wird weiter erproben und ausbauen müssen. Ebenso wird es zunächst noch ungewedmäßig sein, der Frage der Koedukation an unsern Alumnaten näherzutreten. Bei dem familienhaften Zuschnitt der Schülerheime wird man jedoch auch hierfür manche Anregung gewinnen können. In gleicher Weise wird man bei dem Problem des Mädchenalumnats aus den Erfahrungen der Schülerheime lernen können.

Die sexuelle Frage, vielleicht die schwierigste des Großalumnats, wird sich in einer Schülerheimkolonie weniger schwer lösen lassen. Erfahrungsgemäß erschließt sich ein Knabe in diesen Dingen viel leichter seinem Hausvater, der ihn zu beobachten bessere und häufigere Gelegenheit hat, als dem leiblichen Vater, der ihm zu nahe, oder dem Arzte, der ihm innerlich zu fern steht. Die Einrichtung von Sonderschulen für hervorragende Begabte,

wie sie vor einigen Jahren eifrig befürwortet und ebenso eifrig bekämpft worden ist, könnte durch schärfere Auswahl bei der Aufnahme in einzelne Alumnate eher und vorsichtiger eingeleitet werden.

Wohl eines Versuches wert, aber auch nur an einem größeren, freiheitlicher gestalteten Schülerheim ausführbar, ist ferner der Gedanke, die Oberstufe unserer höheren Lehranstalten von den Unterstufen abzutrennen und unter Wahlfreiheit noch ein bis zwei Jahreslehrgänge aufzubauen, die den ersten zwei bis vier Universitätssemestern entsprechen würden. Dadurch wäre eine dem amerikanischen College ähnliche Studienanstalt geschaffen, der Übergang von der Gebundenheit unserer Gymnasien zu der Freiheit des Hochschulstudiums vermittelt und zugleich dem Wunsche weiter Oberlehrerfreize nach wissenschaftlicher Fortbildung und Spezialisierung entgegengekommen.

So helfen also die modernen Alumnate an höheren Knabenschulen nicht nur einem dringenden Bedürfnis in glücklicher Weise ab, sondern bedeuten auch einen aussichtsreichen Weg für Erziehung und Erzieher. Allen Bedürfnissen zu entsprechen, die einzig wahre Lösung darzustellen, können und wollen auch sie nicht beanspruchen. Je nach den Mitteln der Eltern und dem Charakter des Knaben sind Einzelpensionen oder Pensionen, Familienalumnate oder Großalumnate notwendig und unter Umständen vorzuziehen. Aber bei den Mängeln, die ihnen allen offenkundig und zweifellos anhaften, wird man sich bei ihnen den Erfahrungen der Schülerheimkolonien nicht verschließen dürfen und in geeigneter Weise — hier durch organische Erweiterung, dort durch allmähliche Aufsteilung — die Alumnate alten Stils den neuen Schülerheimkolonien in manchen Punkten anzugleichen streben.

Debenfalls gilt es, rüstig vorwärtszuschreiten, neue und reichere Erfahrungen zu sammeln, unbesümmert um Kleinigkeiten und ohne sich ängstlich von vornherein auf bestimmte Wege und Ziele festzulegen. Vor uns liegt Neuland, das gilt's zu erforschen, zu erschließen. Taten, nicht Worte fordert die Zeit.

Sehnsucht

So seltsam kommt mir alles vor,
Meine Seele steht vor ihrem Tor,
Als müßt' sie dich erwarten.
Du aber bist so fern, so fern!
Schon steht der güldne Abendstern
Träumend über dem Garten.

O, komme, komme, holdes Kind,
Eh' sich der buhlerische Wind
Hinstreckt auf kühle Matten.
Es weint mein Herz, dein Herz dazu,
Sie sehnen, sehnen sich immerzu,
Sie, die verirrt sich hatten.

Friedrich Wiegershaus



Phot. Cuidde & Wäcker, Berlin

Edvard Munch: Die Geschichte. Entwurf zu einem der Wandgemälde für die Aula der Universität Christiania
Aus der Herbstausstellung im Berliner Sezessionshaus

Die bildenden Künste

Von Max Osborn

Neue Schlachtordnung auf der Sezessionsseite — Impressionismus und Expressionismus — Edvard Munch und Pablo Picasso — Der »stürmische Herbstsalon« und der Kubismus — Neue Denkmäler (Adolf von Hildebrands Prinzregent Luitpold, Kolbes Heine, Federers Freiherr vom Stein) — Die »Kunst der mittleren Vinie« — Martin Brandenburg — Van der Goes und Brueghel im Kaiser-Friedrich-Museum — Ein neuer Rembrandt — Ägyptisches und Ostasiatisches — Der Vottschaftsbau für Washington — Das neue Berliner Opernhaus

Die Kämpfe und Krisen auf dem linken Flügel der Berliner Künstlergesellschaft haben, völlig wider Erwarten, zu dem Resultat geführt, daß die Positionen der modernen, vorwärtsgerichteten Überzeugungen eine bedeutende Verstärkung erfuhren — eine Tatsache, die bei dem wachsenden Einfluß der deutschen Hauptstadt auf die Kunstbegebenheiten des ganzen Reiches nicht gering ins Gewicht fällt. Die »Berliner Sezession« ist tot — es leben die »Sezessionen«! Die Gruppe der Unzufriedenen, die, obwohl in der Minorität, in den Stürmen des vergangenen Sommers siegreich das Feld behauptete, blieb im Besitz des alten Namens. Aber die damals von ihr verdrängte Majorität derer um Liebermann, dabei die gesamte alte Garde des sezessionistischen Heerbanns, schloß sich nun mit den Vertretern der jüngsten Generation zu einer neuen Vereinigung zusammen, die den Titel »Freie Sezession« annahm. Zu deutsch: statt einer Organisation zur Pflege freier, unakademischer Kunstgedanken stehen nunmehr zwei zur Verfügung, die in gegenseitigem Wettbewerb ihre Kräfte anspannen und versuchen werden, mit ihren Leistungen einander zu übertrumpfen. Das Frohlocken der Reaktionen und der Gemächlichen war verfrüht. Mit verdoppelter Energie wird die Kunst der Gegenwart sich weiter ihren

Weg bahnen, wird das Interesse des Publikums an ihren Taten Anteil nehmen.

Die Neubildung der »Freien Sezession« kündigte sich bereits mehrere Monate vor ihrer Geburt durch eine Herbstveranstaltung an, die in dem damals herrenlosen Ausstellungshause am Kurfürstendamm stattfand. Schon hier lautete das Programm: taktische Verbindung der Sezessionskunst älterer Observanz mit der neuen Jugend. Zwei Bewegungen, die kurz vorher zueinander im Kriegszustande zu stehen schienen, schlossen Frieden: der Impressionismus umarmte sich mit dem Expressionismus, wie man es kurz formulieren könnte. Das kann der Entwicklung nur in doppelter Hinsicht förderlich sein. Die Älteren werden durch das Zusammenwirken mit dem jungen Geschlecht vor träger Fortwursterei bewahrt, die Anhänger der neuen Malerei durch das Beispiel und die Nähe reifer Meisterschaft zur Selbstzucht und zu organischer Anknüpfung an die Tradition erzogen.

Dene »Berliner Herbstausstellung« rüdte zwei Künstler ins Zentrum des Ganzen, die ihrer Natur und Entwicklung nach zum Mittleramt bestimmt erscheinen: den Spanier Pablo Picasso und den Norweger Edvard Munch. Beide gingen von den Überlieferungen der früheren Malergeneration aus, um in ganz neue Gedanken und Ziele hineinzuwachsen.



Pablo Picasso: Pierrot
Mit Erlaubnis der Galerie Kahnweiler in Paris

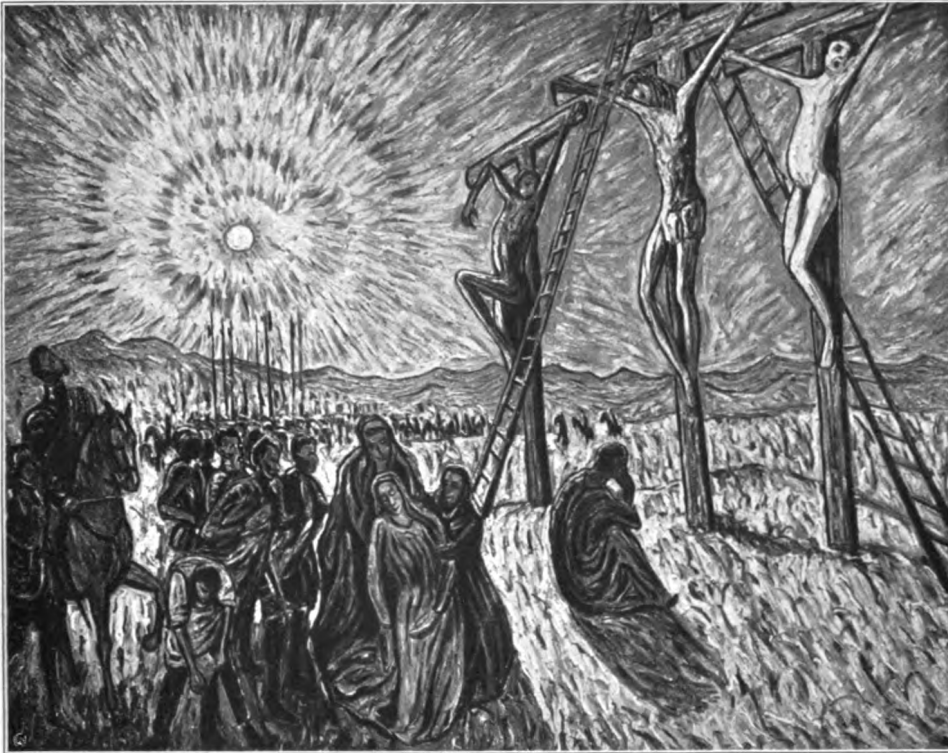
Munch, der heute fünfzig Jahre zählt, hat freilich schon in seinen ersten Schöpfungen den neuen Weg angekündigt, den damals noch fast niemand verstand, und auf dem er sich völlig allein sah. Die Berliner Kunstphilister haben seinen Namen Jahrzehnte hindurch nicht gern gehört. Denn er erinnerte sie, höchst peinlich, an eine der skandalösesten Episoden der Zeit, in der die akademisch-reaktionäre Unbulbsamkeit bei uns noch uneingeschränkt regierte. Zugleich freilich brachte die Brutalität, mit der damals, vor über zwanzig Jahren, die Ausstellung des jungen Norwegers im Architektenhause vorzeitig geschlossen wurde, auch ein Gutes: sie bereitete die Scheidung und den Kampf der Geister vor, der den Kunstboden Berlins von Grund aus umpflügte. Damals kämpften wir für das gute Recht einer Persönlichkeit, die wir als genial empfanden, ohne ihr überall folgen zu können. Wir kämpften für eine Hoffnung und ein individuelles Problem. Mit steigender Be-

wunderung haben wir seitdem verfolgt, wie Munchs gewaltiges Talent sich ausbreitete, emporstieg, wachsend und reisend immer neue Jahresringe ansetzte, bis heute der Fünfzigjährige als ein Künstler von schwer vergleichlicher Kraft, als ein Grundelement der modernen Entwicklung, als ein erstaunlich früher Vorahner und Erfüller jüngster Wünsche vor uns steht.

Mitten in die Hochflut der realistisch-impressionistischen Ideen jener Jahre brach Munch als ein Rufer zu völlig andern Zielen. Er wies, nicht programmatisch, sondern rein instinktiv, auf eine Malerei, die über den Wirklichkeitseindruck hinauszugehen, den Naturausschnitt nicht allein als Anlaß zu einer optisch-sinnlichen Interpretation, sondern zu gleicher Zeit als sym-



Max Pechstein: Fischer
Aus der Herbstausstellung im Berliner Sezessionshause



Theodor von Brockhusen: Untergehende Sonne

Phot. Cuidde & Müller, Berlin
Aus der Herbstausstellung im Berliner Sezessionshaus

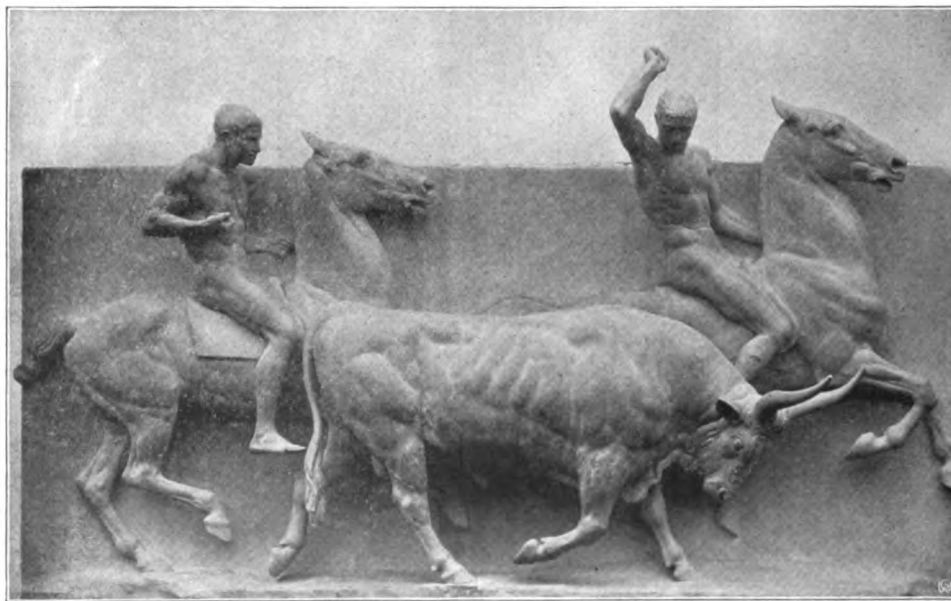
bolhaftes Spiegelbild inneren Erlebens zu fassen suchte. Dem Rationalismus und der Analyse der Malerei seit Courbet und Manet war hier, zum ersten Male für uns Deutsche, die wir von Cézanne und van Gogh noch nichts wußten, ein Ergänzer und Gegner erstanden. Wahrhaft ein »Magus aus Norden«, wie einst im 18. Jahrhundert die jungen Stürmer und Dränger ihren Propheten Johann Georg Hamann, den Feind der »Aufklärung«, nannten. Auch Munchs Kunst war, von vornherein, nicht auf ein durch die Vernunft reguliertes Verhältnis zum Weltbild gestellt; vielmehr auf eine deutende Synthese, auf ein Sichtbarmachen seelischer Schwingungen, die durch Erscheinungen der Außenwelt veranlaßt werden, mit den Mitteln der Malerei. Nicht die Hingabe ans Objekt ist ihm alles, sondern die Offenbarung des Subjektiven, das sich am Objekt entzündet; das durch die Mannigfaltigkeit der Objekte wohl mannigfaltige Formen der Äußerung findet, aber an sich unteilbar bleibt und diese Anteilbarkeit immer wieder bekundet.

Damals, um 1890, brachte Munch noch eine Überfrucht an literarischen Nebenzügen mit, die es abzuwerfen galt, einen Ballast von Mystik, die sich ganz direkt mitteilen wollte und damit die Gefahr bedenklicher Abschweifung von einer wahrhaft malerischen Ausdrucksform in sich enthielt. Aber diese Mängel wurden überwunden. Das ist das Außerordentliche an Munchs Kunst: daß er das Gefühlsmäßige, Inhaltliche, Geistige mit den Jahren ganz in Farbe und Form goß. Die Absichtlichkeiten verschwanden, alles wurde ins Malerische eingeordnet, und dennoch — das ist wundervoll — ging nichts von den früheren Werten verloren.

So entstand Munchs freskoartiger Stil, der aber im technischen Fundament wie im künstlerischen Willen sich vom Fresko der Alten wesentlich unterscheidet, weil sein Ziel nicht allein schmückende Wirkung, sondern mindestens zur Hälfte persönlichste Mitteilung ist. Als reife Frucht seiner späten Art erschienen nun auf der Herbstausstellung seine Entwürfe für die Wandgemälde der Universitätsaula in Christiania, die in Nor-

25*

Picasso ist fast zwanzig Jahre jünger als der Norweger. Und wenn Munch, als er begann, obgleich damals schon in eigier Weise, an den klassischen Impressionismus anknüpfte, so stieg die Kunst des Spaniers, der in Paris heimisch geworden, bereits von der nächsten Stufe an aufwärts: von Cézanne aus. Nun erst gewann man in Deutschland zum ersten Male eine deutliche Vorstellung von diesem jüngsten Abgott der Pariser Maler. Man sah sehr genau die Elemente, aus denen sich seine Art anfänglich zusammensetzte: außer Cézanne van Gogh, Lautrec, Matisse. Oft gelangte er durch solche Mischungen zu einer fabelhaften Delikatess, wie besonders in den Clown-, Schauspieler- und Pierrotbildern, die eine hohe Kultur der Farbe mit seltsam mitschwingender Innerlichkeit des Ausdrucks verbinden. Der Pierrot, der hier in einer Abbildung erscheint (S. 230), stellt vielleicht den Höhepunkt der Frühwerke Picassos dar. Oft aber gelangte er auch an die Grenze des Süßen und des Leeren. Das wurde noch schlimmer in den Jahren darauf, da er sich mit phantastischen Köpfen von »orpbischer« Geheimnisträmerie herumschlug. Und diese Zwischenperiode wiederum läutete die unmalerische »Geistigkeit« seiner jüngsten Art ein, die zu der stereometrischen Transzendenz der kubistischen Marotte führte.



Phot. Quibde & Müller, Berlin
Aus der Herbstausstellung im Berliner Sezessionshause

Wahrhafte Orgien feierte dieser Kubismus zu gleicher Zeit in dem »Herbstsalon«, welchen die Vereinigung »Sturm« in Berlin veranstaltete, und der einen weitausegreifenden internationalen Überblick über einige Strömungen und Gruppen der jüngsten Kunst darbot. Es ging hier, wie so oft bei Manifestationen neuer Kunstbestrebungen: es ward zuwenig gesichtet und dadurch Publikum wie Künstlerchaft in die Irre geführt. Alles fiel wie Kraut und



Phot. G. Bettendorfer, München

Adolf von Hildebrand: Reiterdenkmal des Prinzregenten Luitpold in München

Rüben durcheinander, und neben unzweifelhaften Begabungen stand ein ganzes Bataillon von Leuten, die offenbar nur willkommen geheißen wurden, weil sie sich revolutionär gebärdeten, sich aber bei genauem Zusehen nur als klägliche Mitläufer entpuppten, die neue Manieren äußerlich angenommen hatten. Immerhin entdeckte man in dem wüsten Lärm allerlei Elemente, die Hoffnungen weckten, wie vor allem den Rheinländer August Mæde, der ehrlich von der Farbe ausgeht und mit angeborenem Temperament malerische Vorstellungen zu großem Bildausdruck zu binden sucht, oder den interessanten Franz Marc, der in eigentümlichen phantastischen Tierbildern Wirklichkeitsercheinungen zu leidenschaftlichen Kompositionen von monumentalem Ausdruck steigert. Aber das Regiment führten die Kubisten mit ihrer nüchternen Kalkulation, die Natureindrücke aus ihren plastischen und architektonischen Elementen neu aufbaut und durch ihre Zerschneidungen, ihre mathematischen Stilisierungen, ihren geometrischen Offkultismus alle sinnlichen Reize der Ma-

lerei aus dem Auge verliert. Dieser Kubismus, den Picasso mit der Berranntheit eines genialen Menschen erfand, ist, das stellt sich immer deutlicher heraus, gar kein Problem, sondern eine Sackgasse. Doch wer die Entwicklung scharf aufs Korn nimmt, glaubt zu erkennen, daß es sich hier nur um ein Durchgangsstadium handelt, um eine radikale Auseinandersetzung der jungen Malergeneration mit den Rätseln der Form, die im Zeitalter des analytischen Impressionismus mit seinem Auflösen aller Linien und Konturen anscheinend allzulange unbeachtet geblieben war.

Die Herbstausstellung im Sezessionshause aber zeigte, daß es auch andre Wege zur Ergänzung und Verdrängung der Einseitigkeiten des Impressionismus gibt. Junge Berliner Künstler traten auf, die sich strenger im Bezirk einer organischen Fortbildung der früheren Prinzipien hielten. Allen voran wieder Max Pechstein, dessen Bild der »Ruderer« im schwankenden Segelboot auch noch in unsrer Schwarzweiß-Wiedergabe den zusammenfassenden Griff



Phot. Hermann Voß, Berlin

Hugo Federer: Denkmal für den Freiherrn vom Stein am neuen Rathaus zu Schöneberg

der kompositionellen wie der farbigen Anordnung erkennen läßt. An andern Beispielen, wie einem Zyklus von Passionsbildern Theo von Brödhufens, verfolgte man, wie sich Anregungen von der Farbenzerlegung der hinter uns liegenden Epoche und von den rhythmischen Linienführungen van Goghs her zu einem verinnerlichten Ausdruck neuer Art mischen können.

Die Plastik geht neben diesen unruhigen Experimenten der Malerei ihren ruhigeren Gang weiter. Sie wird durch die Gesetze der reinen Form ganz von selbst zur Synthese gezwungen, ob nun die jüngeren Bildhauer in ihre Werke etwas von der Nervosität und der zur Mystik neigenden Weltanschauung der modernen Zeit hineingießen, oder ob die heute schon an Jahren vorgerückten Künstler dem alten Ideal der klassischen Bildnerei mit neuer Überzeugung folgen, wie wir es in Louis Tuaillons außerordentlicher Komposition der beiden Reiter mit dem Stier beobachten.

Diese neu gefundene und gefestete Ruhe der modernen Plastik charakterisiert auch die

besten der öffentlichen Denkmäler, die in letzter Zeit enthüllt wurden. Radikale und selbstherrliche Experimente verbieten sich für solche Zwecke von selbst. Hier »soll« nicht, hier will die Kunst zur Allgemeinheit reden — eine Absicht, die ihrer Äußerungsart nach der subjektiven Seite hin bestimmte Grenzen steckt. Aber es ist nun ihre doppelte Pflicht, keine Kolletterien mit der Öffentlichkeit zu treiben, Konventionelles und Plattes zu meiden, trivialen Instinkten nicht zu schmeicheln. Dies verstärkte Verantwortlichkeitsgefühl spricht sich in den Arbeiten, die dies Heft vorführt, deutlich aus. Adolf von Hildebrands Münchner Reiterdenkmal des Prinzregenten Luitpold sucht die harmonische Höhe und monumentale Klarheit ähnlicher Bildwerke aus der Antike und der Renaissance in verjüngter Sprache festzuhalten. Auch die moderne Uniform wird diesem Gesetz unterworfen, die vielen andern unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet und sie in die Langeweile einer kleinlich-realistischen Gegenständlichkeit hinabdrückt. Hildebrand sieht nur darauf,

wie sich aus Pferd und Mensch, aus Körper und Hülle, aus Reiterfigur und Sattel eine Einheit erzielen läßt, und ganz von selbst erwächst ihm die Steigerung eines zeitlich bedingten Anblicks zu dauernder Geltung.

Die Reaktion gegen das realistische Porträtstandbild führte dann Georg Kolbe in seinem Denkmal Heinrich Heines für Frankfurt a. M. zu einer ganz abweichenden plastischen Idee. Seitdem Habich sein Monument des jungen Goethe für Darmstadt schuf: mit dem in den Park laufenden Bronze-Genius und dem Reliefbild des Dichters am Sattel, ist dieser Gedanke nicht mehr neu. Aber Kolbe hat ihm eine eigne Wendung gegeben. Die beiden zarten nackten Mädchengestalten, die er auf das Postament gestellt hat, erscheinen als wunderbar erfaßte Deutungen des Besten, was Heines Poesie ausmacht. Sie sind köstliche Personifikationen des Sehnsuchtsvollen, Niebefriedigten, schmerzlich Suchenden und wieder des rhythmisch Spielenden, Gelösten, Tänzerischen seiner Gedichte und seiner lyrischen Prosa. Sie lassen andres,



Phot. Cuidde & Müller, Berlin

Emil W. Herz: Bildnis eines Romikers
Aus der Berliner Ausstellung »Kunst der mittleren Linie«

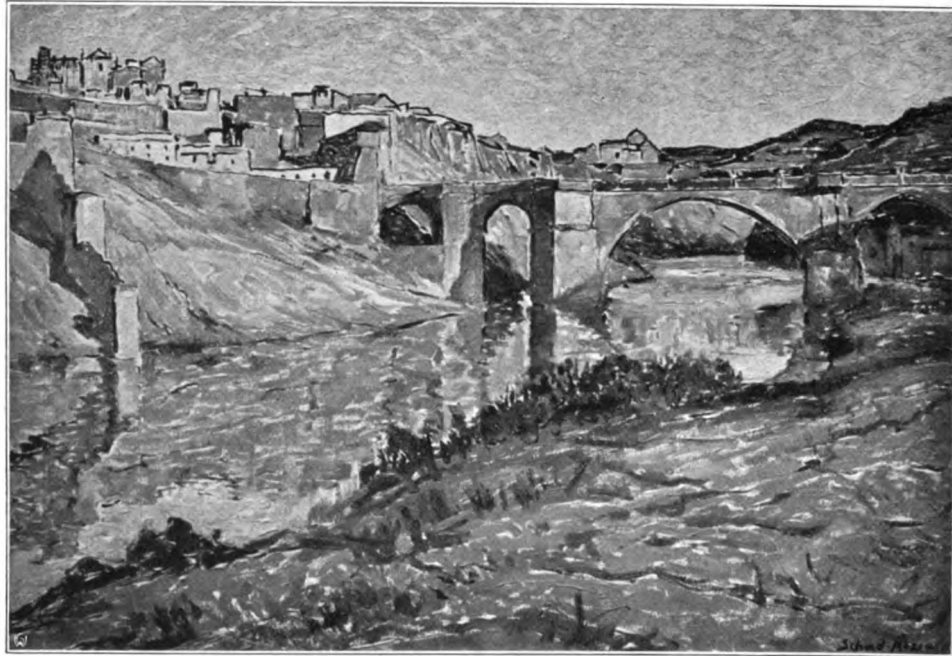


Phot. Voedeker, Berlin

Georg Kolbe: Das Heine-Denkmal in Frankfurt a. M.

was uns für Heine charakteristisch ist, außer acht: seine kämpfende und aufstachelnde Ironie, seine politische Frontstellung. Aber dies waren, zum Teil wenigstens, Züge, die den Schriftsteller Heine an seine Zeit banden und ihn fünfzig Jahre nach seinem Tode ebenso wie zu seinen Lebzeiten in den Streit der Parteien rücken. Warum nicht auch hier das Zeitliche ablösen und nur das Dauernde symbolhaft fassen? Der Pariser Korrespondent der Cottaischen Morgenzeitung stand im Alltag; aber der Dichter des Buches der Lieder schwebt in der Traumphäre poetischer Lebensverklärung hoch über den Menschen.

Hugo Lederer endlich war in seinem Denkmal des Freiherrn vom Stein für das neue Rathaus zu Schöneberg so glücklich, einen wahrhaft aus verständigem Geist geborenen Auftrag ausführen zu können. Alte schöne Stadtsitten vergangener Jahrhunderte sollten hier wieder aufgenommen, an der freien Fläche eines Bauwerks das Denkmal gleichsam als große Erinnerungstafel eingelassen werden. Fester Zusammenhalt mit der Architektur, dekorative Haltung, kräftige und großgehaltene Inschrift, nach Art alter Motivtexte, waren



Paul Schad-Rossa: Martinsbrücke in Toledo

Phot. Cuidde & Müller, Berlin
Aus der Berliner Ausstellung »Kunst der mittleren Linie«

hier Forderungen. Wie Lederer diese natürlichen, aus der Stelle sich ergebenden Gebote erfüllte und doch seiner Arbeit persönliche und ausdrucksvolle Haltung sicherte, beweist die Hand des Meisters. Was er gab, ist ein freies Kunstwerk von eigenem Charakter geworden, aber nicht minder ein Ehrenmal, das deutlich zeigt, was es sein soll und will: ein Dank von Bürgern an den Mann, der den Grundstein der staatlichen Bürgerfreiheit legte.

Während aber die »ars publica« ohne die Einordnung in das geschichtlich Gewordene den Boden unter den Füßen verlieren würde, weist die geschlossene Form der Ausstellungen in Kampfeszeiten darauf hin, Probleme zum Austrag zu bringen. Eine Veranstaltung, die sich selbst »Die Kunst der mittleren Linie« nennt, wie die um die Jahreswende im immer noch herrenlosen Berliner Sezessionshaus inszenierte, wird daher immer Skepsis wecken. Wirklich war es mehr die Kunst der »mittleren Qualität«, die sich hier breitmachte. Man könnte sich gewiß schon eine Zusammenstellung solcher Werke denken, die ohne Experimentierlust lediglich dem Grundsatz der soliden Arbeit folgen. Doch die Gefahr liegt nahe, daß sich zuviel Mittelmäßiges und Gleich-

gültiges einschmuggelt, und also geschah es auch hier. Verstreute tüchtige Dinge — wir bringen als Proben das lebendige Schauspielersporträt von Emil W. Herz und das feine Stadtbild von Schad-Rossa — versanken in dieser Flut der Unbedeutendheiten.

Ganz anders ist es, wenn ein einzelner Künstler, der tatsächlich zwischen den Parteien steht und Modernes mit Traditionellem auf eigne Weise zu mischen sucht, einmal übersichtlich Rechenschaft von seiner Tätigkeit gibt. Das erkannte man an der Kollektivausstellung Martin Brandenburgs im Berliner Künstlerhaufe. Brandenburg hat von jeher eine Stellung für sich eingenommen. Er war immer der Romantiker der Sezession, der Träumer unter den Realisten und Impressionisten, und in der unbeirrten Konsequenz, mit der er seinen Weg gegangen, liegt allein schon ein Zeugnis für persönliche Kraft, liegt ein menschlich-ethischer Wert, der Respekt fordert. Tagesmeinungen und Kunstströmungen haben sein Talent, das in unablässigen inneren Kämpfen zu ringen hatte, kaum beeinflusst. Farbenanschauung und Vortragsart der Generation, in die Brandenburg hineinwuchs, haben gewiß seine Malerei mitbestimmt. Aber wesentlich war ihm von vornherein ein

lyrisch-poetisches Element, eine angeborene Freude an märchenhaften Phantasien. Oft hat er den Widerstreit zwischen solchen leicht zu literarischen Ansprüchen anwachsenden Motiven und den spezifischen Forderungen der Farbenkunst nicht bezwungen. Aber oft auch eine so überzeugende Einheit von Wollen und Wirkung erreicht, daß man den Künstler doppelt lieb gewinnt. Die Darstellung des »Ganges nach Bethlehe m« gehört hierher, die leidenschaftlich, sehnüchsig vorwärtstürmende Schar visionärer Gestalten, die von zwei Engeln angetrieben wird, dem Wunder zuzueilen.

Wenn uns hier schon zum zweiten Male in dieser Umschau ein Bild religiösen Themas begegnet, so haben wir darin mehr als einen Zufall zu erblicken. Mit den Änderungen der Malerei in der Gesamtauffassung des farbigen Bildplans geht eine deutlich erkennbare Verschiebung der Themata Hand in Hand. Die gesteigerte »Geistigkeit« des Ausdrucks und Vortrags führte naturgemäß dazu, daß man sich wieder mit erneuter Freude dem Gegenständlichen überhaupt zuwandte. Daß hierbei dem altewigen, nie ausschöpfbaren Stoffgebiet des Biblischen eine große Rolle zufiel, war selbstverständlich. Und es ist auch kein Zweifel, daß durch solche Zusammenhänge das Inter-

esse und Verständnis für die Kunst der Vergangenheit wieder profitieren mußte. Nur eine Zeit, die selbst vom naturalistischen und nur-malerischen Dogma abschwankt, kann für das Werk eines alten Meisters in so lebhafter Begeisterung entflammen, wie sie die Berliner der »Anbetung der Könige« von Hugo van der Goes, der großen Neuerwerbung des Kaiser-Friedrich-Museums, entgegenbrachten. Im vorigen Heft dieser Zeitschrift durfte ich von diesem Gemälde ausführlich sprechen und es in den Zusammenhang des Lebenswerkes van der Goes' einordnen. Als ein Nachtrag, der den Lesern willkommen sein wird, erscheint hier das in jenem früheren Aufsatz erwähnte, doch nicht abgebildete Gemälde des Meisters aus der Liechtenstein-Galerie in Wien, das den gleichen Vorgang darstellt wie das große Bild aus Monforte, nur in engerem Rahmen und darum in wesentlich anderer Verteilung der Figuren. Diese Liechtensteinsche »Anbetung« ist ein ganz kleines Triptychon, das in der liebevollen Durchführung des Details noch an die Ursprünge der altniederländischen Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts aus der Miniaturmalerei erinnert, während das neue Werk des Berliner Museums van der Goes auf dem Wege zu großem, monumentalem Aus-



Martin Brandenburg: Der Gang nach Bethlehem

Phot. Coudde & Müller, Berlin
Aus der Brandenburg-Ausstellung im Künstlerhaus zu Berlin

druck zeigt. Aber — und auch hierauf wurde im vorigen Heft schon hingewiesen — wir erkennen klar den Zusammenhang: der kniende greise König ist hier wie dort fast identisch. Ein Vergleich zeigt sofort, daß der Meister hier offenbar dasselbe Modell vor sich oder dieselbe Vorstellung von diesem Führer des anbetenden Fürstentrios im Kopfe gehabt hat. Überdies lehrt der Vergleich, wie van der Goes mit der Selbstverständlichkeit des Genies das Thema je nach den Gesetzen des Raumes, der ihm zur Verfügung stand, kompositionell behandelte.

Aber noch ein zweites Werk von hoher Bedeutung hat Wilhelm von Bode — die

hang, der über alle Verschiedenheiten hinweg den jüngeren Meister mit dem älteren verbindet. Nicht nur seines Namens wegen, der auf einen Ort in Zuid Beveland deutet, hält man Hugo van der Goes, obwohl er in Gent und Brügge tätig war, für einen Holländer, sondern vor allem seiner glutvollen Farben und seines meisterhaften Hellbuntels wegen. Auch Pieter Brueghel wurde in Süd-Holland geboren, bei Breda, und fand im flämischen Lande, in Antwerpen und in Brüssel, wo er starb, sein Arbeitsfeld. Er ist nun schon um ein Jahrhundert weiter von jenen Anfängen der niederländischen Kunst entfernt und hat eine ganz andre Virtuosität



Hugo van der Goes: Die Anbetung der Könige

Abt. S. Evers, Berlin
Aus der Pichler-Galerie in Wien

Verleihung des erblichen Adels sollte mit der allgemeinen Anerkennung wohl besonders für diese glücklichen Erwerbungen den Dank des Kaisers ausdrücken — in den letzten Monaten dem Kaiser-Friedrich-Museum zugeführt: das prachtvolle, von reifer Farbkunst zeugende Gemälde der »Sprichwörter« von Pieter Brueghel d. Ä. Es ist ein Denkmal der niederländischen Kunst aus einer späteren Epoche; denn die Jahreszahlen, die Brueghels Leben begrenzen, sind 1525 und 1569. Man erkennt auf den ersten Blick, welchen Fortschritt die Sicherheit der Komposition und der Farbgebung seit van der Goes gemacht hat; aber man erkennt auch den innigen Zusammen-

hang zur Verfügung. Mit fabelhaftem Können überwand er die Schwierigkeiten der Aufgabe, die er sich in dem neuen Berliner Bilde stellte: auf einem verhältnismäßig kleinen Raume eine Unmenge von Gestalten anzubringen, die eine Riesenzahl volkmäßiger Sprichwörter in Figurengruppen sinnfällig darstellen. Man kann mehrere Stunden damit zubringen, die einzelnen Weisheiten alltäglicher Lebenserfahrung aus diesem Gewimmel von Personen herauszufinden, und man staunt immer aufs neue über die unererschöpflich sprudelnde Erfindungskraft, über diese volkstümliche Anschaulichkeit, die Begriffliches sofort in sinnlich greifbare Vorstellungen umsetzt, über die



Phot. Gustav Schwarz, Berlin

Pieter Bruegel: Sprichwörter. Neuerwerbung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin

nie versagende Fähigkeit, dem einzelnen Genrestückchen auf der Fläche seinen Platz anzuweisen, wo es sich dem Rebuspiel des Ganzen zwanglos einfügt. Aber wichtiger als alles das ist die juwelenhafte Delikatesse der farbigen Behandlung, der leuchtende Schmelz des Kolorits, der alle Bunttheit dieser scheinbar wirren Fülle zu einem überreichen Akkord bindet. Denkt man an van der Goes zurück, so hat man dort gleichsam eine Kammermusik oder eine Suite, von einem erlesenen kleinen Orchester vorgetragen; hier aber bei Bruegel ein Musikstück von höchst moderner Instrumentation, bei dem die mannigfaltigsten Stimmen und Klänge sich zu rauschendem Ausdruck mischen. Gewiß, hier

spricht auch die Routine ein Wörtlein mit, und von der Riesengröße der älteren Kunst spürt man wenig mehr, aber die Meisterschaft, mit der die absichtlich gesuchte Kompliziertheit überwunden ist, weckt immer wie-

der Bewunderung. Die neu erwachte Leidenschaft für die alte Kunst hat den Markt in fieberhafte Bewegung versetzt. Die Preise schnellten gerade im letzten Winter zu vorher unerhörter Höhe empor und steigerten sich bis zu den zweieinhalb Millionen, die für eine Madonna Raffaels bezahlt wurden. Dazu gab es fortwährend Überraschungen. Plötzlich tauchten unbeachtet gebliebene Meisterwerke aus versteckten Winkeln auf. Hierher gehörte mit in erster Reihe das



Rembrandt: Bildnis eines jungen Mannes
Mit Genehmigung von Paul Cassirer in Berlin W



Aus dem neuen Museum für Ostasiatische Kunst in Köln: Saal für altbuddhistische Kunst

kostbare Jünglingsporträt von Rembrandt, das die Berliner Kunsthandlung von Paul Cassirer im Privatbesitz entdeckte, und das durch sie in die Galerie eines der größten deutschen Sammler überging. Das Gemälde trägt unverkennbar die Handschrift des Meisters. Man denkt an den blassen Knaben Titus, wenn man dieses Antlitz betrachtet, das, von flatterndem Blondhaar umrahmt, so träumerisch und erwartungsvoll, fast noch unwissend in die Welt blickt. Wilhelm von Bode, der dem Großmeister der holländischen Malerei einen wichtigen Teil seiner Lebensarbeit gewidmet hat, glaubt zuverlässig, an den breiten, souveränen Strichen dieses Bildes, an dem Wechsel der beleuchteten blonden Töne und der sonoren Schattenpartien, an der Durchgeistigung des inneren Ausdrucks, die den königlich beherrschten

malerischen Mitteln von selbst gelang, Rembrandt zu erkennen, und es erscheint in der Tat kaum möglich, daß ein solches Werk von einem Schüler des Gewaltigen geschaffen sein könnte.

Unmittelbar aber verbinden sich die Tendenzen der jüngsten Kunst mit dem Interesse, das gerade die Gegenwart den Phantasieschöpfungen ältester und ferner Völker entgegenbringt. Wie eine Offenbarung erschien der Zeit, die nach großem, zusammenfassendem Ausdruck strebt, das Ergebnis der neuen ägyptischen Ausgrabungen, das in Berlin auftauchte: die Büsten, Statuetten und Gipsmodelle aus den Bildhauerwerkstätten der fernen Stadt Tell-el-Amarna, die unter Amenophis IV. in den Jahren 1370 bis 1350 v. Chr. blühte. Diese Stadt hatte, wie wir wissen, ein fast



Aus dem neuen Museum für Ostasiatische Kunst in Köln: Priesterbildnis (Japan; 16. Jh.)

modernes Schicksal. Von dem romantischen König gegründet, zur Pflege des von ihm geliebten mystischen Sonnenkults, hat sie nur zwanzig Jahre bestanden, um sogleich nach Amenophis' Tode 1350 zu veröden. Ihre Bewohner zogen damals nach Theben zurück, und über ihre Tempel und Paläste lagerten sich die Erbschichten der Jahrtausende. (Vgl. den Aufsatz »Der Kegerkönig Echnaton und sein Sonnengesang« im Juniheft 1913.) Nun hat man die Zeugnisse der Künstler zutage gefördert, die des Königs Traum in Wirklichkeit umsetzten. Wir lernen sogar den Namen des Meisters kennen, der in dieser Werkstatt gebot: er hieß Tuthmes. Wir sehen, wie er und seine Leute arbeiteten, wie sie offenbar Gipsabgüsse nach dem Leben nahmen und sie dann veränderten, um so aus sorgsamsten Naturstudien zu höherem Formausdruck zu gelangen.

Neue Kunde brachten uns auch die letzten Monate von der Kunst des fernen Ostens, die seit Jahrhunderten so vielfach auf Europa wirkte, zuletzt gerade in dem Menschenalter, das hinter uns liegt, und von deren Entwicklungsgeschichte und Zusammenhang wir doch noch so wenig wissen. In Köln wurde das großartige »Museum für ostasiatische Kunst« eröffnet, das erste und bisher einzige in ganz Europa, ein Mittelpunkt für Studien und Forschung, wie er bisher niemals geboten wurde. Was aber diese Kunststätte auch sonst noch aus der Reihe



Aus dem neuen Museum für Ostasiatische Kunst in Köln: Statue der Göttin Kwanon (Japan; 16. Jh.)

hervorhebt, ist die Tatsache, daß sie das Werk eines einzelnen ist: des rühmlichst bekannten Forschers Adolf Fischer, der in einem Zeitraum von zwanzig Jahren auf immer neuen Reisen und Expeditionen diesen unvergleichlichen Besitz zusammenbrachte. Die Stadt Köln hat seiner Sammlung ein würdiges Heim bereitet. Ein ganzes Haus von drei Stockwerken, das mit dem Kunstgewerbe-Museum der rheinischen Metropole und seinem Anbau für die Sammlung Schnütgen einen geschlossenen Baukomplex bildet, bietet nun in übersichtlicher Anordnung ein Bild der Kunst Chinas, Koreas und Japans, das unsre früher nur am Einzelnen haftende Kenntnis in ungeahnter Weise vertieft. Und wieder ist die Zusammenstellung dieses mächtigen Kunstarsenals, die Einrichtung und Aufstellung allein Fischers Werk. Nur einen Mitarbeiter hatte er dabei — und auch das ist ein Unikum in der Geschichte des Museumswesens —: seine tapfere blonde Frau, die ihn Jahr um Jahr als unverdrossener Kamerad auf allen Fahrten begleitet, die Strapazen der anstrengendsten Expeditionen ins »Unbetretene« mit ihm geteilt und sich dabei zu einer vorzüglichen Kennerin dieser schwierigen Materie ausgebildet hat.



Aus dem neuen Museum für Ostasiatische Kunst in Köln: Tempeldachziegel



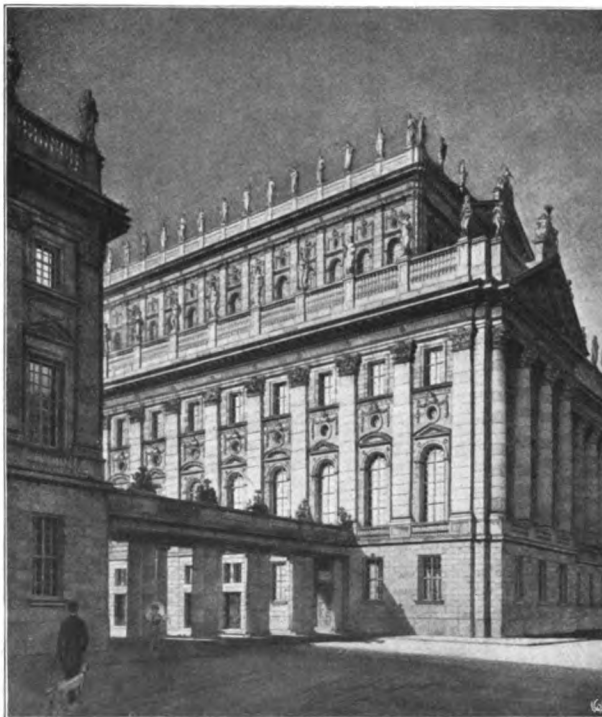
Phot. E. Baasch, Berlin

Bruno Möhring: Entwurf für das Botschaftsgebäude in Washington

Von dem Reichtum, der sich hier ausbreitet, läßt sich in kurzem Überblick keine Vorstellung geben. Man durchschreitet nicht weniger als 32 Räume. Das älteste China hat den Vortritt mit vorbuddhistischen Steinskulpturen und frühen buddhistischen Stücken.

Es folgt die große Epoche der religiösen Kunst Ostasiens. Dabei vor allem Plastiken von unsagbarer Würde, wie die koreanische Statue des Myroku Bosatsu, der in göttlicher Hoheit den Menschen das Heil kündet; oder die Holzfigur Jizos, des Nothelfers,

aus Japan, mit dem ganz antifikisierenden Faltenwurf, der an die wunderbaren, vielfach noch geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen der griechischen und der asiatischen Kunst denken läßt. Dazu altbuddhistische Gemälde von unbeschreiblicher Schönheit und Feierlichkeit. Zarte Göttinnen und Beherrscher des Paradieses schweben auf Lotosblumen. Aus mystischen Farben leuchtet ihr Antlitz in sakraler Unbeweglichkeit auf die Ungläubigen am Rhein, wie einst auf die Gläubigen von Nippon. Es folgt ein kostbarer Überblick über die nationale chinesische Malerei von der Sung-Dynastie des zehnten bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Dann geht es durch alle Regionen der asiatischen Kunstübung. Über Korea, das für die chinesische Kultur die Brücke nach Japan war, gelangen wir in die uns vertrauteren Kunst-



Ludwig Hoffmann: Entwurf für das neue Kgl. Opernhaus in Berlin. Teilansicht des Theatergebäudes mit der Zufahrt für den kaiserlichen Hof

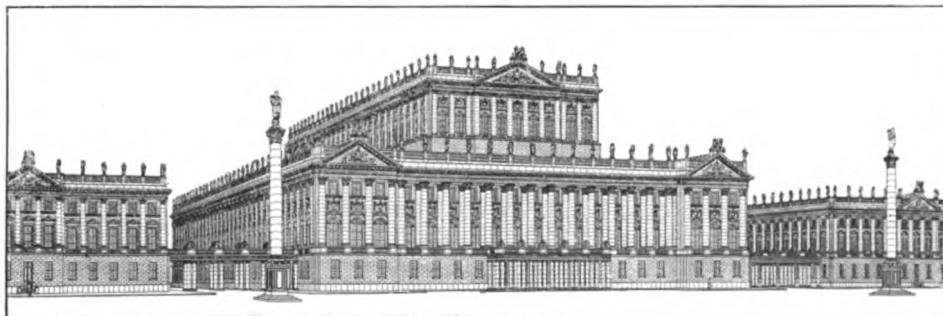
provinzen des Inselreichs. Drei japanische Wohnräume sind hier eingebaut, die sehr instruktiv dem Besucher einen Begriff von der Art geben, wie diese zarten und graziösen Dinge in ihrer Heimat angebracht werden, und die mit großem Geschick die Klippe eines Panoptikumeindrucks vermeiden.

Dies alles ist heiliges Land, dem wir uns nur mit Ehrfurcht nähern. Aber sobald wir in die Gegenwart zurückkehren, treffen wir abermals auf »Krieg und Kriegsgeschrei«. In einer früheren Kunstübersicht an dieser Stelle war die Rede von dem Streit, der sich um den Neubau der Deutschen Botschaft in St. Petersburg erhoben hatte, den Peter Behrens als eine meisterliche Verbindung von Tradition und modernem Geist errichtet hatte. Das war nur ein Vorspiel zu dem lärmenden Kampfe, der sich nun um ein andres Botschaftsgebäude erhob, um den Sitz des Vertreters Deutschlands in Washington. Es ist ein höchst unerquidliches Bild, das sich hier entfaltet. Da man die ursprüngliche Absicht, auch diesen Bau Peter Behrens anzuvertrauen, nicht durchzuführen wagte, so schrieb man einen Wettbewerb aus. Als — erster Preisträger ging aus ihm ein Entwurf von Bruno Möhring hervor, der gewiß nicht in jedem Detail befriedigte,



Ludwig Hoffmann: Entwurf für das neue Kgl. Opernhaus in Berlin. Haupttreppenhaus

als Ganzes aber eine so anmutige und vornehme Lösung der Aufgabe bot, daß man das Projekt gern ohne weiteres gutgeheißen und dem Künstler selbst die Korrekturen überlassen hätte. Statt dessen geschah etwas Seltsames und Peinliches. Plötzlich wurde bekannt, das gesamte Ergebnis der Konkur-



Ludwig Hoffmann: Entwurf für das neue Kgl. Opernhaus in Berlin. Gesamtansicht des Theatergebäudes mit den Nebenhäusern

renz solle einfach zu den Alten gelegt und der Bauauftrag dem preußischen Oberhofbaurat Ernst von Ihne übertragen werden. Die natürliche Folge war ein Sturm der Entrüstung in allen künstlerischen und kunstfreundlichen Kreisen. Die Regierung konnte sich dem Eindruck dieser Kundgebungen nicht entziehen, und es scheint nun, als solle ein erneuter, engerer Wettbewerb, zu dem allerdings auch Ihne herangezogen wird, veranstaltet werden. Wie er auch ausgehen mag, es bleibt ein bitterer Nachgeschmack übrig und die Überzeugung, daß wir in Deutschland doch immer noch nicht so weit sind, künstlerische Aufgaben lediglich im Hinblick auf Kräfte und Leistungen gelöst zu sehen; daß wir vielmehr in einem Maße, das uns mehr und mehr unerträglich dünkt, unberechenbaren und willkürlichen Eingriffen ausgesetzt sind.

Daß die Stimme der Öffentlichkeit, wenn sie sich nur nachdrücklich und vernehmbar äußert, doch nicht ganz überhört werden kann, beweist die jüngste Wendung der Angelegenheit des Berliner Opernhause *Neubaus*, von dessen früheren Stabien gleichfalls schon an dieser Stelle die Rede war. Aus der Verwirrung, die entstanden, hat man immerhin den besten Ausweg gefunden, der nach dem Tode Otto Marchs — sein ausgezeichnetes Projekt ist hier besprochen worden — zur Verfügung stand. Die Regierung sicherte sich, dem Wunsche des Landtags entsprechend, der mit den Forderungen der Öffentlichkeit zusammentraf, die Mitarbeit eines »freien Architekten«, und ihre Wahl fiel auf den Berliner Stadtbaurat Ludwig Hoffmann, dessen künstlerischer Kraft die Hauptstadt schon so viel verdankt.

Rasch hat Hoffmann seine Arbeit gefördert. In dem Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, liegt sein Entwurf dem Abgeordnetenhaufe bereits vor; wenn sie im Druck erscheinen werden, ist vielleicht die Zustimmung zu seinem Plan schon geschehliche Tatsache. Und man darf sagen, daß Hoffmanns außerordentliche Leistung die beste Rechtfertigung für alle kritischen Einwände gegen die früheren Vorschläge bildet. Sie stellt — nach meiner Meinung — ein Kunstwerk hohen Ranges dar und eine wahrhaft glückliche Lösung des schwierigen Problems.

Niemand wird von Hoffmann einen Bau von spezifisch moderner Formbildung erwartet haben; denn seine ganze Kunst ist mehr auf die organische Fortentwicklung lebendig gebliebener und heimatberechtigter Überlieferungen als auf den Geist und Geschmack der Gegenwart gestellt. So ist er auch hier vorgegangen. Er hielt sich an eine gemäßigt barocke Grundmelodie von durchaus preußisch-berlinischer und potsdamerischer Instrumentation. Hoffmanns Oper will kein strenger Tempel sein, sondern eine Stätte gehobener und heiterer Festlichkeit, feierlich und lebenswürdig zugleich. Das ist ihm wunderbar gelungen. Er faßt den Theaterbau selbst mit den Nachbarhäusern als einheitliche Baugruppe zusammen und ordnet die Massen mit feinstem Instinkt für die Harmonie ausgeglichener Verhältnisse. Eine korinthische Säulen- und Pilasterordnung stellt über einem Sockelgeschoß, das den gleichhohen Sockeln des Reichstagsgebäudes und der Siegessäule entspricht, ein Hauptmotiv dar, dessen Variationen ein schönes Spiel gewähren. Diese Säulenordnung tritt in der Hauptfront am freiesten entwidelt auf: in einer langgestreckten, imposanten offenen Halle, hinter der sich das Foyer befindet, so daß die Besucher in der Pause hinaustreten und den Blick über den abendlichen Tiergarten genießen können. Das Motiv erscheint dann mit Dreiviertelsäulen an den beiden Ecksaliten und führt zu ausgezeichnet wirkenden Systemen flacher Pilaster an den palastartigen Seitenfronten des Theaterbaues, an dem Oberbau und an den Nebenhäusern, die wiederum durch kleine Säulenhallen mit dem Zentrum verbunden sind. Vor diesen Kolonnaden soll je eine statuengeschmückte Säule stehen, um zur Siegessäule hinüberzuleiten. Und logisch wird der Baugedanke des Äußeren im Inneren fortgesetzt. Glücklich vor allem in dem Haupttreppenhause mit der kostbar ansetzenden Freitreppe, die zum ersten Rang und zu den Festräumen emporführt. Wird dieser Bau, in Jahr und Tag zur Wirklichkeit geworden, vor uns stehen, so braucht Berlin und braucht der deutschen Architektur unserer Zeit mit diesem größten Gebäude, das der Hauptstadt im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts erwächst, vor dem Urteil der Zukunft nicht zu bangen.

.....



Emil Himmelheber

Roman von Anton Tondrich

II



Lotte

Pfingsten nahte, und Charlotte Kirsten war nun schon die siebente Woche bei ihrer Tante, der Generalin Lange, zu Gast. Sie hatte ihr gleich am nächsten Tage nach ihrer Ankunft gebeichtet, daß ihr Besuch eigentlich eine Flucht sei, und daß sie sich zu ihr gerettet habe, um dem Sanatorium zu entgehen, zu dem der Arzt ihrer überarbeiteten Nerven wegen dringend geraten hatte. Ihre Hoffnung, daß sie in der Nähe ihrer klugen, ruhigen Tante, für deren gefestigte Güte sie schon seit ihrer Kindheit eine leidenschaftliche Verehrung gehegt, sich bald von den Strapazen eines winterlichen Künstlerlebens in den Großstädten erholen würde, war auch schon in den ersten Wochen gerechtfertigt worden. Die drei Frauen führten zusammen ein Leben voll feinen Einklangs, bis die wiederkehrende Gesundheit Lottes Reiselust wieder weckte. Sie hatten alle drei eines Morgens über die Zeit gefrühstückt, Lotte hatte gespielt, und Ipsi blieb noch bei der Mutter, während Lotte sich zum Ausgehen ankleidete.

»Sie ist doch ein entzückender Mensch!« sagte Ipsi zur Mutter.

»Sie ist ein bedeutender Mensch!« antwortete Frau Lange ausweichend und fast feierlich.

»Liebst du sie nicht?« fragte Ipsi erstaunt.

»Ich liebe Lotte sogar sehr. Am meisten von allen meinen künstlerisch veranlagten Neffen und Nichten. Aber ich habe Angst um sie.«

»Weshalb?«

Frau Lange zog ihre Tochter, die schon aufgestanden war, wieder auf einen Stuhl neben sich und sagte: »Siehst du, Ipsi, ein Mann darf schon ein starkes Manko an Gleichmaß haben. Wenn es durch resolute Tätigkeit ausgeglichen wird, schadet es nicht. Bei einem Mädchen aber wird so etwas leicht der Anfang zur Tragik ihres Lebens.«

»Weißt du, Mutter, sie hat doch auch ganz komische Schrullen. Nun denk dir: fast jeden zweiten Tag kommt sie mit einem

Haufen Zeugs, mit dem sie nichts anzufangen weiß, aus der Stadt nach Hause: Knöpfe, Lizen, Päckchen Tee, Kerzen, ein ganzes Lager hat sie schon oben, und als ich sie einmal fragte, wozu sie das alles brauche, sagte sie eben Künstlernarrheiten, und wurde fast grob, als ich in sie bringen wollte.«

In diesem Augenblick kam Lotte wieder herein. Sie trug ein einfaches, aber ausgesucht elegantes graues Tuchkleid und einen hellgrauen runden Seidenfilzhut mit einem weißen Lederband. Sie spürte es durch, daß man von ihr geredet hatte, und da sie annahm, daß es nur Schmeicheles gewesen sein könne, sagte sie der Base und der Tante doppelt freundlich Adieu.

Rasch ging sie durch die wohlgepflegten Straßen des Gartenstadtviertels und war froh, nur wenig Leuten zu begegnen; die Straßensensation, die sie immer erregte, war ihr peinlich und zuwider. Sie fiel auf, und auffallen wollte sie um keinen Preis. »Aufpassen ist unfein,« hatte ihre strenge Mutter, eine fromme Holsteinerin, zu Hause immer gesagt. Und doch konnte sich Lotte nicht dagegen wehren. Wodurch sie die Aufmerksamkeit so unwiderstehlich auf sich zog, das zu erklären, wäre wohl allen jungen und älteren Männern, die sich plötzlich für eine Buchauslage oder sonst ein Ladenfenster interessierten, um sich diskreter nach ihr umsehen zu können, schwer gewesen. Sie kleidete sich stets mit erlesener Einfachheit in Schnitt und Farbe; sie trug außer ihrer mattgoldenen Schlange keine Ringe an den Fingern, und ihr Schritt hatte etwas leuchtend Zusammengeklammertes an sich. Vielleicht war es doch ihr Gang, der die Männer fesselte. Sie machte kleine feste Schritte, die etwas von innerem Adel der Seele verrieten. Aber durch die edle Sauberkeit ihrer Bewegungen drängte sich etwas von unbändigem Temperament und stolzem, fast herrischem Willen. Ihr Gesicht war nicht schön, aber ebenmäßig und bedeutend, und was etwa die zu breite Nase hätte verderben können, das überstrahlten ihre großen, bernsteinfarbenen

Augen, die mit trotziger Sieghaftigkeit hinausleuchteten ins Leben.

Sie befand sich bald auf der Hauptstraße der Stadt, wo Dienstmädchen mit weißen Schürzen und mit beladenen Körben vom Markt kamen und Studenten mit bunten Mützen sich auf dem Wege zum Frühlingshoppfen befanden, und ging dann abseits durch die engen Gassen, wo die Gemüsekrämer und die Antiquitätenhändler wohnten. Da sah sie plötzlich durch eine enge Häuserflucht an einer Ecke des Münsterplatzes unter einem feinen alten Erker ein schmiedeeisernes Schild vorstehen, darauf stand in goldener Schrift gemalt: »Kolonialwaren von Salomea Himmelheber«.

Lotte hielt einen Augenblick inne.

Sie hatte vor fünf Wochen den Laden der Frau Himmelheber zum ersten Male betreten, und Emils Mutter mit ihrem Krämerscharfblick hatte wohl erkannt, daß die vornehme junge Dame ihren kleinen Laden sicher aus einem andern Grunde besuchen müsse, als jedesmal wahllos Bündel oder Etagen zu kaufen, die sie doch nicht für sich gebrauchen konnte. Aber da Lotte es klug und streng vermieden hatte, selber das Gespräch auf den Sohn des Hauses zu bringen, und sogar, als Frau Himmelheber vor acht Tagen zum erstenmal von selbst von ihm zu reden anfang, sich gleichgültig gestellt hatte, da wußte Emils Mutter mit all ihrer vorsichtigen Menschenkenntnis zuletzt doch nicht mehr, wie sie aus der merkwürdigen Kundin klug werden sollte. Da, ihr Mutterstolz war geradezu verlegt, als Lotte so wenig Neugierde bei den Mitteilungen über ihren Sohn verriet, und als die vornehme junge Käuferin das nächste Mal kam, bombardierte Frau Himmelheber sie geradezu mit einem längeren Vortrag über Emil, seine bisherige Karriere und seine große Zukunft. Daß er ihr seit seiner Abreise nicht mehr geschrieben hatte, das verschwieg sie wohlweislich. Nun ließ sich Lotte scheinbar so weit herbei, einiges Interesse für den Sohn der berechneten alten Frau zu zeigen, die sich dadurch nicht wenig geschmeichelt fühlte. Aber Emils Abreise zu erfahren, war Lotte trotz allen Künsten noch nicht gelungen. Den wahren Grund ahnte sie allerdings nicht, und ein wissender Hörer hätte seine helle Freude haben müssen an den fein angelegten Schachzügen, mit denen die beiden

Frauen gegeneinander operierten, um etwas voneinander zu erfahren, was beide weder wissen noch sagen konnten.

Als Lotte aus der dumpfen Häuserflucht auf den hellen Münsterplatz hinaustrat, sah sie, daß Frau Himmelhebers kleiner Laden voll war von Bauersleuten, die an den Markttagen ihre kleinen Einkäufe bei ihr machten. In der Sonne über den ganzen Platz hin standen gewaltige aufgespannte Schirme, unter denen Gärtnersfrauen auf Tischen und Bänken ihren farbigen Reichtum an Blumen feilboten. Gegenüber reiheten sich die Fleischerbuden, wo zwischen den großen Stücken frischgeschlachteter Tiere aus kleinen Wurstfesseln ein nahrhafter Dampf stieg. Von beladenen Bauernwagen herab bellten wachsame schwarze und weiße Spitzhunde einander an, und noch weiter hinten gegen die den Platz abschließenden letzten Häuser zu standen Händler in blauen Blusen und Bauern in samtenen Westen beieinander vor Pferchen quiekender Milchschweinchen, und jeder suchte den andern mit lärmendem Eifer möglichst geschickt zu überlisten.

Aber das bunte Meer der Kaufstände und Menschen aber erhob sich, unberührt von dem schmutzigen Gisch des Marktes und Feilschens, wie ein großer reiner Gedanke der Münster. In den fast zwei Monaten ihres Aufenthalts in der Stadt hatte Lotte schon unzählige Male mit den Augen die Kantenlinien des Baues abgetastet, aus dessen roten Quadern sich die schlankste Turmpyramide zum Himmel aufredte wie ein Gebet an die Schönheit. Die Spitzbogen des Münsters schienen ihr die Pforten der Hoffnung, und das zierliche Brückenwerk des Daches fügte Schönheit zum Ernst.

Lotte sah sich das Getriebe an und wartete, bis der Laden leer war. Dann trat sie ein. Hinter dem kleinen Ladentisch stand Frau Himmelheber mit strahlendem Gesicht und bat den ihr schon vertrauten Gast mit feierlicher und geheimnisvoller Miene zum ersten Male, in der Stube neben dem Laden Platz zu nehmen. Dort gab sie ihr im Überschwang ihrer Gefühle den Brief zu lesen, den Emil ihr bei seiner Ankunft in Worarlberg geschrieben hatte. Lotte las und war sich nicht klar, was jetzt eigentlich mit ihr vorging.

Das Steinwerk des Domes mit seinen Pfeilern und Türmchen leuchtete im roten Schein der Sonne, und die grünbemoosten Dächer schienen wie mit Smaragd bedeckt. Aus den Lufen und Löchern des Baues sahen zahllose Menschen herab, und um die Wasserspeier mit ihren Frazen flogen aufgeregt weiße Tauben. Vom Platz unten aber sah eine dunkle Menge mit zurückgebogenen Köpfen in die Höhe. Sie schauten alle auf zu einem. Der saß in einem bunten Anzug auf dem hohen Seil, das aus einem runden Loch des Münsters kam und zu einer Dachlufe des gegenüberliegenden Kornhauses hineinging. Da, mitten drauß, zwischen Himmel und Erde, saß der Seiltänzer rittlings, indem er das Seil zwischen den Schenkeln festklemmte und die Beine frei und furchtlos herabhängen ließ. Die weißen Straußensebern auf seinem glatten Samtbaret wehten im Winde, und auf dem Rücken trug er ein kleines Gewehr. Als er sich in dieser schwierigen Stellung genügend hatte bewundern lassen, nahm er die Flinte vom Rücken und lud sie. Und von unten stieg ein großer Ballon, so wie ihn die Italiener auf den Jahrmärkten den Kindern verkaufen, leicht und langsam in die goldene Sonnenluft. Als er aber in einiger Entfernung an dem Künstler auf dem Seil vorüberflog, da legte dieser an. Ein Knall ertönte, und von dem schönen Ballon fielen ein paar häßliche Gummifetzen hinab auf den Platz. Brausender Beifall stieg aus der dunklen Menge hinauf zum Seiltänzer, der müde lächelnd den Zuschauern gnädig dankte, daß die weißen Straußensebern an seinem schwarzen Samtbaret im Winde wehten.

Alles das sah Lotte wie in einem Traum und doch wirklich, und manchmal schaute sie wieder für einen Augenblick in den Brief mit der festen Männerschrift, während Frau Himmelheber Kunden bediente, flüchtig hereinsah, in den Laden zurückkehrte und wieder ins Wohnzimmer trat. Unvermittelt, aber mit großer Herzlichkeit und mit vielen Versicherungen des Dankes nahm sie dann auf einmal Abschied. Frau Himmelheber konnte sich nicht genug verwundern über die ungewohnte Eile.

Rasch wand sich Lotte durch das Gedränge. Waren nicht die vielen Männer, die sie in ihrer glorreichen und bitteren Laufbahn hatte kennen lernen, wie dieser

Seiltänzer mit seiner schönen Pose und seinem gnädigen Lächeln?

Als sie bei ihrer Tante ins Zimmer trat, überraschte sie die alte Frau mit den Worten: »Tante, morgen reise ich. Abgemacht!«

»Wohin, mein Kind?«

»Zunächst einmal nach Vorarlberg.«

Das Menschheitschloß

Sabinens stiller Jubel über die rasche Erlaubnis des Vaters zu der Reise nach Schloß Brunn wich einer nervösen Angstlichkeit, als sie im Schnellzug saß und den ganzen Tag durch das frühsummerliche, von grünen Halmenmeeren überwogte Land fuhr.

Was wollte sie eigentlich dort? Was sollte sie bei Menschen, die wahrscheinlich schon alles, woran sie litt, längst überwunden hatten und nun Freie waren? Oder war es vielleicht doch nur eine der Seelenanstalten, wo fromm geredet und sanft gelehrt wurde? Das hatte sie aber doch schon alles bis zum Überdruß genossen.

Sabine unterbrach gegen Abend ihre Reise in einer großen Stadt und fuhr am nächsten Tag in aller Frühe der Endstation, einem kleinen Städtchen, zu, wo sie am Mittag eintraf. An der Bahn erwartete sie ein zweispänniger Wagen, dessen Pferde nicht gerade hochherrschastlich ausluden.

Die Gäule zogen an und trabten auf einer breiten Landstraße zwischen einem ruhigen Strom und steilen Weinbergen ihrem Ziel entgegen. Der Weg führte eine halbe Stunde lang in ungewisse Weiten. Sie begegnete keinem Menschen, außer einem einsamen Rabler. Von einem Schloß war nichts zu sehen. Zwischen Straße und Strom blinkte die Eisenbahn im weißen Licht des nebligen Himmels. Den Blick über den Fluß hinaus verwehrt eine hohe Wand alter, am Ufer hingepflanzter Bäume.

Würde das Neue, dem sie entgegenfuhr, auch gut sein?

Da brach der hohe Baumwall jenseit des Wassers ab und ließ ihr Auge über weites Wiesenland bis an den Horizont gleiten. Die Straße, der Schienenweg und der Fluß bogen plötzlich in einer scharfen Kurve um einen hervorspringenden Weinberg, und auf einmal sah Sabine die gestaffelten Giebel der dreiteiligen Fassade von Schloß Brunn. Zu den Füßen der Burg duckte sich ein klei-

nes Dorf, und mitten vor der Schloßmauer stand, alle Dächer weit überragend, eine mächtige Pappel und winkte wie zum Gruß.

Einige Minuten nachher tönten die Hufe auf dem Pflaster des Schloßhofes, und Sabine stieg aus. Kein Mensch war zu sehen. Alles schien stumm, leer und wie verzaubert. Nur ein alter Brunnen plauderte aus einer Mauer heraus. Endlich kam ihr mit elastischen Schritten eine schlanke Dame in einem Prinzkleid von gewähltester Schlichtheit entgegen: »Fräulein Feuerstein?«

»Ja wohl.«

»Ich bin Fräulein Grensen, die Hausdame.«

Die beiden Frauen schüttelten sich die Hände. Dann brachte die Kastellanin Sabine durch einen schweren Bogengang von dem äußeren in den inneren Schloßhof und bat sie, ihr über eine massive Steintreppe in einen der Schloßflügel zu folgen. Bald befand sich Sabine in einem kühlen, weißgetünchten Raume. Auf die großen Steinplatten des Fußbodens malten schmale, in dicken Mauern liegende Nischenfenster breite Sonnenstreifen.

Dieses große Burgverlies nannte die Kastellanin das Zigeunerlager. Es war in der Mitte durch eine Tapetenwand von grobem Sackstoff getrennt. Vier Türen, auf denen keine Zimmernummern standen, sondern die vier Mondphasen frisch und fröhlich aufgemalt waren, führten in Einzelräume. Sabine wurde in das Zimmer zum zweiten Viertel des zunehmenden Mondes gebracht, von ihrer Begleiterin kurz auf die schöne Einsamkeit, die für vieles Fehlende entschädigen müsse, aufmerksam gemacht und dann nicht ohne die Hoffnung, daß sie ein besseres Zimmer bekommen würde, sobald es mehr Platz im Schloß gäbe, allein gelassen.

Alles das war in einem sehr frischen Tempo gegangen und doch nicht ohne Liebe. Sabine sah sich in ihrer Zelle um und fand außer einem Bett mit schloßweißer Leinwand alles vor, was ein nicht zu anspruchsvoller Mensch in seinem Zimmer braucht. Durch die vergitterte Fensternische sah sie in das grüne Hedengewirr eines großen Parkes. An der Wand war ein schiefes Schreibbrett angebracht, und als Sabine sich von der Reise etwas erfrischt hatte, setzte sie sich zuerst auf den alten Bauernstuhl vor

dem primitiven Pult und schrieb einige beruhigende Zeilen über ihre glückliche Ankunft an den Vater.

Dann ging sie hinaus in den Schloßhof, wo der Wind im Laub einer hohen Platane wühlte. Vor dem silberhellen Baumstamm standen bequeme Holzstühle im Halbkreis. In einem nahm sie Platz. Sie sah den hellen und dunklen Wolken zu, die am Himmel über die verwitterten Kreuzblumen hingen; getadelt trieben in ihrem Herzen allerhand Hoffnungen und Zweifel hintereinander her. Immer noch zeigte sich kein Mensch von den Gängen, und langsam nisteten sich in Sabinens Kopf trauere Gedanken von verhegten Schlössern und verfunkenen Städten ein, als auf einmal eine kräftige Männerstimme sie aus ihren Träumereien weckte: »Doktor Mahler!«

Sabine drehte sich um und sah einen mittelgroßen Mann in weißen Beinkleidern und einem rohseidenen Kittel vor sich stehen. Er blidte sie aus guten, braunen, tiefen Augen freundlich an und streckte ihr die Hand zum Gruße hin.

»Ich bin Ihnen schon unterwegs begegnet, Fräulein Feuerstein. Ich fuhr auf dem Rad nach Rohfeld.«

Sabine erinnerte sich an den Mann auf dem Rad. Aber so schlicht, fast alltäglich hatte sie sich den Doktor Mahler doch nicht vorgestellt. Der Schein des Alltäglichen zerrann aber schon, als Mahler nur die üblichen Fragen nach ihren Eltern, nach ihrer Vaterstadt und auch nach dem Wetter in Süddeutschland an Sabine richtete.

Was war das nur, was dieser Mann mit dem soldatischen Gesicht und der unsoldatischen Haltung an sich hatte? War es nur Energie, nur die unauffällige Gewandtheit des Überlegenen, oder noch etwas andres? An wen erinnerte sie nur dieser Kopf mit dem kurzgeschorenen, gelichteten Haar, der kleinen Felsenstirn, dem gewaltigen Schnauzbart und dem viereckigen Kinn?

»Sie können in zwei Tagen das italienische Zimmer haben,« sagte Doktor Mahler. »Da werden Sie sich wohler fühlen als im Zigeunerlager.« Dann ging er mit einem kurzen »Auf Wiedersehen!« —

Die ersten Tage ihres Aufenthalts auf Schloß Brunn kostete es Sabine nicht wenig Mühe, den vielen Eindrücken, die auf ihr empfängliches Gemüt einströmten, festen



Offset-Druck von George Westermann

Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Karl Sterrer: Frühling

Aus der Münchner Internationalen Kunstausstellung vom Sommer 1913

Widerstand entgegenzusehen. Denn kaum war Doktor Mahler im Tor des Schloßhofes verschwunden, als die Schloßgäste in bunten Scharen von ihren Nachmittags-spaziergängen zurückkamen und mit einem Leben voll harmloser Heiterkeit die alten Mauern erfüllten. Erst jetzt merkte Sabine, wie einsam ihr Leben in der Familie oder mit dem Vater auf dem Landhause in den letzten Jahren gewesen war. Das hatte sie versonnener und besangener gemacht, als sie es selber wußte. Alle die vielen Fragen, die sie auf dem Herzen hatte, ließ sie nun in sich verschlossen, und wenn sie einmal in den ersten Tagen sich versucht fühlte, mit Doktor Mahler, dessentwegen sie hergekommen war, über ihr Innerstes zu reden, so schien es ihr, als ob er heimlich seine Hand auf ihren Mund hielt und fest und beruhigend sagte: Nur still sein, es kommt alles!

So ging Sabine, ohne Bekanntschaften zu suchen, durch die Reihen der Gäste, strich in dem hügeligen Park auf und ab, den eine ganze Gesellschaft bemooster steinerner Göttergestalten bevölkerte, saß nachdenklich auf den stillen Terrassen, wo man über Zinnen und Mauern hinaus den Blick ins weite Land hatte, oder wanderte über Stiegen und Höfe, wo dunkle Feuersteine die Blicke auf sich zogen.

In diesen ersten einsamen Tagen mitten in einer bewegten Gesellschaft merkte sie gar nichts davon, daß ihre Erinnerung an Vater und Mutter und an alles, was ihre Not in den letzten Zeiten von Woche zu Woche gesteigert hatte, wie spurlos in ihr versank. Hier gab es keine Diensthofen, sondern nur »Helferinnen«. Schon in aller Morgenfrühe hörte Sabine diese fröhlichen Mädchen mit ihren Sandalen an den nackten Füßen auf den Pflastersteinen des inneren Schloßhofes klatschen und lachend und singend den dunklen Bogengang in den äußeren Schloßhof hinauslaufen. Sie empfand es so wohlthätig, daß hier die tyrannische Sitte des Vorge stelltwerdens nicht herrschte und man, ohne für unhöflich gehalten zu werden, schweigend neben seinen Tischnachbarn bei den Mahlzeiten sitzen konnte, die in einem festlich weißen kleinen Saal mit der Aussicht auf Strom und Wiesenland eingenommen wurden. Alles das und vieles andre nahm sie mit freudiger Selbstverständlichkeit hin als erklärliche Äußerungen eines Lebens,

das sich zwar verbarg, das sie aber nichtsdestoweniger deutlich verspürte.

Dabei entging ihr nicht das geschraubte Wesen mancher Gäste, die sich ihr mit geheimnisvollen Mienen als langjährige Vertraute des Schlosses nahten. Alle diese Seelenschnüffler lehnte sie mit höflicher Entschiedenheit ab, um sich desto freier denen zu öffnen, deren Zurückhaltung ihr wohlthat und hinter deren fröhlichem Stillsein sie nicht mit Unrecht Reichtümer des Herzens vermutete. Oft hätte sie solchen Mädchen, durch deren heimliche Augen beim Vorübergehen blickhaft ein Leuchten brach, ganz leise sagen können: »So, du bist auch da?« oder so etwas, was sich ihr aufdrängte, ohne daß sie über solche Regungen sich hätte nüchterne Rechenschaft geben können. Aber am meisten stand ihr doch die knorrige Gestalt Doktor Mahlers vor Augen, und ein alter, von einem Minnesänger gebichteter Vers, dessen verblaßte Buchstaben sie immer wieder an der Wand ihrer von Efeu überwucherten Lieblingsterrasse las, schien ihr wie geschrieben auf den Mann, um den all dies Leben in der alten Burg kreiste:

Nun weiß ich wohl, wo Treue lebet
Mit Wahrheit und mit allem ihr Gefinde,
Danach mein Gemüte strebet:
Da will ich hin, wo ich den Hof
Von Brunnen finde.

Nächtlicher Gang

Der Tag ihrer Abreise ins Hochgebirge war für Lotte ein Tag der Erlösung. In den Fenstern der Häuser spiegelte sich die erste Morgenröte, und in lautlosem Vorüberfahren auf dem städtischen Pflaster begegnete sie kaum jemand anders als einem pfeifenden Bäderjungen, der das Brot austrug, oder einem Soldaten, der vor seinem Schilderhaus auf und ab ging und gähnte.

Aber je mehr sie sich ihrem Reiseziel näherte, desto unsicherer und verzagter fühlte sie sich diesmal. Als sie von Bregenz aus dem aus mäßigen Höhen herabwinkenden Ferner des Vorarlbergs entgegenfuhr, empfand sie eine Ungewißheit und Beklommenheit, die ihr sonst auf ihren Fahrten fremd war.

Sonst liebte sie es, die Dinge und Menschen zu kommandieren, studierte genau Kursbücher und Landkarten und ging in allem sehr planmäßig zu Werke. Diesmal

aber wurde es ihr erst leichter ums Herz, als sie auf dem Bod neben dem alten Kutscher saß, der den Stellwagen am Brindertal den steilen Karrenweg hinaufführte. Sie überließ sich und alles weitere, was nun kommen würde, ihrem guten Stern. Nur einmal versuchte sie noch ihr Schicksal zu lenken, indem sie den Kutscher fragte, wieviel und was für Gasthöfe es in Brind gäbe. Aber der alte weißbärtige Knabe stellte sich der ersten Frage gegenüber taub und beantwortete die zweite mit den Worten: »Ich bring' sie alle zur Gemse!«

Da war also kein Zweifel möglich. Es war ihr Schicksal, zunächst einmal in die »Gemse« gebracht zu werden. Der Ton, in dem der Kutscher diese Worte sprach, erstidte jeden Widerstand im Entstehen.

So fuhr denn Lotte mit einem halben Dutzend anderer Sommerfrischler durch hellgrüne Lärchenwälder, an frommen, von mächtigen Linden überschatteten Kapellen vorüber, zwischen saftigen, mit braunen Häuschen überstreuten Matten hindurch, bis der holprige Stellwagen um die Mittagszeit bei einem sauberen, fröhlichen Gasthose hielt.

Eine runzlige Frau in Witwentracht begrüßte freundlich und händereibend die Gäste, die sie mit einem raschen Blick aus ihren pfiffigen schwarzen Auglein im Geist sortierte und je nach vermutlichem Stand und Bestand ihres Geldbeutels für die einzelnen Zimmer vormerkte. Lotte führte sie selbst in das beste Zimmer des Anbaues, während sie die andern Gäste ihrer Schwiegertochter überließ, die gleichfalls in Witwentracht beim Empfang hinter ihr auf der Treppe gestanden hatte. Ein Hausknecht schleppte den großen Koffer auf Lottes Stube, in der bald das elegante Durcheinander eines Künstlergemachs die nüchterne Zweckmäßigkeit des Hotelzimmers verdrängte. Die Aussicht ging auf ziemlich steile Höhen, die ein schäumender Bach durchschnitt, und von denen sich, wie farbige Plüschteppiche, schöne Wiesenhänge herabließen, so dicht von Blumen durchwirrt stand das Gras auf den Bergmatten. Von gegenüber tönte aus einem braunen Häuschen, dessen Schindeldach mit schweren Steinen belastet war, das emsige Hämmern eines Schuhmachers. Der bearbeitete hinter einem Fenster eine Sohle auf seinen Knien. In der Wiese vor dem Hause sah Lotte einen

Mann breitbeinig mit der Sense stehen. Unter dem wuchtigen Schnitt fielen die Gräser und die Blumen in breiten Schwaden. Der Mann drehte Lotte den Rücken, aber seine Kleidung und die Mischung von Schwerfälligkeit und Vornehmheit in der Haltung und sein Kopf voll brauner Locken ließen unschwer erraten, wer da mähte.

Die sinkende Sonne warf ein blutrotes Band über den schäumenden Fluß, und in der Abendkühle machte Lotte den ersten Spaziergang durch das Dorf. Ihr Herz schwankte zwischen der Bewunderung der weichen Feierlichkeit, die über diesem Bergtal lag, und zwischen ihren eignen unbehaglichen Gefühlen, die manchmal bis zum Ärger und zur Beschämung über sich selbst anwachsen wollten. Nach einer unruhigen Nacht trug sie früh am Morgen ihre Bergschuhe, an denen einige Nägel fehlten, zu dem Schuhmacher am Bach, der sich gestern abend schon so tätig angekündigt hatte und den sie auch in der Morgenfrühe wieder klopfen hörte.

Als sie die Tür öffnete, saß aber der Näher von gestern auf dem Schusterstuhl. Der vermeintliche Geselle drehte sich um, und die Augenpaare zweier Menschen trafen sich in einem großen kühlen, verwunderten Blick. Lotte brachte ihr Anliegen vor, und Emil erwiderte höflich, aber mit der Zurückhaltung, die ihm seit seinem zweimonatigen Leben unter dem einfachen Volk allen Vornehmen gegenüber zur Gewohnheit geworden war, er werde den Schuhmacher rufen, denn er selber habe nur während der Frühstückspause seine Bergstiefel selbst ausgebessert. Dann grüßte er Lotte wie in einer Art Entschuldigung für seine kurze Angebundenheit etwas wärmer, als er sie empfangen hatte, und ging zum Hausgang hinaus.

Das hatte sich Lotte nun alles ganz anders vorgestellt, sowohl die Begegnung mit dem Manne, um dessentwillen sie hierhergereist war, als ihn selber. Sie spürte etwas von der Stimmung einer verlorenen Schlacht, bevor nur die Vorpostengefechte begonnen hatten, und fühlte sich erleichtert, als der Schuhmacher selbst in die Werkstatt trat. Das war ein großer Mann, der sich ständig etwas gebückt halten mußte, um nicht an der Dede anzustoßen. Seine ungewöhnliche Magerkeit zusammen mit einer

gewaltigen Patennase und einem spitzen Rinn hätten einen beängstigenden Eindruck machen müssen, hätten nicht ein paar milde Augen und ein überaus kleiner weicher Mund jeden Zweifel über seinen Charakter auf den ersten Blick zerstreut. Nachdem er sich Lottes Bergstiefel bedächtig und genau angeschaut hatte, zeigte er ihr noch drei offene Nähte, die sie nicht bemerkt hatte, und sagte, er habe so außergewöhnliche und gar nicht aufzuschiebende Arbeit, daß er die Stiefel vor vier Uhr nachmittags nicht versprechen könne.

Der Mann gefiel Lotte, aber alle ihre stürmischen Einwürfe, daß sie die Stiefel sofort brauche, wurden von dem Schuhmacher lächelnd und schonend abgelehnt. Etwas unwillig ging sie. Was das alles nur für Leute waren! Da hatte ja jeder seinen eignen Kopf, und gar nichts ging nach ihrem Wunsch.

Im Gasthaus zur Gemse begrüßte die Wirtin den neuen Gast und ließ ihn wissen, daß es bald recht unterhaltend werden würde im Hause, da auf heute wieder neun fremde Herrschaften angemeldet seien. Im übrigen wäre es schon ein Glück, daß es nicht noch mehr Fremde gäbe wie der Kauz da drüben beim Schuster, der wohl eine Art Gelehrter sein müsse, aber nichts Rechtes zu beißen habe und sich darum im Privatlogis herumbrüde.

Das sagte sie mit einem scharfen Blick auf die Schwiegertochter, die eben daran war, Blumensträuße auf die Tische des Speisesaals zu stellen. Die tat aber, als hörte sie nichts.

Ungebuldig wartete Lotte auf das Mittagessen wie auf ein Ereignis, das ihr den langweiligen Tag mit dem ungewissen Wetter verkürzen sollte. Vor dem kleinen, mit Gemsgeweißen und sinnreichen Sprüchen gezierten Speisefälchen läutete endlich die Glode. Hungrige Menschen, leichtbeschuhte Wienerinnen und schwergeladene Hochtouristen, ernst dreinschauende Geheimräte und lustige Gymnasten mit fröhlich in die Lüfte schauender Nase saßen an den weißgebedekten Tischen und hieben tapfer ein.

Langsam verstrich Lottes die Zeit. Aber punkt vier Uhr kam der Schuhmacher, wie er es versprochen hatte, mit ihren Stiefeln und forderte für die Arbeit einen bescheidenen Lohn. Sie wechselte rasch ihr Schuh-

zeug, um noch am Abend hinauf an den Lechner See zu kommen, dessen Schönheit sie schon vor Jahren hatte rühmen hören.

Es war spät am Nachmittag, als Lotte dem rauschenden Fluß entlang an einem breiten Talhügel vorbei und über wellige Hügelhänge aufstieg. Ein weiches blaues Abendlicht lag über den Bergen. Der steinige Fußpfad schlängelte sich zuerst behaglich durchs Grün und kletterte zwischen großen Felsblöcken hindurch, die einmal von verschwundenen Gletschern hier abgesetzt worden waren. Dann ging es auf einem schmalen Band längs einer glatt abgebrochenen Felswand hin. Unten in tiefer Schlucht tobte der wildschäumende Fluß. Am Rande der Schlucht standen moosbewachsene und knorrige Tannen und breiteten ein dunkles Blätterdach über den Weg. Aber bald trat Lotte aus dem kühlen Dunkel hinaus wie in einen weiten, hellen, heiteren Tempel, und auf allen Seiten stiegen leichte Kalkwände auf, überdeckt vom makellosen Blau der Himmelstuppe. Die sanfte Glut der Abendbeleuchtung nahm den Felsen all ihre Härte, und Lotte blieb einen Augenblick verwundert stehen. Es überkam sie der Gedanke, sie sei jetzt Tausende von Meilen entfernt von allen Menschen und hier einmal einsam und allein zu Gaste in einem unsagbar schönen Reich. Nur einmal im Leben, als sie noch ein Kind war und die Sage von Psyche las, wie sie erschreckt, aber neugierig-ängstlich und doch selig im Palast Amors einherging, hatte sie ähnliches gefühlt.

Ruhig wie in einem Traum, aber doch mit einer ungewohnten Klarheit alles erblickend, ging sie den immer wüster werdenden Weg hinauf. Langsam schoben sich die schönen Kalkwände des Fellentempels zusammen, und trostlose hohe Geröllhalden traten an ihre Stelle. Da tauchte eine grüne Waldinsel in der Schuttwildnis auf. Zwischen den verwachsenen Lärchen weibete in feierlichem Halbdunkel eine hirtenslose Herde brauner Rube. Als Lotte die Dase hinter sich hatte, bemerkte sie, daß sie in einen zweiten Tempel gekommen war. Und doch, das war kein Tempel mehr. Eine düstere Steinhalle mit drohenden Mauern, aus denen es kein Entrinnen mehr zu geben schien, schloß sich um sie herum. Das letzte Leuchten des Tages verglühete an den Wän-

den des Felsenkerkers und zeigte noch gerade einen schmalen Weispfad, der in steilem Zickzack hinauf ins Ungewisse führte. Aus einem unsichtbaren Riß ganz oben in einer der Felswände stürzte der Bach heraus und wallte in weißen Flechten über das blinkende Gestein. Die dunkle Silhouette einer von Lawinen zu Boden geworfenen Zwergbirke reckte sich noch dürrig auf gegen einen schmalen Streifen des letzten Abendrots. Dann kam die Nacht, die sternlose Nacht im Hochgebirge.

Lotte kannte die Angst nicht und war, was man eine feste Gängerin nennt. Bis hierher war ihr Inneres ruhig gewesen. Sie wußte genau, daß der Weg nicht im geringsten gefährlich war, wenn sie nur stetig vorwärts ging. Aber als sie an die Stelle kam, die man den Bösen Tritt heißt, drängten sich doch alle Mächte des Dunkels wie durch einen Riß in ihre Seele. Das sanfte Rauschen des Baches wurde unheimlich, und sie mußte sich immer wieder von neuem vorstellen, wie steil das Wasser hinabstürzte. Immer aufbringlicher setzte sich der Gedanke in ihrem Hirn fest, sie könne in eine Steinfallregion kommen.

Aber abends fallen am wenigsten Steine, sagte sie sich und glaubte es doch wieder nicht.

Warum all diese ungewohnte Angst?

Sie hatte unzählige Male hart an schlimmen Abgründen gestanden, leuchtenden Auges hinabgeschaut und nichts gefürchtet. Wenn sie jetzt dachte, es könnte ihr eins der infamen kleinen Geschosse aus den menschenfeindlichen Höhen in der Nacht, in der Einsamkeit das Leben auslöschen, dann wollte sie wieder Furcht anfallen. Aber auf einmal sah sie, wie durch das Dunkel zwei helle, klare Männeraugen in stummer Verwunderung sie anschaute.

Da ging es wieder.

Auf einmal lag etwas Weißes im Wege. Wohl ein alter Schneefleck, dachte sie und hieb nachlässig zur Probe auf die weiße runde Fläche. Aber unter dem Schlag des Pöfels sprühte ein reiches rotes Funkenbuckett auf. Sie hatte auf einen weißen Kaltbroden geschlagen. Das freute sie so, daß sie das Feuerwerk noch ein paarmal aufsprühen ließ. Die Funken fuhren ihr gleichsam auch ins Herz und gaben ihr den alten Mut wieder. Nach einigen Schritten

aufwärts empfing sie ein schwacher, aber eisiger Wind. Sie stand oben auf der Dachhöhe. Drunten im Schoß der starren Steinwände glänzte der dunkle Lechner See, und einige Steine rissen Zadenlichter in die Wasseroberfläche.

Eine halbe Stunde brauchte Lotte aber doch noch, bis sie in die Stube der Comptenhütte eintreten konnte, die wie ein Festungsfurt in der Nacht über dem See lag. Mitten in dem rauchigen Trubel eines bergfahrenden Gesangsvereins aß sie zu Nacht und ging dann zu Bett. Als dem unermüdblichen Männerchor zur vorgeschriebenen Feierabendstunde vom Bewirtschafter der Hütte endlich Einhalt geboten wurde, begleitete die eintönige Musik des Hammers am Quellwerk drunten am See ihre schweren Gedanken. Sie lag noch lange wach und erlitt die peinliche Ernüchterung aller Menschen, die auf enthusiastische Schilderungen hin eine Persönlichkeit besuchen und in der Empfindung einer schon vorhandenen Bekanntschaft einen weniger warmen Empfang bereitet bekommen, als sie ihn zu erwarten sich berechtigt fühlten.

Marianne

Zwischen dem Gasthaus zur Gemse und der Hütte des Schuhmachers Achleitner floß der Bach. Über den Bach führte ein schmaler Steg mit einem Geländer auf beiden Seiten, und auch links und rechts vom kleinen Fußweg von der »Gemse«, der hinab an den Bach und hinauf zum Schuhmacher Achleitner führte, waren die Matten durch große Holzzäune geschützt. Die waren aber nicht so dicht, daß die zwei schwarzen Krausköpfe der Gemswirtin, die dreijährige Pipa, der zweijährige Franzl, nicht da und dort ein Loch entdeckt hätten, durch das sie hindurchschlüpfen konnten, um zwischen Gras und Blumen herumzulaufen, Sträucher zu pflücken und diese, anstatt sie der Mutter zu bringen, von der Brücke aus im Bach schwimmen zu lassen.

Emil hatte eines Morgens dem Spiel der Kinder zugeschaut. Eine halbe Stunde später sah die Gemswirtin den »Schreiber beim Schuhmacher«, mit welchem Namen ihre Schwiegermutter Emil bößlich bedachte, den Steg mit Latten so instand setzen, daß Pipa und Franzl auch in Zukunft noch Blumen im Bach schwimmen lassen konnten,

aber nun selbst außer Gefahr waren, einmal mitzuschwimmen.

Eine Stunde nachdem Emil am Brücken hantiert hatte, fiel es Marianne auf einmal heiß ein, daß die Absätze ihrer Sonntagschuhe gestickt sein mußten. Als ihr bei diesem Gang Emil so entgegenkam, daß sie sich gerade auf dem Steg hätten treffen müssen, da schlug ihr das Herz ganz ungewohnt fröhlich unter dem Busen, den ein dunkelviolett, aber ganz schmutzloses Tuchkleid straff umspannte. Emil stand noch nicht ganz am Brückenende, als die Gemswirtin das Geländer des Steges schon in der Hand hatte. Er winkte ihr zu, sie solle nur zuerst herüberkommen. Denn für zwei erwachsene Menschen war der Steg zu schmal. Aber auch als Marianne drüber war, gab es zwischen den beiden engen, groben Wiesenäunen noch ein ziemlich nahes verschämtes Drängen, wobei Emil sah, wie das kleine Kreuz der Granatkette am schönen, freien Hals der Gemswirtin unter dem oben dicht anliegenden Rand ihres Kleides fast ganz verschwand. Erst als die beiden aneinander vorbei waren, drehte sich Marianne um, als fiel ihr jetzt erst etwas ein. Sie gab Emil einen überaus anmutigen Blick aus ihren dunklen Augen und dankte ihm, weil er so väterlich an ihre Kinder gedacht und so gut vorgesorgt habe, daß kein Unglück geschehe.

»Väterlich« hatte sie, ohne etwas dabei zu denken, gerade so herausgesagt. Aber als sie das Wort von ihrer eignen Stimme hörte, schoß ihr ein Blutstrom in die Wangen.

Marianne verstand sonst gut mit den Fremden zu reden. Sie war, wie viele Bürgerstöchter aus dem Vorarlberg, in einem Nonneninternat erzogen worden, und ihre wenn auch nicht umfassende Bildung hatte doch jene gewisse Tiefe und Festgegründetheit, die man bei den Frauen aus dem sogenannten Bürgeradel des Vorarlbergs und des Bregenzerwaldes häufig entdecken kann. Sie sprach langsam, mit anmutiger Sicherheit und dabei in einem dunklen vollen Alt, der die Zeichen ihrer halbromanischen Abstammung, ihre dunkle Hautfarbe und ihre hohe volle Gestalt, wie zu einer rassenhaften Einheit zuschloß. Ihr Vaterhaus stand drüber, jenseit der Tombspitze, wo die schwarzen Bauernfrauen auf den Gelbern die Pfeifen

rauchen und nach alter Tradition vom fünf- unddreißigsten Jahre an keine Kinder mehr bekommen, um auch nach vierzig noch schön zu sein.

Emil hatte die junge Witwe schon am Tage seiner Ankunft im Brindertal entdeckt, und seine Sinne hatten Gefallen gefunden an ihrer klaren, unverdorbenen Frauenschönheit. Er war auf seiner zweimonatigen Wanderschaft zwar einer Absage an die Pseife treu geblieben, aber die Heiligung seines Körpers so weit zu treiben, daß er sich nach arbeitschweren Tagen, wo der Schweiß geflossen war, abends auch die Freude eines Glases einfachen Landweins versagte, das schien ihm billigerweise wider Natur und gesunden Menschenverstand zu gehen.

So war er denn schon öfters zwischen Tag und Dunkel in der Wirtsstube der »Gemse« zu Gast gewesen. Während er behaglich seinen Tiroler trank und ihm gegenüber Marianne am Büfett stidte, war schon mehrere Male ganz offen wie ein ehrlicher Mäler der Gedanke an ihn herangetreten, ob es denn so uneben wäre, Gemswirt im Brindertal zu werden und für stadtflüchtige Gelehrte und Künstler und höhere Schulmeister langsam eine große Herberge zu schaffen, darinnen jeder Gast noch etwas mehr bedeutete als nur eine zahlende Zimmernummer. So hätte er im Sommer genügende Anregung und könnte im Winter unter diesen letzten Stammesausläufern der Alemannen in vielen Dingen, wo es not tue, Wandel schaffen.

Marianne hatte ihm immer selber seine breidezi Tiroler gebracht. Das sah die Schwiegermutter, und es waren schon mehrere scharfe Bemerkungen gefallen über diese auffällige Freundschaft. Aber Marianne hatte jedesmal eine deutliche, ruhige Antwort gegeben, die vermuten ließ, daß sie ihre Ansicht über die geplante Dauer ihrer Witwenschaft geändert habe. Es hatte ihr zwar nicht an Freiern gefehlt; unter den reichen Bauern waren es nicht wenige, die nach leicht zu durchschauenden Neben ganze Nachmittage lang in der »Gemse« saßen und ein schönes Stück Geld verzehrten. Aber Marianne hatte zur Zufriedenheit der Schwiegermutter, die gern allein regierte, die werbenden Gäste nie selbst bedient. Sie ertrug die leichte Haustyrannie der Hube-

rin, weil bis jetzt der Richtige noch nicht gekommen war.

Emil schien ihr aber der Richtige zu sein. Ihr Franz war ein stiller, freundlicher, tapferer Mann gewesen. Sein jähes Ende in den Bergen hatte ihr fast das Leben gekostet. Aber mit gesunden, frohen Menschen hat der Tod kein leichtes Spiel, und als Marianne drei Monate nach dem Unglück das leidhaftige Ebenbild ihres Mannes zur Welt brachte, da kehrte langsam die Versöhnung mit dem Leben in ihrem Herzen wieder ein. Die hartkantige Schwiegermutter ersetzte für das Haus, für das Geld und die Wirtschaft während des ersten Jahres schon ein wenig den Mann. Aber nach und nach war es doch einsamer und einsamer um die Genswirtin geworden, obwohl alles nicht nur blieb, wie es gewesen, sondern der Hausstand in immer bessere Ordnung kam und die Zahl der Fremden mit jedem Jahre wuchs.

In einem solchen Überwallen ihrer Einsamkeitsgefühle war sie hinüber zum Schuhmacher Achleitner gegangen. Der Alte war Mariannens Vertrauter, Beichtiger und Ratgeber, wie so vieler alter und junger Menschen im Dorfe. Sie war von den zu flehenden Absätzen schon bei dem reparierten Steg angekommen und überlegte sich gerade einen schidlichen Übergang zu ihrem eigentlichen Anliegen, als der Alte sie unterbrach: »Also wegen dem Doktor bist du kommen, Marianne, und ob ich wohl meinte, daß ihr zusammen ein sauberes Paar gebt?«

»Was, Doktor ist er auch noch?« plähte Marianne heraus und vergaß darüber ganz, den Achleitner zu fragen, woher er eigentlich wissen könne, was sie zu ihm geführt. Anstatt jeder Antwort ging der Alte bis an die nächste Tür, bückte sich noch ein wenig tiefer, als er sonst immer in seiner niederen Hütte mußte, holte aus Emils anliegendem Zimmer einen Brief, der eben angekommen war, und gab Marianne die Adresse zu lesen. »Da kannst selber schauen, da steht's schwarz auf weiß.« Dann fügte er hinzu: »Das ist einer von den ehrlichen Verdruhten, die nach weniger ausschauen wollen, als sie sind.«

Da sank Mariannens Hoffnung um ein ganzes Klaster tiefer. »Dann werd' ich solche Gedanken schon aufgeben müssen,« sagte sie ernst. »Denn daß ein Doktor eine

Wirtsfrau heiraten tät, das hat man auf der Welt noch nicht gesehen.«

»Von wegen dem hätst' ich nun gerade keine große Angst. Um eine, die er gern hat, ließ' der Doktor, wenn's in meinem alten Kopf noch richtig bestellt ist, auch einen Titel fahren. Denn er ist nämlich nur, was man einen Doktor der Philosophie heißt, kein Doktor zum die Leut' kurieren.«

Marianne atmete wieder ein wenig auf; aber so leicht, wie's ihr war, als sie kam, wollte es ihr doch nicht mehr werden. Und der Achleitner tat auch nichts dazu, ihre sinkenden Hoffnungen wieder aufzurichten.

»Schau, Marianne,« sagte er und setzte sich auf seinen Schusterstuhl, »in Heirats-sachen ist's schon schwer zu raten, aber« — und er legte sich den großen Stein auf die Knie — »in Liebes-sachen noch viel schwerer! Und bei dir handelt es sich schon um eine ausgemachte Liebes-sache!«

Er sah mit einem scharfen Ruck des Kopfes zu Marianne auf, der die Röte wieder durch die Haut des braunen Halses mit dem feinen Flaum darüber bis in die Nackenhaare stieg.

»Siehst, du g'steht's ja selber!« sagte Achleitner und fuhr dann, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: »In Liebes-sachen hab' ich aber noch meiner Lebtag nie dreingerebet. Mit einmal auf allgemeines Verlangen. Das ist immer gerade so, als wollt' man einem von den neumodischen Fuhrwerken einen Bengel zwischen die Räder werfen. Solchem muß man seinen Lauf lassen. Einerlei, ob es sich jetzt um ein kleines oder ein großes Automobil oder um eine siebig heiße oder nur um eine stark lauwarme Liebe handelt. Teilweise gibt es einen Zusammenstoß, teilweise kommen's auch aneinander vorüber, und wenn die Räder auch von Gummi sind, brunter g'raten möcht' ich doch auf keinen Fall!« Er blinzelte ein wenig schelmisch.

Marianne lachte und sagte: »Ihr seid mir auch noch einer, Achleitner!«

Der Achleitner legte ein Stück Leder auf den Stein, tat einige scharfe Stiebe darauf und sprach dann mit ernster Stimme langsam und deutlich: »Wenn du mich aber fragen tätest wegen der Heirat, dann sag' ich dir: es hat noch selten gut getan, wenn einer aus seinem Land hinausgeheiratet hat. Da draußen, wo der Doktor zu Hause ist, werden auch schon genug Weibseut auf ihn warten.

Bis er sich hier bei uns eingewöhnt hätte, ging's ja vielleicht nicht gar so lang, denn er ist von einer anpassenden Natur. Aber bis das Tal und die Brinder Bauern sich an ihn gewöhnt hätten, weißt, Marianne, das nähme schon ein paar Jahre.« Er tat wieder ein paar Hammerschläge und fuhr fort: »Und weißt, der hat seinen eignen Kopf, das kann ich dir sagen! Ich mag ihn gut leiden und hab' noch nie einen solchen Fremden in der Stube drüben gehabt, aber« — und er sah Marianne prüfend an — »kennst du ihn denn eigentlich, Genswirtin?«

Jetzt wurde Marianne wieder lebendig. »Achleitner,« sagte sie, »bö' dürft Ihr mir nit sein, aber bis ihr Mannsleut einen Mann langsam ausstudiert habt und eine Priße in die Nase gesteckt und hinter den Ohren gekragt und zwanzigmal hm, hm! gesagt, haben wir Frauensleut ihm schon lang durch seine Augen in sein Herz einig'schaut.« Sie erhob ein wenig ihre Stimme zu ihrer volltönenden Klarheit und fuhr fort: »Der Herr Himmelheber« — Doktor sagte sie nicht — »ist ein guter Mensch und ein Charaktermensch und ein sauberer Mensch und vielleicht nur ein bißel ein zu gelehrter Mensch für mich. Aber was er zuviel davon hat, tät er sich doch bald abgewöhnen in Brind, und der Rest käme doch mir zugut« — sie zögerte ein wenig — »und den Kindern — vielleicht dem ganzen Tal.«

Der Schuhmacher gab keine Antwort darauf, hieb fest und gemessen aufs Leder und ließ, als Marianne sich zum Gehen anschickte, sich nur noch dahin vernehmen: »Ich hab' dir's ja schon gesagt, Genswirtin, hier handelt sich's um eine regelrechte Liebe. Da laß' ich die Finger davon!« Sprach's und klopfte weiter.

Marianne trug ein viel schwereres Herz hinüber in ihr Haus, als sie herübergebracht.

Dort rief sie gleich dem Knecht, er solle das Maultier satteln, sie müsse hinauf auf die Comptonhütte. Die Marei müsse so etwas wie die Sucht haben, erklärte sie der hinzukommenden Schwiegermutter, die auch meinte, man hätte schon lange wieder einmal nachschauen sollen, wie alles broben laufe.

Der Stall des Gasthauses zur Gemse lag auf der andern Seite der Straße, und Emil konnte nicht sehen, wie der Knecht das

Maultier sattelte, ihm einen Sad Hafer vor den Sattel band und dann der Genswirtin in den Sitz half. Unterwegs war er dem Briefträger begegnet, der mehrere Sendungen für ihn hatte. Ein leichter Mißmut überslog sein Gesicht, als er einen biden Brief mit der Handschrift seiner Mutter sah. War es schon wieder vorüber mit ihrer guten Laune? Er steckte die Briefe in die Tasche, um sie abends zu lesen.

Gegen unwillkommene Gemütsbewegungen kannte er von jeher nur ein Mittel. Er mußte sie verlaufen. Und schon eine Viertelstunde später hatte er den Weg nach der Sonnenlagant unter den Füßen. Er wählte den steilsten Anstieg und hatte das Tal schon tief unter sich, als er auf einmal die Genswirtin den Saumpfad hinaufreiten sah. Marianne hatte Emil schon seit einer halben Stunde über sich entdeckt. Sie trug einen großen weißen Strohhut, dessen breiter Rand vor ihren Augen auf und ab schwankte und sie hinderte, zu Emil hinaufzusehen. Darum hattz sie schließlich den Knecht, der mit einem Stecken das Maultier von hinten antrieb, vorausgeschickt, damit sie keinen Beobachter hinter sich hatte, wenn sie immer wieder zu Emil hinaufblickte, der alle Augenblicke zwischen den Bäumen und den Felsen sichtbar wurde, und an dessen hoher Gestalt sie sich nicht satt sehen konnte, weil er auch beim steilsten Steigen seine straffe Haltung nie aufgab.

Als Emil die Reiterin bemerkte, die über die blendenden Sonnenstreifen und die blauen Schattenbänder ritt, wie der zerrissene Fels auf der Seite des Saumpfades sie auf das Geröll des Weges warf oder fallen ließ, hatte er es auf einmal nicht mehr so eilig. Auch Mariannens Plan war gleich gemacht. Sie hatte zu Hause die Tropfen und den Tee für die franke Marei auf der Hütte oben vergessen, und als sie sah, daß Emil ihr so frei wie noch nie zuwinkte, schickte sie den Knecht heim, das Vergessene zu holen, sie würde auf der Sonnenlagant-alp auf ihn warten, und wenn er sich tummle, könne er in zwei Stunden wieder zurück sein.

Als der Knecht den Weg zurückging, blieb das Maultier stehen und schaute sich nach einer Weile regungslosen Verhaltens nach dem in raschen Schritten dem Tal Zueilenden um. Marianne wurde unruhig, aber

trotz allen begütigenden Worten und allem Klopfen am Halse machte das Tier Anstalten, dem Knecht wieder nachzulaufen. Emil sah von oben Mariannens Verlegenheit und fürchtete, das Maultier könne sich bergab in Galopp setzen. Er ging daher rasch einen Teil des Weges zurück und stieg dann direkt zwischen Felsen und Baumwurzeln ab, um dem Maultier den Weg abzuschneiden. Das machte in der Tat fehr, lief aber in so gemächlicher Gangart und so vorsichtig Schritt für Schritt den Saumpfad hinab, daß es seine schöne Last Emil gerade entgegnetrug. Als dieser es am Zaum nahm, drehte es sich willig um und ließ sich ruhig führen.

Das sei nun wieder ein merkwürdiger Zufall, meinte Marianne vom Tier herab zu Emil, und sie setzte hinzu: »Fast wie auf dem Steg am Bach!«

»Nur daß es sich diesmal um eine Efelbrüde handelt,« sagte Emil, dem in seiner freudigen Verlegenheit gerade kein besserer Witz einfie. Marianne verstand das nicht ganz, da erklärte er ihr, daß man in den Gymnasien gedruckte Übersetzungen der alten Schriftsteller aus dem Lateinischen und Griechischen, mit denen sich die faulen Schüler behülften, auch Efelbrüde heiße, daß er aber jetzt eine andre gemeint habe.

»Da sollten sie aber heute einmal alle Efelbrüden lassen und ihre eigne Sprache sprechen,« erwiderte Marianne, der ihr Sitz im Sattel und das Gefühl, einen so seltenen Führer ihres Saumtieres zu haben, ihre gewohnte anmutige Sicherheit zurückgab.

Emil erwiderte nichts, sondern sah nur zurück zur schönen Bürde auf des Maultiers Rücken und bekam eine strahlende Antwort aus Mariannens Augen.

So zogen die drei dahin, das Maultier, der deutsche Privatdozent und die Gemswirtin, durch die göttliche Schönheit der Alpenlandschaft, und als sie sich der Sonnenlagant näherten, da schien es allen dreien, als habe das kleine Wälbchen auf den saftigen Matten noch nie so schattig und so einladend dagelegen wie heute: Marianne, weil sie schon lange nicht mehr so leichten Sinnes und so frohen Mutes durch die Welt geritten war; Emil, weil es ihn dünkte, auf diese Art könne er sich schon mit der Rolle eines Efelreiters zufriedengeben; und dem Maulesel, weil sein Führer ihm nicht nur

alle paar Schritte überaus zärtlich auf den Hals klopfte, sondern ihm auch bei jedem Auschnaufen ein Stück Zucker ins Maul schob und es sich einer solchen Behandlung von seinen Treibern nicht erinnern konnte.

Die Menschen sind seltsame Geschöpfe und sehen kaum einmal die Welt, wie sie wirklich ist. Wenn aber die Liebe in ihre Herzen einzieht, dann erhöht sich auch der Glanz des wirklich Schönen, der Himmel wird blauer, die Wasser murmeln traulicher, die Winde flüstern geheimnisvoller, und die schattigen Bäume inmitten einer heißen Sonnenhitze winkten einbringlicher als sonst einmal.

Die Sonnenlagant ist die letzte in die Schuttwildnis der Dreierspitze vorgeschobene grüne Oase, und gerade als ob der üppige Frieden des fruchtbaren Landes noch einmal ein letztes Fest feiern wollte, so liegen die welligen Matten der Alp mit ihrem buchtig grünen dichten Berggras zu Füßen der hellen Kalkmauern und des blinkenden Brinder Ferners. Einige Grenzwächter begegneten unterwegs dem seltsamen Paar und schauten sich verwundert nach dem neuen Efelreiter der Gemswirtin um. Ein wandernder Maler, der gerade sah, wie Emil das Maultier mit Marianne im Sattel unter das Laubdach des Wälbchens führte, machte sich rasch eine Skizze zu einem modernen Bild, dem er den Namen »Flucht nach Ägypten« zu geben gedachte.

Merkwürdig! Emil selbst war, während er im Sonnenbrand mit seinem langen Bergstod und seinem großen Strohhut dahinschritt, einmal der gleiche Gedanke durchs Gehirn gezuckt, und er hatte in Mariannens Arme, aus seinem bilderreichen Gemüt heraus, bereits ein kleines Kind gelegt. Aber im gleichen Augenblick fühlte er, wie die Gestalt, die auf dem Münsterturm so unerwartet vor ihm gestanden war, unsichtbar und doch wesenhaft neben ihm herging. Und vor diesem Phantasiebild zerfloß das andre in der Bergwildnis.

Unter den Bäumen stand ein rohgezimmelter Tisch mit Bänken davor. Da hielt Emil an, und als er Marianne aus dem Sattel half und diese sich vielleicht ungeschickter dabei benahm, als es sonst in ihrer Natur lag, da hielt er die weiche, volle Last ihres Körpers in den Armen nicht streng zurück, sondern zog sie an sich und drückte ihr einen herzhaften heißen Kuß auf die roten

Lippen. Mariannens schöner Mund wölbte sich nicht zur Antwort. Sie sagte auch nichts, sondern sah den kühnen Führer nur mit einer Art beglückten Erstaunens an.

Gerade als ob nichts Neues zwischen sie getreten wäre, so ging nun jedes der beiden den kleinen Obliegenheiten des Augenblicks nach. Emil band das Maultier an einen Baum, wo es weiden konnte, und Marianne stellte auf dem Tisch ein kleines Mahl zu recht, aus dem wenigen, was sie für sich und den Treiber auf den Weg mitgenommen hatte.

Raum aber hatten sich beide gesetzt, als eine hohe silberne Frauenstimme vom Bösen Tritt her sich über das Wäldchen der Sonnenlagentalp hinschwang. Wie eine Lerche jubelte die freie Menschenstimme und hielt manchmal die höchsten Töne so lange an, bis das Echo an den hohen Felswänden den Ton aufnahm und weitertrug. Das Lied der unbekannten Sängerin verstummte bisweilen und erhob sich dann wieder von neuem. Marianne und Emil hielten es für ein günstiges Zeichen, daß sich gerade in diesem Augenblick ein Mensch von der Höhe herab so in ihre liebenden Herzen hineinlang, und als Emil seine Rechte auf Mariannens Linke legte, ließ sie es ruhig geschehen.

Auf einmal klangen die Schritte von Bergschuhen auf den Steinen, und stolz und frei wie ein Mensch aus einer andern Welt sah Emil, der mit dem Gesicht gegen den Bösen Tritt zu saß, Lotte den Weg herabsteigen und gerade die Richtung auf das Wäldchen nehmen. Marianne war von ihrem Glück umfassen wie ein Kind, und sie lud Lotte mit fast wohlwollender Miene ein, sich zu ihnen zu setzen. Die nahm dankend an und überschaute aus kühlen, klaren Augen die aufsprossenden Wonnen der beiden. Nur Emil's gehobene Stimmung störte ein zwiespältiges Empfinden, seitdem er Lotte so königlich hatte herabsteigen sehen. Er suchte vergebens nach einem schädlichen Unterhaltungstoff und war froh, als viel früher, als sie es erwarten konnten, der Knecht mit dem Vergessenen zurückkam, das ihm ein von der alten Huberin nachgeschickter Geißbub auf der Hälfte des Weges entgegengebracht hatte.

Marianne bestieg nun wieder das Maultier und ritt weiter den Saumpfad hinauf.

Lotte ging ins Tal hinab, und Emil zog, nachdem die beiden Frauen verschwunden waren, die Briefe aus der Tasche. Jetzt waren sie zur Ablenkung von dem Zwischenfall ganz gut. Aber wie erschraf er, als er in dem Schreiben der Mutter eine ausführliche Schilderung von dem ganz unerwarteten Tode Annas und eine genaue Beschreibung ihres Begräbnisses las. Er konnte sich eines Schamgefühls nicht erwehren. Erst als er aufbrach, mit dem Entschluß, der toten Jugendgespielin und Freundin einen Kranz von Edelweiß, Alpenrosen und Enzian zu holen, wie seine Vaterstadt noch keinen gesehen, wich das leise Grauen, das er vor sich selbst empfand.

Der Kranz

Emil Himmelheber lag langweils mit ausgebreiteten Armen auf dem dürftigen Graspöster zwischen Geröll und Alpenrosengebüsch. Er war nach einer kurzen Nacht in einer Sennhütte seit dem frühen Morgen auf den morschen Schrofen des Alvierjochs herumgекlettert. Hunderte der weißen Sterne, die dort auf schwanken Stengeln sich im Silberflaum über Abgründe neigten, hatte er mit sorglosen Händen gebrochen. Und hier, wo die satten Farben und das reine Leben von tausend Alpenblümchen über dem harten, wüsten Felsboden blühten, hatte er die Edelweiß mit einer Last Enziane und Alpenrosen um einen geschälten Latschenzweig zu einem gewaltigen Kranz gebunden, der nun rund und fest wie aus Immortellen neben ihm im feinen Berggras lag. Er hatte zerrissene Hände, aufgeschürfte Knie und fühlte sich zerschlagen in allen Knochen. Denn der Kultur Mensch hatte noch nicht ganz Abschied von ihm genommen. Aber trotzdem galt es, bald wieder aufzustehen und den letzten Gruß für Anna hinab ins Tal zu bringen, wenn die Blumen noch einigermaßen frisch auf ihrem Grab in der Heimatstadt ankommen sollten.

Nach langem Überlegen band er den Kranz an die Haue des Fiedels und hängte ihn an dem Schaft freischwebend über die Achsel, so daß die Blumen nicht zerbrüht wurden. Die steilen Felswände rings um ihn fingen schon an, in warmen Tönen zu glühen, und der Abend begann zu sinken. Auf einmal hörte er über sich in den Felsen auf einem schmalen Grasband ein schnee-

weißes Lämmchen kläglich mähen, und hoch über diesem stand die Mutter und blökte und lockte das verstiegene Kleine. Den Hirten hatte Emil schon vor einer Stunde seine Herde zur Hütte treiben sehen, und es war nicht mehr daran zu denken, daß er noch kommen würde, die zwei Verlorenen zu suchen.

Da gab es kein langes Besinnen.

Der Felspfad brach dicht vor dem kleinen Tier ab und war zu schmal, als daß es sich hätte umbrechen und den Weg zurückmachen können. Emil sah, daß, wenn er hinaufkame, er das Lämmchen nur umzudrehen brauchte, dann würde es allein den Weg zurück schon wiederfinden. Aber der Einstieg in den Fels war nicht leicht. Er klammerte sich an die nächsten Vorsprünge mit weitgespreizten Armen und begann an der senkrechten Wand schief hinaufzupendeln. Dann kletterte er um eine Felsnase herum, wo er sich kaum noch mit den Zehenspitzen und den eingekrallten Fingern halten konnte. Ordentliche Griffe waren auf keiner Seite mehr zu sehen. Nur ein Laßzweig wuchs aus einer Spalte. Er probierte zuerst, und der Zweig hielt stand. Mit einem Schwung war er auf dem letzten Steinvorsprung und hangelte dann wieder leicht an der Wand schief hinauf. Aber das Mutterthier blökte oben immer aufgeregter. Es schien Angst um das Junge zu haben, dem Emil immer näher kam. Unruhig lief es hin und her und fing an abzusteigen. Emil hörte, wie das Herz laut gegen seine Rippen pochte. Um ihn herum schlugen schon die Steingefchosse, die das um sein Junges besorgte Tier mit den Füßen oben herabwarf, an den Bändern und Felszacken auf und zerstäubten unter häßlichem Pulvergestank. Jetzt war keine Zeit mehr, sich Vorwürfe wegen des unnötigen Wagnisses zu machen, und mit einem Arm als Schutz über dem Kopf lief Emil auf einem nun ganz breiten Band zur Stelle, wo gerade über ihm das Schäfchen schrie. Da donnerte eine ganze Salve von Steinen herab. Er packte das kleine Tier mit einem Griff im Nacken und stellte es umgekehrt auf das Band, auf dem es nun auch gleich anfang, der Mutter entgegen in die Höhe zu laufen. Im nächsten Augenblick spürte Emil einen dumpfen Schlag auf dem Kopf, und dann schwanden ihm die Sinne ...

Als er wieder zu sich kam, sah er in ein paar strahlende herrliche Augen. Lotte Kirsten stand vor ihm, in der Hand den für Anna bestimmten Kranz. Viele der Edelweißsterne, der Enzianglocken und der roten Alpenrosendolben hingen zerseht und zer schlagen um den Reifen aus Laßchenholz. Die große Steinschlagalbe, bei der das Mutterthier einen wahren Felsblut losgetreten haben mußte, hatte den an einer Felskante aufgehängten Kranz hinabgerissen, und nun war er mit dem Pidel zusammen in einer Gerölllawine bis zur Sohle des Felsstals hinabgeschleift worden.

»Haben Sie Schmerzen?« fragte Lotte, die heute die Dreierspize bestiegen und auf der Heimkehr den Kranz mit dem Pidel gefunden hatte.

»Er war für eine Tote bestimmt!« gab Emil zur Antwort, ohne Lottes Frage recht verstanden zu haben.

Dann griff er in den Nacken, wo ihm das warme Blut ins Hemd floß. Er war nun wieder ganz bei sich. Ein nicht gerade großer Stein hatte ihn an den Hinterkopf getroffen, aber zum Glück nur als Streifschuß. Die Haut war gerissen, aber ohne die schwere Ermüdung während der ganzen Tages hätte ihn der Stein wohl kaum betäubt. Er war gerade auf Laßchengebüsch gefallen, dessen federnde Kraft den Sturz so abschwächte, daß er kein Glied gebrochen hatte. Mit einem Satz sprang Emil auf, nahm Lotte den Kranz ab und sagte höflich: »Ich danke Ihnen sehr.« Dann schaute er den Kranz an, und es hätte nicht viel gefehlt, daß ihm vor Wut die Tränen gekommen wären. Nun besann er sich auch noch auf das Schäfchen und sah sich im Fels nach ihm um. Die Mutter und das Junge waren verschwunden und jetzt wohl in Sicherheit.

Lotte nestelte ihren Rucksack auf und holte Verbandzeug hervor. Aber Emil wehrte ab. »Das ist gar nicht der Mühe wert!« meinte er, wischte sich das Blut mit dem Taschentuch ab, und der Ehrgeiz des Alpinisten erwachte in ihm. Er erzählte von dem verstiegenen Lämmchen, und sie hörte ihm mit verhaltener Verwunderung zu. Aber es wollte zu keinem Klagen kommen in der wortfargen Zwiesprache der beiden, und auf einmal unterbrach Emil sich kurz: »Sie müssen entschuldigen, Gnädigste, es ist nicht

meine Absicht, heute abend noch nach Brind hinabzugehen; wenn ich Sie aber auf die Comptonhütte begleiten soll — mit Vergnügen!»

»Es ist ja nur eine Viertelstunde bis dahin, ich bin auch gewöhnt, allein zu gehen,« antwortete Lotte und verabschiedete sich.

Während Emil den Weg mit dem zer schlagenen Kranz wieder in der Richtung der Viehhütte nahm, wo er die letzte Nacht verbracht hatte, trug Lotte ihre kühle, gehobene Stimmung durch den Abend hinab ins Tal, und wenn sie der Gedanke an ihr gesuchtes und nicht gefundenes Abenteuer peinigen wollte, dann legte sie sich mit der Gewaltsamkeit, die ihr nicht schwer wurde, in eine gewisse Genugtuung über die entdeckte Liebschaft zwischen Emil und der Genswirtin hinein. Sie glaubte sogar dem Schicksal Dank dafür zu schulden, daß es ihr eine neue Enttäuschung am Manne erspart hatte, und fand es auch gar nicht mehr nötig, ihren ersten Plan einer raschen Abreise auszuführen.

Und doch ertappte sie sich manchmal auf der Frage, was es eigentlich war, was sie an diesem Manne reizte, und was sie an ihm haßte. Vielleicht war es der Ärger über ihren Stolz, der ihr verboten hatte, sich Emil mit der Nachricht zu nähern, daß sie viele seiner Freunde und Verehrer, ja sogar seine eigne Mutter kannte. Und doch wäre sie wohl der Mensch gewesen, sich den Weg zu ihm anders zu bahnen, als auf diese ihr nicht gerade würdige Weise. Nein, das war es nicht.

Was war es dann aber? fragte sich Lotte, denn sie haßte alle Unklarheiten an sich und war immer entschlossen, alle Gedanken sauber zu Ende zu denken. Und da entdeckte sie nun, daß die ganze Haltung des Mannes, von dem sie sich so viel versprochen hatte, eine Pose war, wenn auch eine feine Pose. Er hatte seinen ernstesten Wirkungskreis verlassen, biebte sich jetzt bei den Bauern an und log sich ein edleres Leben vor. Und das gerade haßte sie, die herbe Lotte Kirsten, die immer nur auf das wirklich Große und wirklich Einfache ausging, wie ihr die Leute schon so oft gesagt hatten.

Jawohl, er war ein Schauspieler, dieser Doktor Himmelsheber, ein Komödiant der Schlichtheit!

So sagte sie sich und war erfreut über ihren Scharfsinn. Erst spät am Abend kam sie in der »Gemse« im Brindertal an.

Aber als sie am Nachmittag des andern Tages Emil mit einem noch größeren Kranz aus unzähligen Edelweiß, Enzianen und Alpenrosen den Weg von der Sonnenlagant her gegen das Dorf zu kommen sah, geriet ihr Herz von neuem in Verwirrung. Es war doch viel mehr an diesem Menschen, als sie sich's vorreden wollte. Und sie beschloß, noch längere Zeit zu bleiben. Aber wohl war es ihr nicht bei diesem Beschluß.

Das Gewitter

Lotte stand auf der Alvierbrücke, als Emil mit dem großen Kranz an ihr vorbeiging, ihr freundlich die Hand gab und ihr mit der polternden Liebenswürdigkeit, die die Frauen an ihm liebten, versicherte, daß der Sturz von gestern keinerlei schlimme Folgen nach sich gezogen habe. Sie blieb in der brütenden Hitze des Abends auf dem Brüdchen stehen und sah in der Verwirrung ihres Herzens in die gurgelnden Wasser des Glühchens, als aus dem neben der kleinen Kirche stehenden Pfarrhause die Töne einer fröhlichen und angenehmen Musik zum Fenster heraushüpften.

Sie traute ihren Ohren kaum; aber obwohl die Musikanten es da und dort an Präzision fehlen ließen, war es doch kein Zweifel, daß sich hier drei einfache Künstlerseelen an der göttlichen Fröhlichkeit und dem ländlichen Glüd des Mozartschen Trios für Klavier, Fagott und Klarinette erquidten und nach einem arbeitsreichen Tag die Schwüle der Ruhestunden unter seiner Führung spielend überwandten. Die Klarinette tänzelte, trillerte und hüpfte wie ein junger Schäfer auf grüner Wiese und schlang nur von Zeit zu Zeit anmutige Weisen zwischen den leichten Schritten; das Fagott brummte gefällig und mit behaglichem Humor die Begleitung dazu, und das Klavier hielt die beiden zu allerhand Tollheiten aufgelegten Instrumente in würdigen Grenzen zusammen.

Die drei unbekannten Musiker spielten nur den ersten Satz aus dem Trio, aber für Lottes musikalische Seele war es genua, um ihr Herz und ihren Kopf wieder mit sich selbst in Einklang zu bringen. Ihr angenehmes Staunen wuchs, als sie am ge-

öffneten Fenster des Pfarrhauses nach Beendigung des Stüdes den Pfarrer, den Lehrer und den Grenzinspektor erscheinen und sich mit Taschentüchern den Schweiß von den Gesichtern wischen sah. Das hätte sie diesen drei einfachen Menschen wirklich nicht zugeutraut.

Aber ihre Gedanken gerieten in eine andre Richtung, als sie sah, wie die drei Männer mit besorgten Mienen nach Nordwesten schauten, wo am Himmel etwas Ungeheuerliches vor sich ging. Das Thal stand sonst im Rufe einer Art von Gewittersicherheit. Die Alpler hatten den ganzen heißen Frühsommer gesehen, wie die blauschwarzen Wolkenwände an dem freien Talschluß mit feinen leichten Fäden immer eine Art Gewitterscheibe fanden, um östlich und westlich über die Fluren jener Gegenden verheerend niederzugehen, während das Brindertal immer wie durch ein Wunder verschont blieb.

Diesmal aber kam es anders. Während der Lehrer und der Grenzinspektor die Instrumente auseinander schraubten und rasch einpackten, ließ der Pfarrer durch seine Köchin den Meßner rufen, und wenige Minuten nachher sah man ihn im Chorrod mit erhobenem Kreuzfig einer schmalen blauschwarzen Wand entgegenschreiten, die wie von unsichtbaren Händen am Himmel gerade gegen das Dorf zu emporgeschoben wurde. Noch fiel kein Tropfen Regen. Noch hatte man keinen einzigen Blitz zu sehen, aber die Gewißheit, daß ein böses Wetter nahte, wie man es seit Menschengebenten nicht erlebt, stand auf den ernsten Gesichtern der Männer und Frauen geschrieben, die beim Vorüberstreiten des Pfarrers mit dem Kreuzfig und des Meßners mit dem Weihwasserkessel niederknieten und sich bekreuzigten, während der Pfarrer laut den Wettersegen sprach.

Wie ein gut gesteuertes, mit schwarzem Anheil geladenes Luftschiff, so nahte sich die immer größer werdende Gewitterwolke dem Thal. Die Bauern kamen vom Felde, langen, ruhigen Schrittes, und wischten sich in der lautlosen, brütigheißen Luft den Schweiß von den verbrannten Gesichtern. Die ungeheure Gewitterwolke warf ihren Schatten gerade auf den weißen Kirchturm, während die untergehende Sonne unter den Bäumen hindurch einen abenteuerlichen, silbergrünen

Schein über die Matten und die halben Häusermauern legte.

Lotte ging im gleichen, nicht beschleunigten Schritt nach Hause und fand den Speisesaal und das Nebenzimmer angefüllt mit Pensionären und Touristen in einem seltsamen Durcheinander voll erbeuchelter Gültigkeit mit offener Aufregung. Die Mädchen bedekten noch in fliegender Eile im Garten ab, als schon die ersten Schloßkörner auf den Blechtischen zu trommeln angingen.

Die schwarze Wolke hatte sich nun wie mit wachsenden Flügeln über das ganze Thal ausgebreitet, und alles wartete in einer seltsamen Vorahnung der Dinge, die da kommen sollten. Die wenigen Menschen, die ihre Ruhe ganz bewahrten, waren einige Bergführer. Sie waren mit ihren Herren eben noch von der Tomba heruntergekommen, warfen mit neugierigem Ernst dann und wann einen Blick durchs Fenster, während sie aus ihren kurzen Pfeifen kleine Wölkchen Rauch aus dem Munde bliesen. In einer Ecke des Saales hatte sich eine Anzahl jüngerer und älterer Damen um Emil geschart, der zu einem Abendshoppen herübergekommen war, anstatt dessen aber die erschrockenen Gemüter mit der Schilderung der verhältnismäßig geringen Möglichkeit tröstete, daß ein Mensch vom Blitz getroffen werde.

Lotte stand nicht weit davon. Sie verstand jetzt Emils Wirkung auf Frauen, aber sie war stolz, seiner Ermutigung nicht mehr zu bedürfen. Sie stand allein an einem Fenster und genoß das Schauspiel des losbrechenden Unwetters mit jenem Glücksempfinden, das mehr dem Bewußtsein ihrer gänzlichen Unabhängigkeit von Furcht als der Bewunderung der rasenden Elemente selbst entsprang.

Auf einmal, wie auf ein gegebenes Kommando, plachte ein starker Hagel aus den Wolken, und das Trommeln auf den durch ein Blechdach gebedten Saal übertäubte jedes Wort der immer aufgeregteren Gesellschaft. Zweimal zuckte es leicht über die Häuser hin, und ein Donner, wie ein Gloria aus tausend kampflustiger Teufel Munde, rollte über das Thal. Dann wurde es einige Sekunden ganz merkwürdig still, und im nächsten Augenblick sahen sich alle in der Wirtsstube und im Speisesälen Heibeweis an. Wie ein zischender Pfiff aus einem ungeheuren Schlunde sauste es gerade vor dem

Fenster nieder. Ein kurzer harter Knall bestätigte den ersten unheimlichen Salutschuß. Dem blauen Licht, das die Bäume für einen Augenblick taghell erleuchtete, folgte wieder tiefe Nacht, die aber gleich einer neuen, diesmal anbauernnden roten Helle wich. Aus dem Giebel eines großen Heustabels, der wenige Schritte hinter dem Stall des Gasthauses zur Gemse lag, stieg ruhig und triumphierend eine große Flammenfäule in die Luft und warf, unbekümmert um das Schreien der Menschen, in gelassener Sicherheit ganze Funtengarben über die Gärten und umstehenden Häuser.

»Feurio!« schrie ein altes Weib mit einer hoben, häßlichen Stimme zum Fenster ihres Hauses hinaus. Wie auf Abrede hörte im selben Augenblick der Hagel auf. Die leuchtende Lohe aus dem brennenden Heustabel stieg immer höher. Emil sah gerade noch, wie der Knecht an die Tür des Stalles zur Gemse taumelte, aus dem gleich darauf die Kühe und das losgelassene Maultier stürmten, und wie der trumme Schmied an der Straßenecke gerade beim Abendessen saß, noch eine Kartoffel mit Käse in den Mund schob, um dann von der Wand sein Signalhorn zu nehmen und seelenruhig unter dem blauen Gezude des entfesselten Unwetters das Feuerzeichen durch die Straßen zu blasen.

Da — etwas Ueberraschendes!

Aus der Nacht wälzte sich eine zweite, noch schwärzere Finsternis gegen das Dorf und über die Häuser und verschlang nicht nur den feuerlärmblasenden Schmied, sondern sogar den Feuerschein des brennenden Heustabels. Arm in Arm mit dieser erschreckenden, wie aus einer Welt der letzten Abgründe kommenden Dunkelheit war aber auch ein Wirbelsturm gekommen, der die pechschwarze und wie zum Greifen schwüle Luft erschütterte. Der Orkan brühte die Türen ein wie Kartenhäuser und tobte mit seiner ganzen Gewalt unter den entsetzten, wie flüchtiges Wild zusammengebrängten Menschen in der »Gemse«. Die Scheiben klirrten, und die Balken ächzten und stöhnten.

Mariannens erster Gedanke, als das Toben begann, waren die Kinder. Aber als sie hinauf in ihr Schlafzimmer rannte, fand sie schon Emil bei Pipa und Franzl. Die alte Magd betete mit lauter Stimme die Sterbegebete und hatte die Kinder damit in einen lähmungsartigen Schrecken gejagt.

Als Emil sie wieder zur Ruhe gebracht und die alte Magd hinausgeschickt hatte, wollte Marianne dem geliebten Manne mit einem guten Wort danken; so sehr hatte seine Gegenwart mit einem Male allen Schreck von ihr genommen. Aber zwei Peitschenschläge, die wie zwei Feuergeißeln vom Himmel her gegen das Dorf geführt wurden, schnitten ihr die Rede ab, und im nächsten Augenblick sah man im oberen Dorfe zwei himmelhohe Feuergarben aus zwei Häusern in die Nacht aufsteigen.

»Jetzt bin ich da oben nötiger!« wehrte Emil gütig aber ernst ab und war verschwunden. Die Gefahr, der Brand des Heustabels könnte auf das Gasthaus überspringen, war beseitigt.

Als der pechschwarze Kern des Orkans weitergezogen und es im Dorfe durch die zwei brennenden Häuser wieder heller geworden war, sausten die Strahlen der beiden Dorfspritzen in die Flammen, die fast rauchlos in ruhiger roter Pracht gegen den Himmel stiegen.

Marianne stand mit ihren beiden Kindern am Fenster und sah hinaus in das fremde Unglück. Was dort vorging, konnte sie nicht genau erkennen. Nur so viel sah sie, daß dort die Frauen standen und sich von Hand zu Hand die Wassereimer reichten, und daß die Menschen zwischen den herausgetragenen Möbeln und Gerätschaften herumstolperten. Aber auf einmal hörte sie mitten durch den Lärm der kleinen Signalpfeifen einen furchtbaren Schrei, der ihr bis ins Mark drang. Dann kam eine Pause von tödlicher Stille, und bald sah sie, wie man den Dachstuhl mit langen Haken einriß und wie die Aufregung einer geschäftigen Gleichgültigkeit wich. Das Hufegetrappel der zu Hilfe eilenden Feuerwehr aus andern Dörfern spornte den Eifer der einheimischen Feuerwehr noch einmal an, und von neuem tönte das regelmäßige Knarren der Pumpen durch die Nacht, während die Wasserstrahlen nutzlos in die Glut knatterten und auf den glühenden Gerüstbalken zischend verdampften.

Nach zwei Stunden schwerer Arbeit sank der Eifer und die Stimmung, und Retter wie Gerettete verfielen in einen Zustand unwiderstehlicher Erschöpfung. Man gewöhnte sich schon wieder an das Neue. Die Familien der Abgebrannten waren bei Verwandten und Nachbarn untergebracht, und

die Kinder trieben in den fremden Betten mit den neuen kleinen Kameraden schon allerhand fröhlichen Unsinn. Im Schein der immer wieder aufflammenden und die Nacht erhellenden Blitze betrachteten die Bauern die hohen, stehengebliebenen Grundmauern auf ihre Verwendbarkeit beim Neubau hin, und auf den nassen, von den Wolfenbrüchen ganz aufgeweichten Straßen wanderten junge Mädchen und Burschen sichernd und scherzend um die rauchenden Brandstätten. Die Feuerwehrkommandanten ließen Appell blasen und forderten Freiwillige zur Nachtwache auf. Als sich genügend Männer dazu gemeldet hatten, ertönte das laute Kommando: »Linksum!« Und beim Abtreten ging die stille Parole durch die Reihen: In die »Gemse«!

In fast allen Häusern begann nun in der von unaufhörlichen Blitzen durchzudten, von fernem wie nahen Donnerschlägen erfüllten Gewitternacht ein reges Leben. Die Neugierde hatte den Schrecken verjagt. Es wurde Kaffee gekocht für diejenigen, die geholfen hatten, und auch die andern wärmten sich bei einer Tasse. In dem Speisefälchen der »Gemse« mit seinen zerklüfteten Fensterscheiben und seinem von schmelzenden Hagelförnern nassen Fußboden war das Hauptlager. An den Tischen erzählten sich die Männer mit ruhigen Gesichtern von dem freundlichen Herrn, der broten beim Dyonis Zimmer ein Kind aus dem oberen Stock des brennenden Hauses geholt hatte. Die jungen Mädchen hörten angstvoll mit großen Augen zu, während sie zudringliche Hände im Dunkeln abwehrten, und als Marianne von allen Tischen die Geschichte hörte, traute sie sich immer weniger zu fragen, wie der Fremde heiße. Das Herz klopfte ihr so stark bis an den Hals hinauf, daß sie kein Wort hervorbringen konnte, als sie den Achleitner noch ganz spät durch die Tür der Wirtsstube hereinkommen sah. Der alte Mann bemerkte ihre Fassungslosigkeit, ging fest auf sie zu, schaute ihr ruhig in die Augen und sagte, während sie ihn entsezt anstarrte: »Es ist schon so, Marianne. Er ist's gewesen, der Herr Doktor! Aber sei nur ruhig, es ist ihm nichts passiert.« Er räusperte sich ein wenig und fügte hinzu: »Hätt'st nicht ein Bett für ihn? Wir kommen nicht mehr hinüber zu mir ins Haus, das Wasser hat alle Stege zusammen-

g'rissen. Ich hab' schon eine Unterkunft beim Schmied. Aber für den Herrn Doktor sollt'st schon noch ein Bett haben.«

Was der Achleitner ihr ganz ruhig sagte, überkam sie fast wie ein neuer Losbruch des Gewitters. Sie sah wohl, wie Achleitner sie ruhig beobachtete. Aber sie hielt diesmal ihr Herz beieinander. »Es wird sich schon machen lassen, Achleitner,« sagte sie ganz still, sonst nichts. Dann ging sie hinauf, um nach einem Bett für ihn zu sehen. Langsam graute ein früher Morgen. Durch die Nacht zudte immer noch brohend der Himmel. Durchs geöffnete Fenster drang zu Lotte ein bider, wüster Brandgeruch bis ins Bett. Auf der Dorfstraße erklang immer noch das Lachen und Singen heimkehrender sorgloser junger Menschen, und als sie, um schlafen zu können, die Fenster schließen wollte, sah sie im Schein der immer noch aufzudenden Blitze hinter dem Fenster von Mariannens Zimmer die Schatten eines Mannes und einer Frau in enger, seliger, aufrechter Umarmung.

Zwischenspiel

Es war schon gegen Mittag, als Marianne zum viertenmal vorsichtig an die Tür ihres eignen Schlafzimmers klopfte. Da sie wieder keine Antwort bekam, öffnete sie leise eine Türspalte und sah Emil ruhig schlafend im Bett ihres verstorbenen Mannes, das dicht neben dem ihren stand. Aber die vier polierten Nußbaumbretter ihres eignen Bettes enthielten nur noch den Rost, weil am Abend vorher die Matratze, die Kissen, die Leintücher und die Decken zu provisorischen Betten für sie und die Kinder ins Zimmer der Schwiegermutter gebracht worden waren. Marianne schloß wieder sorgsam.

Er muß unmenschlich gearbeitet haben, dachte sie, daß der Schlaf ihn so weit in den Tag hinein nicht losläßt.

Eine Viertelstunde nachher erwachte Emil vom Lärm und Kindergeschrei vor seiner Tür. Franzl und Pipa, die bis dahin von der alten Magd streng gehütet worden waren, damit sie nicht ins altgewohnte Schlafzimmer liefen, waren durchgewischt und wollten durchaus zu dem Onkel. Nun lag Emil ruhig und offenen Auges in dem wachsenden Erstaunen, das jeden unvermutet in einer neuen Situation erwachenden

Menschen nach einem langen Schlaf immer beunruhigt oder erfreut.

Er war beunruhigt. Die Empfindung einer weichen Gefangenschaft legte sich um ihn wie etwas, das ihm den Atem nehmen wollte. Er erinnerte sich noch, wie er todmüde von der Brandstätte zurückgelehrt war und sich willenlos von Marianne in das Schlafzimmer hatte führen lassen, das sie für ihn ausräumte. Lichter waren in der allgemeinen Verwirrung nicht mehr aufzutreiben gewesen. Die Pensionäre hatten schon jeden Kerzenstumpf für sich beschlagnahmt. Fast zornig über den seinetwegen gemachten Aufwand an Mühe und Arbeit hatte Emil erklärt, irgendwo auf dem Heustod nächtigen zu wollen. Aber Marianne hatte ihn mit einer wortlosen und beglückten Demut, die er durchs Dunkel in ihren Augen scheinen sah, gebeten, ihr doch die Freude zu bereiten, und nach allem, was er in dieser Nacht getan, mit ihrem Zimmer vorliebzunehmen. Das hatte sie mit einer so zarten Glut in der verhaltenen Stimme und mit einer so keuschen und bedingungslosen Hingebung in der Gebärde gesagt, daß Emil anstatt jeder Antwort Marianne in die Arme schloß, um sie zuerst auf die Stirn, dann auf Augen und Mund zu küssen. Fast feierlich tat er es, es war eher wie ein Dank an die sorgende Frau denn wie ein Begehren nach dem Weibe.

Diesmal versagte Marianne, als Emil sie fest in den Arm schloß und sie auf den Mund des zurückgebeugten Kopfes küßte, die Antwort nicht. Aber während ihre Lippen heiß zurückgaben, was er ihr sanft und fest gewährte, spürte sie durch die geschlossenen Lider hindurch, wie ein gewaltiges Wetterleuchten das Zimmer fast bis zur Tageshelle erfüllte, und erschreckt durch die Möglichkeit, von den Pensionären des Anbaues gesehen zu werden, war sie aus dem Zimmer und hinüber zu ihren Kindern geflohen.

Alles das durchlebte Emil noch einmal in den wenigen Minuten, während deren er in dem fremden Bette wachend lag. Eine ungewohnte Beengung erfüllte sein Herz, und er brauchte keinen Stolz über seine Tat zurückzubringen, deren Ruf wie ein Lauffeuer das ganze Dorf durcheilte. Es war ihm peinlich, in diesem stillen Tal auf einmal in den Mittelpunkt des Lebens gerückt zu sein.

Aber noch mehr. Die Erinnerung an das Erlebnis mit Marianne, ja selbst die enggestellten Möbel in Mariannens Zimmer, das alte Eichenbüfett mit dem alten Vorarlberger Zierat, die reichgeschnitzten Tiroler Bauernstühle und das auch für die Vorarlberger Patrizierstube erstaunlich volle Piano, alles das schien mit unerwünschter Heimgelikeit sich an ihn heranzudrängen und ihn festzuhalten.

Mit einem Satz sprang er aus dem Bett, kleidete sich rasch an und stand bald unten in der Wirtsstube, wo ihn zum erstenmal auch die alte Huberin mit unverhohlener Hochachtung begrüßte. Ja, im Unglück und bei solchen Gelegenheiten könnt man halt sehen, was ein Mann ist, wollte sie sagen, aber Emil ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern ging zur hinteren Saaltür hinaus, um zunächst einmal nach des Achleitners Haus und nach seinem Zimmer zu schauen. Über den angeschwollenen Bach waren schon wieder starke Balken mit Dielen darauf gelegt. Drüben im Hause sah es böse aus. Keine Scheibe war ganz geblieben, der Keller stand unter Wasser, und in seinem Zimmer lagen in der Masse des geschmolzenen Hagels Kleider, Papier und alles durcheinander auf den Dielen.

Das sei noch gar nix, sagte der Achleitner, der eben hereinkam und fürs Größte Ordnung machen wollte. Die Brinder seien trotz allem am besten weggekommen, aber drunten im Montafon hätte das Wasser Duzende von Häusern mitgenommen, viel Vieh sei ertrunken, und die Kirschen und die Birnen und die Äpfel von Schrunz und Tschagguns seien für dieses Jahr gegessen.

Die Telephonleitungen waren auf weite Strecken hin zerstört, und Emil sah, wie die Schwerfälligkeit der Äpler nicht imstande war, der in vielen Häusern schon heranziehenden Not zu steuern.

Als er wieder in die »Gemse« hinüberkam, empfing ihn die Huberin mit der Nachricht, die Hälfte der Fremden wolle schon heute abreißen, da wäre er doch der Mann dazu, um ihnen solche dumme Gedanken auszutreiben. Jetzt gerade erst, wenn es einmal kühl sei, würde es schön im Brindertal. Marianne, die hinzukam, hörte mit einiger Beschämung die geschäftigen Reden der nicht sehr feinfühligten Schwiegermutter,

aber Emil sah ihr an, daß sie mit dem Inhalt dessen, was die Huberin vorbrachte, einverstanden und nicht ohne Besorgnis für die nächsten Wochen war.

Da kam der Achleitner zur Tür herein. Ob er niemand wisse, der Zither spielen oder jodeln oder sonst Musik machen könnte, fragte Emil. Da mußten zunächst einmal ein paar Konzerte veranstaltet werden, bis kräftigere Hilfe drunten von den Städten käme.

Da fehle es nicht in Brind, meinte der Achleitner und rebete vom Pfarrer, vom Grenzinspektor und vom Schulmeister, von denen ein jeder schon ein richtiger Künstler sei. Und dann, setzte er hinzu, solle ja in der »Gemse«, wie's in der Zeitung leghin heißen, eine ganz großartige Künstlerin wohnen.

»Ei natürlich!« warf die Huberin dazwischen. Das könne niemand anders als das Gräulein Kirsten sein, die in Numero elf im Anbau wohne. Sie habe sie schon einmal, wo niemand im Hause war, spielen hören. Das habe ganz anders gefingert!

und das Gräulein sei überhaupt eine scharmante Person.

Heute aß Emil zum erstenmal in der »Gemse« zu Mittag an der Tafel, und er pries heimlich die Mutter, die ihm wider Wunsch und Willen seinen guten Anzug in den Koffer gepackt hatte. »Auf alle Fälle,« hatte sie dazugeschrieben, »der Mensch kann nie wissen...«

Lotte saß als älteste Pensionärin an dem einen oberen Ende der hufeisenförmig gestellten Tische, und Emil hatte seinen Platz unten, ihr gerade gegenüber. Sie hatte von der Tat schon gehört, konnte aber nicht anders, als mit verhaltenem Ingrimme aus ihren weitgeöffneten, strengen, bernsteingelben Augen den Mut bewundern, mit dem er, der heimliche Liebhaber dieser Nacht in einer fremden Frau Gemach, hier den Ehrenmann spielte.

Ihr Staunen wuchs zur Verblüffung, als Emil nach dem Mittagessen sich ihrem Platz näherte, sich höflich verneigte und um eine kurze Unterredung wegen eines geplanten Wohltätigkeitskonzertes bat.

(Fortsetzung folgt.)

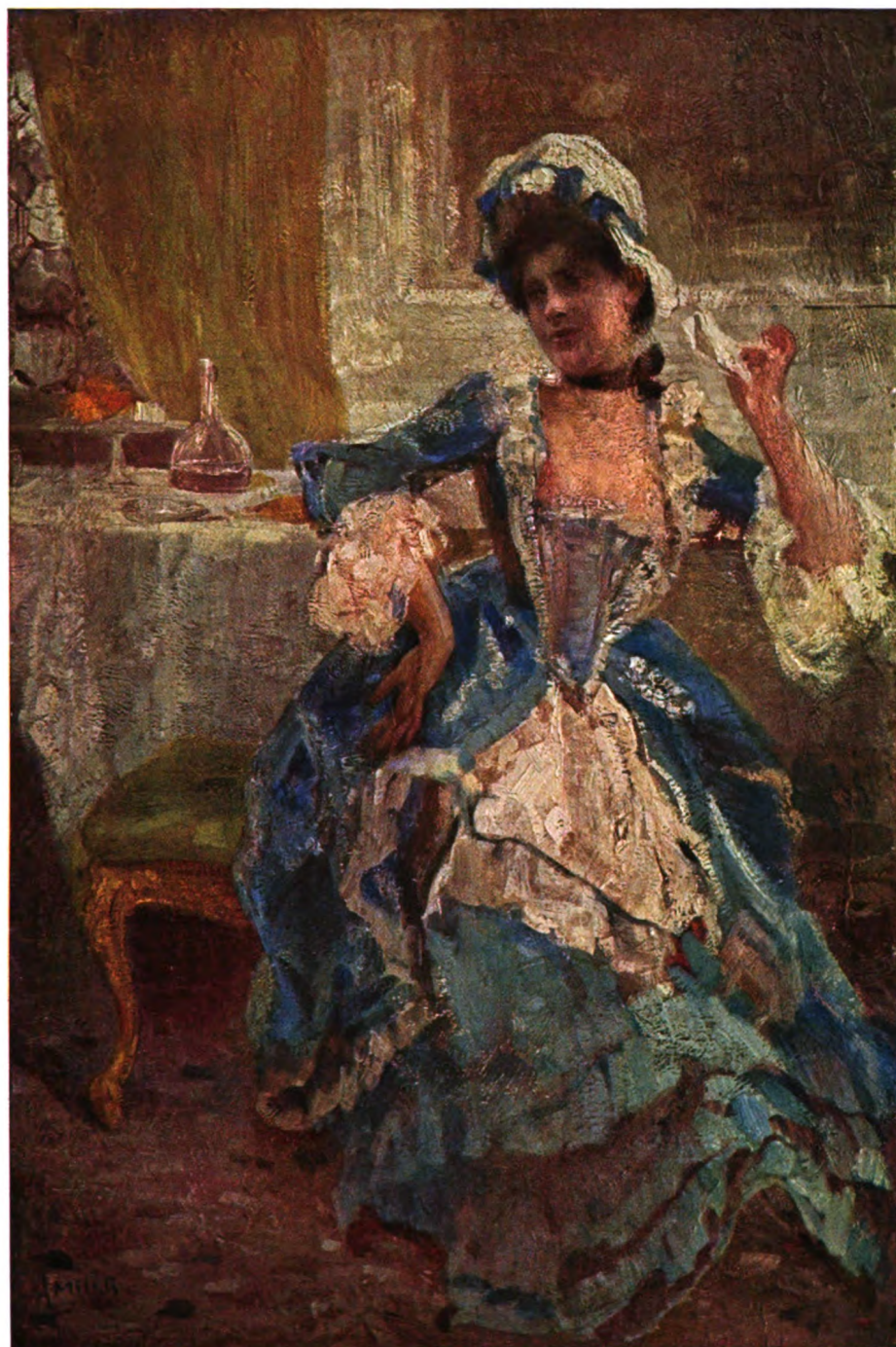
Über weißen Jugend...

Über weißen Jugend
die Sorge lag,
der wird nimmer froh.
Anders schaut er die Sonne,
anders die blühende Flur,
anders wandelt er unter den Menschen.

Wie aus weiter
nebliger Ferne
tönt ihm das Lachen
fröhlicher Freunde.
Schönster Formen
süßes Geheimnis
ward ihm verhüllt vom Schleier der Wehmut.
Immerfort horcht
die suchende Seele
nach dem befreienden
Wort des Lebens,
das seines Daseins Rätsel ihm löst.

Alles fühlt er
schmerzender, tiefer —
aber beständig
geteilten Herzens.
Nimmer mag er in vollem Glühen
kräftig und reulos
ganz sich geben.
Ewig lastet ein Druck,
ewig ein Schweres auf ihm:
unergründlich, namenlos. —

Über weißen Jugend
die Sorge lag,
der wird nimmer froh...
Nicht kennt er des Lebens
Süßigkeiten —
nur seiner Leiden
bitteren Kelch
kostet er bis zur Neige. Luise Witte



Alessandro Mileffi: 1700

Die Seele im Haushalt

Von Dr. Alexander Elster

Die Seele im Haushalt, sagen Sie? Nun, die Seele im Haushalt ist eben die Frau ...»

»Ja, meine Gnädigste, gewiß, aber ich meine etwas andres.«

»Oder die Kinder, oder der Hund ...«

»Das soll wohl auch vorkommen. Aber ich meine es noch ganz anders. Ich meine, es sei sehr interessant, zu fragen, ob im Haushalt überhaupt von Seele im Sinne psychischer Leitlinien die Rede sein kann, und wie sich das besondere seelische Moment in den Dingen der täglichen Wirtschaftsführung äußert.«

»Das wäre ein nationalökonomisches Problem?«

»Dem man wissenschaftlich dadurch zu Leibe rücken kann, daß man untersucht, wie alle Entschlüsse auch in der kleinen Haushaltsführung auf seelische Momente, Stimmungen, Ansichten, Ideale zurückzuführen sind.«

»Und was soll bei solcher Untersuchung, wie Sie es nennen, herauskommen? Ja, wenn Sie die Seele dadurch regieren könnten, lieber Freund, daß sie auch im Alltäglichen das Festliche sieht ...«

»Sie haben den Nagel wieder auf den Kopf getroffen, wie es kluge Frauen immer tun, selbst wenn sie so nebenher etwas Unbedeutendes sagen wollten. Im Alltäglichen das Fest sehen, das ist wirklich die Seele im Haushalt. Aus den kleinen Nichtigkeiten und den widerwärtigen Nabelstichen des Objekts die große Befriedigung des geordneten Wohnens, Essens und Schlafens herauszukristallisieren, ist das nicht eine Kunst der Seele? Ist das nicht eine Aufgabe, die an Größe ebenbürtig ist jedweder großen Arbeit, an der sonst unsre Seele ganzen Anteil nimmt? Und in dieser Erkenntnis sich allmählich immer mehr dahin zu erziehen, das Widrige, das uns so oft den Alltag vergällt, umzuwandeln in Freude und Frohsinn!«

»Sie sprechen wie ein Mann, der in seine Frau verliebt ist.«

»Und ist es etwa deshalb falsch, was ich sage?«

»Darf ich Ihnen Zucker in den Tee geben?«

»Danke schön. Friedrich Theodor Vischer sagt einmal in meinem Lieblingsbuche: Ein gutes und anmutiges Weib verbreitet Sonnenschein und Lächeln um sich, beglückt Unzählige den lieben langen Tag. Dies Aufgehen, Auftauen der Züge erleuchtet und wärmt die eisige Welt. Es ist Licht, Tag der Schöpfung, übergegangen in ein Menschengesicht, lebendige Mimik gewordenes Licht. Es blüht freudiges Wohlwollen, ist also Lösung der Besonderheit der Einzelwesen; es vereinigt, es zaubert Getrenntes zusammen, ist Leuchten von Seele in Seele.«

»Kennen Sie das ganze Tagebuch A. E.s auswendig?«

»Das nicht, verehrte Freundin. Aber dieses Wort steht über meinem Bett angeschrieben, und es ist der Wahlspruch unsers Haushalts.«

»Hm!«

»Das macht Sie nachdenklich, Frau Gertrud?«

»Ich denke über die verschiedenen seelischen Triebkräfte nach, Eigennuß, Standesbewußtsein, Sozialsinne — immer ist es Liebe; es fragt sich nur, zu wem? Zu sich selbst, zu der Mitwelt, zu der Familie, zu seinem Ehegatten. Die Liebe ist fürwahr die größte unter den seelischen Kräften des Haushalts.«

»Auch die Eigenliebe, allerdings. Selbst wenn es einer versuchen wollte: die Eigenliebe kann er gar nicht aus der Wirtschaft ausschalten. Sie steht am Tor aller Bedürfnisbefriedigung, aller Wirtschaftsführung, so sehr, daß manche nationalökonomischen Systeme sich ganz allein auf diesem Urtrieb aufbauen. Aus ihm entsteht ja auch die erste Regel alles Wirtschaftens.«

»Überschätzen Sie die Eigenliebe nicht! Sie ist nicht der erste berechtigte Trieb im Haushalt, lieber Freund. Der Mensch, der etwa nur nach diesem Gesichtspunkt wirtschaften wollte, und zwar so sehr, daß er alle andern Motive hintenansetzt, würde bald seinen Haushalt übel in die Enge

fahren. Er würde bei Übertreibung dieses 'Ideals' jedenfalls bei seinen Einkäufen so gefürchtet sein, daß jeder Verkäufer ihm aus dem Wege geht; er würde für seine alten Sachen, die er natürlich verkauft statt zu verschenken, keine Käufer finden, weil jeder ihm mißtraut; er würde ungesellig das Leben eines Einsamen führen müssen, ja gewiß zur Aufrichtung eines Familienlebens untauglich sein ... und schließlich mit alledem seine Eigenliebe in die Sadgasse führen. Seit jeher hat vernünftige Eigenliebe sich daher mit Nächstenliebe oder zumindest mit der physischen und platonischen Liebe gepaart. Damit sind aber die Fragen für die Seele im Haushalt aufs höchste kompliziert worden, und nun erst, meine ich als ungebildete Frau, ist der Zustand entstanden, in welchem die einzelnen seelischen Beweggründe einander bekämpfen, sich differenzieren und das Feld für Überlegung, Seelenkampf, gute Lehren und religiöse Triebkräfte abgeben. Nun ist auf einmal die ganze Kultur einer langen Menschheitsgeschichte wach, selbst in dem Augenblick, wo der Mann vor der Entscheidung steht, die kleinere Wohnung gegen eine größere umzutauschen. Denn was spricht da nicht alles mit: Rücksichten auf Gesundheit und Bequemlichkeit, Geltung nach außen, Begehrlichkeit oder Bescheidenheit, Fürsorge für die Kinder und ihre Entwicklung! Da übernimmt der Mann die größere Arbeitslast oder manche Entbehrung, um für die Familie etwas Gutes zu tun; da werden soziale und individuelle Gesichtspunkte so lange gegeneinander abgewogen, bis der Friede zwischen beiden hergestellt ist.

»Wenn ich Sie recht verstehe, halten Sie eine gedeihliche Haushaltsführung ohne das herrschende Obergeßetz aufopfernder Liebe nicht für möglich. Je wahrhaft christlicher also die Leiter eines Haushalts gesinnt wären, um so besser würden sie das Gleichgewicht zwischen sozialen Pflichten und individuellen Wünschen finden? ...«

»... Um so besser werden es auch die Diensthofen dort haben, um so leichter wird der Tisch für andre — nicht nur einflußreiche Gäste — gedeckt sein, um so wohlwollender werden berechnigte Wünsche der Kinder erfüllt werden, um so klarer und ernster aber übermütige, eitle Wünsche versagt und auf Zucht und Sitte gehalten werden.«

»Sie haben soweit recht, meine Gnädigste, als der Käufer kein Familienvater sein kann, die Rechthaberin das Haus zur Hölle macht, selbst wenn das Rechthaben nur in ewigem Großreinemachen besteht. Aber mit der alleinigen Betonung der Liebe zum Nächsten lösen Sie die Frage nach der Seele im Haushalt noch nicht.«

»Was fehlt da noch?«

»Ein gegen unvernünftige Güte dreifach gewappnetes Herz.«

»Unvernünftige Güte?«

»Es wäre falsch verstandene Güte, wollte der Mann mit glänzend gewordenen Anzügen herumlaufen, während er seine Töchter wie Modedamen herauspugt. Es wäre Torheit, wollte die Frau, nur um sich zu opfern wie eine gute Christin, ohne Dienstmädchen die ganze Wirtschaft besorgen, obgleich sie sich Diensthofen halten könnte und der Haushalt groß ist. Die Art dieser so sklavisch dienenden Frauen ist vorüber, und an die Stelle des mühseligen Mütterchens, das dem hochfahrenden Herrn Sohne die Stiefel pugt, ist glücklicherweise jetzt ein andres Ideal getreten: das der Harmonie. Dieses Ideal ist im wahren Sinne ein Haushaltsideal.«

»Sie haben gut reden. Wer eine so tüchtige und reizende Frau hat wie Sie! Aber suchen Sie dem, der unharmonisch ist, mit diesem Wort zu kommen, und er wird nichts damit anzufangen wissen. Wie wollen Sie dem Haushaltsbilletanten diese Harmonie beibringen?«

»Daß alles zu dem Zuschnitt passe, den die Einnahmen ergeben, das ist meiner Meinung nach das Geheimnis; daß keins der Familienglieder das Aschenbrödel der andern, keins das Dornröschen sei, wenn die andern in der Küche stehen; daß nicht bei Tisch Böllerei und draußen schäbige Kleidung oder umgekehrt draußen imponierende Toiletten und drinnen Kartoffelherrschaft bei Tisch sei. Zu dem Vater, der mühsam Handarbeit verrichtet, paßt kein Spitzenkleid für das dumme Baby, wie man das jetzt gar oft in den ärmeren Klassen sieht. Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren.«

»Und doch werden Sie sie nicht ausschöpfen und endgültig darlegen, was Harmonie ist. Denn diese Harmonie ist bei jedem anders, weil sie von der Seele, von

der Bildung des einzelnen, seinen Liebhabereien und seinen Mitteln ganz wesentlich abhängt. Der Künstler hat eine andre Harmonie als der gute Bürger. Kann sie bei jenem in leichtsinniger Betonung des Sighlife bestehen, obwohl er oft wie die Lilien auf dem Felde nicht säet und nicht erntet, so kann sie bei dem andern mehr in dem Reinlichkeitstid der Ehehälfte bestehen — und man könnte beide nicht unharmonisch schelten.»

»Aber schelten würde man doch mit Recht, wenn sich dieser Bürger einen Bechsteinflügel, jener Künstler aber eine Wringmaschine kaufte. Ich dünkte, so schwer zu fassen ist das nicht, und wer sich Mühe gibt, kann Harmonie in seinem Haushalt wohl erreichen. Betont jener Bürger mehr den Familiensinn, dieser Künstler mehr die Erotik, so ist beides harmonisch.«

»Sie sagen das mit so viel ehrlicher Überzeugung, daß mir jetzt fast scheinen will, Sie hätten recht. Aber sagen Sie mir, wie soll der Mensch, der doch so unkritisch über sich selbst ist, wissen, wie gerade für ihn die Harmonie aussieht?«

»Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine Frage entgegensetze: Haben Sie schon einmal ein Streichholz im Dunkeln angebrannt?«

»Was hat das denn damit zu tun?«

»Nun, Sie werden erst ganz vorsichtig streichen, weil Sie Furcht haben, es abzubrechen. Dann erst, wenn Sie die Distanz heraushaben, etwa beim drittenmal, brennt es. Man fühlt das. Und so fühlt man nach ein paar vergeblichen Versuchen auch, was Harmonie ist. Unterbewußtsein! Blic auf die andern! So kommt man zur Kritik über sich selbst, wenn man die andern nicht als ausschlaggebend, sondern nur als Kontrolle der eignen Lebensführung ansieht. Wenn wir uns da in die Augen des andern versetzen und uns mit diesen Augen, die dabei natürlich im Grunde immer unsre Augen bleiben, ansehen, dann haben wir ...«

»Mit dem Auge, das als andres mir fehlt, erblickst du das eine, das mir zum Sehen verblieb.«

»Trefflich. So etwa meine ich das, wie dieses Auge Notans. In diesem sehen wir uns wie in einem Spiegel. Und nur so weit soll uns das Beispiel und das Urteil andrer für unsre eigne Haushaltsführung maßgebend sein.«

»Mit dem Unterbewußtsein ist's aber eine eigne Sache, Doktor. Darüber habe ich jüngst einmal nachgedacht, als ich mir das neue Kaufhaus ansah. Da heißt es gerade die Lodungen bekämpfen, die durch das Unterbewußtsein zu uns herankommen. Da sind die billigen Extratage und die schön verschiedenfarbig zusammengestellten Schau- fensterauslagen. Die Geschäftsleute, die uns damit locken, wissen sehr wohl, daß sie an unklare Gefühle appellieren. Der bewußten Überlegung halten diese Gefühle nicht stand. Denn wenn das Ding da noch so billig ist, man es im Haushalt aber nicht braucht, so ist es immer noch zu teuer, sobald man es mit dem Verstand und nicht mit unklarem Gefühl betrachtet. Und wenn eine ganze Reihe verschiedenfarbiger Seidenröde uns mit ihrem Farbenspiel entzückt, so muß das Bewußtsein sehr auf der Hut sein, um gegenüber dem Unterbewußtsein schon vor dem Einkauf geltend zu machen, daß man ja nur eine Farbe, ein Stück aus der Serie kaufen kann, und daß damit dann eben das entzückende Farbenspiel für uns Käufer gar nicht mehr existiert. Noch mehr aber muß die Seele im Zügel gehalten werden, wenn einer, der dem Großzügigen und Noblen hold ist, versucht ist, in den feinsten Läden der Branche zu gehen, und dort sich geniert, 'nichtkonvenierenden Falls' als Nichtkäufer wieder hinauszugehen.«

»O weh ... das tut ihr Frauen doch gar zu gern.«

»Nun, hie und da ...«

»Da ist es gut, sich auch einmal in die Lage des Verkäufers zu versetzen, sich nicht stundenlang alles vorlegen zu lassen, um schließlich gar nichts oder ein Paar Schnürsenkel zu kaufen.«

»Bitte, Schnürsenkel kaufe ich überhaupt nur auf dem Jahrmarkt — gleich en gros.«

»Auf dem Jahrmarkt?«

»Das fragen Sie so vorwurfsvoll? Nun, so sehr man sich vor dem niedrigen Jahrmarktsbetrieb mit seinem unfeinen Gebaren oder vor billigen Kaufhäusern scheuen soll, so richtig kann es doch für bestimmte Einkäufe unter Umständen sein, diesen Widerwillen zu besiegen. Freilich, wer so gestellt ist, daß er kleine Vorteile übersehen kann —«

»Meinen Sie mich?«

»— der darf sich den Luxus großzügiger Überzeugung beim Einkauf leisten und wird

als Gentleman dastehen, wenn er sagt: In dem Geschäft kaufe ich nicht, ich gehe nur zu Bister; oder: Der Mann hat mir ein widerwärtiges Gesicht, drum kaufe ich seine Waren nicht.»

»Da hat mir meine beste Freundin aber eins ausgewischt.«

»Ja, mein bester Freund, auch hier sind, wie so oft, besondere seelische Regungen ein Luxus im Haushalt oder, wie man in Erinnerungen an den bekannten Vers sagen kann: eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr. Darf ich Ihnen nochmal einschmeicheln?«

»Wenn ich bitten darf — und dann darf ich Ihnen eine meiner neuen Zigaretten zum Probieren anbieten, Frau Gertrud, und dann, wenn Sie sich so recht behaglich zurückgelehnt haben, dann sagen Sie mir, nach welchem Prinzip Sie die Geschäfte wählen, in welchen Sie kaufen, ohne sich in seelische Unkosten zu stürzen.«

»Ich wähle stets nur nach dem Vertrauen.«

»Und damit bin ich allerdings geschlagen. Diesen seelischen Luxus kann sich nur die Frau leisten. Nach dem Vertrauen! Da kann ein Mann nicht mitreden. Im Ernst! Unsere ganze Haushaltsführung wäre nicht möglich, wenn wir uns nicht gerade in dieser Hinsicht auf den gesunden Sinn und die feine Witterung verlassen dürften, die wir mit Recht der Frau nachrühmen. In Männerhänden wäre das alles ganz anders geworden, und die gegenwärtige seelische Organisation des Haushalts, die so sehr auf Vertrauen beruht, wäre ganz unmöglich. Hier gilt es für die Frau, diese natürliche Anlage zu pflegen, und das kann sie nur, wenn sie sich um alles kümmert, wenn sie selber einkaufen geht, wenn sie überall dabei ist, alles Technische versteht. Dann weiß sie auch, was sie von den Dienstboten fordern kann und was sie ihnen gewähren muß. Dem einen muß sie Beraterin sein wie ihren Kindern, dem andern Wehrerin wie ihrer Wäscherin, dem dritten verständnisvolle Förderin wie ihrem Ehemann sein. Einen ganzen Dithyrambus auf die kluge Hausfrau müßte ich singen, wenn ich das Walten dieser feinen Wahl des Vertrauens in ihren Segnungen für den Haushalt schildern wollte. Das ist, wie der Glaube, so eine zweite christliche Tugend.«

»Nun kommen Sie Dithyrambusdichter wohl auch noch auf die dritte dieser drei Tugenden: die Hoffnung?«

»Die Hoffnung im Haushalt? Ist nicht alles im Haushalt Hoffnung? Die Hoffnung, das einmal zuviel Ausgegebene ein andermal wieder hereinzubringen, ist freilich ebenso trügerisch wie die Hoffnung, die Magd würde etwas Vernünftiges von selber tun, ohne daß es ihr besonders geheißen würde. Aber sonst ist alles in der Wirtschaft auf die Hoffnung gestellt. Zukunftsorge. Optimistische oder pessimistische Haushaltsführung. Haben Sie diesen Unterschied schon einmal beobachtet?«

»Geizhalse und Verschwenker?«

»So ähnlich, aber nicht so scharf. Bei dem einen wird alles von dem Gedanken an die Zukunft geleitet; die Kinder will der Pessimist in jeder Weise sichergestellt sehen, weil er an die immer regen jungen Kräfte nicht glaubt. Sparen und Kindererziehen sind ihm Religion, und man darf ja getrost behaupten: es ist an sich eine schöne Religion. Aber auch hier kann diese Sehnsucht der Seele auf Irrwege führen. 'Wer seinen Kindern gibt das Brot und leidet nachmals selber Not, den soll man schlagen mit der Keule tot.' Sie kennen das alte Sprichwort. Denn es ist fürwahr nicht des Menschen Aufgabe, daß er sich selber alles abdarbe, um es der Zukunft zu widmen. Geizhalse und geistig Arme handeln so. Ein Vater, der seinen Haushalt so hält, daß er den Kindern viel Wissen, viel Erkenntnis — auch auf Reisen, im Theater und in guten Schulen — gibt und dann wenig Bares zum Schluß übrigbehält, handelt weiser; ja, und wenn er sich selbst etwas zuwendet, so nützt er im Ansehen der Menschen seinen Kindern besser damit, als wenn er sich vereinsamt, sich verknäufert, sich verlottert, damit die Kinder es leichter haben.«

»Urteilen Sie nicht zu scharf über diese sorglosen Familienväter?«

»Freilich sind die Meinungen über Sparen und Zukunftsorgen sehr geteilt; aber es ist wirklich nicht immer richtig, hier die Seele zur Astele zu erziehen und so dem mönchischen Ideal, als sei das das wahrhaft christliche, nachzustreben. Ein gesunder Wille zu eigenem Leben, eine lebendige Anteilnahme an dem Leben der Kultur soll an Stelle der Duckmäuferei treten — und wenn es wirklich



Phot. Herm. Holz, Berlin

Georg L. Meyn: Frau von Cotta

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1913

einmal schief geht, wenn die Wirtschaftsführung durch mißliches Schicksal, durch Krankheit und Verluste herabgedrückt wird, so erwachsen da neue Kräfte der Seele, die das zu ertragen und wieder abzuwenden suchen. Diese Kräfte mag man freilich rechtzeitig bei sich und seinen Kindern stählen, indem man die Möglichkeit so veränderten Lebens sich vor Augen führt und beizeiten vorbeugt; aber deshalb braucht nicht überängstliche Nervosität uns schon vorher elend zu machen. Ich muß sagen, daß ich da dem Optimismus, sofern er nicht allzu leichtsinnig wird, und dem Humor das Wort rede.»

»Ich sehe, Sie wollen nicht nur Harmonie, Sie wollen auch Stil in der Haushaltsführung. Seele heißt Ihnen auch schöne Seele.«

»Ist ein Unterschied zwischen Harmonie und Stil?«

»Ich fühle einen. Definieren werden Sie ihn besser.«

»Nun, vielleicht so: Harmonie fordert etwas Negatives: nichts tun, was nicht zum Bilde gehört. Stil aber ist eine darüber hinausgehende positive Forderung. Das Bild soll kein dilettantisches, soll in sich ein kleines Kunstwerk sein. Dann haben Sie aber auch recht, daß Seele im Haushalt nur schöne Seele heißen kann.«

»Und dazu soll Ihnen der Humor helfen? Gibt es nicht andre Charaktereigenschaften genug, die für den Haushalt wichtiger wären als der Humor? Stille Freudigkeit ... Pflichtgefühl ... Aufmerksamkeit ... Takt ... Nachgiebigkeit.«

Darf ich Ihnen wieder mit Friedrich Theodor Vischer antworten, daß sich das Moralische immer von selbst versteht? Wir können nicht von Seele im Haushalt reden, wenn wir das Moralische nicht als selbstverständlich ansehen. Also Pflicht, Fleiß, Nachgiebigkeit gehört dahin. Aber Sie nannten noch die stille Freudigkeit — das ist ja ein Teil des Humors, den ich meine. Ich wüßte nicht, wie man die kleinen Ärgerlichkeiten des Alltagslebens behandeln und überstehen könnte ohne Humor. Ärger ist doch ein viel zu schweres Geschick für das Überlaufen und Anbrennen der Milch...«

»... Oder wenn der Eierluchen in den Rohlentasten fällt...«

»Oder die verlorene Schere sich erst wiederfindet, sobald man eine neue gekauft hat,

der neue Hut gleich beim ersten Ausgang vom Regen überrascht wird und die Kinder mit zerrissenen Hosen heimkommen... Wenn man darüber nicht lachen und über die Ründigung des Hauswirts keine schlechten Witze machen, die Grobheiten der Waschfrau nicht zum Totlachen finden und den Metzger mit dem zu frisch geschlachteten Roastbeef nicht für eine lustige Person halten kann, dann taugt man meiner Meinung nach nicht in einen modernen Haushalt.«

»Schade, daß man solche erhabene männliche Auffassung nicht in Haushaltungsschulen lehren und lernen kann!«

»Kann man den Haushalt überhaupt in Schulen lernen? Darüber ließe sich ein großes und breites noch sagen, aber wir kommen da vom Thema ab, Frau Gertrud, das ist nicht Seele im Haushalt mehr, sondern armselige Technik. Und ist die Technik schon in jedem Haushalt verschieden, so ist's die Seele noch viel mehr.«

»So meinen Sie, wir seien nun am Ende mit unsrer Weisheit über dieses Thema?«

»Ich wenigstens bin am Ende.«

»Nun, dann urteilen Sie doch eben wieder nur wie ein Mann, der in diesen Dingen leider nicht alles sieht. Ich nannte vorhin noch als Haushaltstugenden Takt und Aufmerksamkeit...«

»Freilich...«

»Glauben Sie, daß wir unsern Männern ein Heim bieten könnten, wenn wir nicht angespannt aufpaßten, in was für einer Stimmung sie sind? Einer hat mal gesagt, für die Frau wären die wichtigsten fünf Minuten des Tages die ersten nach der Heimkehr des Mannes. Aber geben Sie mir mal bitte dort aus dem Bücherschrank den heute schon mehrfach zitierten Friedrich Theodor Vischer her... steht neben Schöttl's Gineffen... dort oben... ich will Ihnen auch mal eine Stelle suchen... so, danke... hier... Seite 460: Man meint immer, einmal dürfe man sich doch gehenlassen. Falsch! Man darf es nie. Es ist kein Moment, wo man nicht gegen inneren oder äußeren Feind auf der Wacht stehen muß. Die Menschen um uns, selbst die besten, sie schenken uns keine Blöße. Selbst in der Liebe darfst du dich nie gehenlassen. Das liebeichste Weib möchte dich beherrschen. Nie ist Waffenstillstand. Das Leben ist schwer! Wehe dem, der nicht in jedem Augenblick geladen, Zünd-

hütchen auf, Finger am Drüder hat! — Der weiß es. Und sehen Sie, wenn so also jeder Augenblick von Wert ist für die gegenseitige Verehrung und Liebe, und wenn die rechte Genossenschaft der Ehe, ohne die ich mir eine Seele im Haushalt nicht denken kann, nur durch immer kampfbereite Aufmerksamkeit erworben werden kann, da wäre die Frau fürwahr bemitleidenswürdig, die in diesem Kampfe nicht gerade die Mittel gebrauchte, die ihr im besonderen zustehen!»

»Sie meinen ihre Schlüsselgewalt? ... Ihre Macht in den Dingen des Haushalts?«

»Natürlich. Sie braucht nur ein paar-mal mittags achtzugeben, ob des Gatten Sinn zurzeit mehr vegetarisch oder mehr animalisch gerichtet ist, und folgt ihm dann auf dem ihm ganz unbewußten Wege, ja kommt ihm zuvor und hat ihn dauernd so im Schach. Und sie wird ihm nie in verlotterter Kleidung aufwarten, denn sie wäre töricht, wenn sie in ihrem eignen Hause nicht dieselbe elegante Frau wäre, die sie draußen ist, und nicht die stillsten Wünsche der Ihrigen erriete und erfüllte.«

»Oh, wie viele törichte Frauen gibt es da noch!«

»Und wenn mich mein Töchterchen lieber in Weiß sieht und mein Mann lieber in Rot, warum soll ich da nicht nachmittags in Weiß und abends in Rot gehen?«

»Also ist die Seele im Haushalt doch das Weib.«

»Sie Spötter!«

»Und wenn ich Ihnen nationalökonomisch kommen will, so schlagen Sie mich mit weiblichen Schachzügen.«

»Das wissen Sie ja von Ihrer Frau alles viel besser als ich, wie man wirklich aufmerksam im Hause ist, wie man sich selbst allmählich höher hinauf entwickelt.«

»Und dieses Beste und Höchste mußte ich natürlich vergessen! Ja, ich vergesse beinahe, daß meine Frau jetzt auf mich wartet.«

»So dürfen auch Sie keine Unaufmerksamkeit und keine Unordnung in Ihren Haushalt bringen. Also grüßen Sie schön von mir und haben Sie herzlichen Dank für das Plauderstündchen.«

Sagunt

Im blauen Duft des Mondes lag Sagunt.
Die Pinien sangen ernste Melodien,
Und von dem alten Kloster überm Tal
Schlug eine Uhr und schwieg.

Ich hatte dich
Noch nie gesehen, nicht in dem fernsten Traum,
Und doch war mir, als seist du meine Braut
Seit langem schon. Dein Haupt, vom Mond geküßt,
Ruhte an meiner Brust, und wie im Traum
Spürt' ich den Duft, der deinem Haar entstieg.
So schritten wir das schimmernde Kastell
Empor, wo Rom einst seines Adlers Stolz
Im Schein der Sonne blühend aufgepflanzt,
Und aus den Trümmern der verflogenen Pracht
Entstieg ein neues Leben diesem Berg —
Doch nur für uns. Wir sahn das stille Land
Zu unsern Füßen blühend hingestreckt;
Aus blasser Ferne klang das Meer herbei,
Und deine Augen sahn zu mir empor,
Daß wie ein holdes Märchen ward die Nacht
Und ich vergaß, wo meine Heimat lag.

Hans Bethge



Boyt. Memorand, Charlottenburg

Szenenbild aus Richard Wagners »Parsifal« nach der Aufführung am Kgl. Opernhaus in Berlin:
Schlußszene des ersten Aufzugs

Musikalische Rundschau

Von Dr. Georg Schünemann

»Parsifal« in Berlin — Rückblick auf die Tätigkeit der Königl. Oper — Erstaufführungen im Deutschen Opernhaus — Neue Werke in den Konzertsälen Berlins

Unter dem Glodengeläut des Gralttempels sind wir in das neue Jahr eingetreten. Fern vom Stimmungszauber der Baireuther Festspiele enthüllte der Gral seine Wunderkraft, zogen die vielverschlungenen Mythen und Legenden der Parsifal-Dichtung vorüber. Lange genug hat die deutsche Nation auf die Befreiung des Bühnenweihfestspiels gewartet. Drei Jahrzehnte hindurch mußten alle, die den Weg nach Baireuth nicht einschlagen konnten, mit der Partitur oder dem Klavierauszug vorliebnehmen, um jene mystisch-versponnene Tondichtung zu studieren, in der Wagner die Summe seiner künstlerischen Erfahrung zieht und den Grundgedanken seiner ersten Reformdramen: die Erlösung des Schuldigen durch den Reinen, Unberührten, noch einmal in mächtiger Steigerung und tiefster Klarheit entwickelt. Wagner hat selbst von der Möglichkeit einer Parsifal-Aufführung außerhalb Baireuths in einem Brief an Angelo Neumann gesprochen; er stellt als alleinige Bedingung, daß der »Parsifal« sorgfältig und in einer an der Tradition herangereiften Darstellung aufgeführt werde. Diese Voraussetzung haben viele Bühnen in unsern Tagen eingelöst: der »Parsifal« hat die Kräfte des deutschen Opernlebens zu neuen Taten gespannt und an vielen Plätzen künstlerische Lei-

stungen gewedt, die über den Tag hinaus nachklingen und wirken werden.

Man kann darüber verschieden denken, ob die »Weihe der Weltentrückung«, von der Wagner spricht, an Außerlichkeiten im szenischen Erscheinen des Werkes gebunden ist, ob der Ausnahmecharakter des Festspiels durch stillschweigendes Verharren am Schluß der Aufführung und durch seltenes Erscheinen auf dem Spielplan gewahrt wird — sicher ist, daß Wagner alles, was an den Tagesbetrieb einer Opernbühne erinnert, ausschalten und vermeiden wollte. Das religiöse Moment der Dichtung verbot von vornherein ein Zurschaustellen im gewohnten Rahmen, doch noch mehr leitete ihn der Gedanke, dem deutschen Volk ein Festspiel zu schenken, das über den Alltag mit seinen Sorgen und Nöten erhebt, das in das ideale Reich der Musik führt, wo Wort und Begriff hinter der Empfindung zurücktreten und ein alles umfassendes Erlösungswort fern von jedem konfessionellen Zwang durch die Musik verkündet wird. Eine Fülle von Ideen, Überlieferungen und verschiedenartigen Anschauungen ist in der Dichtung verarbeitet und von Auslegern und Deutern auf jede nur irgendwie denkbare Formel gebracht worden, aber über allen Einzelheiten steht die Einfachheit der Grundidee, die Kraft, mit der Wagner aus alten

Quellen und eigener Phantasie den Erlösungsgedanken in eine neue künstlerische Form gegossen hat. Nirgend vergißt er die Forderungen der Oper, ja er kehrt zu alten Grundsätzen zurück und schwenkt immer bewußter von seinen eignen Reformideen ab. Sieht man im »Tristan« die Musik herrschen, in den »Meistersingern« ein Erneuern der alten Ensemblegesungen und Altschlüsse, so ist im »Parsifal« die Wendung zur Musikoper, in der das Drama zugunsten der Musik stillsteht, kaum zu verkennen.

Aus diesem Gedanken heraus müßte die Inszenierung des Werkes erfolgen. Es dürfen weder Maschinen noch Prospekte gespart werden, um dem »Parsifal« die weite Welt der Romantik zu geben. Diese aus dem Werk und den Wünschen Wagners abgeleiteten Forderungen wurden bei der Berliner »Parsifal«-Aufführung im Deutschen Opernhaus nicht eingehalten. Direktor Hartmann, der die Inszenierung leitete, wollte mit allen Mitteln auf eine Stilisierung der Opernszene hinarbeiten. So glich der heilige Wald im ersten Akt einem starren sezeptionsistischen Gemälde, so glich Klingsors Zauberschloß einem auf die einfache Linienwirkung berechneten Bild. Auch die Blumenau zeigte wenig Poesie, sie erschien leblos und viel zu aufdringlich in der Farbe. Überall sah man das künstlerische Streben nach neuen Wirkungen, aber der Erfolg dieser Be-

mühungen stellte sich nicht ein, und es blieb bei einem Versuch, der nur zum Teil glückte. Am besten wirkte der Graltempel mit seinem blauen Unterton und den goldenen mächtigen Säulen. Doch entsprach auch dies Bild nicht den Wünschen Wagners, wie sich denn Hartmann überhaupt mehr an die Grundzüge der szenischen Vorschriften als an Einzelheiten gehalten hatte. Sehr schön gelangen die Lichteffekte, besonders das Erglühen des Grals, das die gesamte Szene in eine wundervolle, stimmungreiche Beleuchtung rückte. So gab es Brauchbares und Verfehltes dicht beieinander; man hatte das Gefühl, als sei dieser erste Versuch einer selbständigen, von dem Baireuther Vorbild unabhängigen Parsifal-Inszenierung im Experiment stehengeblieben. Direktor Hartmann hatte sogar die vorgeschriebenen Wandeldekorationen gestrichen. Während Parsifal und Gurnemanz zum Tempel schreiten, verdunkelt sich die Bühne, bis am Schluß der Wandlungsmusik das Innere des Graltempels gleichsam aus dem Nichts herauswächst. In einem Einführungsaufsatz hat Hartmann diese Neuerung verteidigen wollen, er vergißt nur, daß Wagner mit diesen Dekorationen ein wichtiges dramatisches Mittel verbindet. Wir sollen »wie in träumerischer Entrückung« die »pfadlosen Wege zur Gralsburg« geleitet werden. Dadurch will Wagner die »sagenhafte Unauffindbarkeit« des Gralgebietes in das Reich der dramatischen Vorstellung heben. Das ist der eigentliche Sinn der Wandeldekoration. Wer sie wegläßt, macht die Worte Gurnemanns' »Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit« unverständlich und unerklärlich.

Es läßt sich denken, daß eine Privatoper, die noch nie ein Musikdrama Wagners gegeben hat, beim »Parsifal« vor einer doppelt schweren Aufgabe steht. Aber wenn nun einmal das erste Freijahr Wagners ausgenutzt werden soll, so wäre es richtiger gewesen, mit dem »Tannhäuser« und »Lohengrin« zu beginnen, um erst allmählich zu den letzten Werken Wagners vorzuschreiten. Dann wäre ohne Frage auch beim »Parsifal« jene Stillsicherheit erreicht worden, die Wagner zur Grundbedingung einer würdigen, weisevollen Aufführung macht. So spürte man allenthalben den guten Willen, in der Inszenierung wie bei den Solisten, aber es fehlte die künstlerische Tat, die das Werk als ein einheitliches Kunstwerk vor dem Hörer erscheinen läßt. Unter den Solisten stand Frau Kurt an erster Stelle. Ihre Kunst war dramatisch sicher angefaßt und von überzeugender Eindringlichkeit in den Hauptrollen. Paul Hansen hielt sich als Parsifal auf schöner künstlerischer Höhe, wenn er auch gesanglich und schauspielerisch seine Partie nicht völlig erschöpfte. Von den übrigen Mitwirkenden ver-



Phot. Rembrandt, Charlottenburg

Szenenbild aus Richard Wagners »Parsifal« nach der Aufführung am Kgl. Opernhaus in Berlin (Herr Bischoff, Frau Hafgreen-Waag und Herr Berger)



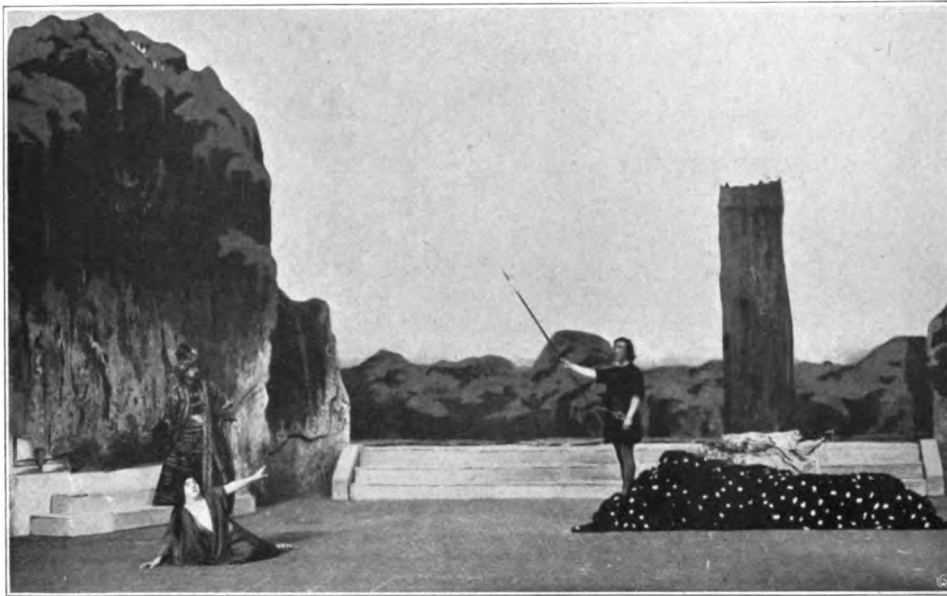
Phot. Rembrandt, Charlottenburg

Szenenbild aus Richard Wagners »Parsifal« nach der Aufführung am Kgl. Opernhaus in Berlin

dienen Kapellmeister *Mörike*, die Blumenmädchen, Orchester und Chor besondere Anerkennung. Wenn trotzdem die Erwartungen nicht erfüllt wurden, so ist das in erster Reihe dem ungewohnten neuen Stil und dem Experimentieren in der Inszenierung zuzuschreiben.

Einige Tage nach dieser Neujahrsaufführung erschien der »Parsifal« der Königl. Oper. Ein Vergleich mit der Darstellung im Deutschen Opernhaus wurde von vornherein ausgeschlossen. Die Aufführung stand auf so hohem Niveau, daß man kaum in Vaireuth eine gleich vollendete Wiedergabe sehen kann. Bis ins kleinste hinein waren die Wünsche Wagners erfüllt, und über dem Ganzen lag jene erhabene, allem Irdischen entrückte Stimmung, die allein die Grundlage für die rechte Aufnahme des Werkes bildet. Ich habe nie eine schönere Aufführung erlebt als an diesem Abend. Der Geist des Festspiels spornte zu außerordentlichen Leistungen an, die Hauptpartien lagen in den Händen unsrer besten Solisten, und die gesamte Inszenierung zeigte eine Stimmungskraft und -tiefe, wie sie selbst in der Königl. Oper nur selten erreicht wird.

Charakter und Eigenart des Weibefestspiels weisen darauf hin, daß wir dem »Parsifal« nicht in einem Theater begegnen wollen, das durch seine Einrichtung an jene Zeit erinnert, in der die Oper ein Prunkstück der Höfe bildete. Wagner hat in seinem Festspielhaus den Gedanken an eine einzige, durch keine Außerlichkeiten geschiedene Zuhörerschaft durchführen wollen; er sah in seinen Festbesuchern eine Gemeinde, die allein die künstlerische Empfänglichkeit zusammenhielt. Diesem weitschauenden Gedanken hatte man in der Königl. Oper Rechnung getragen: es war dafür gesorgt, daß der Zuhörer gleich beim Eintritt in das Theater das Gefühl empfing, einer festlichen, über dem Alltag stehenden Aufführung zu begegnen. Durch einen mächtigen Vorbau, der mit seinen romanischen Toren einer Vorhalle zum Grottempel gleich, waren die Seitenlogen verdeckt, Halbdunkel herrschte im Zuschauerraum — alle Prunkstücke des Hauses schienen vergessen. Beim »Parsifal« sind solche Umbauten und Vorbereitungen in den Berliner Opernhäusern kaum zu umgehen. Sie sind nicht unbedingt erforderlich, denn nicht der Ort, sondern der



Phot. Rembrandt, Charlottenburg

Szenenbild aus Richard Wagners »Parsifal« nach der Aufführung am Kgl. Opernhaus in Berlin:
Schlußszene des zweiten Aufzugs

Geist des Werkes gebietet, aber sie tragen zur Steigerung der Festspielidee bei, sie lassen das Bühnenweihfestspiel aus dem Rahmen der gewohnten Opernaufführungen heraustreten und stützen damit den Willen Wagners, der sich kein Werk nicht als Repertoireoper denken konnte. Auch das Orchester war in der Berliner Oper durch eine hohe Brüstung unsichtbar gemacht, doch wollte der Klang nicht zu jener wunderbaren Abdämpfung gelangen, die das verdeckte Orchester in Baireuth erzielt. Dort tönen die Harmonien wie eine einzige Symphonie, die — dem griechischen Chöre gleich — zwischen Bühne und Zuschauer vermittelt. In Berlin bedeckte das Orchester in den affektreichen Partien die Solostimme, auch der Klang erschien zuweilen zu offen und hell. Vielleicht hätte sich hier das Baireuther Vorbild nachahmen lassen, denn Wagner rechnet in seiner Partitur von vornherein mit einem durch Schallbedel gedämpften Orchesterklang. Aber alle diese Einwände müssen hinter dem herrlichen Spiel der Königlichen Kapelle zurücktreten. Was an Klangzauber und Schönheiten in dieser wunderbaren Partitur steckt, wurde von Generalmusikdirektor Leo Blech zu vollem Klingen gebracht. Man achtete nicht auf die Stellen, in denen der gealterte Wagner zu sprechen scheint, man folgte der Musik auch da, wo Wagners Erfindung nicht mehr in der alten Frische und Ursprünglichkeit wirkt.

Hätte die Aufführung unter Hartmann ihr Hauptziel in einer stilisierten Inszenierung ge-

sehen, so war in der Königlichen Oper das Baireuther Vorbild eingehalten und weitergeführt. Graf Hülsen gab dem Werk jene reiche Naturstimmung und Romantik, aus der Dichtung und Musik herausgewachsen sind. Viel Maschinen, mystisches Halbdunkel, Schleier, romantisches Zauberweben — das ist's, was Wagner zur szenischen Grundlage haben wollte, womit er das teuflische Wirken Klingsors und seiner fluchbeladenen Helferin uns nahebringen wollte. Er verlangt die stärksten Dekorationsmittel, um Dichtung und Musik aus der Realistik herauszuheben. Alle Forderungen, die sich aus Wagners Vorschriften, aus seinen Briefen, Schriften und der Eigenkraft der Dichtung ergeben, hatte Graf Hülsen mit seinen bewährten Mitarbeitern glänzend gelöst. Gleich das erste Bild zeigte eine Waldlandschaft in der Morgendämmerung, wie sie stimmungsreicher kaum auf der Bühne entworfen werden kann. Und wie herrlich war die Wandeldecoration des ersten Aktes getroffen! Wald und Felsen ziehen vorüber, bis eine Wolke die Landschaft verdeckt und erst bei ihrem Entschwinden den Blick auf den Tempel freigibt. Ganz den Wünschen Wagners entsprechend erhebt sich das Heiligtum, rechts und links führen Säulengänge, über dem Altar wölbt sich die mächtige Kuppel, aus der die Chöre wie aus einer andern Welt zu klingen scheinen. Auch Klingsors Zauberfloh und der Zaubergarten, der vielleicht zu konventionell gehalten ist, entsprachen dem Charakter des Festspiels, sie zeigten den gleichen künstlerischen

Sinn wie die Inszenierung des Gralttempels. Wundervoll sah die Blumenau am Karfreitagmorgen aus, jene frühlingssrische Landschaft, die mit ihrem feuchten Birkeneschmuck den ganzen Zauber der Karfreitagsmusik aufzufangen schien.

Die gleiche Vollenbung wurde von den Solisten erreicht. Ein Teil der Baireuther Kräfte wirkt ständig in Berlin, und so stellte sich gleich mit der ersten Szene jene stilistische Sicherheit ein, die sonst nur nach jahrelangem Studium erreicht werden kann. Allen voran stand der Gurnemann Paul Knüpfers. Sein herrlicher Gesang, seine Deklamation und Vortragskunst gaben eine Vorstellung von dem großen Wagnerstil, den der Baireuther Meister in einer Stilbildungsschule der Nachwelt überliefern wollte. Gurnemann war nicht mehr der »redselige Alte«, wie man ihn genannt hat, sondern ein hilfreicher väterlicher Berater, der gern einmal von alten Zeiten plaudert. Ebenso stark und eigen war Forsell als Amfortas; im Spiel wirkte er vielleicht zu realistisch. Am so mehr ergriß sein charakteristischer lebensvoller Vortrag, der die Tristan-Tragik, die über den großen Szenen des ersten und dritten Aktes liegt, voll ausklingen ließ. Frau Leffler-Burdard gab die Kundry, diese merkwürdigste aller Frauengestalten Wagners, und — rein technisch gesehen — seine genialste dramatische Erfindung. Ihr Doppelleben als Gralsbotin und Teufelin ist ohne Frage eine Konstruktion, aber diese Verbindung ist doch so tief in der Vorgeschichte des Dramas begründet und so eigenartig durchgeführt, daß man in dieser mächtig gesteigerten Romantik Lebenswahrheit und Wirklichkeit vergißt. Frau Burdard ist eine ideale Vertreterin dieser Partie, dämonisch-leidenschaftlich als Verföhrerin, gottergeben und dienstfertig als büßende Magdalena. Als Parsifal hörte ich Herrn Kirchhoff, der nicht allen Wünschen gerecht wurde, doch bot er in der schweren Rolle eines tatenlosen Helden eine sichere, künstlerisch durchgeführte Gesamtleistung. Die übrigen Solisten standen sämtlich am rechten Platz, kaum störte eine Unsicherheit oder Schwäche. Alles einte sich zu einem herrlichen Zusammenwirken, zu einer Harmonie, die noch lange in uns fortleben wird.

Wo eine solche Aufführung geboten wird, ist der »Parsifal« am rechten Ort, und es ist ziemlich müßig, über die weitere Bühnenlaufbahn des Festspiels große Betrachtungen anzustellen und etwa Prophezeiungen darüber zu geben, wie sich das Geschick der letzten Oper Wagners gestalten wird, wenn die Sensation des Tages geschwunden ist. Sobald den Aufführungen der Festcharakter gewahrt bleibt, kann man dem »Parsifal« die gleiche Wirkungskraft wie den älteren Musikdramen Wagners voraussetzen, denn letzten Endes ist auch das Bühnenweib-



Phot. Rembrandt, Charlottenburg

Herr Kirchner und Fräulein Stolzenberg in Puccinis Oper »Manon« (Deutsches Opernhaus in Charlottenburg)

festspiel eine Oper, die nur durch die Übernahme religiöser Bräuche und christlicher Gedanken eine besondere Stellung in der Literatur einnimmt; in allen andern Momenten gilt mir der »Parsifal« als Bühnenstud, das man nicht in Baireuth einzuschließen braucht, um seine Lebenskraft zu erhalten.

Die »Parsifal«-Aufführungen haben die Tätigkeit der Berliner Opernbühnen voll in Anspruch genommen, und erst allmählich bringt man einige Neueinstudierungen, um den Spielplan, der noch immer vom »Parsifal« beherrscht wird, zu beleben. Die Vorbereitungen zu diesen Aufführungen haben weit in das vergangene Jahr zurückgegriffen und wenig Zeit zu andern Aufgaben gelassen. Erstaufführungen waren spärlicher als sonst vertreten.

Im Königlichen Opernhaus gab es nach der Verdi-Feier, die eine interessante Neubelebung des »Don Carlos« versuchte, nur noch eine Premiere: die Einstudierung von Boieldieus komischer Oper »Les Voitures versées«. Das Stück erschien in einer Einrichtung von Georg Droscher, der der lebenswürdigen, reizvollen Spieloper den Namen »Der Satansweg« gegeben hat. Mit diesem »Satansweg« ist eine holprige Landstraße in der Nähe von Anjou gemeint, auf der alle Postwagen und Kutschen umstürzen. Der Gutsbesitzer Dormueil, der in der Nähe ein Landhaus besitzt, läßt den Weg nicht ausbessern, da die notleidenden Reisenden bei ihm einkehren

und warten müssen, bis ihre Reisefutche wieder repariert ist. Auf diese Art findet Herr Dornmuel mit seinen drei Nichten Unterhaltung und Abwechslung in seinem Provinznest. Eines schönen Tags wird ihm eine verunglückte lustige Reisegesellschaft reichlich unangenehm, er holt eine Ersatzfutche, um seinen Besuch schnell wieder loszuwerden, und — stürzt selbst auf dem »Satansweg« in die Grube, die er andern gegraben hat. Das ist in kurzen Zügen die Grundidee der Handlung, die durch kleine Einlagen noch belebt und geweitet wird. Eine alte Jungfer läuft herum, die zu ihrem Entsetzen den diden Onkel Rond in ihrem Bette findet; ein Sänger zeigt seine Kunst in der Koloratur und verunglückt gleich beim hohen c; französische und italienische Musikstücke treten einander gegenüber — kurz, es ist für Lustspielstimmung und Unterhaltung gesorgt, und dem Musiker wird reichlich Gelegenheit gegeben, Ensemblestücken, Lieder und Couplets zu schreiben. Boieldieu hat alle diese Momente ausgenutzt und dem Stück eine melodische, rhythmisch feingefügte Musik untergelegt. Er parodiert den italienischen Stil, unterstreicht lustige Situationen und läßt sich keine Stelle entgehen, wo er Tonmalereien und Effekte anbringen kann. Sein Bestes gibt er in den großen Ensemblestücken zu Beginn der Oper, dann im Finale des ersten Akts mit seiner büh-

nenträftigen Charakterisierung der Reisegesellschaft, in den Parodiestücken und einem schlichten französischen Lied. Es steckt eine feingliedrige, zierliche Musik in dieser Partitur, eine Kunst, die unsern Solisten nicht gerade leichtfällt. Um so mehr kann man sich über die hübsche Aufführung freuen, die Richard Strauß frisch und leichtbeschwingt leitete. Allerdings, für ein großes Publikum ist der französische Mozart nicht der geeignete Komponist; er schreibt grazios und reizvoll, aber nicht handgreiflich und effektmäßig, und so hat denn der »Satansweg« keine große Aufführungszahl erlebt.

Auch Victor von Wolfowsky-Biedaus Oper »Das Nothemd«, die im Deutschen Opernhaus zur Aufführung kam, hat sich nicht lange halten können. Der Zwiespalt zwischen Text und Musik ist zu groß, die musikalische Gestaltung, die sich nur im zweiten Akt, in den alten Weisen der Landsknechte und in altdeutschen Tänzen und Gesängen über den Kapellmeisterstil erhebt, zu schwach, um das Interesse wachzuhalten. Dagegen zeigt die Dichtung ein starkes dichterisches Talent. Wolfowsky-Biedau, der den Text zu seiner Oper selbst geschrieben hat, entwirft ein farbiges Zeitbild aus den Tagen Georg von Frundsbergs und seiner Landsknechte. Die Zeit des absterbenden Mittel-



Szenenbild aus Puccinis Oper »Manon« nach der Aufführung am Deutschen Opernhaus in Charlottenburg

Phot. Rembrandt, Charlottenburg



Phot. Rembrandt, Charlottenburg

Szenenbild aus Boieldieus Oper »Der Satansweg« nach der Aufführung am Kgl. Opernhaus in Berlin

alters lebt vor uns. Neue Ideen kämpfen mit Aberglauben und überlieferten Anschauungen. Eine Zeit, die mit dem Alten nicht brechen kann und zwischen phantastischer Hingabe an übersinnliche Kräfte und einem verstandesmäßigen Denken hin und her schwankt. Im Mittelpunkt steht »der Glaube an geheime Kräfte, die der Zauber unberührter Reinheit in das Linnengewand webt«. Auf diesem Hintergrund baut sich die Handlung auf. Wendelin, der arme verwaiste Rittersmann, wirbt vergebens um die Hand seiner Jugendgespielin Armgard. Er schließt sich den Scharen Grundsbergs an und erhält von seiner Geliebten als Abschiedsgabe das Nothemb, das ihn gegen Stich und Kugel, gegen Not und Gefahr schützt, solange die Braut die Treue hält. Als er ruhmreich und geehrt zurückkehrt, um Armgard zu freien, drängt sich ein Nebenbuhler Reidhard vor, der Armgard der Untreue zeugt und den geheimnisvollen Zauber des Nothembes schmählt. Ein Gottesgericht soll die Entscheidung bringen. Wendelin stellt sich mit dem Nothemb bekleidet dem Gegner, der nicht den Mut zum Zuschlagen findet. Reidhard zaudert, bis die Frist des Gerichts abgelaufen ist. Grundsberg fällt die Entscheidung und übergibt Reidhard dem Profoß.

Aus dem Grundriß der Dichtung erkennt man das Vorbild Wagners, Eigenheiten des »Lohen-

grin« und der »Meisterfinger«, doch diese Anklänge tönen nur leise hindurch, da die Grundharmonie voll genug gesetzt ist, um sich behaupten und durchsetzen zu können. Wenn der Dichter als Musiker ebenso gewandt und eigenkräftig wäre, dann hätten wir an dem »Nothemb« eine brauchbare, im Schatten Wagners stehende Oper gewonnen. So aber muß man sich an Boifowsky-Biedaus Dichtung halten und mit seinem Streben, eine deutsche Volksoper auf der Grundlage des Wagnerschen Musikdramas zu schreiben, vorliebnehmen.

Glaubt Boifowsky-Biedau an eine Fortführung der dramatischen Grundsätze und Gedanken Wagners, so sieht heute ein anderer Teil unsrer Musiker das alleinige Heil in der komischen Oper. Die Literatur ist hier nicht reich bestellt, sie lebt von den Werken der Klassiker, von einzelnen Arbeiten neuerer Musiker (Verdi und Rich. Strauß), in der Hauptsache jedoch vom Ausland. Immer heftiger macht sich der Wunsch nach einer modernen komischen Oper bemerkbar, Dichter und Musiker wollen Versäumtes nachholen, wollen die Literatur auf eigenem Grund und Boden pflanzen und zur Blüte bringen. Diesem Zug zur komischen Oper ist auch Ignaz Waghalter, der erste Kapellmeister des Deutschen Opernhauses, gefolgt. Er begann seinerzeit mit einer veristischen

Oper, die in der früheren »Komischen Oper« Gregors gespielt und bald wieder abgesetzt wurde; jetzt schied er diesem ersten Versuch eine komische Oper »Mandragola« nach. Den Text hat er nach der bekannten Komödie Machiavellis von Paul Eger zusammenstellen lassen. Allerdings war eine weitgreifende Umarbeitung nötig. Machiavellis novellistisch zugespitztes Lustspiel sollte aktuell wirken, es bot eine Satire, die ähnlich dem »Defameron« Boccaccios den Geist der Zeit produktiv kritisieren wollte, die vor keiner Freiheit zurückschrak, um das Liebesabenteuer einer jungen Frau und die alte, ewig junge Geschichte vom betrogenen Ehemann unterhaltsam, doch ein wenig tendenziös zu gestalten. Diese Aktualität des Lustspiels ist auf der modernen Bühne nicht mehr zu weiden. Die Satire geht verloren, es bleibt allein die lustige Einfädelung und Durchführung des Betrugs durch einen Gelegenheitsmacher, der dem Ehemann Hörner aufsetzt und der jungen Frau und ihrem Liebhaber zu dem gewünschten Ziel verhilft. Die Komödie ist als Schauspiel in Berlin wiederholt gegeben worden, doch was im Dialog schnell und leicht vorübergeht, wird in der Oper breitgezogen und gedehnt. Die Zweideutigkeiten, die in Egers Libretto reichlich eingestreut sind, werden von der Musik nicht gedeckt, die Tendenz der Komödie wird kaum abgeschwächt, und so schwankt das Stück zwischen Operette und musikalischer Burleske, ohne zu einem befriedigenden Gesamteindruck zu gelangen. Paul Eger

hat in seinem Buch nach Möglichkeit zu mildern versucht, er rückt die Liebe der jungen Beatrice zu ihrem geliebten Florio in den Vordergrund und versucht eigne Töne für ihren Herzensbund zu finden, um das Endziel der Handlung abzuschwächen. »Mandragola« heißt bekanntlich das Mittel, das dem alten Pandolfo den ersehnten Kindersegen bringen soll. In der Maske des »Wunderdoktors« Pasnucius erscheint nun der Liebhaber Florio, der Beatrice in die Kur nimmt. Da zur komischen Oper drei Akte gehören, muß Beatrice den Doktor zuerst abweisen, bis sie sich bei seinem zweiten Besuch in ihr Geschick findet. Es gibt genug Anzüglichkeiten in dem Stück, und das Premierenpublikum wußte kaum, ob es mit Humor oder Arger über diese Partien quittieren sollte. Den Ausschlag brachte die Musik, die die lustigen Szenen kräftig und derb unterstrich. Waghalter bewährte sich in der Partitur als sattelfester und gewandter Musiker. Er kennt seinen Puccini, weiß in der einschlägigen Literatur gut Bescheid und findet einprägsame Melodien und charakteristische Wendungen für Humor und Komödienpiel. Es ist alles wohlgeordnet in seiner Musik, und wo ihm nichts Eigenes einfällt, müssen Schreibgeschick und Technik weiterhelfen. Die Musik plätschert nebenher und läßt sich keine Gelegenheit zum Eingreifen entgehen. Man hört dieser bühnenkräftigen Partitur gern zu und sieht darüber hinweg, daß der Musik ein charakteristisches Profil fehlt. Waghalter hatte für seine Oper die besten Kräfte der Charlottenburger Oper aufgeboten. Frisch und flott zog die Komödie in einem schönen Crescendo vorüber, und wenn die Stimmung abzuflauen drohte, sorgte Julius Lieban für lustige Improvisationen und den nötigen Humor.



1901. Membrandt, Charlottenburg
Herr Linden und Herr Kirchner in Woikowsky-Biedaus Oper »Mandragola« (Deutsches Opernhaus in Charlottenburg)

Der Geschmack des Publikums ist schwer zu ergründen und ebenso unberechenbar wie der Premierenbeifall. Ein Beispiel für den Wankelmuth der Zuhörer ist jüngst wieder aktuell geworden. Als Saint-Eaëns, der Führer der französischen Musiker, zum erstenmal nach Berlin kam, wurde er unsanft begrüßt und vom Publikum ziemlich deutlich abgewiesen. Dann hat Saint-Eaëns jahrzehntelang Berlin gemieden, auch in Aufsätzen und Schriften seine Abneigung gegen deutsche Eigenart ausgesprochen, und wie er nun als 78jähriger Meister wieder vor das Berliner Publikum tritt, wird er gefeiert und geehrt wie kaum ein anderer Musiker. Es ist sicherlich gut, daß alte Mißverständnisse damit beseitigt wurden, denn Saint-Eaëns gehört zu den Musikern, deren Bedeutung weit über die Grenzen der engeren Heimat hinausreicht. Er hat von Liszt und den Klassikern gelernt, aber stets seine Eigenart gewahrt. In seinen Konzertstudien, Opern und

Symphonien stehen nirgend Zugeständnisse an die moderne Richtung, überall hört man den Musiker, der die bewährten Grundsätze der klassischen Kunst verfolgt, der nicht experimentiert, sondern in gegebenen Bahnen weiterschreitet. Saint-Saëns ist in dieser Saison zweimal nach Berlin gekommen, um eigne Arbeiten aufzuführen und zu dirigieren. In einer Matinee spielte er mit bewundernswerter Frische Klavier, leitete symphonische Werke und sein berühmtes Violinkonzert, das Henri Marteau unter großem Beifall vortrug. Bei seinem zweiten Berliner Besuch stand er am Dirigentenpult der Königlichen Oper. Er war eingeladen, die hundertste Aufführung seiner Oper »Samson und Dalila« zu leiten, weigerte sich aber, die Oper so aufzuführen, wie sie im Berliner Spielplan steht. Seinem Wunsche, Striche in der Partitur zu beseitigen, wurde nachgegeben, und so konnte die zweite Jubiläumsvorstellung unter persönlicher Leitung des Komponisten vor sich gehen. Ich gestehe, daß die Oper diesmal viel stärker auf mich gewirkt hat als an früheren Abenden. Saint-Saëns hält sich ganz an die Tragédie lyrique, an das Pathos der altfranzösischen Klassiker. Er nimmt die Tempi langsamer und gibt dem Werk einen schweren, wuchtigen Unterton, der unwillkürlich an die Musikdramen Glucks erinnert. Auch mit den wieder eingeführten Musikstücken kann man sich befreunden, trotzdem sie nicht zu den stärksten Partien der Oper zählen. Sehr schön klang das große Duett im zweiten Akt, das so oft zu einer Schmachtwaise degradiert wird; man fühlte, daß diese Musik noch in alter Frische wirken kann, sobald eine sorgfältige, stilistisch reife Aufführung geboten wird. An Ehrungen fehlte es dem Komponisten auch an diesem Abend nicht. Er wurde nach jedem Akt gerufen und durch reichen Beifall ausgezeichnet.

Wenn im Berliner Opernleben nur wenig neue Werke zur Diskussion gestellt werden, so liegt das an der geringen Unternehmungslust der Intendanten und Direktoren und an den großen Kosten, die eine Premiere mit sich bringt und die man nicht gern einem fortschrittlich gesinnten Idealismus zuliebe opfert. Anders stehen die Dinge im Konzertleben. Hier lassen sich neue Werke leicht in die eingeführten Abonnements-Konzerte einlegen, das Studium beansprucht nicht allzuviel Zeit, und dann kann man auch mit einem Fachpublikum rechnen, das sich gern über neue Werke und Richtungen orientieren will. Allerdings entspricht die künstlerische Ausbeute selten der aufgewandten Mühe. Aus dem Vielerlei schälen sich kaum ein paar Werke heraus, die ihre Premiere überdauern. Selbst tüchtige Arbeiten anerkannter Musiker, wie die »Romantische Suite« von Max Reger und Hermann Bischoffs E-Dur-Symphonie, gehen



Phot. B. Nadar, Paris

Camille Saint-Saëns

vorüber, ohne im Konzertleben nachzuwirken. Die Vielgeschäftigkeit unsers Musikbetriebes bringt es mit sich, daß nur das Beste und Dankbare besteht, alles andre aber schnell vergessen wird. Wer alle Werke aufzählen und charakterisieren wollte, die in der zurückliegenden Saison ihre Erstaufführung in den Berliner Konzertsälen erlebt haben, der wüßte kaum, wo er beginnen sollte. In jeder Woche gab es neue Stücke zu hören, reihte sich Name an Name, und das Endergebnis ist, daß man viel Mittelmäßiges, manches Brauchbare und nur wenig vollwertige Kunstwerke gehört hat. Auch die Versuche, musikalisches Neuland zu entdecken, die noch vor einem Jahre kräftig unternommen wurden, sind zurückgetreten, wenn sie auch gelegentlich wieder auftauchen und, wie jüngst bei einer Kammer-symphonie von Arnold Schönberg, zu kräftigen Protesten der Zuhörer herausfordern. Das Prinzip, das diesem übermodernen Arbeiten zugrunde liegt — die rücksichtslose horizontale Führung der Stimmen —, ist an und für sich nicht abzulehnen, es ist oft erprobt und gelegentlich auch von unsern ersten Musikern angewandt worden, doch fehlt den Komponisten, die das Prinzip auf die Spitze treiben, ohne an die vertikalen Zusammenklänge zu denken, jene Kraft der Gestaltung, die bei solchen Versuchen unentbehrlich ist, wenn die Musik überhaupt einen tondichterischen Sinn haben soll.

Sieht man von diesen Arbeiten und etlichen tüchtigen Werken allbekannter Musiker ab, so bleiben nur die Stücke von Richard Strauß



Phot. Breitkopf & Härtel, London

E. N. von Reznicek

und E. N. von Reznicek, deren Erstausführung ein weitreichendes, stärkeres Interesse beanspruchen konnte. Strauß hat im vergangenen Jahre zwei neue Arbeiten veröffentlicht; ein »Festliches Präludium« und die »Deutsche Motette«. Das Präludium für großes Orchester und Orgel wurde zur Einweihung des Wiener Konzerthauses geschrieben, ist somit eine Gelegenheitsarbeit, bei der man an die Erfindung keine hohen Ansprüche stellt. Seine symphonischen Gedanken sind hier auch nicht gerade neu und eigenartig, aber die Art, wie er die Motive aufeinandertürmt, wie Orgelklang und fanfarenartige Themen zu einem einzigen, prächtig gesteigerten Klingen gebracht werden, wirkt imposant und überaus wuchtig. Vielleicht sind die aufgewandten Mittel für eine Festmusik, die nur gelegentlich gespielt wird, zu groß und massig, zumal da das Stück verhältnismäßig klein ist und nur einen Auftakt zu einem Festprogramm bilden kann. Ungleich höher steht Straußens »Deutsche Motette« für 16stimmigen Chor und 4 Solostimmen a cappella. Das Stück ist bisher nur einmal vom Königl. Opernchor unter Leitung Hugo Rúbels gesungen worden, und selbst an diesem Abend glückte die Wiedergabe nicht so, wie man erwartet hatte. Es stehen Schwierigkeiten in der Partitur, die unsere Chöre nicht ohne weiteres überwinden können, ja ich zweifle überhaupt daran, ob die

Motette so gesungen werden kann, daß sich ein völlig befriedigender Eindruck einstellt. Strauß stellt sich von vornherein andre Ziele als die Klassiker der Vokalliteratur, er schreibt orchestral, führt die Stimmen bis zu den äußersten Grenzen und verbindet damit eine mächtig gesteigerte moderne Polyphonie. Dabei ist alles echt Straußisch gefärbt in der Harmonik und Chromatik. Es soll ein neuer Weg für die Vokalliteratur gefunden und die Chortechnik durch den Geist der modernen Symphonik belebt und umgestaltet werden. Einzelne Stellen klingen überraschend neuartig, aber die Kunstfertigkeit und der Wille zum Außerordentlichen scheinen über der realen Klangwirkung zu stehen. Jedenfalls ist die Aufgabe von unsern Chören noch nicht gelöst, und auch Richard Strauß wird bei der Aufführung gemerkt haben, daß er die Leistungskraft der a-cappella-Chöre weit überschätzt hat.

Die Straußische Kunst spielt auch in das symphonisch-satirische Zeitbild »Der Sieger« von E. N. von Reznicek hinein. Es ist ein merkwürdiges Stück, das Reznicek hier gestaltet hat, ein Bekenntnis der eignen Lebensanschauung, eine Auseinandersetzung mit unsrer Zeit. Nach der Programmeinführung soll es ein Gegenstück zu der Tondichtung »Schlemihl« sein, die Reznicek im vorigen Jahre aufgeführt hat, soll von einem kaltherzigen Menschen erzählt werden, der sich eine Geliebte nach seiner Art nimmt und Reichtümer sammelt, bis er vereinsamt vom Tode hingerafft wird. Das ist gewiß kein idealistisches, wohl aber ein zeitgemäßes Thema, etwa eine Umkehrung von Straußens »Heldenleben«, eine Abkehr von idealen Aufgaben und Zielen. Das Schwergewicht ist auf die Seite der Satire gelegt, ja man könnte im ersten Satze genau die Stellen angeben, wo Reznicek den Sieg der Straußischen Symphonik karikieren will. Mit dem zweiten Satze, dem »Tanz um das goldene Kalb«, wendet sich Reznicek den unkünstlerischen Bestrebungen unsrer Zeit zu, der Genremusik und Operette, die er in meisterhaft geformten Einzelbildern vorüberziehen läßt. Es ist das Hauptstück der ganzen Satire, ein wirksames symphonisches Gemälde von greifbarer Anschaulichkeit. Dann folgt »der Tod« des Helden mit einem überflüssigen moralisierenden Schlußchor im Geiste Schopenhauers. Leider verliert Reznicek hier sein Grundprogramm, die Symphonie lenkt in eine bittere Lebensbetrachtung ein, und die Musik gerät in die Breite. Diese Stellen muß man ausschließen, wenn die Musik in ihrer vollen Kraft gewürdigt werden soll. Dann steht man vor einem Kunstwerk, das den Tondichtungen eines Strauß und Mahler ebenbürtig ist.

Rnut Hamsjun

Von Alfred Wien

Rnut Hamsjun wurde geboren am 4. August 1860 zu Lom im Gudbrandstale als Sohn eines armen Bauern. Bald nach seiner Geburt siedelten die Eltern nach den Lofoten über; dort hat der Knabe seine Jugend verlebt, die ersten Kindheitseindrücke empfangen: in der großen, schier bedrückenden Einsamkeit von Wald und See, Hang und Strand, der schauerlich erhabenen Wildnis der ungebändigten Nordlandsnatur. So ward er vor der Zeit reif, ein Eigenbrötler und Sonderling. Nicht Menschen, sondern Tiere und Vögel sind das erste, dessen er sich zu entsinnen vermag. Wo hätte es wohl so viele und merkwürdige Arten gegeben wie droben daheim! Seevögel, Robben und Fische, Adler, Schwäne und gar Hermeline und Bären. Die Wälder waren wie angefüllt mit einem einzigen Durcheinander von Vogelftimmen: »Im Frühling und Sommer schrie das Birkhuhn, und im Winter schnatterte das Schneehuhn im Dickicht, daß die Menschen auf dem Gute ihr eignes Wort nicht verstanden.« Das ist die seltsam wirklicheitsferne Umgebung, in welcher der Knabe aufwuchs; sie bleibt dem Jüngling und dem Manne in unauslöschlicher Erinnerung, sie bildet den Hintergrund der Handlung in einer seiner ersten Erzählungen: »Pan«; wir finden sie wieder in den letzten Romanen des nunmehr fünfzigjährigen.*

Für einige Jahre wird dann der Knabe

* Die sämtlichen hier gewürdigten Werke sind erschienen bei Albert Langen in München.

seinem Oheim, einem Geistlichen, zur Erziehung übergeben. Das ist eine harte Zeit: viel Arbeit, Schläge, wenig Frohsinn und Heiterkeit. Seine einzigen Freuden sind die einsamen Wanderungen durch Flur und Wald, die stillen Feierstunden auf dem Friedhof zwischen Gräbern und Kreuzen. Blumen und blühende Pflanzen gibt es dort nicht, nur üppig wucherndes Gras; aber herrliche Himbeeren wachsen am Rand der Steinmauer. Sie sind saftig rot und entziehen ihre Nahrung der fetten Totenerde. Dort träumt er, hängt seinen Gedanken nach und spricht mit sich selbst. In seine verlassenen Grubeleien tönt mächtig das Rauschen und Brausen des Meeresstroms Glimma hinein — Tag und Nacht unaufhörlich, und der Wind spielt dazu seine eigne Weise in dem dünnen, wehenden Grafe. Er setzt die Wetterfahne auf dem Kirchturm in knarrende Bewegung, und der Laut des verrosteten Eisens klingt wie Zähneknirschen und bitteres Jammergestöhn.

Mit siebzehn Jahren geht Rnut zu einem Schuhmacher in die Lehre; in jene Zeit fallen die ersten schriftstellerischen Versuche. Eine größere Erzählung gibt der Schusterlehrling in eignem Verlage heraus, natürlich ohne Erfolg. Dann hängt er die Schuhmacherei an den Nagel, und nun beginnt ein bewegtes Leben, an sich schon ein Roman. Wir finden den angehenden jungen Dichter nacheinander wieder als — Kohlenträger, Polizeidiener, Lehrer, Steinbrecher



Rnut Hamsjun

Mit Genehmigung des Verlages Albert Langen in München

und Wegearbeiter. Schließlich verläßt er die Heimat und wendet sich nach Amerika. Dort versucht er es mit allen möglichen und unmöglichen Berufen; es gibt fast kein Arbeitsfeld, auf dem er sich nicht betätigt hätte. So legt er in dieser zweiten Entwicklungsperiode den Grund zu seiner umfassenden Menschenkenntnis. Mit fünf- undzwanzig Jahren kehrt er nach Norwegen heim; er nimmt seinen Wohnsitz in Christiania, der Hauptstadt, dem geistigen Literatur- und Kunstzentrum. Er fühlt sich reif, spürt Kräfte, nun will er durchbringen als Dichter. Unermüdlich arbeitet er, tief in die Nächte hinein, bis ihm der Hunger die Feder entwindet und er ermattet zusammenbricht: »Es war damals, als ich in Christiania herumging und hungerte, in jener seltsamen Stadt, die keiner verläßt, ehe sie ihn gezeichnet hat,« so beginnt das erste Kapitel seines Berichtbuches »Hunger«. Bald sieht er ein: so geht es nicht weiter — unmöglich. Kurzer Entschluß: über das große Wasser zurück. Dort kann ein Mann mit seinen zwei Fäusten doch etwas verdienen. Es glückt, er wird — Pferdebahnschaffner in Chicago. Im Sommer verläßt er die Stadt und nimmt eine Anstellung als Hilfsarbeiter auf einer Farm in Dakota. Einige mühsam ersparte Groschen legt er zurück und kommt obenauf. Sein Mut, seine Kräfte sind ungebrochen. Wieder greift er zur Feder.

Im Oktober 1888 erscheint in der dänischen Zeitschrift »Ny Jord« das bereits erwähnte merkwürdige Romanfragment »Hunger« eines ungenannten Verfassers. Es sind trostlos grau in grau gehaltene Stimmungen eines an sich und der Welt Verzweifelnden, die Halluzinationen und seltsamen Erlebnisse eines von leiblichem und seelischem Hunger bis zum Wahnsinn Getriebenen, ergreifend, ängstigend durch ihren trassen Realismus, ihre erschütternde Wahrheithaftigkeit und Wirklichkeitstreue. So phantastisch das Ganze ist, es trägt unverkennbar das Gepräge eignen Erlebens und Leidens. Ein wildwirres Chaos, aber beseelt, bis zum Überschwang voll von Erlösungssehnsucht. Das Buch wirkt wie ein einziger Aufschrei; man fühlt: das ist nicht erdacht, der mußte schreiben, weil er an dem inneren Schrei zu ersticken drohte. Es war das bleiche, hohl-äugige Gespenst des Hungers selbst, das

hinter ihm stand, ihm über die Schulter sah und in die Feder diktierte. An diesem plötzlichen, verblüffenden Auftauchen eines so eigenartigen Talents war etwas, was an das aufsehenerregende Erscheinen Alexander Kiellands gemahnte, etwas gewaltfam Überzeugendes und Bezwingendes, das fast wider Willen mit Fortriß, nur daß freilich hier kein mit einem Male fertiger Künstler da stand, wie einst in Kielland, kein souveräner Plauderer, der seine bitteren Wahrheiten mit dem diskret beherrschten Lächeln, den eleganten, zurückhaltenden Manieren des Weltmannes vorbrachte, sondern ein ungezügelter Stürmer und Dränger, unausgeglichen in Charakter und Schaffen, ein Gärender von der Art der Strindberg-Gesellen des »Roten Zimmers«, der blind drauflos wütete, wie mit roher Titanenfaust Blöcke brach und zu Haufen warf. Welche Bilder eines geradezu unerhörten Elends! Es gibt in der ganzen norwegischen Literatur vielleicht nur ein Buch, das diese Schilderungen übertrifft: Hans Jägers verzerrte »Christiania-Böheme«, die wenige Jahre vorher erschienen war und auf die Entstehung von Samsons »Hunger« zweifellos bestimmend eingewirkt hat. Und wenn es diesem Erstlingswerk fehlt an kraftvollem Idealismus: wer wollte idealistischen Luxus erwarten oder verlangen — in einer leeren Dachstube von armselig-bürftiger Enge, mit Aussicht auf eine Wascheleine und freies Feld, in die Zugwind und Regen durch Rissen, Spalten und zerbrochene Fenster Scheiben ungehindert Eingang finden; in einer Kammer »wie ein unheimlicher Sarg«, tapeziert mit alten Zeitungsnummern, Anzeigen von »Jungfer Andersens Leichenwäsche im Torweg rechts«.

Jäh, unbeherrscht wirken auch noch die »Mytteri«. Sie leiden mit ihren mehr als fünfhundert Seiten an gebantlichem Überschwang; und doch, man möchte diese strömende Fülle ungern missen: was sonst überall als technischer Mangel schmerzhaft empfunden werden würde, das Fehlen jeder Konzentration, ist hier von besonderer Eigenart und von fesselndem Reiz. Vielleicht liegt all der nervösen Unrast letzten Endes eine tiefere künstlerische Absicht zugrunde. Das Buch ist wie in jachem Atem geschrieben, voller Widersprüche, voll verzehrender und zerreißender Spannung. Und die und da eingestreut, wie unabsichtlich verloren, eine

feine, köstliche Perle: ein wundervoll zartes, duftiges Intermezzo, ein feierlich stilles Mysterium — wie eine kleine grüne Insel der Ruhe in all der heißen Bewegung. Ich denke da an das nebulos lichte Traumidyll des Helden, wie er an einem herrlichen Sommermorgen im Walde auf dem Rücken liegt und in das blaue, durchsichtig klare Himmelsmeer hinausschaut. Ihm ist, als wäre er dort oben; er bummelt zwischen Sonnen umher und fühlt, wie ihm die Kometaenschweife die Stirn umfächeln. Solch selig lächelnder Szenen von einem bis zur Andacht gesteigerten Naturempfinden finden sich nicht wenige. Aber bald geht der irre Tanz wieder an, eine Art brutaler Danse macabre, die den Helden dem unausbleiblichen Untergange in Wahnsinn und Selbstmord entgegenführt.

»Mysterien«. Man hat gemeint, es sollte richtiger Mystifikationen heißen. Und in der Tat, auf den ersten Blick befremdet der vom Dichter gewählte Titel; es handelt sich in diesem modernen Roman um nichts weniger als um ein »untergängliches Gleichnis«. Aber ein großes, furchtbar ernstes Mysterium liegt doch in dem Thema: der Kampf auf der Grenzscheide zwischen Genie und Wahnsinn; und die Persönlichkeit des Helden umschleiert geheimnisvolle, undurchbringliche Fremdheit. Wir erfahren nie, wer er eigentlich ist, selbst sein Name ist angenommen, wir ahnen nur, daß wir hier den erschütternden Zusammenbruch großer Fähigkeiten erleben, den letzten Akt einer ergreifenden Künstlertragödie. Zwischen der schon erwähnten morgendlich hellen Walbzene und jener andern im Dunkel der Nacht mit dem ersten mißglückten Selbstmordversuch — sie findet an schauervoller Eindringlichkeit nicht leicht ihresgleichen — liegt die ganze Entwicklung: da hat sich das erquidende Dion unter dem strahlenden Himmelsblau in tödlich schleichendes Gift verwandelt, da sind aus Liebe und Leben Komödie und Humbug geworden, aus dem freundlichen Gott, der sein Stampfwerk tritt, ein Wahnsinniger, der teilnahmslos droben sitzt und von seiner Höhe auf die Welt und den Menschen herabstarrt als auf seine allerfesteste Idee. Im Mittelpunkt dieser Entwicklung eines letzten Aktes steht eine Liebesgeschichte, von dem Dichter in den reichsten und reinsten Farbtönen angelegt.

Die »Mysterien« sind voller Polemik, voll expulsiver zynischer Entladungen gegen alle Größe, vornehmlich gegen die Berühmtheiten der Gegenwart und des Tages. Da werden an erster Stelle Ibsen und Tolstoi heruntergemacht in einem Tone, den man nur wenig vornehm nennen kann: Ibsen — ein kleines schreibendes Kuriosum, das einen Federhalter nicht ohne Glacehandschuhe angreifen kann; Tolstois Lehren — nicht um ein Haar tiefer und intelligenter als die Hallelujaszenen der Heilsarmee. — Solche und ähnliche gewiß nicht geistlose, aber geifernde Aperçus klingen bedenklich nach der blasirten Großmannsucht eines Emporkömmlings, dem der rechte Maßstab für die wahre Größe fehlt. Immerhin, im Munde eines dem Wahnsinn Verfallenen, der das Weltbild als Negativ sieht, sind sie erträglich. Schlimmer, daß Hamsun sich in gleichzeitigen sensationellen literarischen Abschlachtungen, die unter dem Einfluß ähnlicher Bissigkeiten Strindbergs stehen, unter eigenem Namen und eigener Verantwortung mit dem Helden der »Mysterien« identifizierte.

Was Wunder, wenn diese gehässigen und haltlosen Angriffe bei allen Verständigen Argernis erregten und die öffentliche Meinung gegen Hamsun ungünstig beeinflussten. Bei nächster Gelegenheit wollte man es ihm einmal ordentlich heimzahlen. So allein erklärt sich die auffallend harte, kaum sachlich ernst zu nehmende Kritik, die seine Erzählung »Redakteur Lyng« erfuhr. Das Buch entfachte einen Sturm der Entrüstung, einen regelrechten Literaturskandal: Hamsun sollte darin führende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, ja die Hauptstadt selbst kompromittiert haben. Wir stehen solcher Kritik, die sich nur aus engbegrenzten Verhältnissen herleiten läßt, in denen einer den andern bis hinein in die Geheimnisse des Schlafzimmers kennt, nicht minder verständnislos gegenüber wie ähnlichen Protesten etwa gegen Schöpfungen Strindbergs. Wer ist nun Redakteur Lyng? Der ehemalige Bauernstudent, der an seiner Seele Schaden genommen, es durch Mangel an Herzensbildung, durch nie errötende Schamlosigkeit zu einer gewissen Allmacht gebracht, Minister einsetzt und stürzt? Möglich, daß dem Dichter in diesem Dunkelmann die Persönlichkeit oder das System vorschwebte, das die öffentliche Meinung darin erkennen wollte.

Das geht uns nichts an. Jedenfalls war es des Dichters gutes Recht, wenn etwas wirklich so faul war im Staate Norwegen, es an den Pranger zu stellen und mit den Peitschenhieben einer blutigen Striemen ziehenden Satire zu geißeln. Wir dürfen nicht vergessen, über welcher verhängnisvollen, gefährlichen Macht die Presse dort oben in den kleinen nordischen Reichen verfügt, eine Macht, von deren Tragweite wir uns in den Verhältnissen des Großstaates keine rechte Vorstellung zu bilden vermögen. Das war so von je und ist bis heute so geblieben. Die Presse hat Kierkegaard zu Tode gebeht; wir gedenken seiner bitteren Anklage: »Wehe, wehe über die Tagespresse! Räme Christus jetzt zur Welt, er nähme, so wahr ich lebe, nicht Hohepriester usw. aufs Korn — sondern die Journalisten.« Und wir erinnern an Bjørnsons ähnliche Anklage im »Rebateur«, an Ibsen, der die Stimme der öffentlichen Meinung einmal als — Schweine-treiber skizziert hat. Alle drei sind freilich inzwischen klassiker geworden.

In Hamsuns Schaffen folgt nun auf Kampf und Unrast in unausgeglichenem Gären die Periode der Klärung und Ruhe. Mit »Pan« erreicht er die Höhe der Meisterschaft, er hat gleichsam die verwandte Form gefunden, in die er die Eigenart seines Wesens wie seiner Kunst ausströmen kann. Das Versprechen, das die »Mysterien« gegeben, wird eingelöst. Eine großartige Symphonie, ein Schwelgen in warmen, gesättigten Klängen von stimmungstrunkener, berauschernder Fülle, anschwellend vom leisesten leichten Adagio bis zum tönenden Aufgesange des Maëstro. »Pan«: die grenzenlos sehnstüchtige Nordlandnatur, wie eine in Zeit und Raum verlorene mystische Urwelt. Mittsommernacht: stille Wasser und unendlich stille Wälder, kein Schrei, kein Schritt; das Herz ist voll wie von dunklem Wein. Die Sonne geht nicht mehr unter, sie küßt nur das Meer, als wolle sie trinken, und taucht herauf, feurig, rot und verjüngt. Das Meer draußen vor den Inseln liegt in schwermütiger Ruhe; der Horizont ist in Gold und Lila gekleidet, als wollten sie dort oben ein Fest feiern in großem Stil, mit Musik von den Sternen und Bootfahrten die Ströme hinunter. Lautlos surren Motten und Schwärmer, Mysteriaden schwirrender Flügel, einige sind gleich fliegenden Stiefmütterchen. Wie

Flüstern klingt es im Winde. Guter Wald, Gottes Frieden! Das Heidekraut blüht, an der Lichtung stehen Farn und Eisenhut. Jeder Baum schweigt und denkt, und zur Nacht erschließen sich plötzlich große weiße Blumen. Ihre Narben sind offen, sie atmen; sie sind wie berauscht, man kann es förmlich mit ansehen, wie sie sich berauschen. Aber dann kommt zeitig der Herbst, die drei eisernen Nächte bringen den ersten Frost. Abschiedsweh durchzittert die ganze Natur, macht alles so müde und schwer. Die Tage sind kalt, ein schwebender Nebel zieht vom Meer herüber und senkt sich herab wie dunkle, unnennbare Trauer... In diese Urwelt-natur stellt Hamsun seine Menschen hinein, aufrechte Charaktere in ungebrochener, schwellender Fülle, geleitet von kulturfremden rücksichtslosen Instinkten. Sie nehmen ihr Leben als Eigne trotzig in die eigne Hand und wählen: »Um Eddarba hält man nicht an,« sagt der Doktor, »sie nimmt den, auf den sie verfällt... Kalt? Davor brauchen Sie keine Angst zu haben. Warm? Eis, sage ich Ihnen.« Und dennoch: nicht sie sind es letzten Endes, die wählen; auch sie werden gewählt, folgen doch nur den triebhaften Sehnsüchten und Begehungen in ihrem Blute — zu Glück oder Unglück, zur Erhebung oder zum Fall. Sie blühen und welken kraft der gleichen Notwendigkeit, der gleichen Gesetze, wie Pflanze und Tier, Blume und Baum, lieben und leiden und geben zugrunde an Liebe und Leid.

Seit 1894 wendet sich Hamsun für das nächste Jahrzehnt fast ausschließlich dramatischer Produktion zu. Die Bühne, als Kanzel und Rednertribüne, von der aus das Wort am weitesten hallt und die Massen am unmittelbarsten ergreift, ist von jeher immer wieder für den erzählenden Dichter von großen Fähigkeiten eine gefährliche Klippe gewesen, zu der es ihn wie ein Verhängnis zieht mit unwiderstehlicher Gewalt, eine Klippe, an der so mancher gescheitert. Hamsun ist es nicht besser ergangen; Werke von dauerndem Wert ist er uns auf dem Theater schuldig geblieben. Gleich mit einer umfassenden Trilogie setzt er ein, die den Helden, den Gelehrten Ivar Kareno, durch zwanzig Jahre einer Entwicklung in absteigender Linie geleitet, in den Schauspielen »An des Reiches Pforten«, »Spiel des Lebens« und »Abendrote«. Dem ersten Stück



Phot. Herm. Boll, Berlin

Ernst Pickardt: Frau Dr. Lucie P.

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1913

arbeitung der Charaktere abgeht. Gewiß hat der Dichter versucht, seinem Helden eine Entwicklung zu geben: vom kindlichen Glauben an das vernünftig gerechte Walten einer weisen, gütigen Vorsehung zum Fatalismus, zu der Erkenntnis der auf Zufall gegründeten Ungerechtigkeit einer blind zutappenden Weltleitung hin. Aber diese Entwicklung ist nur scheinbar, sie vollzieht sich auch nicht in übersichtlicher Logik. Unglaube und Auflehnung liegen Munken Vendt von vornherein schon im Blute, leicht erkennbar in dem »ewigen Pakt« zwischen ihm und der höheren Macht, der doch nur von einem der Kontrahenten unterzeichnet sein kann, von Munken Vendt selbst; der höheren Macht wird er etwas willkürlich aufgezwungen. Es ist im Grunde nur eine Selbsttäuschung, wenn er vermeint, bisher als Puppe »an eines andern Draht« getanzt zu haben, und fortan selbst »die Kulissen dirigieren« will. Er bleibt, was er gewesen: nicht »der Gotttheit Narr« — ein »Narrentum«, dem er sich nie unterwarf —, sondern Held oder Narr auf eigne Faust und unter eigener Verantwortung.

Im übrigen aber ist dieser Munken Vendt ein köstlicher Freiluftmensch, ein lächelnder Fatalist und Lebensbejaher. Es ist eine Lust, zu leben! Das ist seine Devise. Dieser Lächler durchsonnt sein hartes, steiniges Erdenwallen — sind ihm doch so viel Blumen üppig und prangend am Wegrain erblüht; er lächelt bis an sein Ende, ja, hinein in den Tod, da ein junges Weib, Tränen im Auge, ihr weißes Kopftuch löst und es als letzte Liebesgabe über das todesstarre Antlitz hindreitet.

In den zehn Jahren seit 1894 bis 1905 hatte Hamsun, der überhaupt nicht zu den talentvollen Vielschreibern gehört, an erzählender Prosa nur wenig erscheinen lassen, seinen größeren Roman, nur zwei Novellenbände: »Die Königin von Saba« und »Kämpfende Kräfte«, sowie die psychologisch sehr fein angelegte Geschichte einer Liebe, »Viktoria«, die neben »Pan« auf so manchen der neuen Romantiker mehr oder weniger direkt, bewußt oder unbewußt eingewirkt haben mag. Ich denke vornehmlich an die bei aller Selbständigkeit in Vorwurf, Farbe und Ton geradezu auffallende innere Verwandtschaft mit Bernhard Kellermanns »Ingeborg« oder »Yester

und Li«. »Viktoria« ist von dem wehmütig zarten Schmelz eines leidvoll getragenen Abgios, das in den stillen Abend vertlingt.

In den Novellenbänden manch prächtiges Stück einer sorgfältig und liebevoll ziselierten Kleinkunst. So »Der Ring«: auf knapp zwei Seiten ein ganzes Lebensgeschick; wir kennen nur zwei Meisterstücke in der klassischen Literatur Scandinaviens, die ihm ebenbürtig zur Seite stehen, Jakobsens »Hier sollten Rosen blühen« und Riellands »Welke Blätter«. Ferner das anfänglich so unscheinbar idyllische »Kleinstadtleben«, mit obligater Postkutsche, der einsamen Laterne und den beiden Nachtwächtern auf dem Marktplatz, das sich dann später gar nicht so harmlos entwickelt. Von scharfer Beobachtungsgabe, leichter Auffassung flüchtiger Momentbilder zeugen die »Pariser Skizzen«.

Die letzten Romane zeigen Knut Hamsun auf der Höhe seines dichterischen Schaffens. Seine Kunst ist mit den Jahren ruhiger, zielbewußter geworden, sie verschmäh't alle verblüffenden äußeren Effekte, wirkt ganz von innen heraus. Kein sprühendes Raketenfeuer wird da zwecklos verpufft; auch hier überall leuchtender Glanz, aber von wohlthuender Wärme. »Schwärmer«. Man muß in die Erzählung erst einmal tiefer eingedrungen sein, um voll würdigen zu können, welch reiche Erfahrung dazu gehört, um eine Gestalt so wahrheitsstreu ins Leben zu stellen wie diesen armen Teufel, den Telegraphisten Rolandsen, mit dem Millionenprojekt im Kopf und ohne Geld in der Tasche, der zwischen seinen Retorten und der Kognakflasche hin und her schwankt. Ein »Schwärmer«, nicht ohne eine gewisse Charaktergröße, aber überall mit einem Zuge des Lächerlichen. Ein Märtyrer der Idee in Taschenformat.

»Wenn ein Wanderer ein halbes Jahrhundert alt wird, spielt er in gedämpften Tönen.« Das ist der Aufklang zu den beiden Erzählungen eines Wanderers: »Unter Herbststernen« und »Gedämpfte Saitenspiele«. Die Bücher erwecken den gleichen Eindruck des unmittelbar persönlich Erlebten, wie »Hunger«. Müde der Anrast, übersättigt des Ruhms, wendet der Dichter der Weltstadt den Rücken und wandert hinaus an das offene Meer, ohne Ziel, ohne Zweck, irgendwohin, wo niemand ihn kennt, wo Herbststerne leuchten. Frieden sucht er, nur Frieden. All die blasierten Manieren

des kulturübertünchten, verfeinerten Gesellschafts- und Kaffeehausmenschen wirft er wie eine schwere Bürde ab, die ihn schon allzulange gebrückt, und kehrt zu den einfach schlichten, natürlichen Lebensgewohnheiten der Jugend zurück, da er noch als heimatloser Landstreicher hier und dort auf den Gütern Aushilfsdienste versah, den Ader bestellte oder am Straßenbau arbeitete. Aber den er suchte, den Frieden — er findet ihn nicht. Schwere Herbststürme brausen über ihn hin: »Von Freuden habe ich zu berichten, von Leiden und von Liebe. Und die Liebe ist ebenso leidenschaftlich und gefährlich wie ein Mord.« Friedloser, als da er gegangen, sucht der Friedlose wieder die Weltstadt auf. Bis ihn nach Jahren neues Sehnen unwiderstehlich ergreift, die noch einmal zu sehen, die er heimlich liebte mit herbstlicher Blut, die er so schmerzlich begehrte. »Gebämpftes Saitenspiel.« Er sieht sie wieder. Aber auch diesmal kommt er »zu spät in den Beerenwald.« Er erlebt nur den Fall und Untergang der Geliebten, er sieht sie ringen am Abgrund, ein zartes, hilflos zitterndes Geschöpf, und hinabtaumeln in jähem Sturz; doch seine Hände sind wie gelähmt, er vermag nicht zu retten. »Das Leben ist reich, es kann verschwenderisch sein.« Ein Mensch, der im Blick seiner Augen mehr Schönheit und Reichtum barg, als man jemals gekannt, ist gestorben. Was weiter? Das Leben fragt nicht danach. Und ein Wanderer? Auch ihm braucht das Leben keine Kummer zu machen: »Oh, ich war schon im voraus dafür bezahlt, daß sie mich unverdient mit ihren beiden Augen angelehen hatte.«

Die gleichfalls inhaltlich zusammengehörigen Romane »Benoni« und »Rosa« sind von der gleichen innigen Schönheit und Stimmungsfülle wie die herbstlichen Wanderer-Erzählungen. Da hören wir vom armen Post-Benoni, der, die Tasche mit Schloß und Wappenslöwen auf seinem Rücken, des Königs Post über Land trägt und aus einem einfachen Fischer ein gar großer, geachteter Herr, der Kompagnon Mads auf Sirilund wird. Und wir lernen eben diesen allmächtigen Mads kennen, dessen Seele so seltsam zusammengesetzt ist, schwarz und weiß auf einmal. Dann ist da die feine Rosa, so unbekümmert und led, bis auch sie vom

Schicksal zerbrochen wird und in einer ersten Ehe mit dem Küster-Nikolai, dem verbummelten Rechtsanwalt, Schiffbruch erleidet. Doch in gesunder Kraft erhebt sie sich wieder und findet in ihrer zweiten Ehe mit Benoni ein ausfüllend reines Glück. Anders jene Baronin Edvarda, das heiße und doch eiskalte Instinktweib aus »Pan«. Sie ist seelisch verloren, ohne moralischen Halt ein willenloser Raub ihrer brünstigen Triebe geworden. Da sie nicht den Einzigen bekam, den sie liebte, wirft sie sich an jeden Beliebigen weg.

Alles sind Werte von gleichem Rang — dahin läßt sich das bejahende Lebensbekenntnis des Dichters zusammenfassen, der nun auch die Mittagshöhe bereits überschritten hat, dem zu Häupten schon die Herbststerne blinken. Er will es nicht wahrhaben, daß ihn das Alter gereift hat, daß er mit den Jahren weise geworden; er hofft auch, es niemals zu werden. Denn weise sein sei nur ein Zeichen beginnender Altersschwäche: »Das Alter schenkt keine Reife, das Alter schenkt nichts als das Alter.« Wenn er also Gott für sein Leben danke, so geschähe es nicht kraft einer größeren Reife, sondern weil er immer gern gelebt habe: »Schon allein die Gnade, daß man das Leben bekommt, ist die reiche Vorausbezahlung für jedes Elend des Lebens.« Was sollen die großen Forderungen, was der Anspruch auf mehr Konfekt, als man tatsächlich erhält! »Was gehört dem Leben? Alles. Aber was gehört dir? Ist die Berühmtheit dein? ... Man soll sich nicht auf das 'Seine' versteifen.« Und wenn man auch nicht so viele Schachteln Konfekt verschmaust, als ein Ledermaul immer begehren mag — hast du denn nicht jeden Tag die Welt gesehen und das Walbesrauschen gehört?

»Im vorgeschrittenen Alter steht man nicht mehr mittendrin im Leben, man hält sich nur durch die Erinnerungen aufrecht. Wir sind wie Briefe, die abgeschickt worden sind; nun befinden wir uns nicht mehr unterwegs, wir sind angekommen. Und dann haben wir mit unserm Inhalt entweder Freude und Sorge aufgewirbelt, oder wir haben gar keinen Eindruck hinterlassen. Oh, ich sage Dank für mein Leben, es war ein munteres Leben!«

»What is the use of it?«

Novelle von E. Coec

»36,8« — »36,5« — »36,2« — Pause.

»Na, und Graf Szafany?«

Der Angeredete sah auf den Fiebermesser: »Natürlich die alte Geschichte: 35,9.« Das bartlose, scharfgeschnittene Gesicht blieb gleichmütig, die schmale Hand griff in die Westentasche und warf ein Goldstück auf den Tisch.

»Wissen Sie, eigentlich ist es doch außerordentlich uneigennützig von Ihnen, verehrter Graf, daß gerade Sie es sind, der dieses amüsante allmorgendliche Wettspiel erfand,« ließ sich die flache Stimme eines Berliner Doktors vernehmen.

Szafany antwortete nicht; neben ihm flogen jetzt mit großer Energie Dedn und Rissen vom Liegestuhl herab, und aus dem Gewirr arbeitete sich mit viel Mühe eine kleine lehnige Gestalt hervor, der man den Herrenreiter auch ohne den scharfen Kontrast zwischen verbranntem Gesicht und weißer Stirn ansah. Er blickte Szafany lange, fast zärtlich von der Seite an. »Szafany?« Der andre wandte sich nach ihm um. »Wissen Sie, eigentlich ist es doch bodenlos frivol, dies Spielen mit dem Fieberdings da.«

Der Angeredete lachte. »Gott, lieber Stetten, die Quintessenz meiner Lebenserfahrung ist noch immer die alte abgedroschene Romanphrase, daß kein Leben wirklich wert ist, gelebt zu werden, also mit meinem Verlust jeden Morgen reichlich bezahlt ist.«

»Quintessenz! Erfahrung! Ich glaube, Sie sind nur knapp ein Jahr älter als ich.«

»Kriegsjahre zählen doppelt.« Die hochmütige Falte um die Mundwinkel vertiefte sich kaum merklich, hinter dem Monokel lag das matte Auge.

Stetten seufzte; da war nichts zu machen. Armer Kerl, der Szafany! Der kleine Ulan widelte sich mühsam in seine unzähligen Dedn, der andre schloß die Augen. Wieder sank die müde Stimmung über die Liegehalle des großen Sanatoriums, ab und zu hörte man das leise Seitenumschlagen der Lesenden.

Draußen fiel schon seit Stunden ein alles durchnässender Regen. Die jungen Blätter der Bäume waren davon wie gummiert. Es

trommelte auf dem Dach der Halle, gluckste und planschte in den Regenröhren und spritzte in feinen Strahlen aus ihren Rigen. Gleichmäßig lief die Regentonnen über, ihr kleiner Strom schwemmte den Kies zur Seite und verlor sich erst im Rasen. Abgefallene Akazienblüten lagen wie Schaum an den Begrändern.

Oben auf der Terrasse erschien der Portier mit großem Schirm und ging vorsichtig auf den Fehenspitzen dem Wagen entgegen, der von der Straße her in den Garten einbog. Das Fell der Braunen war von der Nässe spiegelschwarz, der Kutscher goß mürrisch das Wasser von seinem Hut.

Der Berliner Doktor neben Stetten war zapplig geworden, er setzte sich aufrecht in seinen Liegestuhl: »Wer mag da kommen, Herr von Stetten, wer mag da kommen?«

Der Ulan knurrte unwillig hinter seiner Zeitung.

»Ich bitte Sie, eine, nein — zwei Damen, Herr von Stetten, zwei Damen!«

»Herrgott! Sie tun auch, als hätten Sie noch nie zwei Damen auf einmal gesehen.«

Der andre ließ sich aber nicht beirren. »Wohl Mutter und Tochter? Nein, doch nicht! Sicher reiche junge Engländerin mit Begleitung, denn sehen Sie, sie geht zuerst durch die Tür. Hoffentlich ist die Alte keine zu scharfe Duenna.«

Von den andern Liegestühlen erhob sich unwilliges Murren.

»Schreien Sie doch nicht so, Menschenkind! Sie machen noch die ganze Bude wild.« Der kleine Ulan wurde böse. Der Doktor knidte erschrocken zusammen.

Stetten sah sich besorgt nach Szafany um; der hatte gelangweilt die Augen geschlossen.

Der dirigierende Arzt führte die Neuangekommenen in den Speisesaal. Man war schon fast vollständig erschienen und sah mit Spannung den beiden Engländerinnen entgegen, da die Ankunft neuer Gäste jedesmal ein, oder besser das Ereignis war. Man war wohl schon zu lange zusammen, der Gesprächsstoff begann dünner zu fidern.

Die Zunächststfigenden wurden vorgestellt: »Doktor Bronner, Berlin — Herr von Stetten, Hannover — Signor Rompelli, Pisa,« und dann: »Miß Johnston mit Miß Brough.« Man grüßte, die Herren mit tiefer Verbeugung vor der jüngeren und leichteren vor der älteren Dame.

Der Berliner war selig. Ein gütiges Gesicht hatte ihn neben die junge Engländerin gesetzt. Er bemühte sich sofort, alle Vorteile der Linie auszunutzen. So zog er sie in ein Gespräch, merkte bald, daß sie eine gute Zuhörerin, und ließ sofort alle Minen seiner Berebtheit springen. Die Antworten wurden nach und nach einsilbiger. Ihm gegenüber zerkrümelte Stetten, fast gereizt vor Langerweile, sein Brötchen. Man trug schon den zweiten Gang auf, als sich die Saaltür nochmals öffnete. Der Arzt am Nebentisch erhob sich wieder, eilte dem ohne Paß den Saal Durchquerenden entgegen und faßte ihn am Armel. »Darf ich Sie bekannt machen: Graf Szafany — Miß Johnston mit Miß Brough.«

Ethel Johnston sah in ein schmales hochmütiges Gesicht mit scharfen Zügen. Ihn ärgerte das »mit«. So machte er die erste und tiefere Verbeugung der älteren Dame. Das feine Gesichtchen der jungen Engländerin überzog sich mit leichter Röte, sie hatte wohl verstanden.

Die Unterhaltung, die eine Minute — wie ein Aufatmen — gestodt hatte, wurde auf das lebhafteste wieder aufgenommen. Szafany war der einzige, der sich nicht beteiligte, obgleich der Berliner Doktor das Wort mehrfach an ihn richtete. Ethel Johnston schien erstaunt, ihr Nachbar es gewohnt zu sein. Schon vor dem Dessert erhob er sich, grüßte mit leichter Verbeugung und ging langsam durch den großen Saal. Immer ein wenig gebückt, die Schultern etwas nach vorn gebogen, um den scharfen Mund den abweisenden, fast einsamen Zug.

Mit der Unbefangenheit ihrer Nation hatte sie ihm nachgeblickt, der Berliner sah es und lachte. »Gnädiges Fräulein wundern sich auch wohl über diesen steinernen Gast; wir taten das wenigstens alle zuerst.«

»Wie heißt der Herr?«

»Ein Graf Szafany,« beeilte sich der andre zu sagen. »Wissen Sie, Szafany, da oben von der Grenze, enorm begütert. Dabei oder darum fatal hochmütig. Ich kann über-

haupt nur sagen: ein außerordentlich unverbundlicher Mensch.«

»Aber er sieht so intelligent aus.«

»Pardon, Gnädigste! Das eine schließt doch das andre nicht aus.«

»Da haben Sie recht, beim Gegenteil auch nicht.«

Der Berliner stuzte erst, als er Stettens verbissenes Lachen hinter der Serviette sah. Sie lehnte sich ruhig zurück: »Also erzählen Sie etwas von diesem Grafen Szafany. Es interessiert mich.«

Er war sofort begütigt. »Ja, Gnädigste, der ist so ein Kapitel für sich, werde versuchen, mich möglichst kurz zu fassen. Also dieser Szafany — er sieht übrigens viel älter aus als er ist; nicht wahr, Herr von Stetten, er wird nicht über 28 Jahre sein? — lebte in Moskau, Paris, London, wurde Globetrotter comme il faut und tauchte vor ein paar Jahren mit einem Prinzen X. auf. Die Freundschaft dauerte übrigens nicht lange, bekam schon nach einem halben Jahr einen Knacks. Der Prinz war ihm wohl zu ähnlich, und eine Szafany'sche Natur duldet keine gleiche neben sich. Na also, kurz und gut: der Schluß der Affäre war ein Duell. Es handelte sich da um Sachen, die ich hier nicht näher erörtern kann und will« — er räusperte sich diskret — »der andre hatte den ersten Schuß, hielt sich auch, als er seinem Gegenüber ins Auge sah, nicht lange mit dem üblichen Danebenschießen auf. Dieser Szafany hat nämlich als Pistolenkütze eine gewisse Brühmtheit.«

»Aber er trägt ein Einglas?«

»Gott, Gnädigste, diese Sorte Menschen kommt ja schon mit dem Monokel auf die Welt! — Also: Schuß in die Lunge. Szafany verschwindet für einige Zeit, kein Mensch weiß, wohin, man hört und sieht nichts von ihm. Mit einem Male taucht er da oben auf seinen Gütern wieder auf. Bei einem Jagd-Diner — ich lernte ihn zufällig an dem Abend kennen — hat einer der Herren, wohl schon etwas voll des süßen Weines, die Taktlosigkeit, ihm die Äußerung einer gewissen Dame — die eben damals bei der Schießerei — Sie werden mich verstehen — zu wiederholen: Der Graf Szafany wäre wohl nach dem prinzlichen Denzettel enblich zahm geworden. Der lacht nur, aber ich sehe da langsam in seinem Auge ein böses Licht aufglühen. Er tritt hinter den Stuhl

des andern und provoziert — immer lachend — einen Wettritt bei Nacht und Nebel. Sie müssen den Winter da oben bedenken. Der andre weicht aus, Szafany wird beleidigend, ein paar Herren wollen sich ins Mittel legen und prophezeien ihm bei seinem kaum ausgeheilten Lungenknacks ein sehr plötzliches, unbußfertiges Ende; er gibt sich überhaupt gar nicht die Mühe, darauf zu antworten, der andre kann nicht retirieren; mir tat der arme Teufel leid, als ich Szafany in die Augen sah. Drei Herren fuhren also im Krümper zum angegebenen Ziel, ein Dragoner spielte den Starter. Szafany lachte, uns andern blieben die Wiße etwas in der Kehle stecken. Es war wohl Mond, aber der Schnee glitschig. Natürlich überholt er schon nach ein paar Minuten den andern, dem er noch dazu Vorsprung gegeben hatte — reiten hat er immer gekonnt. Da scheut das Vollblut vor einer tauigen Wiese. Der andre kommt wieder näher. Szafany zwingt sein Tier nieder, es steigt, will sich überschlagen, weiß Gott, der andre überholt ihn, da — uns stehen die Paare zu Berge — schlägt Szafany immer klatsch, klatsch, klatsch, dem Gaul über die Ganaschen. Der bricht in wildester Karriere los und auf und davon. Wir horchen geradezu qualvoll in die Finsternis, endlich nehmen wir die Wagenlaterne und suchen. Der Gaul natürlich kaput! Am nächsten Tage brachte man Szafany hierher. Nun ist er Matthäi am letzten.

»Was ist das?«

»There is no hope.«

Die noch bleiche Morgensonne kämpfte mit den zerrissenen Wolken. Der Nebel zog in Streifen, stieg langsam auf und verwißte die Gegend zu eintönigem Grau. Die schwarznassen Bäume sahen gegen diesen Hintergrund wie eine japanische Zeichnung auf mattgetöntem Fließpapier aus. Ab und zu fielen noch langsame Regentropfen, doch war es wie eine Ermattung über der ganzen Natur. Szafany lag allein in der Liegehalle und sah erst auf, als der Diener einen neuen Liegestuhl brachte. Ihm folgte langsam Ethel Johnston. Szafany verbeugte sich leicht, dabei fiel sein Buch von der Decke mit leisem Klapp zu Boden. Sie sah, wie er sich eine Sekunde lang vergeblich danach bemühte, und reichte es ihm ohne Befangenheit. Er nahm es ohne Dank.

»Sie konnten mich kaum härter strafen, gnädiges Fräulein.«

»Strafen?« Sie tat, als müsse sie die Erinnerung an ihn vom Sirius holen. »Ach ja, Sie sind der Herr an unserm Tisch. Weil Sie nicht sprachen? Als ob Sie dabei etwas versäumten!« Sie zuckte die feine Achsel.

Er lachte leise. »Gott, man gewöhnt sich so herrlich auf Reisen, auf Fragen kaum zu antworten, nicht wahr, gnädiges Fräulein?«

»Frug man Sie so viel, Graf Szafany?«

Ein Schatten fiel zwischen sie. Stetten kam, hochrot im Gesicht vom Gewicht der vielen Decken und Kissen, für die er im Sanatorium sprichwörtlich geworden war. »Ich fürchte fast, es wird morgen aus der Partie nichts werden! Haben Sie schon davon gehört, gnädiges Fräulein? Zweimal vierteljährlich wird hier nämlich ein großer Auszug mit allem Klimbim veranstaltet. Den nur leicht 'Angeschossenen' schadet das nicht; na, und den andern gönnt der Direktor gütigst auch noch so kleine Freuden. Aber das Wetter, das Wetter! Seh'n Sie mal die Nebel, die reine Waschlüch! Da frug ich eben den Bademeister, der hier im Ruf eines Genies steht, was er dazu meint: 'Ja' — zwei Minuten Pause — das kann nun so bleiben, dann ist das nisch mit' — wieder eineinhalb Minuten —, 'ja, 's kann sich auch auflären,' und mit einem Male ganz freudig: 'jawoll, es kann sich auch auflären, Herr Baron!' — so nennt er mich nämlich, seit ich ihm tränenden Auges alle meine Zigarren in die Hand drückte. Der Doktor ist hier sehr unangenehm mit diesen Dingen. Da der Szafany raucht natürlich wie ein Schlot weiter, und dem Arzt bleibt nur das Achselzucken. — Ja, also das meinte der 'geniale' Bademeister. So weit reicht übrigens mein Genie auch noch. Machen Sie eigentlich mit, Szafany?«

»Um Gottes willen!«

»Oh, fühlen Sie sich nicht gut?« Sie frug es mit besorgten Augen, doch ein kleiner mokanter Zug lag um ihre Lippen.

Stetten lachte: »Ich glaube, Sie sind unheimlich diplomatisch, gnädiges Fräulein!«

Szafany unterbrach ihn: »Gott, wissen Sie, solche Massenvergünstigungen, wo man à tout prix lebenswürdig sein muß, sind mir ein Greuel.«

Sie sah ihn ruhig an. »Dann setzen Sie sich doch in unsern Wagen, ich erlaube

Ihnen, sich nach Kräften auszusprechen. Herr von Stetten wird dann für Sie reden.«

Der kleine Alan hatte sich unterdessen mit großer Mühe und Umständlichkeit allein eingewidelt, sein rotes Gesicht leuchtete fröhlich aus den gelben Friesbeden.

Ethel Johnston wandte sich zum Gehen, zögerte, und ihr Gesicht brühte zum erstenmal ein wenig Befangenheit aus. »Graf Szafany, darf ich Sie jetzt einmal etwas fragen, ohne daß Sie mir eine schlimme Antwort geben werden?«

Er nahm das Glas aus dem Auge: »Ich werde mir erhebliche Mühe geben.«

Ihr Gesicht blieb ernst: »Ist das wahr, was dieser Doktor da neben mir bei Tisch erzählte, daß Sie hier jeden Morgen auf Ihr Fieber wetten?«

Er lachte. »Gönnen Sie mir altem Sünden doch noch den harmlosen Spaß!«

»Sie tun, als wären Sie petrefaktisch alt.«

Szafany beugte sich vor: »Ich war es nie weniger als in diesem Moment.« Ethel Johnston wandte sich ab, und jetzt bemerkte er einen kleinen fremden, gequälten Zug um ihre Lippen. Er sah sich nach Stetten um, der wieder intensiv mit seinen Rissen beschäftigt war, und fügte leiser hinzu: »Gnädiges Fräulein, es hat da mal so ein Extra-Weiser gesagt, daß der am ältesten ist, der dem Grabe am nächsten steht. Sie verstehen?«

»Nein, einfach weil ich es nicht verstehen will. Wer kann Ihnen überhaupt so etwas gesagt haben?«

»Der Arzt.«

»Doch nicht als seinem Patienten?«

»Nein, aber ein Mann dem andern.«

»Und was sagte er da?« Sie trat wieder näher.

»Nun, entweder ein paar ruhige, sanfte Jährchen, oder...« Er knipste ein Stäubchen vom Ärmel. Um seinen Mund lag wieder der hochmütige Ausbruch.

Ethel Johnston wollte antworten, aber sie sah Miß Brough kommen und den Diener schon ungeduldig mit den Dedden winken. So grüßte sie Szafany nur nachdenklich und wurde von der alten Engländerin mit kummervollen Augen empfangen. »Oh darling, imagine, such a man, — and there's no hope!«

Die Jüngere antwortete nichts, nur ihre Rippen preßten sich eigensinnig zusammen.

Szafany's Augen waren ihr gefolgt, und jetzt wußte der kleine Stetten, der ihn nachdenklich betrachtete, daß er doch morgen mitfahren würde. Er seufzte. Der andre wandte sich schnell um. »Szafany, darf ich fragen, zu welchem Teil des doktorlichen Orakels Sie sich entschlossen haben?«

Der Schlag gelangweilt sein Buch wieder auf. »Ich lebe selig nach meiner Fassung bis zu dem Moment, wo ich mir überflüssig vorkomme. Den Rest können Sie sich selber zusammentreimen.«

Der Direktor des Sanatoriums stand wie ein antiker Gelbherr oben auf der Terrasse und leitete mit Augen und weiten Handbewegungen dieses scheinbar unentwirrbare Chaos von Wagen und Menschen. Das Peitschengelknall der anfahren den Rutscher gab dem Ganzen schon einen fröhlichen Anstrich, man ließ sich denn auch heute mal von der breiten Woge des Vergnügens tragen. Ethel Johnston und die alte Engländerin saßen in einem der ersten Wagen, dessen dritten Platz Stetten schon durch seinen Mantel belegt hatte; er selbst war viel zu unruhig, um jetzt vor einer so langen Fahrt schon stillzusitzen. Am Wagenschlag lehnte der Berliner Doktor und wartete beharrlich und vergebens auf die Aufforderung, mitzufahren. Stetten hatte einem alten Herrn beim Einsteigen geholfen und trat jetzt wieder zu der jungen Engländerin, das Gesicht unter der ruppigen kleinen Mütze von der kühlen Morgenluft fröhlich gerötet. »Es ist doch nett, daß das Wetter noch so geworden ist, nicht? Eigentlich ist's doch so nach einem Regen am schönsten, dann sieht die ganze Natur so frischgewaschen wie nach einem Großreinmachen aus; nicht?«

Eine kleine bide, echauffierte Dame mit roter Kreuzbroche führte einen alten, ärgerlich vor sich hinredenden Herrn vorbei. Sie nickte dem Doktor zu: »Bei Platzmangel können Sie noch in unsern Wagen!«

Er grüßte gleichmütig wieder und wandte sich an Stetten: »Gott, das arme Ding da tut mir auch leid! So immer sich mit solch kräfeligem altem Geheimrat herumzuschleppen! Ich sage Ihnen, Sie hätten die mal beim Robeln sehen sollen! Na: Zur Rechten sah man, wie zur Linken, eine halbe Neumann niederstinken! Ich sage Ihnen, einfach unbefreiblich.«

»Ich bitte auch um gar keine Beschreibung,« sagte der kleine Allan mit abweisen-dem Gesicht und machte einer älteren Dame mit kaninchenartigem Gesicht Platz.

Der Doktor wandte sich lachend an die Engländerin: »Sehen Sie mal, gnädiges Fräulein, die da ist unser Käseblättchen. Wenn Sie irgend etwas über irgendwen wissen wollen, so sei ihre Adresse empfohlen. Es ist beneidenswert, was manche Menschen für ein Glück haben, immer »dabei« zu sein. Kriegt hier jemand einen Herzschlag, muß er ausgerechnet ihr in die Arme sinken. Verlobt sich hier was, sie verbürgt sich für den elterlichen Segen; sie weiß genau die Vor- und Nachgeschichte der sämtlichen Ärzte hier... Sagen Sie mal, Herr von Stetten, warum fahren wir eigentlich nicht? Ich hab' schon ordentlich Eisbeine bei dieser Kühle.«

»Ja, ich versteh' auch nicht, warum Sie noch immer hier stehen; sehen Sie mal, dahinten sind noch viele Plätze frei.« Der Allan wurde deutlich, aber der andre wollte nicht verstehen.

»Gott, haben Sie eben gesehen, wie die Küchenjungen vom Fenster flohen, als hinter ihnen der Koch auftauchte? — Na, nun scheint sich der Wirrwarr hier um uns etwas zu ordnen. Kommt da nicht Graf Szafany? Sovas fährt natürlich nicht mit.«

Szafany war an den Wagenschlag getreten und begrüßte Ethel Johnston, die ihm mit einem kleinen Lächeln die Hand reichte. »Nun, Graf, darf ich Ihnen heut noch mal diesen Platz anbieten, den Sie gestern verweigerten?«

»Ich hätte sonst darum gebeten.«

Stetten sah fast erschrocken auf, der Diener kam mit den Dedden und enthob dadurch die junge Engländerin der Antwort. Der Allan trat vor das Pferd und rüdte etwas am Zaum zurecht, als ihm Szafany lachend auf die Schulter schlug. »Morgen, old fellow! Na, was ist denn los?«

Mit Erstaunen sah er das ernste Gesicht des andern, der sich noch immer an dem Pferd zu schaffen machte und ganz unvermittelt, ein wenig gepreßt jetzt hervorstieß: »Et après?«

Szafany verstand sofort: »Toujours le peut-être,« und trat langsam an den Wagenschlag zurück.

Ethel wehrte sich noch immer lachend gegen die großen Dedden. Die alte Engländerin

war schon versorgt und saß bewegungslos wie eine große graue Eule mit ihrer Brille und den schweren Augenlidern, immer leise ihren »darling« beschwörend, vernünftig zu sein. Der Diener ließ sich auch nicht abweisen, sondern waltete im Angesicht seines Herrn da oben auf der Terrasse emsig und beharrlich seines Amtes. Am Wagenschlag lehnte noch immer still wartend der Doktor, von den andern gänzlich übersehen.

Mit einem Male drehte sich Stetten um. »Szafany, sehen Sie mal, die Hamburgerin fährt auch mit! Der Arzt hat ihr wohl geraten, mal wieder unter Menschen zu gehen. Gott, die Arme, da steht sie nun wieder ganz solo!«

Szafany sah, sich schnell umwendend, eine blasser junge Frau von zwei Dienern an den Wagen geführt: »Gnädiges Fräulein, mille fois pardon, aber ich vergaß — eine Verabredung.«

Ethel Johnston sah ihm erstaunt nach, wie er mit ruhigen Schritten auf den andern Wagen zuschritt, die Kranke fast freundschaftlich begrüßte und mehrere Diener herbeikommandierte, um noch Kissen zu holen. Sie sah ein leidendes, fast unschönes Gesicht, die Augen von vielen Tränen gerötet.

Die Wagen setzten sich langsam in Bewegung. Szafany's Platz nahm der Berliner Doktor ein, ohne länger auf eine Aufforderung zu warten. Ethel Johnston sah es erst, als er lachend erklärte: »Ja, diese Frau ist nämlich die einzige aus dem ganzen Sanatorium, die überhaupt für den Grafen Szafany wenigstens existiert — Pardon, bevor Sie kamen!«

Sie überhörte ihn und wandte sich ruhig an Stetten: »Ist diese junge Frau sehr leidend? She looks so awfully pale.«

Der Allan wollte antworten, aber der andre schnitt ihm sofort das Wort ab. »Ja, wohl, ganz aussichtslos. Sie hat in Hamburg einen kleinen einjährigen Jungen; der Mann amüsiert sich dort herrlich, und Graf Szafany gefällt sich unterdes als ihr Courtmacher. Hätte ihm fast besseren Geschmack zugetraut, denn sie ist beinahe häßlich und öde langweilig. Nicht wahr, Herr von Stetten?«

Der kleine Allan antwortete nichts; er war wütend. Mußte einem gerade dieser Mensch die ganze Fahrt verderben! Er rang förm-

lich nach einer Antwort; er mußte sich immer damit so vorsehen, daß er gegen diesen da nicht ausfallend wurde; und am Ende lohnte es sich auch nicht. In seinem Zorn sah er beinahe hilflos aus. Ethel Johnston nickte ihm, als der andre Miß Brough auf eine Aussicht aufmerksam machte, mit einem kleinen verstehenden Lächeln zu.

Da beugte er sich vor und frug ganz rasch, ganz unvermittelt: »Wissen Sie, was durchs Feuer für jemand gehen heißt? Für den Szafany, da tät' ich's!«

Man war allgemein sehr erstaunt: Graf Szafany war zum ersten Male pünktlich zum Essen gekommen, sogar vor den andern Gästen. Nur Ethel Johnston war schon unten und ordnete die mitgebrachten Blumen in der großen Kristallschale vor ihrem Tischplatz. Er gab ihr die Hand: »Jetzt bin ich Ihnen wohl eigentlich eine Erklärung für die Fahrenslucht von heute morgen schuldig?«

»O nein, Ihre Formlosigkeit war der größere Herzensstakt.«

»Für die gute Meinung muß ich wohl dankbar sein?«

»Die habe ich, Graf Szafany.«

»Gnädiges Fräulein sind noch sehr jung.«

»Warum?«

»Weil Sie noch sehr unerfahren sind.«

»Ich glaube, Graf, ich könnte jetzt dem Schicksal dafür dankbar sein!« Sie hielt seinen scharfen Blick ruhig ernst aus.

»Eh bien, sitzt hier nicht neben Ihnen dieser Berliner Doktor Bronner?«

»Ja, leider.«

Er lachte: »Gestatten Sie eine kleine Anberührung?« Er warf die Serviette auf seinen alten Platz und holte sich die eigne herüber.

»Was wird der Doktor nun sagen? Sehen Sie, da kommt er schon!«

Er zuckte gleichmütig die Achsel. Der Berliner kam heran, stutzte, suchte, hob die nächsten Servietten kurzfristig auf und kam wieder zurück. »Parbon, verehrter Graf, ich glaube, sollten Sie sich nicht im Platz geirrt haben? Mir scheint...«

»Ich legte Ihre Serviette drüben hin, Doktor.«

Der andre sah ihn beinahe fassungslos an. »Aber erlauben Sie, hören Sie, das ist doch zum mindesten rücksichtslos.«

»Dann freuen Sie sich, daß Sie noch rücksichtsvoll sein müssen, ich brauch's nicht mehr.«

Szafany wandte sich wieder an seine Nachbarin. Sie sah, wie der Doktor auf eine Antwort sann und dann zum Ober ging, der verlegen die Schultern zuckte.

»Ich glaube, Sie sind gefährlich, Graf Szafany,« meinte sie lachend.

Er beugte sich vor: »Warum?«

»Weil Sie alles tun, was Sie wollen, und das, was Sie wollen, immer richtig finden werden.«

Die große Halle füllte sich wieder langsam mit Gästen; matt beschirmtes Licht warf warme gedämpfte Töne nach oben, daß der goldene Stuhl wie Feuer hier und da aufglühte. Aus dem Speisesaal drang distretes Tellerklappen der abräumenden Diener. Ein paar Gewitzigte waren schon vor dem Dessert aufgestanden, um sich die Zeitungen und Plätze zu sichern. Der Bop legte auf die geteilten Schreibtische Briefbogen und Federn, der Ober brachte den dunklen Koffa. Unaufhörlich sauste neben der Portierloge der Lift auf und ab.

»Nun hören Sie bloß mal!« meinte der dicke Münchner Professor zu seinem Gegenüber, auf dessen Zeitung er ungeduldig wartete. »Immer wenn das Dings da an der ersten Etage hält, gibts einen Quietsch. Das höre ich nun schon acht Tage; es macht mich ganz nervös. Da, hören Sie, wieder!«

Der andre nickte flüchtig und versank dann hinter seiner Zeitung. Ein helles Lachen tönte aus der Fensternische, der Professor schüttelte unwillig den Kopf und sah verweisend über die Brillengläser. »Na, Graf Szafany reitet mal wieder seine Gedankenrosse hohe Schule!«

»Im Gegenteil, er läßt ihnen freie Zügel.«

»Ja, das geht nun schon zwei Wochen so. Das ganze Kurhaus regt sich über diese beiden da auf. Solche Engländerin tut, als ob sie allein auf der Welt ist, und ein Graf Szafany erst recht. Nun sehen Sie bloß mal diesen Berliner Doktor — er schüttelte den Lesenden plötzlich heftig am Arm — »der plagt ja beinahe vor Ärger und Neid. Ich amüsiere mich schon immerfort. Wenn's diesem Szafany nämlich paßt, führt er das Gespräch ganz einfach englisch weiter, und der Doktor sitzt mit seinem bißchen Gpm-

naßumsgefare da. Den überfieht er, und die Erzieherin duldet er nun mal als environs.« Er lachte fo, daß es klang, als hätte jemand einen Teller hingeworfen; die Nächsten drehten fich erfchredt um.

Ezafany war aufgestanden und ging mit langfamen Schritten durch die Halle, die fchlanke Gefalt immer ein wenig gebückt. An der Treppe traf er mit Miß Brough zufammen.

»Haben Sie einen Moment Zeit, Graf?« Ihr Geficht war dunkel erglüht.

Ezafany jah erftaunt auf die kleine Engländerin: »Muß es foftort fein? Pardon; ich verfprach bloß Miß Johnfton ein Buch« — ihm fiel ihr angftvoller Blick auf —, »bitte!«

Das Herrenzimmer war leer und unerleuchtet; nur durch die Scheiben fielen die letzten Strahlen der matten Sonne und legten fcharfe Glanzlichter in die Kriftallkrone und auf die weißen Billardbälle.

Miß Brough hatte auf der Kante eines Klubftuhls Platz genommen; ihr kleines Gürtchen fant noch ängftlicher zufammen. Sie deutete mit unfticherer Handbewegung auf den neben ihr ftehenden Stuhl. Ezafany überfah es und blieb am Fenfter lehnen. Sie empfand den Blick feiner kühlen grauen Augen faft körperlich. Es machte fie immer verwirrter. »Ich will Ihre Zeit nicht unnütz beanfpruchen, darf ich gleich auf die Hauptfache kommen?«

»Ich bitte fogar darum.«

»Nun, oh, es ift fo awfully fchwer zu fagen, faft unmöglich! Sehen Sie, Graf Ezafany, ich habe Ethel großgezogen, fie hat keine Mutter, vielleicht ift fie darum fo eigenwillig. Und nun, goodness, wie foll ich es nur ausdrücken?« — fie jah ängftlich auf, als erhoffte fie faft eine Gegenrede, nur um nicht dies laftende Schweigen zu fühlen — »Sie müffen doch gefühlt haben, daß Sie Ethel nicht — gleichgültig geblieben find?« Wieder ftodte fie. Ezafany fand unbeweglich, in feinem Glas fpiegelte fich ein einfallender Lichtftrahl, es hielt ihren Blick wie gebannt, immer mußte fie darauf hinfehen. »Ethel ift krank gewesen, wird doch aber in kurzer Zeit wieder hergeftellt fein; Sie, Graf Ezafany —«

— »find zu den Toten geworfen,« vollendete eine kühle Stimme. »You see!«

Wieder fchrak fie vor dem Ausdruck zufammen, dann fuhr fie fo heftig fort, daß

die Worte fich faft überftürzten: »Ich wollte fchon all die Tage mit Ethel abreifen, ich fagte ihr, mir bekäme die Luft nicht; fie fiel mir lachend um den Hals und wollte mit mir durch das Zimmer tanzen. Dear Ethel! Graf Ezafany, Sie find Gentleman, oh, ich bitte Sie fo, reifen Sie ab. Reifen Sie ohne Abfchied, es wird ihren Stolz fo verlegen, daß fie dann fchneller darüber hinfortkommen wird. Sonft —« Ihre Stimme brach im Schluchzen.

»Wiffen Sie, Miß Brough, daß Sie mich da ganz gemächlich aus der Lifte der Lebenden ausgemustert haben?« Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

Sie fand auf. »Was wollen Sie denn von Ethel?« hörte er fie leife. »Put an end to it, what is the use of it?«

Sie bot ihm die Hand; und wie er fie fo kummervoll ftehen jah, das kleine Geficht vom Weinen fchmerzvoll verzogen und doch fo vertrauensvoll zu ihm erhoben, überfam ihn die Achtung vor diefem unterbrückten ftillen Wefen, das den fchwerften Weg gegangen war, den der Entfagung. Er zog die zitternde alte Hand an feine Lippen.

»Oh, nicht wahr, Sie werden reifen?« Sie jah mit feuchten Augen zu ihm auf und jah wieder das hochmütig kalte Geficht Graf Ezafany's.

»Bitte, ich pflege meine Entfchlüffe felbft zu faffen.«

Sie fchrak zufammen, machte eine linkifche Verbeugung und ging zur Halle zurück; hinter ihr fiel die Thür langfam wieder auf.

Ezafany warf fich in einen Sefjel; er jah, wie Ethel Johnfton dem Doktor gleichgültig guten Abend wünfchte, während ihr Auge über den fort in das unerleuchtete Herrenzimmer fpähte. Und wie er den andern fo ftehen jah, einen gefunden, breitfchultrigen Mann mit fadem Geficht, fühlte er einen Haß in fich aufsteigen, kalt und erftidend; den Haß des Verurteilten. Er jah fie die Treppe hinaufgehen, immer den fuchenden Ausdruck in dem feinen Gefichtchen.

Sein Blick fiel in den hohen Wandfpiegel; er jah unbarmherzig fcharf heute. Wie hatte die Engländerin doch gefagt? What is the use of it? Er lachte laut auf: »Geſchmacklos waren wir nie, Graf Ezafany.«

Langfam wich die Dämmerung der Nacht; er ſchickte den Kellner fort, der das Elektrifche einfchalten wollte. Erft die Stimme

des eintretenden Doktors weckte ihn aus seinen Gedanken.

»Sie maitäfern hier wohl, verehrtester Graf?«

Das Licht flammte blendend auf. Szafany wendete den Kopf ab.

Nach und nach kamen auch die andern Herren. Ohne Übereinkunft fand man sich hier allabendlich zusammen, verscheuchte durch laute Unterhaltung die wenigen Lesenden, so daß man das Zimmer für sich allein hatte. Da kam auch schon Signor Rompelli mit dem vorsichtig eingewickelten Roulette, ohne das er nie reiste. Er war erstaunt, Szafany heute noch unten zu finden, zögerte etwas und sah dann den Doktor pfiffig lächelnd an. Der winkte ab: »Heben Sie sich von mir, Versucher!«

Der Italiener ließ sich nicht abschrecken. »Wie wär's mit einem Teuchen, Herr Graf?«

»Ich bin nie in meinem Leben für sogenannte Teuchen gewesen,« war die langsame Antwort. »Aber stellen Sie nur ein Heißes auf.«

Die Augen des andern glänzten. »So eins auf Leben und Tod?«

»So wollt' ich sagen.«

Man setzte sich um den runden Tisch, nur Szafany blieb ruhig rauchend in seinem Sessel liegen. Rompelli spielte den Croupier und mischte die Karten. Es begann mit einem niedrigen Einsatz; die Kugel surrte und schnappte. Der Doktor ereiferte sich um jedes verlorene Zehnfrankstück, bis Rompelli, der fast blaß vor Erregung in der Mitte saß, ihm das energisch unterlagte. Szafany warf die Zigarette fort und trat an den Tisch. Dem Doktor wurde es ungemütlich; er sah die kalten Augen des andern auf sich gerichtet, sah, wie langsam darin ein Licht aufglühete, ein böses Leuchten, das er schon einmal gesehen ... Mit einem Male fiel ein Tausendfrankschein. »Szafany, sind Sie des Teufels?« rief der kleine Stetten mit runden Augen. »Sie ruinieren mit dem Dings da ja unsre ganze Bank!«

»Wenn Sie es nicht annehmen wollen, lassen Sie es doch liegen!« meinte der andre mit kühlem, verlegendem Lächeln.

»Nanu, Sie haben wohl drei Juden auf einmal totgeschlagen?« frug ihn ein Frankfurter.

»Ich bin ihnen nicht mal in Gedanken zu nahe getreten,« erwiderte Szafany, daß der

andre sich unsicher zurückzog. Man wußte doch am Ende nicht, wie das »ihnen« gemeint war.

Der Doktor hatte den gleichen Einsatz geworfen; die Kugel rollte, schlug an, taumelte nach der gegenüberliegenden Seite, drehte sich zitternd und nahm den schnurgeraden Weg nach gegenüber, wo sie mit leisem Klapp liegenblieb. Der Doktor strich den Gewinn ein.

Eine schwüle Stille. »Go on!«

Szafany spielte unsinnig, verlor und setzte aufs neue, um es wieder zu verlieren. Die Luft im Zimmer war drückend heiß geworden, einer riß das Fenster auf. Die Gardine flog bei jedem Windstoß ins Zimmer und warf ein paar Zeitschriften blättern zu Boden. Wieder surrte die Kugel, da legte Stetten ein Veto ein. Szafany warf seine Briestafche auf den Tisch und zündete sich eine neue Zigarette an. »Sie sollten auch nicht so viel rauchen, Szafany,« brach der Alan ärgerlich das drückende Schweigen. Rompelli sah fragend in die Runde und mischte wieder die Karten in spitzen Fingern. Man setzte den anfänglichen kleinen Einsatz. Szafany hatte sich wieder in den Klubstuhl geworfen.

»Gott ja, haben Sie denn gelesen, daß der Hoyn sich das Genid gebrochen hat?« frug der Berliner.

Stetten fuhr auf: »Was denn, der lange Hoyn von den 10. Alanen?«

»Moralisch oder körperlich?« lachte einer.

»So körperlich wie nur möglich!« Der Doktor strahlte, es dem Kavalleristen erzählen zu können. »Ich las es heut im Hannoverschen. Stürzt ab beim letzten Hindernis, das ganze Feld in ungezählten Längen hinter sich. Schade, der Sieg war ihm wohl sicher. Na, er hatte wohl nicht mehr viel zu wollen. Nicht?«

»Wieso?« Stetten bekam runde, böse Augen.

»Es kursieren doch so Geschichtchen!«

Szafany war langsam aufgestanden. »Sie könnten Ihrem Schöpfer auf den Knien danken, wenn Sie auch nur einer Leidenschaft dieses Hoyns fähig gewesen wären!«

Der Doktor sah wieder das böse kalte Leuchten in den Augen. »Graf Szafany?«

»Ja, und dann wirft sich so etwas noch in die Brust und ruft dankerfüllt: Lieber Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jener!

Der Himmel bewahre uns vor solchen Heiligen.«

Eine jähe Stille trat ein.

»Was wollen Sie übrigens? Die Hauptsache verstand er doch: mit Anstand zur rechten Zeit zu gehen.« Er zündete sich eine neue Zigarette an, tat ein paar Züge und warf sie wieder fort. Die Tür fiel hinter ihm zu.

»Na, der war mal wieder in seiner angenehmen Laune!«

»Messieurs, rien ne va plus!«

Es war spät, als man sich trennte. Aus der Portierloge klang kräftiges Schnarchen. Rompelli lief mit dem eingewickelten Roulette ärgerlich hin und her, um den Liftbox zu suchen, bis der Doktor meinte, statt dieser Anstrengung wäre er schon lange oben. Der dicke Geheimrat schimpfte unbeachtet über die vielen Treppen, die er doch zu Hause gewöhnt war. Am Treppensfenster blieb man aufatmend stehen und sah in die sternklare Nacht. »Eigentlich ist's 'ne Sünde, so den ganzen Abend da unten gefessen zu haben.«

»Aber eine schöne Sünde!« lachte der kleine Belgier mit den glänzenden nervösen Augen. Die Wochenrechnung hatte er durch diesen Abend 'raus.

Oben auf dem Treppenabsatz brannte nur das halbe Elektrische; der kurzsichtige Doktor rannte gegen den Vakuumreiniger, der mit polterndem Getöse umfiel. »Herrschaften, um Gottes willen!«

Ein paar Türen wurden unwillig geöffnet. »Gute Nacht!« — »'n Abend!« — »Pst!« — »Doktor, Sie rennen schon wieder auf einen Ständer los!« — »Pst!«

Rompelli und der Belgier wandten sich dem linken Seitengang zu, der zu dem großen Nebenschliff führte. Vor den Türen standen Schalen mit Blumen, die man wegen des Duftes nicht in der Nacht im Zimmer behalten wollte. Durch das breite Fenster, das den Flur abschloß, fiel ein silberner webender Mondstrahl und spielte auf dem roten Läufer, der die Schritte dämpfte.

Da fuhren sie zusammen. Ein scharfer Knall, dann laustende Stille; nur eine Motte surrte um das elektrische Licht, stieß sich schwirrend den Kopf am Glase und warf tanzende Schatten.

»Das war doch wohl draußen?«

»Wer wohnt hier?«

»Graf Szafany!«

Sie sahen sich an, beide waren bleich geworden.

Ethel Johnston saß in der getäfelten Halle und zeichnete nachdenklich mit ihrem Stod die bunten Linien nach, die die Sonne zitternd durch die farbigen Fenster malte. Langsam rückte der Zeiger der großen Standuhr weiter. Aus seinem Sprechzimmer kam der Hausarzt, grüßte flüchtig die Engländerin und fuhr im Lift nach oben. Sie stand gelangweilt auf, blätterte in den ausliegenden Journalen, ohne zu lesen, und setzte sich dann aufsteigend in den Sessel.

»Auf wen warten Sie denn hier so nachdenklich?« Der Doktor kam mit gesättigter Miene aus der Frühstückshalle.

»Auf Graf Szafany; er versprach mir schon gestern abend ein Buch.«

»Darf ich Ihnen einstweilen Gesellschaft leisten?« Er warf sich in den Sessel neben ihr.

»Bitte.« Sie stand auf und studierte intensiv, als wollte sie sie auswendig lernen, die Gästenamen auf dem schwarzen Brett. Der Portier kam von oben, sie schnitt ihm den Weg ab. »Sagen Sie, ist Graf Szafany schon unten gewesen?«

»Graf Szafany?«

»Ja, ja, Sie hören doch, ich frage, ob er schon hier war?«

»Nein — Graf Szafany ist doch gestern abend schon abgereist.«

»Abgereist — Graf Szafany?« frug sie beinahe fassungslos.

»Ja, gestern abend!« Er ging an die schwarze Tafel und löschte sorgfältig den Namen aus.

Sie starrte darauf hin, als könne sie ihren Augen nicht glauben. »Er hat nichts hinterlassen, keine Bestellung, keine Adresse?«

»Nein, Miß Johnston.«

In ihrer Erregung sah sie nicht die wachsende Verwirrung des Mannes.

Der Doktor war neben sie getreten. »Aber beruhigen Sie sich doch, ich sagte Ihnen ja immer, Sie hätten eine zu gute Meinung von ihm.«

Ein harter Zug legte sich um ihre Lippen. »Eh bien, kommen Sie, Doktor!«

Literarische Rundschau

Karl Schönherr: Schuldbuch — Georg von Ompteda: Das alte Haus — Paul von Winterfeld: Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters in deutschen Versen — Meisterwerke deutscher Prosa: Der arme Spielmann, Novelle von Grillparzer — Goethe-Literatur — Theodore Roosevelt: Aus meinem Leben — Albrecht Dürers Kupferstiche — Literarische Notizen: Walter Paetow † — Schnuers Enzyklopädie unsrer Kolonien — Mitteilung

Mögen die Ästhetiker und Zimperlinge sich an Karl Schönherr's robuster Technik stoßen und ihm »theatralische Machen« vorwerfen, so viel sie wollen, was uns an diesem Tiroler immer wieder in Erstaunen und Bewunderung versetzt, ist der Reichtum der Erfindung oder der Lebensbeobachtung — denn beides scheint bei einem, der so tief und fest im Heimatboden seines Volkstums wurzelt, dasselbe zu sein. Sein »Schuldbuch«, eine Sammlung von acht Tiroler Geschichten (Leipzig, Staadmann), lehrt uns wieder mal auf engem Raum die ganze Fülle dieses Lebensreichtums kennen, und tief sehen wir durch diesen schmalen Spiegel der Menschenliebe hinein in die Lieblosigkeit der Welt. Von unschuldig Schulbigen, von Verlassenen und Verstoßenen erzählt dieses Buch, und immer ist der Dichter mit seinem ganzen vollen Herzen bei dem Schicksal der Armen, als wäre, was ihnen geschah, ihm selber angetan worden. Man könnte ihn als einen »Poeten des Mitleids« mit Hauptmann vergleichen, wenn seine Gestalten nicht alle viel eindringlicher, fester umrissen und lastiger vor uns stünden, nicht so differenziert und problematisch wie die des Schlesiers als Geschöpfe einer zwiespältigen Zeit erfasst, aber kräftiger gebaut, sicherer und einprägsamer gestaltet, erwachsen aus dem Grunde tiefer allgemeiner Menschlichkeit. Aus der Welt des Rechts schöpft Schönherr mit Vorliebe. Ein Gendarm verfolgt den Verbrecher in den reißenden Fluß, wo der Gehegte Rettung suchte. Die Wirbel drohen den Verfolger zu verschlingen; in seiner Todesnot jammert er um Weib und Kind. Der andre, der Verfolgte, dem's um Kopf und Kragen geht, bringt ihn unter eigener Lebensgefahr ans Ufer und wird von dem schnell wieder zu Kräften gekommenen, im Handumdrehen vom schwachen, hilfselebenden Menschen zum unbittlichen Machtwortstrecker der Justiz gewordenen — niedergeknallt ... Eine Mutter, die für ihre hungrigen Bälger gestohlen hat, stürzt sich mit ihren Kindern aus dem Fenster, als man sie ins Gefängnis abführen will. Die Kinder sind tot, die Frau wird, obwohl halb zerschmettert, durch die Kunst der Ärzte dem Leben erhalten. Von neuem sucht sie den Tod im Wasser. Mit Gefahr seines eignen Lebens holt ein Gendarm sie heraus. Wer will sie schelten, daß sie dem »Retter« ihren Gluch nachtobt? ... Ein andres Muttergeschick! Eine Nonne liegt im Sterben. Noch einmal möchte die alte Mutter zu ihrem

Kind. Aber die Klosterregel ist unbittlich: die Klausur verbietet es. Erst als alles vorüber, darf die liebe alte Einsalt an die Bahre der Toten treten, tiefbekümmert, wie eine Schuldige, die etwas versäumt hat, wofür sie Strafe verdient. »Wär' schon früher gekommen, aber sie haben mich aus'sperrt!« Und eine solche Frau, die ihre Tochter dem Himmel weihet und sich auch in der Todesstunde von ihr trennen lassen muß, nennen sie in Tirol »Gottes Schwiegermutter« ...

Wenn man das bißchen Tassachenmaterial so aus Schönherr's Geschichten herauschält, könnte es scheinen, als handelte es sich um lauter tendenziös ausgewählte und anklägerisch zugespitzte »Fälle«. Aber das Wichtigste bleiben doch in all diesen acht Geschichten die Menschen und ihre menschlichen Schicksale, und nicht auf die Pointe, die sentimentale oder die bittere, kommt es an, sondern auf die Art der Erzählung, auf die Kunst der dichterischen Verlebendigung.

*

Der Weg des Romanschriftstellers Georg von Ompteda geht vom Aristokratischen zum Bürgerlichen, vom Zeitgeschichtlichen zum Pöbellich-Idyllischen. Um die Jahrhundertwende schrieb er »Eysen« und »Cäcilie von Saron«, Geschichten vom Abel um 1900, jetzt in seinem Roman »Das alte Haus« (Berlin, Gleitschel & Co.) schreibt er uns die Geschichte einer bürgerlichen Familie. Es ist eine altfächische Patrizierfamilie, deren Schicksale er durch drei Generationen verfolgt, und in ihren Traditionen, Anschauungen und gesellschaftlichen Lebensformen weisen diese Krähns viele Ähnlichkeiten mit den Eysens und Carrons auf; aber die Freuden und Leiden, Nöte und Konflikte dieser Menschen wachsen aus andern Bedingungen heraus, die Daseinstimmung all derer, die anfangs ihr Generalquartier und ihren Zusammenhalt, dann nur noch ihren Ausgangspunkt in dem alten Hause, dem »Tusulum«, und der Persönlichkeit des etwas tyrannisch angelegten Patriarchen haben, ist bürgerlich. Aus einem Stamm entsprossen, gehen diese Mitglieder der Familie doch einzeln ihre einzelnen Wege; jeder muß sein eignes Schicksal erfüllen, es mit dem Leben auf seine Art aufnehmen. Eine Mannigfaltigkeit im kleinen Kreise entfaltet sich da, und der Dichter zeigt eine erstaunliche Behendigkeit der Phantasie, eine bewundernswerte objektive Schöpfer- und Gestaltungsraft und eine immer neue Belebungs Kunst, um jedem einzelnen nach seiner Individualität gerecht zu werden. Die

großen Zeitereignisse zwischen 1840 und 1900 werfen nur flüchtig ihren Schatten in diese Gemeinschaft, aber auch ohnedies hat der Leser das Gefühl, auf den Wegen zu wandeln, die den Generationen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Geschichte bereitet haben.

*

Man möchte auf einen hohen Berg steigen und es in alle deutschen Lande rufen: unsre Nationalliteratur hat eine Gebietserweiterung erfahren, um die kein Tropfen Blut geflossen ist und die doch mehr wert ist als die Beute manches männermordenden Krieges! Diese Erwerbung liegt umschlossen in einem Bande von 500 Seiten, aber in diesem Bande liegt auch ein ganzes Menschenleben und ein ganzes Menschenherz. Erst als Paul von Winterfeld, der Berliner Universitätsprofessor der mittelalterlichen Philologie, im April 1905 nach langen Leiden starb, da erfuhren weitere Kreise aus den spärlichen, aber tief ergriffenen Nachrufen der Zeitungen oder aus Prof. Noethes herrlicher Trauerrede, was die Wissenschaft vom deutschen Leben der Vergangenheit an ihm und seiner Arbeit verloren hatte. Was war uns vorher die deutsche Dichtung des lateinischen Mittelalters? Ein tönendes Erz in tauber Hülle. Er, der da als Dreiunddreißigjähriger starr und stumm auf dem Schragen lag, hatte sie zum Leben erweckt. Schwer lastete der Druck der Tradition auf dem ganzen Mittelalter, gab ihm etwas Unfreies und Unrisches. Durch die dicke Schicht des Abgenommenen drangen nur wenige, mit gelehrter Brille bewaffnete Augen hindurch zu dem eignen Leben von Schönheitsburch und schaffender Kraft, das auch unter dieser Decke pulst und von der Unzerstörbarkeit des deutschen Herzens zeugt. Dieses Leben, sagte Noethe in seiner Abschiedsrede, ahnte, suchte und fand unser Freund. »Nicht die internationalen Mächte der mittelalterlichen Poesie haben ihn angezogen; er lauschte der Stimme seines Volkes, suchte deutsche Herzen hinter der lateinischen Hülle.« Es wird unvergessen bleiben, was Winterfeld für seine Geliebten tat, für den Archipoeta, für Notker, für Protsvit, die Nonne von Gandersheim, und für alle die andern, die Namenlosen, die deutsches Gemüt und deutsche Gedanken in das Nest einer fremden Gelehrtensprache legten. Mag es ein schöner Traum bleiben, das volle Leben dieser mittelalterlichen Lateinpoesie vollebendig und tiefbefruchtend noch in unsre moderne Gegenwart zu tragen, in diesem Traume selbst war Leben und Größe. Das haben seine Zuhörer empfunden, und nach ihnen erfahren es jetzt alle die, denen die Güter der deutschen Seele zu teuer sind, als daß sie auch nur ein Körnchen davon im dumpfen Staube der Vergangenheit umkommen lassen möchten. Denn Paul von Winterfeld begnügte sich nicht damit,

jene Dichtungen wissenschaftlich zu erforschen und ihrem Gehalt wie ihrer Form nach darzustellen, er schuf sie, selber ein Dichter, in deutschen Versen nach, und nun haben wir die reifen Früchte dieser tätigen Liebe in dem Buche »Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters in deutschen Versen von Paul von Winterfeld« (München, Beck; in Halbpergament 11 M.), das sein Schüler und Freund Hermann Reich herausgegeben und mit einem schönen, dem edlen, starren Menschen wie dem schöpferischen Gelehrten gleich gerecht werdenden Lebensbilde eingeleitet hat.

An einem sonnigen Wintermorgen sollte man dies Buch aufschlagen. Dann wird es einem bald den vollen Frühling vortäuschen, so leimt, sproßt und blüht es aus seinen Seiten von wiedererwachtem Leben nach langer Grabesruhe. Denn war es nicht so? Sie alle, die Bilder und Balladen, die Legendes, Hymnen und geistlichen Lieder, die Fabeln, Märchen, Novellen, Schwänke, Satiren und Schelmenlieder, Etkhardts heroisches Epos von Walthar und Hildegund (Scheffels Nachdichtung in allen Ehren!) und Protsvits Dramen, sie alle mit einigen Ausnahmen schienen eingefügt, und mit ihnen war für uns Nachlebende ein gutes, vielleicht das beste Stück deutschen Lebens aus dem Zeitalter der sächsischen Kaiser und der beiden ersten Salier, also aus einem Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten, seiner lebendigen Anschauung und Wirkung verlorengegangen, Schätze von echtem deutschem Kern, von unverwüßlichem germanischem Gehalt. Und nun auf einmal ist das alles wieder da, die Frühzeit unsrer Dichtung sieht uns mit munteren, strahlenden Augen an, redet zu uns in unsrer Sprache und schließt uns ihr Herz auf mit seinem Ernst und seiner Schelmerei, seiner Jugendfrische und Gemütsfülle, seiner sinnigen Zartheit und kernigen Kraft. Wollen wir dem nicht entgegengehen, wie es uns entgegenkommt, wie es uns dieser andächtige Dolmetscher, ein Mann von Zucht und Größe, ein Gelehrter von idealer Selbstlosigkeit, ein Poet von weltüberwindender Einsamkeit, mit reinen Händen entgegenträgt? Wenn irgendwo, so besteht für dieses Buch das Recht, daß sich Wert mit Persönlichkeit paart, und so wird man nur dankbar dafür sein, daß der Anhang einige der besten wissenschaftlichen Aufsätze Winterfelds zusammenstellt, die die hohen Leistungen und das noch höhere Streben dieses echten Deutschen im schönsten Lichte zeigen.

*

Meisterwerke deutscher Prosa sollen in schön ausgestatteten und künstlerisch illustrierten Ausgaben, nach und nach zu einer kostbaren feingliedrigen Kette zusammengeschlossen, bei Gerlach & Wiedling in Wien erscheinen. Dem

Plan liegt der Gedanke zugrunde, daß die Prosa, in der doch der künstlerische Nerv der modernen Dichtung liegt, bei all den buchkünstlerischen Bestrebungen der letzten Jahrzehnte gegenüber Epik und Drama ein wenig zu kurz gekommen ist, und mit diesem Gedanken verknüpft sich die Hoffnung, daß manches unsrer älteren Prosawerke erst seinen vollen Glanz entfalten werde, wenn es aus den Sächern der Gesamtausgaben, wo es oft eine Nachbarschaft toter oder doch stumpler Dinge erdulden muß, befreit und für sich allein, nur im Schmutz einiger Edelsteine deutscher Illustrationskunst, seinen Weg werde gehen können. In den Gesamtausgaben, mögen sie noch so gut sein, schläft so ein auserlesenes Einzelwerk immer ein wenig den Dornröschenschlaf der verwunschenen Prinzessin, und nicht jeder findet leicht den Weg durch die stachelige Fede — warum soll es sich nicht selbst den Schlaf aus den Augen reiben und dem Liebhaber im Glanz seiner Schönheit entgegenkommen? ... Mit Grillparzers Novelle »Der arme Spielmann«, über der der Zauber der Wiener Landschaft, des Wiener Volkstums und der Jugendzeit des Dichters selbst liegt, in der sich der Genius Wiens, seine Liebe zur Musik, anmutig-ernst verkörpert, ist der Anfang gemacht worden. Ein guter Anfang! Dem feingedämpften romantisch-realistischen Gemälde aus der Donaustadt geben zwölf farbige Bilder nach Aquarellen von Franz Windhager einen Schmutz, der so unaufbringlich und edel wirkt, weil er ganz aus dem Stil, der Stimmung und der Tonfärbung der Dichtung genommen ist. Auch die Buchausstattung von Martin Gerlach hält sich von allen üblen Manieren anspruchsvoller Verzierung fern. Das wird überhaupt ein Grundsatz dieser Ausgaben sein und bleiben: nur solche Künstler sollen dafür arbeiten, die vom Geiste der Erzählung ergriffen sind und dem Leser die jeweilige Situation so vorführen, wie sie dem Dichter — nicht etwa der eigenwilligen Phantasie des Illustrators — vorgeschwebt hat. Sämtliche Bändchen werden von Prof. August Sauer, dem Grazer Literaturhistoriker, kurz eingeleitet; als weitere Ausgaben sind geplant: E. T. A. Hoffmanns »Goldener Topf«, illustriert von Teschner, Mörikes Novelle »Mozart auf der Flucht nach Prag«, illustriert von Prof. Lessler, und Hauffs »Phantasien im Bremer Ratskeller«, illustriert von Bell.

Von den bekannten und schon gut eingebürgerten Goethe-Biographien sind in letzter Zeit mehrere in neuer Ausgabe oder in neuer Bearbeitung ausgegeben. So hat Richard M. Meyer von der seinigen (Berlin, Bonoi) eine ungekürzte Volksausgabe erscheinen lassen (mit 17 Bildern, geb. M. 5.50). Ihre Vorzüge liegen in der wohlbedachten und

sicher abgewogenen Komposition und in der außerordentlich anregenden schriftstellerischen Form. Den Satz, den Erich Schmidt ihrer ersten preisgekrönten Ausgabe zum Geleit gegeben hat, darf sich auch die zweite zu eigen machen: »Es ist die Schöpfung eines selbstständigen Kopfes, einer gewandten Hand, des Preises wert, eine Arbeit des Mutes und des Könnens.« Gleichzeitig hat es Bieleschowsky nicht so eigenwüchsiges, auch nicht so geistreiches, aber leichter lesbares und verständliches Buch über Goethe zur Jubiläumsausgabe (25.) gebracht (München, Bed; 2 Bände). Seine synthetische Betrachtung, die bei seinem ersten Erscheinen vor achtzehn Jahren keineswegs der Zeitströmung entsprach, sich aber auch wider sie durchsetzte, erfreut sich jetzt eines viel weiter gedungenen Ansehens, und so darf man dem für die Popularisierung Goethes höchst wertvollen Werke noch eine stattliche Zahl von weiteren Auflagen prophezeien.

Vollständig geworden ist neuerdings die Goethe-Biographie der Jesuiten Alexander Baumgartner und Alois Dodmann (2 Bände; Freiburg, Herder). Sie ist mit ihren zwei starken Bänden eine der umfangreichsten, die wir haben, hat aber auch sonst so viele offensichtliche Vorzüge, daß wir sie jedem empfehlen können, der nicht mehr so besangen ist, sich ihr, d. h. vor allem ihrer mit bewußter Einseitigkeit ausgeprägten katholischen Weltanschauung, ohne Vorbehalt gefangenzugeben. Namentlich die menschliche Beurteilung Goethes muß auf Widerspruch stoßen, und wo die Verfasser vollends ins Moralisieren verfallen, sollten wir uns hüten, ihnen durch dick und dünn zu folgen. Stark ist das Buch vornehmlich in der psychologischen Persönlichkeitsanalyse und in der immer anregenden philosophisch-ästhetischen Diskussion, die die Verfasser zwischen den Zeilen mit sich selber führen. Diese Art, für den Gegenstand, wenn auch oft mit Stacheln des Widerspruchs, zu interessieren, hat etwas ungemein Gedankenstählendes, und so wird sich diese zwei Bände auch der noch gern in seine Bibliothek stellen, der weniger persönliche Werke schon zur Genüge besitzt. Auch hat dies Werk sonst noch genügend Unterscheidendes von den andern, z. B. in der exakten Genauigkeit, mit der seine gelehrten Anmerkungen bearbeitet sind. Wie schön bequem kann man doch jetzt diese Früchte einer erstaunlichen Belesenheit von den Zweigen pflücken!

Houston Stuart Chamberlain bietet dazu den denkbar stärksten Gegensatz. Hier geht alles ins Große und Weite, ins Wesentliche und Bleibende, und wenn die Einzelheiten darunter auch leiden, so gewinnt dadurch desto mehr die Gesamtanschauung des Dichters, Denkers und Menschen Goethe, der dem Verfasser

zu einem tief aufwühlenden Erlebnis geworden ist und ihm nachschaffende Kraft genug verliehen hat, um auch uns andre an der erhabenden Wonne dieses Gefühls teilnehmen zu lassen. Kurz ist das Biographische, desto weitblickender und selbständiger, freier und kühner die innere Entwicklungsgeschichte der Goethischen Persönlichkeit gegeben. Man braucht dem Verfasser in seinen zum Teil noch recht hypothetischen Rasttheorien nicht überall zu folgen und seinen oft verblüffenden Parallelen nicht immer bis ans Ende nachzugehen, um doch dankbar und respektvoll die geistige Höhe anzuerkennen, auf der dies alles steht. An Fruchtbarkeit der Ideen kann dies Buch (erschienen bei F. Brudmann in München) den Vergleich selbst mit Herman Grimms bisher so einsamem Goethewerk aufnehmen.

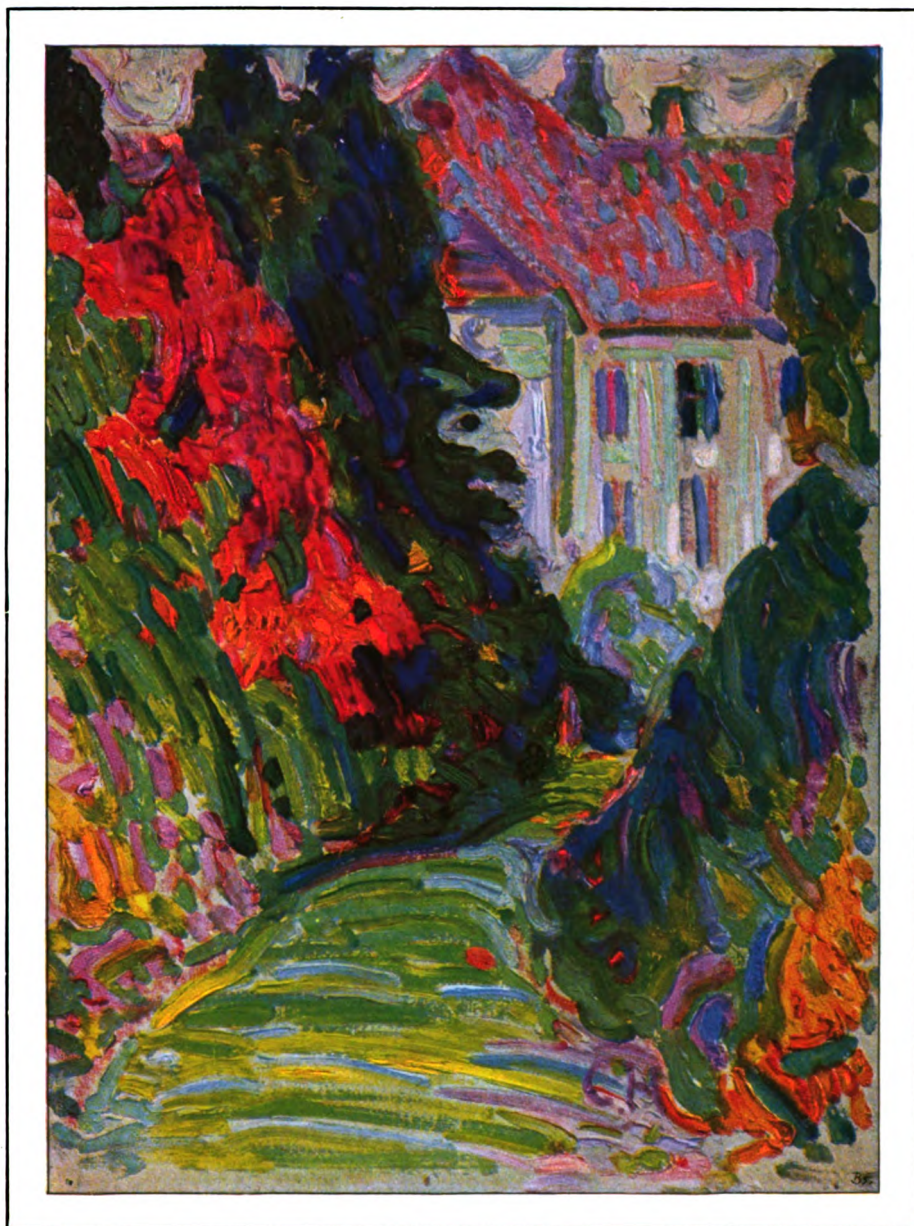
Ernst Traumanns Erläuterungswerk zu Goethes *Faust* hat mit dem 2. Bande seinen Abschluß gefunden (München, Bed). Er beschäftigt sich, in sich geschlossen, mit dem zweiten Teil der Tragödie und beobachtet auch für dies schwierigste Stück Arbeit den Grundsatß eines inneren Nachschaffens, der schon dem 1. Bande ein so eignes und erfreuliches Gesicht gab. Die höchste geistige Freude, die ein solches Erläuterungswerk geben kann, hier ist sie erfüllt: der Leser nimmt wirklich mit bald leiserem, bald rascherem Pulse teil an dem Werden dieser Goethischen Lebensdichtung, ohne je durch pedantischen Kleinram, wie Dünker und Konforten ihn pflegten, von seinen großen geistigen Grundlinien abgelenkt zu werden oder gar das Geheimnis der dichterischen Empfängnis und Zeugung mit plumpem Finger angetastet zu sehen.

Unsre Kenntnis des werdenden Goethe bereichert nicht unwesentlich Julius Vogels Buch »Goethes Leipziger Studentenjahre«, das jetzt wieder neu aufgelegt ist, und die sich zeitlich eng daran anschließende Darstellung »Goethe, der Straßburger Student« von Ernst Traumann (Leipzig, Klinckschardt & Biermann; geb. M 6.30). Beide Bücher sind aufeinander abgestimmt und ergänzen sich. Wie Vogel, so geht auch Traumann überall auf die innere Entwicklung, das gewaltige geistige Wachstum des zusehends reifenden Dichters aus; wie Vogels Buch ist auch das seinige reich und reizend illustriert. Man kann übrigens beide Schriften jetzt vereint in einem Bande (mit nahezu 200 Abbildungen) beziehen und hat dann ein Gesamtbild des Studenten Goethe, wenn auch Traumanns Darstellung psychologisch eigentlich noch feiner und tiefer ist als die Vogels, die sich mehr in den weiten Umkreis deutscher Kulturgeschichte verliert.

Eine neue Darstellung der Felsenheimer Episode gibt A. b. M. e. z in seinem bei Bed in Mün-

chen erschienenen Buche über Friederike Brion. Aus dem Buß der Entstellungen, von dem gerade dieses Goethische Erlebnis überwuchert ist, hebt sich hier nun endlich eine alles zusammenfassende, kritisch sondernde und sachlich abwägende Darstellung heraus, mit der man einen ganzen Ballen durch sie überflüssig werdender Einzelschriften aus seiner Bibliothek verdrängen kann. Ein Anhang bringt die in Betracht kommenden Goethischen Briefe.

Keines Dichters Schaffen ist für das volle Verständnis so sehr auf eine innige Vertrautheit mit dem Gange und den Ereignissen seines Lebens sowie mit seiner Charakterentwicklung angewiesen wie das Goethes. Schon seine Zeitgenossen fühlten das, und wenn man sich in ihre Goetheerinnerungen und -auszeichnungen vertieft, so hat man manchmal wohl das Gefühl, als sei ihnen der Mensch Goethe interessanter und wichtiger gewesen als der Dichter und Forscher. Als Wilhelm Grimm ihn zum ersten Male gesehen und seine Rede gehört hatte, empfand er, wie ungemein förderlich ihm diese persönliche Bekanntschaft für das tiefere Verständnis der Goethischen Gedichte sein werde. Nur kleine Geister haben sich ihm mit dem Gefühle des Kammerdieners genähert, für den es keine Helben gibt. Die andern haben aus dem wunderbaren Bild seiner Augen mit dem Zutrauen zugleich auch das Bewußtsein der Entfernung von ihm geschöpft und nur selten gewagt, mit oberflächlicher Anelbotenjagd ein Stück seines innersten Selbst einzufangen. Bei dem offensichtlichen Wert, der so fast allen Zeugnissen über Goethes Leben zukommt, mag es verwunderlich erscheinen, daß bisher noch nicht der Plan durchgeführt worden ist, in zeitlicher Reihenfolge eine umfassende Sammlung von Berichten, Briefen und andern Zeugnissen der Zeitgenossen zusammenzustellen, die mit Goethe in Verkehr gestanden oder ihn wenigstens gekannt haben. Gewiß, Bausteine und Bruchstücke dieser Art authentischer Lebensbeschreibung waren da; die wertvollste und ergiebigste in Viebemanns Sammlung »Goethes Gespräche«, die neueste in Richard M. Meyers drei Bänden »Goethe und seine Freunde im Briefwechsel«. Auch Michael Bernays' Sammelwerk »Der junge Goethe«, kürzlich erst von Max Morris neu herausgegeben, gehört hierher und erst recht Brauns Buch »Goethe im Urteil seiner Zeitgenossen«. Die Vollständigkeit aber und die zielbewusste Konzentration auf das Menschliche fehlte all diesen Büchern. Ein junger Goetheforscher, Dr. Heinz Amelung, ein Schüler Erich Schmidts, will das jetzt nachholen. Bei Georg Müller in München gibt er eine Bändefolge heraus, die sich »Goethe als Persönlichkeit« betitelt (1. Band: 1749 bis 1797). In dieser Sammlung zeitgenössischer



Curt Herrmann: Park im Herbst

Berichte und Briefe sehen wir Goethe in dem Spiegel, wie die Nachwelt ihn sah: wir gewahren, wie er absichtslos schon durch seine Erscheinung aller Augen auf sich zog; wir bemerken, wie er — unendlich verschieden — auf die wirkte, die ihm nähertreten durften; wir vernehmen einen Nachhall der Gerüchte und Legenden, die früh seine Person umschwebten und die sie zeitweilig fast zu einer mythischen Gestalt machten. Briefe und Tagebuchaufzeichnungen von Freunden und Freundinnen wechseln ab mit solchen von Fremden, die den Dichter nur flüchtig sahen; Gedichte an ihn und dramatische Szenen, in denen er redend und handelnd eingeführt wird, finden wir neben Urteilen über seine Person (nicht seine Werke), die in Büchern oder öffentlichen Blättern zu seinen Lebzeiten gedruckt erschienen. Dabei kommen auch die Gegner zu Worte, ohne daß freilich jedem Klatsch und Tratsch die Tür geöffnet würde. Das Werk erscheint in dem Format der Müllerschen Propyläenausgabe von Goethes Werken und stellt sich geschwisterlich neben den schönen Bildnisband, den wir in dieser Ausgabe schon vor einigen Jahren aus der Hand von Ernst Schulte-Strathaus empfangen haben.

Theodore Roosevelt, der Expräsident der Vereinigten Staaten von Amerika, beschreibt sein Leben. Er tut es mit der Offenheit und Unbefangtheit, mit der Subjektivität und Schablonenlosigkeit, die sich für einen Mann wie ihn einzig und allein ziemt. Aber er weiß auch, worauf es in diesem besonderen Fall ankommt und was er sich selber schuldig ist: gegenüber allen sensationellen und verzerrenden Darstellungen, die seine Persönlichkeit in der amerikanischen Presse erfahren hat, schildert er sein Leben und Wirken so, wie er es sieht oder wie er es gewollt hat, und dabei geht es nicht ohne Abrechnungen mit sich selber, aber auch nicht mit seinen Freunden und Feinden ab. Und noch einmal zieht alles das an uns vorüber, wozu er in seiner entschlossenen, temperamentvollen Weise während seiner Amtsführung als Polizeipräsident von New York, Unterstaatssekretär der Marine, Führer seiner Reitertruppe und zweimaliger Präsident Stellung genommen, oder was sich aus seinem Tun und Lassen an neuen Problemen herausgebildet hat. Manches ist darunter, was allein sein Land angeht; andres gehört zu den uns moderne Menschen alle bewegenden Fragen der Kultur und der Menschheit. Man braucht nur einige von den Stichworten seiner Lebensabrechnung zu nennen, um ihre Bebensamkeit zu kennzeichnen: Nationalität und Internationalismus, Demokratie und Republikanismus, Arbeiterfrage und Frauenbefreiung, Polizei und Beamtentum, Gelbherrlichkeit und Bestechungswesen, Moral und Familie — wo ist der Staat,

dem diese Dinge nicht ins Fleisch oder gar an Herz und Nieren gehen? Und welcher Bürger, der ein lebendiges Verhältnis zu seinem Staate hat, möchte sich deshalb nicht verpflichtet fühlen, sich so oder so mit ihm auseinanderzusetzen? Hier, in Roosevelts Buch »Aus meinem Leben« (Deutsche Ausgabe bei Brockhaus in Leipzig; reich illustriert, geb. 10 M.) ist ein praktischer Leitfaden dafür, ein Buch praktischer Lebenserfahrung und Lebensweisheit, ganz aus modernem Geist geboren und ganz auf unsere Zeit und ihre Aufgaben angewendet. Und auch in einer Form und einer Sprache geschrieben, die Blut von unserm Blute, in einem Selbstmache-Stil, wie er zu solchem Inhalt allein taugt. Glammend von Tätigkeitsdrang, brausend von Begeisterung für alles Positive und Fördernde, strohend von Anschauung und Erlebnis. Mag dies Buch noch so viel Widersprüche oder gar Widerlegungen finden, die Persönlichkeit seines Verfassers, die es trägt, wird man stehen lassen müssen — sie aber ist es, die diesem Bekenntnisbuche den eigentlichen und dauernden Wert gibt. Dahinter verschwindet selbst sein Wert als Kritik, als rücksichtsloseste Kritik, die je an Amerika und dem Amerikanismus geübt worden ist. Es gibt wohl in der Gegenwart kein aufrichtigeres (aber auch kein beschämenderes) Buch über das so oft bewunderte Land der »unbegrenzten Möglichkeiten« als diese Memoiren Roosevelts, und vor allem sollte kein deutscher Beamter, in welcher hohen oder bescheidenen Stellung er sich auch befindet, diese Selbstbekenntnisse des amerikanischen Beamten Roosevelt zu lesen versäumen.

Albrecht Dürers Kupferstiche, eine der größten und tiefsten Schöpfungen deutscher Kunst — wer kennt sie in ihrer ganzen Schönheit? Nur wenige haben sich die Mühe genommen, sich in Kupferstichlabnetten an frühen, guten Abdrucken die Schönheit dieser Blätter zu eigen zu machen, ihre Feinheiten wirklich zu studieren. Es gibt eine Entschuldigung dafür: die öffentlichen Sammlungen Deutschlands, die wirklich gute Abdrücke Dürerscher Kupferstiche besitzen, kann man an den Fingern einer Hand heranzählen. Und nur an diesen frühen, sehr teuren Abdrucken von den noch nicht abgenutzten Platten kann man die Kraft und Schönheit solcher Blätter recht genießen. Die meisten Drude, die man zu sehen bekommt, sind, da die Kupferplatte sehr schnell abgenutzt und erschöpft wird, nur noch Schatten einstiger Schönheit. Unter solchen Umständen ist die Kupferstich-Gassimile-Ausgabe von Dürers sämtlichen (102) Kupferstichen, die Professor Dr. Taro Springer im Münchner Holbein-Verlag herausgibt (geb. 36 M.) von unschätzbarem Wert für den deutschen Kunstfreund. Denn die Nachbildungen dieser Ausgabe, sämtlich in genauer

Originalgröße, wurden hergestellt nach den besten Frühbruden im Kgl. Kupferstichkabinett in Berlin, d. h. nach der besten Sammlung Dürerscher Kupferstiche, die wir in Deutschland überhaupt haben, und, was die Hauptsache ist, diese Nachbildungen geben die Blätter fast originalgetreu wieder. So ist denn jeder kunstsinige Deutsche heute imstande, wie seinen Goethe und Shakespeares, auch seinen Dürer in der Bibliothek zu haben. Was früher an ähnlichen Reproduktionen in Lichtdruck und Buchdruck erschien, mußte die Tiefdruckwirkung der Originale entbehren;

die Kraft der sammet-schwarzen Tiefen, die Weichheit der feinen Linien, kurz den ganzen Scharm des Originals. Wenn der Holbein-Verlag jetzt so Gutes zu so mäßigem Preise bieten kann, so dankt er das den neuesten Fortschritten der Technik, insbesondere der Erfindung der Kupferdruck-schnellpresse. Der Text Springers, eines der besten Dürerkenner in Deutschland, führt den Laien in anregender Weise in die Kunst dieses Meisters ein, sagt alles Notwendige auch in technischer Beziehung und stellt eine einwandfreie Chronologie der einzelnen Stiche fest.

Literarische Notizen

Walter Paetow †. — Ein Herzschlag, einer von denen, die man in einem Atem grausam und wohlthätig nennen möchte, hat den Berliner Musikschriftsteller Dr. Walter Paetow dahingerafft, ehe er noch sein 45. Lebensjahr beßlossen hatte. Obgleich er schon seit einiger Zeit durch ein unaufhaltsames Leiden seiner Arbeit und seinem Wirkungskreise, die er beide einst mit so jugendlich leidenschaftlichem Feuer erfüllt hatte, halb abgestorben war, erfreute er sich doch bis zuletzt, auch als fast Menschen-scheuer noch, vieler warmherziger Freunde. Wo seine und hohe Musik gepflegt wurde in deutschen Landen, zumal an den Stätten der großen sommerlichen Musikfeste, hatte der Name Walter Paetow guten und vertrauten Klang. Mit so vielen, denen Musik eine Sache des Herzens und ein Glück der Seele ist, verband ihn die Erinnerung an geweihte Stunden, denen sein Wort dann Nachhall und Dauer gegeben hatte. Denn Kritik war ihm vor allem ein Finden, Stärken und Verbreiten des Guten, Tiefen und Gehaltvollen in der Kunst, in seiner Kunst, der er selbst als ein andachtsvoll Ausübender diente. In diesem Sinne hat er einige Jahre hindurch als fester Mitarbeiter auch an »Westermanns Monatsheften« gewirkt. Er hat die »Musikalische Rundschau« geschrieben (1910—1912) und daneben eigne Aufsätze über Richard Straußens »Rosenkavalier«, über Gustav Mahler und über Franz Liszt, unter dessen Schöpfungen und Anregungen er mit feinsinniger, entschlossener Kritik das Bleibende vom Vergänglichen zu scheiden wußte. Er hatte überhaupt ein äußerst empfindsames und reges Organ für alles Lebendige und Lebensschaffende. Nicht aus Not und Zwang, aus Lust und Temperament gehörte seine Feder dem Journalismus. Und bis zuletzt last, als seine Hand schon Mühe hatte, das Zittern zu verbergen, hat er sich die Empfänglichkeit, die Wärme, die aus allen Enttäuschungen immer neu wieder aufschnellende Begeisterungsfähigkeit bewahrt, die den echten Journalisten erst in der Todesstunde verläßt. Die freilich, die ihn

in seinem jungen Glanze gefannt hatten, aus dem »Berner Bund« oder aus seinen früheren Kritiken für die »Tägliche Rundschau«, konnten nicht mehr anders als in schmerzlicher Wehmut seiner gedenken. Wovon ihm aber trotz allen Leiden und Demütigungen nichts geraubt werden konnte, das war die Musik in ihm selbst, das tiefe, sichere Besitztum seines Wesens, das aus seinen kindlichen blauen Augen leuchtete und aus seiner herzugewinnenden Stimme klang. Nun ist aus der irdischen eine himmlische Musik geworden, und in dieser »Eintracht süßer Töne« ist auch sein letzter Schmerz gelöst. J. D.

*

Wer sich durch den Aufsatz Alfred Wiens über Knut Hamsun angeregt fühlt, dem Leben und Schaffen dieses norwegischen Dichters weiter nachzugehen, dem sei die im Leipziger Xenien-Verlage erschienene Studie von Karl Morburger über Hamsun empfohlen. Hier findet er eine eindringendere literarisch-psychologische Analyse des Dichters, der uns eben erst wieder durch eine Aufführung seines Schauspiels »Vom Teufel geholt« in den Kammerspielen des Berliner Deutschen Theaters nahegerückt worden ist.

*

Mitteilung. Der Verfasser des Aufsatzes »Aus dem dritten Rom« (Februarheft) ersucht uns, mitzuteilen, daß von den Abbildungen des Aufsatzes diejenigen der Villa Mills, des Denkmals Leos XIII., des Justizpalastes, des Vestatempelchens auf dem Forum und des Goethedenkmals in der Villa Borgese nach Photographien von Fratelli Alinari in Florenz, die des Cavourdenkmals nach einer Photographie aus dem Kunstverlag Giacomo Brogi in Florenz wiedergegeben sind, und daß endlich die Abbildungen vom Denkmal Victor Emanuels in Rom einem »Album dedicato al padre della patria« (Roma, ed. C. Colanloni) entnommen sind. Durch ein Versehen der Redaktion sind diese Hinweise bei den Bildern weggeblieben.

Von Kunst und Künstlern

Kurt Herrmann: Blumenstrauch und Park im Herbst — Ernst Pickardt: Bildnis der Frau Dr. Lucie P. — Georg Ludwig Meyn: Bildnis der Frau von Cotta — Theodor Alt: Der Hundertjährige — Alessandro Mileffi: 1700 — Daniel Stocker: Stimme des Lebens — Emil Kiemlen: Kreuzigungsgruppe — August Roth: Mater dolorosa — Wilhelm Claudius: Vorstadtpark im Frühling und Dorfstraße im Alten Lande — August Sterrer: Frühling — Zu Heinrich Rattens Gedächtnis

Eine etwas verspätete Huldbigung für einen Sechzigjährigen — Kurt Herrmann, der Berliner Meister des Neoimpressionismus, der sich den Lesern hier im Bilde zeigt, ist wirklich vor einigen Wochen (1. Februar) sechzig geworden. Wenn es schon schwerfällt, das seiner persönlichen Erscheinung zu glauben, so erst recht seinen Bildern. Die haben noch immer etwas ungestüm Jugendliches, Revolutionäres, so viele neuere, modernere, verwegenere Richtungen inzwischen die seine auch bereits wieder abgelöst haben. Woran liegt das? Zunächst und zumeist doch wohl an der blut-reinen Frische seiner Farben, dann aber auch an der Redheit, ich möchte sagen an der Augenblicklichkeit seines Pinselstrichs.

Was der Neoimpressionismus theoretisch bedeutet und was die Neoimpressionisten technisch und stilistisch wollen, das hat Herrmann selbst vor einigen Jahren in einem bei Erich Reiß in Berlin erschienenen Büchlein gesagt, das sich auch noch mit andern Problemen der modernen Malerei höchst kenntnisreich und klug auseinandersetzt (»Der Kampf um den Stil«). Der Stilgedanke, heißt es da, hat bei den Neoimpressionisten die reinsten Formen angenommen: reine Linie, reine Form, reine Farbe, und als Novum in der gesamten Malerei: reines (optisch wissenschaftlich begründetes) Licht. Sie erheben so Farbe und Licht zu einem reinen Stilmoment. Sie mischen ihre auf die dem Prisma am nächsten kommenden Grundfarben beschränkten Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett überhaupt nicht oder doch nur mit Weiß und mit Nachbarfarben — niemals aber Komplementärfarben untereinander. Die Farbennuancen bewahren dadurch ihre Reinheit in unendlichen Abstufungen. Sie werden dann nach optischen Gesetzen in kleinen Partikeln, Punkten oder

Strichen, nicht in Flächen, auf die Leinwand aufgetragen, ohne daß sich die Ränder mischen. Der möglichst reine weiße Malgrund darf sogar zwischen den einzelnen Farbpartikeln unter Umständen als trennendes Neutrum stehenbleiben. Die einzelnen Farbentkomplexe müssen bestehen aus einzelnen kleinen Teilchen der Lokalfarbe, Beleuchtungsfarbe (oder Schattenfarbe) und der Reflexfarbe, die auf der Netzhaut des Beschauers beim richtigen Abstände vom Bilde eine optische Mischung eingehen. Da, der richtige Abstand vom Bilde ist zum Verständnis und Genuß Voraussetzung, ebenso wie eine gewisse Mitarbeit des Beschauers bei Beurteilung eines neoimpressionistischen Bildes mehr als sonst Bedingung.

Das hört sich reichlich abstrakt und mehr zerlegend als aufbauend an, aber der Künstler beeilt sich, hinzuzusetzen, daß wer diese Gesetze der Reinheit einzeln voll beherrscht, sie bei der Arbeit mühelos und ganz von selbst zur Synthese zusammensetzt. »Er braucht nicht zu grübeln und sich im banalen Sinne zu quälen, wie die Gegner glauben. Seine Arbeit ist ein freier Schöpfungsakt, geboren aus dem Geiste der Naturgesetze, die zur Harmonie streben. Voraus-

setzung dabei ist — und das macht die eigentliche Künstlerschaft aus —, daß der Künstler reif genug ist, Motive in der Natur zu sehen und sich von ihnen anregen zu lassen, in denen diese Gesetze schlummern. Er wird darin ihr Walten erkennen, das Halbbewußte wird zum Bewußten, der schöpferische Moment des künstlerischen Erlebnisses tritt ein.«

Daß diese Kunsttheorie und -übung aus Frankreich stammt, braucht wohl ebenso wenig gesagt zu werden, wie daß es sich hier um keine Volkskunst handelt, sondern um eine Luxuskunst für Kenner und Genießer. Aber ihre Grenzen und



Phot. W. Jechner, Berlin
Kurt Herrmann

Gefahren ist sich Kurt Herrmann selber klar. Er verteidigt mit der jähren Überzeugung eines Mannes, der sein Leben und seine Arbeit darauf gebaut hat, die Mission des Neoimpressionismus für die Monumentalmalerei, er sieht in Hodlers, Ludwig von Hofmanns und stillschweigend gewiß auch in manchem seiner eignen Bilder — sicherlich in dem Jahreszeiten-Zyklus, den er jetzt in Arbeit hat — hoffnungsvolle Ansätze dazu, aber er erkennt auch nicht die gefährliche Hineigung zum allzu zärtlich Dekorativen, allzu üppig Ornamentalen, die in dieser Malweise liegt — ohne freilich die »künstlerische Minderwertigkeit« dieses Elements gelten lassen zu wollen. Denn ihm ist Kultur oder meinetwegen auch Überkultur kein Schimpfwort. Aber haben nicht auch wir andern mittlerweile einsehen gelernt, daß wir mit dem Fluch, den wir eine Zeitlang gegen alles »Defabente« schleudern zu müssen glaubten, allzu verschwenderisch umgegangen sind? Wie denn auch kein einzelner sich auf die Dauer einreden sollte, die »Gesundheit« für sich allein gepachtet zu haben. Wer insbesondere diesen Maler in seiner hellen, klaren Blondheit und seiner kraftstrotzenden Männlichkeit unter den eignen Gemälden seiner Werkstatt und den fremden Kunstwerken seiner mit erlesnem Geschmack und Stil Sinn ausgestatteten Wohnräume hat hantieren sehen, wird es nicht fertigbringen, ihn »krank« oder »defabent« zu schelten. So aufrecht und sicher, wie er selbst, ist seine Kunst, und diese Einheit von Persönlichkeit und Werk sollte genügen, uns an beider Ehrlichkeit und Ernst glauben zu lassen.

Das Bildnis von Frau Dr. Lucie P. von Ernst Pöschel, charakteristisch als zierlicher modern-mondäner Typ, ist auch technisch höchst interessant. Zum ersten Male hat der Künstler (geb. 1876 in Berlin), ein Schüler Wolbemar Friedrichs und Max Kohners, mehr aber noch als an der Akademie auf Studienreisen in Frankreich, England und Italien ausgebildet, hier versucht, ein elegantes Damenbildnis von A bis Z in der breiten Technik des Holzspachtels auszuführen. Ohne diese Spachteltechnik als sein letztes Ziel hinstellen zu wollen, glaubt er ihr doch die Befreiung von der übertriebenen, nur zu leicht ins Schmutzige fallenden Tonigkeit zu verdanken. Jedenfalls hat er an diesem Bilde wieder das Streben nach reiner, starker Farbe schärfen gelernt und die Genugtuung empfunden, über die Nebentöne nicht mehr »hinwegzumuscheln«, sondern sie ehrlich Ton für Ton hinzusetzen. Unsere Wiedergabe in Mattkuststoffdruck läßt hoffentlich noch genug von der Eigenart dieser Technik erkennen.

In dem Bildnis der Frau von Cotta haben wir ein Musterbeispiel der soliden, zur erschöpfenden Charakteristik strebenden Porträt-

kunst. Nicht von ungefähr ist der Maler dieses Bildes, Professor Georg Ludwig Meyn, der Nachfolger Max Kohners an der Berliner Akademie geworden. Wie die Kohners, so wurzelt auch Meyns künstlerische Ausbildung durchaus in der Berliner Schule. In Berlin ist er geboren (1859), an der Berliner Hochschule unter Thumann, Michael, Ernst Hilbebrandt, namentlich aber unter dem ihm teuren Otto Knille hat er seinen Studiengang begonnen und vollendet, und der guten alten Berliner Solidität haben ihn auch die zahlreichen Studienreisen nicht abtrünnig machen können, die ihn nach Belgien, Holland, Italien, Spanien und Wien führten. Solange Meyn Porträte malt, war er danach bestrebt, das Wesen, das Charakteristische einer Erscheinung, ihre ihr eigenste Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Technische Virtuosität ohne psychologische Vertiefung in Charakter und Seele des Darzustellenden gilt ihm nicht als Porträtkunst, und noch weniger mag er mit dem Evangelium jener artistischen Selbstherrlichkeit zu schaffen haben, die von der Forderung der Ähnlichkeit wenig oder gar nichts wissen will. Der Porträtmaler — das ist seine Überzeugung, und in seiner dreißigjährigen Tätigkeit hat er sie treulich bewährt — hat hinter seinem Modell zu verschwinden; ist er Künstler, wird sich seine Persönlichkeit schon nicht verleugnen und auch ohne technisches Getue und marktschreierisches Gebaren sich Geltung zu verschaffen wissen.

Wir steigen auf der Stufenleiter zur Klassizität noch um eine Spanne höher, wenn wir nach Meyns Bildnis das des Hundertjährigen von Theodor Alt betrachten. Schon die Tönung, die auf unserm Doppeltondruck gut getroffen ist, dann aber auch die Hände und der Kopf dieses Alten verraten uns, daß wir im Leibkreise stehen. Der Oberfranke Alt (geb. 1846 zu Döhlau bei Hof) war in den sechziger Jahren in der Tat Leibls Mitschüler und Freund auf der Münchner Akademie, und von einem zum andern gehen vielerlei Fäden künstlerischer Verwandtschaft. Mehr noch als in Alts bekanntestem Gemälde, dem »Atelier« (Original in der Berliner Nationalgalerie), spüren wir das in diesem Bildnis aus der Galerie von Karl Haberstock in Berlin, dem wir für die Erlaubnis zur Wiedergabe zu Dank verpflichtet sind.

Ein historisches Kostümbild, das seine Reize vor allem in der Farbe hat, bietet uns der Venezianer Alessandro Mileffi in seinem deshalb auch von uns farbig wiedergegebenen Gemälde »1700«. Mileffis Bild fand auf der letzten internationalen Kunstausstellung in München viel Gefallen, zeugte es doch neben manchem oberflächlichen Virtuosen- und manchem billigen Anekdotenstück seiner Landsleute für die echt malerische Kraft, die daneben in der modernen italienischen Kunst lebt.

Daß die Leser dank der wohlgelungenen Wiedergabe der Plastik »Stimme des Lebens« die Bekanntschaft Daniel Stoders (geb. 1865) gleich beim ersten Male von der monumentalen Seite machen, freut uns besonders. Denn nur zu lange hat dieser Stuttgarter Bildhauer sich außerhalb seiner Vaterstadt mit dem bescheidenen Ruhm des Kleinplastikers begnügen müssen. Seit seine Statuette des »Verzweifelten Rains« in St. Louis eine hohe Auszeichnung davongetragen hatte, schien er auf solche kleinplastischen Werke »festgelegt« zu sein. Seine Lampenfigur »Tag und Nacht«, seine bezaubernde Kirke, seine entzündenden »Badenden« — das waren die Stücke, an die man sich zuerst erinnerte, wenn sein Name genannt wurde. Tieferblinden freilich weckten auch diese in kleinem Format gehaltenen Werke die Frage, ob ein Künstler, der da in so hohem Maße die Kunst der klassischen Linienführung und die große, in sich geschlossene Wirkung der Silhouette beherrschte, sein Eigenes nicht erst als Monumentalbildner entfalten mußte. Ging man dann seinem Schaffen weiter nach, so fand man diese Ahnung und Zuversicht durch mehr als ein Werk bestätigt. Da begegnete man — leider nur in seinem Atelier, nicht in dem gebührenden echten Material ausgeführt — den durch edle Linienführung ausgezeichneten »Bacchanten«, der großzügigen erschütternden »Hagar« und der »Seele«, einem von jenen seltenen Bildwerken, die einen innerlichen, geistigen Vorgang plastisch mit völliger Materialgerechtigkeit zu erschöpfen wissen, ohne Anleihen beim Literarischen machen zu brauchen, ohne doch aber auch der psychologischen Vertiefung etwas schuldig zu bleiben. Denn dieses Künstlers Streben — was seine öffentlichen Denkmäler, wie das Friedrich-Alexander- und der Weißenburg-Brunnen in Stuttgart, nur in bescheidenem Maße ausbrücken konnten —, es geht nach geistig erhöhtem Ausdruck. Besser als seine öffentlichen Denkmäler erlaubten ihm das seine Grabmäler auszudrücken, die ihm denn auch reichliche Anregung einbrachten, und seine bisher vollendete Erfüllung hat dies Streben wohl in der »Stimme des Lebens« gefunden, dieser Figur, die zur Schmückung der Urnenhalle in Göppingen geschaffen worden ist und dem Raum Weiße und Stimmung gibt. Nicht den Schmerz über erlittenen Verlust will sie verkörpern, sondern erheben will sie über den Schmerz durch kraftvolles Mitreißer der Seelenschwingungen des Beschauers zur Erkenntnis von der Unsterblichkeit des Lebens an sich. In dem Adel der Linienführung, der Keuschheit der Formen und dem reinen Stilgefühl, so reif sie hier sind, mag sich mancher, der sich gleich ihm von der Klassik hat künstlerisch erziehen lassen, mit Daniel

Stoder messen können; für die besetzte innere Auffassung seiner Schöpfungen — wir nennen noch »Johannes und Paulus« am Portal der Ulmer Garnisonkirche — hat er in dem weiten Bezirk deutscher Bildnerkunst nur wenige gleichstrebende Gefährten.

Wie Stoder, so ist auch der Bildner der Kreuzigungsgruppe, die wir nach dem im vergangenen Sommer in Stuttgart ausgestellten großen Modell wiedergeben, Schwabe; wie Stoder, so hat auch Emil Kiemlen (geb. 1869 in Rannstatt) für Stuttgart und andre Städte Württembergs eine stattliche Anzahl öffentlicher Denkmäler ausgeführt, darunter als die bekanntesten und gelungensten das für den schwäbischen Dichter Johann Georg Zischer, das Bismarckdenkmal in Heilbronn, das Lenaudenkmal in Ehlingen, den Libellenbrunnen am Herweg in Stuttgart, die Statuen der Könige Karl und Wilhelm II. an der Rannstatter Redarbrücke und den großen Dunobrunnen für die Rannstatter Kuranlagen. Ähnlich wie Stoder hat auch Kiemlen sich erst von der handwerklichen Kleinplastik zur hohen monumentalen Kunst durchringen müssen. Zunächst als Ziseleur ausgebildet und als solcher in den ersten Münchner Werkstätten bei Prof. Halbreiter und R. Harrach tätig, widmete er sich nach Abschluß seiner akademischen Studien unter Prof. Donndorf in Stuttgart hauptsächlich der dekorativen Bauplastik und der Porträtbildnerei. Erst als er in Paris an der bekannten Akademie Julian und in Italien seine Studien erweitert hatte, sagte er den Mut zur Monumentalplastik, die nun in der für das Grabmal der Familie Mauser in Oberndorf a. N. geschaffenen Kreuzigungsgruppe ihre Höhe erreicht hat. Ein modernes, vom Künstler subjektiv empfundenes Werk, doch den christlichen Charakter vollständig während: so lautete der Auftrag des Bestellers, und man darf sagen, daß diese Aufgabe traditionsgetreu und doch nicht ohne individuelle Freiheit in Auffassung und Ausdruck erfüllt worden ist. Zwar die Komposition der Gruppe mag etwas akademisch anmuten, dafür aber fesselt jede einzelne der vier Figuren durch ihre seelische Charakteristik: der (übrigens anatomisch gut durchgearbeitete) eben verschiedene Dulderleib des Gekreuzigten mit dem dornengekrönten ehlen Haupt und die am Fuße des Kreuzes in ihrem Schmerz zusammengebrochene Maria Magdalena nicht minder als die beiden Seiten gestalten: zur Linken Maria, schon aus dem Schmerz zur gottergebenen Andacht und Verehrung verklärt, zur Rechten Johannes, das schöne Haupt leicht gesenkt, den Kummer mit männlicher Fassung nach innen gepreßt. Um von den Größenverhältnissen und der Wirkung der Gesamtgruppe eine Vorstellung zu gewinnen, muß man sich die beiden Seitenfiguren in

überlebensgröße (1,80 m) denken und sich vergegenwärtigen, daß das Oberndorfer Original in Carrara-Marmor ausgeführt ist.

Die »Mater dolorosa« von dem Wiener August Roth offenbart ihre tiefe seelische Schönheit nach unsrer Wiedergabe vornehmlich in der einfachen ruhigen Linienführung und dem auch in der Erstarrung noch wunderbar belebten Hoheitsernst der beiden Antlitz. Die verklarte Schönheit der Landschaft oder vielmehr der Luft, die die Gruppe umschließt, kann man auf unserm Doppeltondruck nur ahnen.

Über die Landschaftsbilder dieses Heftes dürfen wir uns kurz fassen. Wie der Dresdner Wilhelm Claudius, ein Nachkomme übrigens des lieben alten Wandsbeder Boten, so ist auch August Sterrer unsern Lesern bekannt. Von Claudius geben wir in Vierfarbendruck, wie sich's bei einem so farbenfröhlichen Wille gehört, den Vorstadtgarten im Frühling wieder, in Offsetdruck die Dorfstraße im Altenlande, jenem fruchtbaren Marschdistrikt längs der Elbe zwischen Efte und Schwinge, dem Claudius' Landschaftskunst schon so manches glückliche Motiv verdankt.

Sterrers »Frühling« beweist uns aufs neue (wie schon seine »Heilige Nacht« im letzten Januarheft), wie erfolgreich dieser junge Künstler, ein vollendeter Zeichner und Kompositeur, auch in der Landschaft nach Stilkunst strebt.

Am 16. März dieses Jahres hätte Meister Natter seinen 70. Geburtstag gefeiert, wenn die Parze ihm bis dahin das so heiß geliebte Leben gegönnt hätte. Heinrich Natter — an welches seiner Denkmäler denken wir zuerst, wenn der Name dieses Tiroler Bildhauers erklingt, dessen Irdisches vor 22 Jahren (April 1892) die heilige Flamme verzehrt hat? Nicht an sein stolzes Haydn-Denkmal in Wien, nicht an sein Schmerzenskind, das himmelanstrebende Hoferdenkmal in Innsbruck, auch nicht an den streitbaren Zwingli in Zürich, sondern an Walther von der Vogelweide auf dem Johannisplatz in Bozen. Als fühlten wir, daß in das steinerne Bild dieses kindlich reinen Dichters und männlich tapferen Vaterlandskämpfers am meisten von der Art des Künstlers selbst übergegangen sei; etwas von seinem Willen und Herzen, dünkt uns, schlägt in diesem Steinbild voll trohiger Milde und zärtlichem Ernst. Und nun uns die pietätvolle Hand seiner Witwe Natters Leben und Schaffen in einem gewichtigen, mit vielen schönen Wiedergaben seiner Werke geschmückten Bande geschildert hat (Berlin, Prometheus-Verlag; Wien, Verlag für Fachliteratur; geb. 15 M.), finden wir diese Ver-

mutung aufs angenehmste bestätigt. Dieser Künstler war wirklich so, wie sein Freund Erich Schmidt ihn charakterisiert hat: »eine sonnige Natur, Genie und Kindstoppf, wild und heiter«. Darin liegt der Schlüssel zu dem unwiderstehlichen Zauber, den er auf seine Umgebung ausübte, und die Erklärung für die vielen Freundschaften, die seinen leider nur so kurzen Lebensweg begleiteten. Alle, die ihm nahestanden, konnten sich diesen mittelgroßen, stämmigen Mann nicht anders als in Verbindung mit Frühlingsgrün oder Sommer Sonne denken, so sprickend heiter stand sein Leben und Schaffen vor ihnen.

Es könnte verwunderlich erscheinen, daß einem so mit Freunden gerade auch aus der Literatur gesegneten Manne, von dem die Steine doch berechtigt genug zeugen, nicht längst das biographische Monument errichtet worden ist. Aber das Rätsel löst sich. Jakob Bächtold, der Biograph Kellers, hegte den Plan einer solchen Lebensbeschreibung; nur der Tod (1898) hinderte ihn an der Ausführung dieses Planes. Statt seiner hat nun Frau Ottilie Natter selbst sich an die Aufgabe gemacht — wohlberufen und -gerüstet. Denn nicht nur, daß ihr die Tagebücher ihres Mannes reichhaltiges Material geboten haben, auch aus ihren eignen Erinnerungen hat sie vielerlei hergegeben, wofür die Öffentlichkeit dankbar sein wird, dient dies alles doch zur Erläuterung eines Künstler-Schaffens und noch mehr eines Künstler-Ringens, das manches von dem, was es in sich trug, in der Seele verschließen mußte, weil Zeit und äußere Schwierigkeiten seiner Sehnsucht bei weitem nicht alles innerlich Geschaute zu gestalten vergönnten. Und man erstaunt wieder mal, wie viele Streiflichter aus dem Leben eines Einzelnen, der ohne vorgefaßte Tendenzen rein aus sich heraus geschaffen hat, auf die Zeit und ihre Kämpfe fallen, wenn dieser Einzelne in sich das offene, lebendige Gegenwartsgefühl hatte wie Natter. Haydn — Zwingli — Walther — Luther — Bismarck: fünf Namen geistiger Helden nicht bloß, sondern ebenso viele Stichwörter und Lösungen für fröhliche oder erbitterte Waffengänge und Prüfungen der eignen Kraft. Ja, es ist ein rechtes Buch des Lebens geworden, das Ottilie Natter ihrem so früh Heimgegangenen geschaffen hat: überall, auf jeder Seite hört man die Wasser aus den Quellen der Zeit »briesen«, und um den Brunnen des werktätigen Lebens scharen sich die Gestalten vieler andrer, die dem Meister lieb und vertraut, und auch uns noch, wo immer sie aufstehen, wert und willkommen sind: Erich Schmidt, Jakob Bächtold, Karl Weinhold, Ludwig Speidel, J. J. David, Adolf Vichler, Ernst Stüdelberg, Franz Desregger, Rudolf von Wehr, der Bildhauer, und manch andrer noch. S. D.

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düssel

„Peer Gynt“ im Königlichen Schauspielhaus — Hermann Sudermanns „Lobgesänge des Claudian“ — „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen“, ein Drama von Friedrich von Unruh — „Eilium“, dramatische Legende von Franz Molnár — „Casard“, ein Drama aus der französischen Fremdenlegion von Erwin Rosen — „Das Phantom“, Komödie von Hermann Bahr — Wolf Dohrn †

Peer

Da kann ich's nah schon gewahren.
Hü, Grane! Den Torweg empor!
Das ist ein Gewimmel! Jetzt fahren
Peer Gynt und Alt Aase vor.
Was sagst du da, Herr Sanct Peter?
Der Mutter wird nicht getraut?
Und ging einer suchen, erspäht er
Nicht bald solch 'ne ehrliche Haut!
Um mich mag nicht weiter gebangt sein;
Ich kann umbrehn, wenn es sein soll.
Wollt ihr laden mich, sollt ihr bedankt sein;
Wenn nicht, scheid' ich auch ohne Groll.
Ich hab' viel gestault und gesadelt,
Der Teufel konnt's besser kaum tun,
Und Mutter dann, weil sie gegadelt
Und gekräht, geschimpft für ein Huhn.
Doch sie sollt ihr achten und ehren,
Wie's billig für Leut' eures Schlags;
Hier wird keine beßre vorlehren
Von irgendwo heutigentags. —
Da gebeut Gott-Vater selbst Ruhe!
Jetzt, Petruschen, blüht dir was!

(mit tiefer Stimme:)

»Hör' auf mit dem Pförtnergetue;
Alt Aase hat freien Paß!«

(lacht laut und wendet sich um zur Mutter:)

Als hält' ich das nicht gerochen!
Jetzt weht's aus 'nem andern Strich!

(angstvoll:)

Was schaust du denn so gebrochen?
Du! Mutter! Ich bin's doch, dein Jung'!

(berührt vorsichtig ihre Stirn und ihre Hände; darauf wirft er die Schür auf den Stuhl und sagt mit gedämpfter Stimme:)

Ach so! — Jetzt, Grane, geh grasen,
Jetzt sind wir gefahren genug.

(schließt ihre Augen und beugt sich über sie:)

Hab' Dank für dein ganzes Leben,
Für all deine sorgende Art! —
Doch nun laß auch mich Dank erheben —

(drückt seine Wange an ihren Mund:)

So; das war der Dank für die Fahrt.

Peer

Wir brauchen nicht länger mehr jagen,
Wir sind ja glücklich am Ziel!
Nun kriegst du, Rappe, dein Futter —
Was drängen die Leute so her?
Peer Gynt ist's mit seiner Mutter!
Zurück! Ich bitte doch sehr!
Warum denn das dumme Gezeiter?
Wir wollen in Ruhe hinein —
So jag' sie doch fort, Sanct Peter!
Was murmelst du da? Einen Schein?
Du hast dir den Schädel erkältet
Und redest daher ohne Sinn —
Wir sind im Schlosse gemeldet,
Versteht du? So frage doch drinn!
Du darfst nicht? Die frommen Seelen,
Sie wollen nichts wissen von ihr?
Sie sollen zu Tod sich kraakeelen —
Die Mutter, die Mutter bleibt hier!
Mich mögen sie ruhig verfluchen,
Ich habe sie selten erbaut,
Doch kannst du lange suchen
Nach einer so ehrlichen Haut!
Noch immer die tauben Ohren?
Du hörst ja: ich fahre nach Haus!
Ich weiß, ihr gebt mich verloren —
Mein'twegen! Ich mach' mir nichts draus!
Doch sie sollt ihr lieben und achten
Und richten ihr alles zu Dank —
Denn wenn wir's beim Lichte betrachten,
So ist der Gesündeste krank.
Aha! Da kommt ja Gott-Vater!
Nun, Petrus, wirst du mir klein!
»Wozu das lange Theater?
Laß, Mutter, Aase herein!«
Das wirkt! Da stehn sie und Schweigen,
Bis auf die Knochen blamiert —
O Mutter, du schaust ja so eigen?
Mein Gott, was ist denn passiert?
Die Lippen so kalt und die Hände,
O Gott, und die Arme wie schwer!
Nun hat das Rutschieren ein Ende —
Wir fahren im Leben nicht mehr.

Da habe ich nebeneinander ein Stück aus den beiden Übertragungen von Ibsens »Peer Gynt« gestellt, um die während der letzten Wochen manch kritisch Turnier ausgetanzen worden: links fahren Mutter Aase und Peer auf Christian Morgensterns Gefährt vors Himmelstor, rechts kutschiert Dietrich Eckart, dessen Text (Berlin-Steglitz, Verlag Herold) sich das Königliche Schauspielhaus für seine erste Aufführung der Dichtung erkoren hat.

Besser und gerechter als durch einzelne aufgespießte Wendungen glaube ich durch Gegenüberstellung dieses zusammenhängenden längeren Stückes, einer der schönsten und bedeutungsvollsten Stellen des Wertes, die verschiedene Art der beiden Verdeutschungen zu kennzeichnen. Morgensterns Überlegung (in der Fischer'schen Gesamtausgabe von Ibsens Werken) hält sich, ohne dem poetischen Ausdruck und der Phantasie der Bilder allzu enge Fesseln anzulegen,



Peer Gynt (Karl Clewing) am Sterbebett der Mutter (Paula Conrad). Nach der Aufführung am Rgl. Schauspielhaus in Berlin

möglichst treu zu dem Original und seinen Eigenarten, sorgsam darauf bedacht, alles Persönliche, alles Volks- und Bodenwüchsige in Farbe und Tonfall zu bewahren und auch die Knorren und Knubben zu schonen, wo das Original sie hat; Edart dagegen geht, wo es sich irgend tun läßt, um die Ecken und Kanten herum oder glättet mit dem Hobel, wo ihm das Holz allzu rau erscheint, er verdeutlicht und vereinfacht, aber er verallgemeinert, verniedlicht und vernüchtert auch, und wenn ihm die herbe Sparsamkeit des nordischen Dichters gar zu sehr wider den Strich geht, dann flicht und leimt er drauß, walzt Andeutungen zu Bildern, Bilder zu Szenen aus, die oft weder in Inhalt noch Form mehr Ibsen'scher Herkunft sind. Aber damit nicht genug. Ebenso eigenmächtig wie im Leben ist dieser Bearbeiter im Nehmen. Fast all die satirischen Zeitanspielungen, die der Norweger, wie Stacheln gegen die romantischen Halbheiten und billigen Selbstgefälligkeiten seines Volkes und nicht zuletzt gegen eigne ohnmächtige Phantastereien, seiner idealistischen Dichtung eingepflanzt hat, rasiert er einfach weg: ganze Szenen, darunter die von Ibsen mit klugem Bedacht mitten zwischen die afrikanischen Bilder eingeschobene kleine nordische, wo Solweig als reife Frau singt und wartet, läßt er fallen; andre, in Schauplatz und Stimmung einander fremd, zieht er gewaltsam zusammen.

Mit Recht ist die Bearbeitung wegen dieser und anderer Verballhornungen bitterböse gescholten worden. Einen Dichter wie Ibsen behandelt man nicht auf solche Art. Was würden wir sagen, wenn ein Ausländer, sei's Franzos' oder Norweger, sich einfallen ließe, den Faust so zu traktieren! Ich weiß, Edart, das königliche Schauspielhaus und sein verantwortlicher Regisseur Dr. Reinhard Brud werden antworten: Ohne solche Eingriffe gibt der »Peer Gynt« kein Theaterstück. Und wirklich, das wollen wir nicht leugnen: wie dem Zuhörer, so hat diese Bearbeitung und Dramaturgie auch der Bühne und dem Schauspieler manches bequemer und dankbarer gemacht, wenn dem Leiter der Aufführung während der Proben auch mehr als einmal das Gewissen geschlagen hat, so daß er sich verpflichtet fühlte, manche allzu behagliche Geschwägigkeiten nachträglich noch zu streichen und aus dem Urtext einige unterschlagene Kostbarkeiten im letzten Augenblick doch wieder zur Stelle zu schaffen. Als mildernder Umstand für die Wahl dieser Bearbeitung mag gelten, daß die ungleich treuere und bessere Morgenstern'sche Übersetzung durch die gleichzeitigen Peer-Gynt-Aufführungen des Lessingtheaters mit Beschlag belegt ist. Aber ob das königliche Schauspielhaus nach seiner Art und Überlieferung je so viel Vorurteilslosigkeit

keit, Mut und Spannkraft aufgebracht haben würde, diese in Geist und Form gleich eigenwillige Dichtung auf den Spielplan zu setzen, wenn sich nicht jemand gefunden hätte, der sie ihm zuvor so zähm zurechtmetete? Wir sehen wohl die gut und ernsthaft gemeinten Anstrengungen dieses Hauses, jetzt wenigstens, nachdem man so lange auf der Bärenhaut gelegen hat, gelinden Anschluß an die Zeit und ihre Bestrebungen zu finden, und der junge, aus dem Rheinland gekommene Regisseur Dr. Brud soll seines redlichen Eifers wegen schon deshalb doppelt gelobt werden, weil er an seiner Stelle gewiß doppelte Schwierigkeiten zu überwinden hat. Ob man's aber mit zagen Halbheiten oder unmutigen Kompromissen, wie diese Ibsen- und wie die Strindberg-Aufführung zu Anfang der Spielzeit (*»Schwanenweiß«*) jemals vom Sinken zum munteren Schritt oder gar zum fröhlichen Trab bringen wird?

Deshalb wollen wir bescheidenen Gemütern die Freude und Dankbarkeit, die sie vor solcher Darbietung empfinden, beileibe nicht verweigern. Es ist wirklich mancherlei Sympathisches und Anerkennenswertes dabei. Schon daß man zwei Abende an dies Werk setzte und entschlossen ist, es auf dem Spielplan zu halten, nicht nur meteorgleich honoris causa vorüberziehen zu lassen, ist ehrenwert, auch wenn es keinen Gewinn bringt. Die Einladung der Frau Grieg, der Witwe des norwegischen Komponisten, der die melodische, im ganzen wohl etwas zu zahme Begleitmusik zum *»Peer Gynt«* geschrieben hat, mag man meinetwegen zum höfischen Zeremoniell rechnen, das mit Kunst nichts mehr zu tun hat,



Phot. Beder & Raab, Berlin

Helene Chimig als Solweig

obgleich in diesem Falle die Herzlichkeit nicht zu verkennen ist, mit der der alten Dame vom Generalintendanten in der großen Hofloge die Honneurs gemacht wurden. Sachlicher und wichtiger ist der andre glückliche Nebenumstand dieser Veranstaltung: Frau Paula Conrad, die der Bühne zu unser aller Schmerz verloren schien, seit sie ihrem Manne Dr. Paul Schlenker, dem früheren Wiener Burgtheaterdirektor, zuliebe dem Theater Valet gesagt hatte, ist in dieser Aufführung zum ersten Male dort wieder aufgetreten, wo sie vor zwanzig Jahren alt und jung, Publikum und Kritik als Pud, als Hannele, als Dorine im *»Tartuffe«*, als Marie in *»Was ihr wollt«* und als Käthe in der *»Be-zähmten Widerspenstigen«* entzückte. Fast zuviel von dieser jugendlichen Frische und durchsonnnten Heiterkeit hat sie sich bewahrt, um die Mutter Nase so geben zu können, wie Ibsen sie will: derb bäuerisch in den ersten Szenen, klein-selig, furchsam und gedrückt in der Sterbeszene. Oder war nur die marklose Bearbeitung dran schuld, daß ihr Herz sich den rechten Mut nicht fassen konnte? Karl Clewing, der Darsteller des Peer, darf sich jedenfalls nicht über diese Bearbeitung beklagen; ihm gab sie an komödiantischen Schnurpfeisereien übergenuß, um seine Virtuosenleistungen leuchten zu lassen vor den Leuten. Aber damit ist dieser problematische



Phot. Beder & Raab, Berlin

Paula Conrad als Mutter Nase



Phot. Becker & Raab, Berlin

Peer Gynt und Solweig vor der Hochlandhütte

Held nicht zu erschöpfen. Wie das tiefere Geistige, so fehlt dem Alleskönner Clewing auch das Phantastische, Poetisch-Träumerische, Elementare und Tiefsinnige, und ohne diesen Strahlenfranz von oben bleibt der Peer Gynt ein großmäulig-trivialer Bauernjunge im ersten, ein windiger, blasierter Hochstapler im zweiten Teil. Der köstlichste Besitz des Schauspielhauses — das zeigte sich auch hier wieder — ist und wird immer mehr die junge blonde *Helen Thimig*. Ihre Solweig hat beides: die frische, gesunde Rotbädigkeit einer zwischen Himmel, Meer und Felsen großgewordenen Bauerndirne und die reine, innige Demut eines Frauenherzens, das nirgend das ihre sucht, sondern selig ist, sich wegzuschicken an einen andern, in Stille und Geduld zu warten auf den, der sie einst brauchen könnte, der nach dem Schiffbruch des Lebens als verzweifelter Greis sein müdes Haupt in ihren schützenden Schoß bergen möchte. Viel von Poesie und Tiefsinn ist dem Dichter an diesen beiden Abenden genommen worden; was an dieser Solweig war, gab sie ihm mit segnenden und tröstenden Händen zurück davon.

Zu dem neuen Sudermann hat auch das Königliche Schauspielhaus keinen Mut fassen können. Und doch wäre die historische Ferne, in die das fünftaktige Drama »Die Lobgesänge des Claudian« (Stuttgart, Cotta) sich flüchtet, eher ein Lodmittel als ein

Schreckbild für eine Bühne gewesen, die geflissentlich den Stoffen und Konflikten der Gegenwart ausweicht. Aber es ist nicht, wie gefällige Schleppträger des Dichters begütigend verkündet haben, das uns abgestorbene fünfte Jahrhundert n. Chr., es ist nicht die im Zeitalter längst verklungene Frage nach dem Bestand oder Zerfall des weströmischen Reiches unter Honorius, was den Leser an diesem Stück erkältet und was auch die Hamburger nach der Aufführung im Deutschen Schauspielhaus zu einer eisig kühlen Ablehnung hat kommen lassen — es ist, wie bei Sudermann meistens, die seelische Kälte und die künstlerische Gestalterohnmacht des Dichters selbst, was sich wie Meltau auf diesen Stoff und diese Gestalten legt. Die zeitliche Entfernung trägt nicht die Schuld — Kleists »Penthesilea« liegt um mehr als ein Jahrtausend weiter zurück. Und auch die zähe Schicht der Teilnahmslosigkeit, die sich zwischen uns von heute und den Honorius, Stilicho, Alarich und Claudian aufgebaut hat, wäre zum Schmelzen zu bringen gewesen, wenn nur das rechte poetische Feuer aus der Esse des Dichters schlug — der polnische Demetrius stand unserm Herzen gewiß nicht näher als der weströmische Reichsverweser und der junge stürmische Gotenkönig, bevor Schillers dramatischer Odem ihn befeelte.

Als historisches Zeitgemälde von Kolorit und Stil wird man Sudermanns Drama sogar respektieren müssen. Es baut wirklich ein wenn nicht stark bewegtes, so doch überzeugend echtes und anschauliches Bild jenes Zeitalters und jener Menschen vor uns auf. Aber ist damit der Beruf des Dichters erfüllt? Vermag das der Geschichtschreiber, wenn nur etwas Phantasie und Nachschöpfungskraft in ihm steckt, mit den Mitteln seiner Wissenschaft nicht gründlicher und erschöpfender? Unter den Händen des Dichters wollen wir Zeit und Menschen nicht bloß abgemalt, sondern zum atmenden Leben erweckt sehen; aus ihrem Tun und Lassen, ihrem Glück und Unglück, ihrem siegreichen Willen oder tragischen Untergang soll sich eine Seelenkraft entwickeln, die uns — mögen wir durch Jahrtausende von ihr getrennt sein — zwingt, unsre Herzen vor ihnen aufzutun, unsre Arme nach ihnen auszustrecken, sie als Freund und Bruder zu grüßen oder als Feind und Widersacher zu hassen.

Unser Inneres zu dieser Aufwallung zu bringen, ist nun aber Sudermann ganz und gar nicht gelungen. Für zwei »Helden« zugleich möchte er unser Interesse und unsre Teilnahme aufrufen; ihrer beider Schicksale verknüpft er zu einem Doppelkonflikt zwischen Machtaier und Entsagung, Verrat und Treue. Stilicho, der Reichsverweser, spielt gegenüber seinem Kaiser und Schwiegersohn Honorius, diesem blöden

Jüngling, der sich die Zeit mit dem Güttern seiner Hühner vertreibt, ungefähr die Rolle des Wallenstein: wie jener liebäugelt auch er mit dem Gedanken einer unumschränkten Machtanmaßung; wie jener mit den Schweden, so paktiert er mit dem Marich zu dunklen Zwecken, ohne den Mut zum entscheidenden Schritt zu finden. Und ähnliches, wie er dem Kaiser und Reiche antut, muß er selbst für seine Person an dem Hofsänger Claudius Claudianus erfahren. Anfangs ihm, seinem eigentlichen Herrn und Helden, wie ein dankbares Geschöpf seiner Kraft und Güte ergeben, fällt dieser Poet, enttäuscht in seinem kurzfristigen, jähren und ungeschickten Uebereifer, von dem vermeintlichen Reichsverräter ab, um dann, nach einer in hochmütig verbitterter Resignation fern vom Hofe zugebrachten Zeit der Verbannung, seinen Irrtum zu erkennen und sich, ein Schwanenlied für den »Erhabenen« auf den Lippen, für ihn und mit ihm dem Tode zu opfern.

Weber dem einen noch dem andern hat Sudermann ein dramatisches Rückgrat zu geben vermocht. Wie der Reichsverweser, so schillert auch sein Herold und Sängler in allen Farben.

Was ist und woran hält sich, wohin strebt und zielt dieser Stilicho eigentlich? Er darf sich längst als der Erste und Mächtigste unter den Römern fühlen, da Honorius nur ein wehrauchumquollener Schattenkaiser ist; er opfert nacheinander das Glück seiner beiden Töchter der Politik, indem er sie dem blöden Schwächling auf dem Thron zur Ehe gibt; er schiert sich bei seinen Plänen weder um Frau noch Sohn; er verteidigt das Reich mit Erfolg gegen die Germanen, seine Blutsbrüder, läßt aber Marich, den Landesfeind, der zweimal in seine Hand gegeben, zweimal entweichen und schließt dann sogar ein Bündnis mit ihm gegen den »Römer«, in dem er Roms ärgsten Feind erkannt hat. Und dieser selbe »Mann«, zugleich ein kühner Held und ein posierender Schwächling, ein Barbar und Kulturträger, ein Germane und ein Römer, ein großmütiger Treuebewahrer und ein Verräter, ein Usurpator und ein Verächter des Eigennutzes, der zu all diesem Verwegenheit, Brutalität, Gewissenlosigkeit und Nerven genug hat, bringt nicht die Entschlußkraft zum letzten Schritte auf, sich — oder seinen Sohn als Strohmann — auf den Thron zu setzen. Ohne Schwertstreich, wie ein geduldiges Opfertier, läßt er sich zum Tode führen, als Reid und Verrat ihn umstriden. »Ein Lächeln ruhiger Verachtung gleitet über sein Gesicht« — ja, aber wofür hat dieser Mann gelebt, gedacht und gekämpft, wofür stirbt er? Das Reich ist ohnedies verloren; das Volk verachtet er, wie es ihn verachtet; den Herrscher hat er selbst vollends zur Puppe gemacht; sein Sohn besitzt, wie er weiß, weder für Kreuz noch Thron den Mut;



Phot. Weber & Waack, Berlin

Der alte Peer Gynt (Karl Clewing)

der Gedanke an ein Germanenreich ist zu phantastisch für diesen kühlen Rechner und Realisten, den nicht einmal der purpurne Traum der Macht berauscht — wo also ist die dramatisch-tragische Idee, die ihn aufrecht hält, der Zentralpunkt, in dem sich alle diese widersprechenden Triebe und Kräfte sammeln, aus dem auch unsre Anschauung und Teilnahme sich nähren und stärken könnte? Er fehlt, weil er der Phantasie und dem Gestaltungsvermögen des Dichters fehlt, und so prallt unser vertrauendes Herz an diesem Panzer charakterloser Glätte immer wieder ab.

Dem Claudian geht es nicht besser. Dieser »Götterliebbling, dem selbst das Taufwasser den Abglanz des Olymps nicht von den Flügeln wusch«, gebärdet sich zunächst als ein aufgeblähter Schmarotzer, der immer nur die Hand zum Nehmen austut, und dem es ziemlich gleichgültig, für wen und was er seine Leier stimmt, wenn er nur Lohn und Lob genug erntet. Seine Frau allein, die Ägypterin Eudora, »das dunkle Kind der heißeren Sonne«, ihm von Serena, Stilichos Gemahlin, bestimmt, zeigt ihm für diese jämmerliche Verlogenheit die gebührende Verachtung, indem sie ihm ihr Schlafgemach verschließt. Die andern alle, gleichviel welchen Geschlechts, Alters, Berufs und Parteistandpunkts, schwelgen in Entzückung vor seinen geschwollenen Versen. Nun aber möchte der Eitle doch auch Gunst und Bewunderung daheim. Und so wagt er, der sich bisher immer nur an

Taten berauschte, die er nicht tat, zum ersten Male eine wirkliche Tat. Er führt aus, was, wie er meint, Stilicho im Innersten seines Herzens wünscht: er lockt Alarich mit Lug und Trug ins Römerlager, um ihn dort, auch gegen Stilichos Schwachheit oder Verräterei, aus dem Wege räumen zu lassen. Der tölpelhafte Aberglaube bringt dem Armen zwar die mitleidige Liebe seiner Frau, von dem »Erhabenen« aber, dem er dienen wollte, nur Ungnade und Verbannung ein. In dem Schneckenhaus, in das er sich nun verkriecht, wandelt sich ihm die alte Begeisterung in eitel Gift und Galle, Schmählieder singt er jetzt auf den, in dessen Lob er sich zuvor nicht genug tun konnte. Ein solches verräterisches Lied weiß die Priesterschaft, längst Stilichos Feind, dem Gefräßigsten abzuschnemeln, um es vor den Kaiser zu bringen und so Stilichos Sturz zu bewirken. Kaum sind die Verführer mit den schmachvollen Versen davon, da kommt aus dem Munde Serenas die Kunde, wie der Reichsverweser im Grunde des Herzens seinem Sänger noch immer huldvoll zugegen ist, und wie sehr er gerade jetzt, dem Kaiser verdächtig, der Treue seiner alten Freunde bedarf. Da schleudert Claudian gegen sich selbst das Wort »Judas Ischariot«, aber erst, nachdem er mit fataler Theatralik die größere Hälfte seiner Schuld dem »Unheil der Verspätung, der falschen Reihenfolge« zugewälzt hat: Wäre erst Serena, dann die andern gekommen, alles stünde vortrefflich! So aber »entsfaltete sich hier ungehemmt, was man die Niedrigkeit der menschlichen Natur zu nennen gewohnt ist — eine allgemeine Tatsache übrigens, an der die Philosophen nie gezweifelt haben.« Die Wandlung, die jetzt im Handumdrehen mit ihm vorgeht, glaube, wer will und mag. Wie kann so plötzlich aus dem verlogenen Schwäger und würdelosen Schmarotzer von früher und der giftsprühenden Kröte von nachher ein Held der Treue, Selbstlosigkeit und Todesverachtung werden, der auf ein einziges anspornendes Wort seiner Gattin sich aufs Roß wirft, um den Stilicho unter Gefahr seines eignen Lebens zu warnen?! Und dürfen wir wirklich daran glauben, daß der Lobgesang, den er dann auf den nun erst, nach seiner eignen Läuterung, in seiner »Größe« erkannten Helden anstimmt, aus wahrer Überzeugung und Herzenstiefe quillt? Warum sollte er sich nicht, wie in dem Gegenstand seines Preisliebes, so auch in dem lieben Ich irren, aus dessen Rehle es dringt und dem er den jetzt Verherrlichten gleichmachen wollte in Hinterhältigkeit, Heuchelei und selbstgefälligem Selbsthohn, bevor es ihm einfiel, einmal im Leben wenigstens, d. h. im Tode, treu zu sein ... Es muß notwendig alles schwanken und gleiten, wenn dem Bau das Fundament und das Richtmaß fehlt, weil es dem Bauherrn in sich selber

an eindeutiger Klarheit der Anschauung und zielsicherer Kraft der Gestaltung gebriecht.

Vor Sudermanns jüngstem Drama haben sich die Schlagbäume der Berliner Kritik und Geschmacksbildung gesenkt, einem andern historischen Drama dieses Jahres hat eine Verfügung des preussischen Ministeriums des Inneren für die öffentlichen Bühnen des Königreichs den Ausweisungsbefehl erteilt. Wir werden nun Fritz von Unruh's »Prinz Louis Ferdinand«, den das Berliner Deutsche Theater und das Frankfurter Schauspielhaus schon vor längerer Zeit zur Aufführung angenommen hatten, wohl fürs erste allein aus dem Buche (Berlin, Erich Reiß), nicht von der lebendigen Bühne her kennen lernen. Das ist um so beklagenswerter, als uns dieser junge, aus dem preussischen Offiziersstand hervorgegangene Dramatiker in seinem Erstlingswerk »Offiziere«, dessen Bekanntheit uns vor zwei Jahren das Deutsche Theater vermittelte, bewiesen hat, daß sein stürmisches Temperament erst auf der lebendigen Bühne den vollen Atem schöpft, daß ihm, wie Kleist, ein natürlicher Instinkt für die plastische Welt des Theaters an- und eingeboren ist. Warum dieses Verbot? Es gründet sich äußerlich auf das Gesetz, das der Krone die Befugnis zugesteht, die öffentliche Darstellung historischer Gestalten des Hohenzollernhauses, insbesondere der Vorfahren auf dem Throne, zu verbieten, ohne daß Gründe dafür angeführt zu werden brauchen. Aber die Ausnahmen, die davon gemacht worden sind, zeigen, daß man nicht überhaupt und ein für allemal die Erscheinung hohenzollerischer Fürstlichkeiten auf der Bühne verhindern will, sondern nur dann, wenn sie dem lokalen Bilde widersprechen, das man als erwünschtes und beliebtes der Vorstellung des Volkes von der Bühne her eingepflanzt sehen möchte, während man doch nicht verhindern kann, daß Geschichtsschreibung, Roman und Lyrik und schließlich auch das Drama in Buchform es so geben, wie es dem Gelehrten- und Dichterblick der Nachwelt erscheint. Insbesondere König Friedrich Wilhelm III. hat sich in diesen Jahren der Jahrhundertenerinnerung eine Kritik seiner Persönlichkeit und seiner Politik gefallen lassen müssen, gegen die selbst eine sehr freimütige Bühnendarstellung kaum noch ins Gewicht fallen könnte. So kann man in dem Gesetz und seiner Anwendung schlechterdings nur eine Aberkennung der dramatischen Kunst in ihren Wirkungen oder eine Geringschätzung der theatralischen Darstellung in ihren äußeren Erscheinungen sehen, die beide vor dem lebendigen Zeitgefühl nicht zu bestehen vermögen und bei den vielen Kanälen der öffentlichen Meinung ihren Zweck notwendig verfehlen müssen.



Phot. Jander & Rabilch, Berlin

Szene aus Franz Molnárs »Piliom« nach der Aufführung am Berliner Lessingtheater

Zudem: Preußen ist nicht Deutschland. Das preußische Verbot wird für außerpreußische Bühnen nur ein Ansporn zur Aufführung sein — Wien und München haben sie schon angekündigt. So empfiehlt es sich, die eine oder andre dieser Bühnendarstellungen abzuwarten, bevor man ein kritisches Urteil über das Werk abgibt, zumal da auch dieses zweite Stück des jungen Dramatikers bis in die kleinste Szene und das scheinbar nebenächlichste Wort von vornherein auf das Theater hin gesehen und geschrieben worden ist. Nur in knappen Umrissen sei die innere Handlung skizziert.

Wir sind im Preußen von 1806. Napoleon steht an der Grenze und schiert sich in seinem Übermut nicht mehr viel darum, sie mit Truppenbewegungen zu verlegen, wenn es seine strategischen Vorteile heischen. Am Berliner Hofe zeigt sich wenig Gefühl und Verständnis für Gefahr und Schmach dieser Lage. Großsprecherische Worte, aber kein Entschluß; ein ewiges Schwanzen und Zaudern, ein Zagen und Zweifeln oben wie unten. Der König selbst, so unverkennbar er von den besten Absichten erfüllt ist, gibt das Beispiel dafür. Und wie er sich, überall von bequemen, gefälligen Hofschranzen umgeben, vor der Verantwortung einer Entscheidung in die Nebel eines weichen Mä-

stizismus flüchtet, so täuscht und tröstet sich die Generalität über ihre Unfähigkeit mit dem Ruhme Friedrichs: lächerlich, zu denken, daß Napoleon es wagen könnte, den Staat des großen Königs anzugreifen! Mitten darunter Prinz Louis Ferdinand. Auch er umgeben von einer Schar Künstler und Schöngelstern, die vor den bitteren Realitäten der Zeit die Augen schließen, um ungestörter in ihren ästhetischen Träumen schwelgen zu können. Aber tief in ihm, genährt von seiner ungestümen Phantasie, glüht der Tatenrang, ruft die Sehnsucht nach einer starken, kühnen Verantwortung, wie sie eines Mannes und preußischen Prinzen würdig wäre. Der tragische Konflikt steigt aus ihm selber empor. Das Blut seiner heldenhaften Ahnen bäumt sich auf gegen die zarten, aber vielverschlungenen Fesseln, mit denen die phantastische Romantik der Zeit ihn umwunden hält; sein Feuergeist möchte die Bande fremder und eigener Tatenlosigkeit zerreißen, aber immer wieder legt sich die Macht der preußischen Tradition, der Zwang des anerzogenen Gehorsams, das Bewußtsein der Hoffnungslosigkeit, das Bangen vor der düsteren Zukunft wie ein schwerer Druck auf den Sturm und Drang seines Willens, auf das Notwendigkeitsgefühl einer großen befreienden Tat. Tief drinnen sagt ihm

eine Stimme, daß er zum Opfer bestimmt sei, daß er die Tragik des einsamen verführten Vorkämpfers zu erdulden haben und das gelobte Land der Befreiung nicht sehen werde. Das Verhängnis abzuwenden ist ihm nicht beschieden; wenn nicht andres, würde seine eigne innere Gebundenheit ihn daran hindern. Er wird sich ihrer bewußt, als eine Anzahl gleich ihm tatendurstiger Offiziere Ernst mit der Devise »Louis Ferdinand« machen wollen, die längst heimlich auf ihren Vengtklingen steht, und sich entschlossen zeigen, ihn im Augenblick der Entscheidung an die Stelle des Königs zum Träger der Krone auszurufen, in der Hoffnung, unter seiner Führung das friedericianische Preußen mit seinem alten Glanz und Ruhm zurückzuerobern, sei es auch auf blutigem Schlachtfeld. Wohl hat er mit dem ihm zugetragenen Gedanken eine Weile gespielt, als es aber an ein Ja oder Nein geht, schrickt er vor der »gräßlichen Gestalt« solcher Gedanken zurück und sieht den Berg des nationalen Unglücks so unüberwindlich vor sich stehen, daß schon sein Wille erlahmt ist, noch ehe ihn bei Saalfeld die tödliche Kugel trifft. Unter der bestürzenden Kunde von der Niederlage und dem Tode des Prinzen schließt das Stück. »Sucht Preußen! Es gibt kein Preußen mehr!« ruft nun auch die Königin, die sonst so Tapfere und Hoffnungsvolle, verzweifelt aus, als sie die Kopflosigkeit der Führer und die scheue Jaghaftigkeit des Königs gewahrt. Nur durch die Nacht des Untergangs führt Preußens Weg zum Licht der Auferstehung.

Ein heiliger Ernst erfüllt die fünf Akte, so bunt und laut es oft, zumal in den Kneipen- und Bankettzügen, darin zugeht. Dem großen Gedanken des Vaterlandes, der Ehre und der Pflicht ist alles andre untergeordnet: »Wie über Eterne das Gesetz, erhebt sich über Menschen die Pflicht, groß und ernst.« Auch der wohlmeinende König, so wenig er seiner Zeit und seinem Amte gewachsen ist, dient auf seine Art diesem Gedanken, wenn er auch so kurzfristig ist, zu meinen, nur im Frieden blühe sein Land. Es fällt kein verächtliches Wort über die Schwachen und Kleinmütigen, ausgenommen die Hohlheit und Verlogenheit des Schranzentums, aber wie den heiligen Ernst des Dichters, so erkennen wir hinter den geschichtlichen und den erdichteten Vorgängen seines Dramas auch den heiligen Zorn einer Mannesseele, und dieser Zorn brennt um so heißer, als er fühlt, daß die trüben Mächte, die damals Preußen ins Verderben zogen, auch heute noch nicht alle gestorben sind.

Den Ungarn Franz Molnár, den Verfasser des »Teufels« und des »Leibgarbischen«, kennen wir als einen Dramatiker, bei dem wohl eine ursprüngliche feinere und tiefere Begabung noch durchscheint, der aber den

Dichtertranz mehr und mehr gegen die glitzernden Juwelen des Theateroutiniers vertauscht hat. Wir müssen uns vom Lessingtheater in die Gefilde seiner Jugend führen lassen, um zu erfahren, daß er einst ganz nahe daran war, den Stern der Poesie zu ergreifen. Das war damals, als er die dramatische Legende »Liliom« schrieb. So nennen sie im Budapester Stadtwäldchen den forschenden Burschen, der sich unter allen Budenausrufern der Schmetterndsten Stimme und des muntersten Witzes erfreut, nach dem alle Dienstmädchen wie toll sind, und der das Ringspiel seiner gleichfalls in ihn vernarrten Prinzipalin zu einer Goldgrube macht. Aber der Herr Liliom ist sich seines Wertes auch bewußt. Hochfahrender Stolz und jähe Brutalität liegen bei ihm dicht neben schwacherziger Gutmütigkeit. So bringt er es fertig, gegen seine Prinzipalin für ein armes Mädchen, das Streit mit ihr gehabt, so heftig Partei zu ergreifen, daß er stracks seinen Dienst verläßt, dieses Mädchen aber, hinfür seine Lebensgefährtin, alsbald mit den rohesten Schimpfworten und Schlägen zu traktieren. Gewiß hätte der Nichtstuer seine Julie strupellos verlassen und wäre zu seiner alten, ihn unzweideutiger denn je umwerbenden Herrin zurückgekehrt, wenn er nicht im letzten Augenblick von dem Mädchen erführe, daß er Vater werden wird. »Ich werde ein Kind haben! Hör's, ich werde ein Kind haben!« schreit er nun in tölpischer Seligkeit über die Zeltwände der Budenstadt. Die Freudenbotschaft, an der sich der Funke des Guten und Guten in ihm entzündet, wird dennoch sein Verderben. Wovon soll sein Kind leben? Er und Julie hatten ja für sich beide schon nicht genug! So fällt es einem seiner Kumpane nicht schwer, ihn zu einem gemeinsamen Raubanfall zu überreden. Aber die Sache geht schief. Der Überfallene ist fouragiert genug, die beiden Burschen mit seinem Browning so lange in Schach zu halten, bis die Polizei kommt. Ihr in die Hände zu fallen, erträgt Lilioms Stolz nicht; so ersticht er sich, noch bevor sie ihn haschen können.

Bis dahin, in seinen ersten fünf Bildern, verläuft das Stück mit Episoden und stimmungshafter Milieumalerei wie eins jener halbshürigen Dramen, die zwischen Naturalismus und romantischem Volksstück stehen. Dann plötzlich entschwebt es in die Sphäre der Legende, sichtlich angeregt durch Hauptmanns »Fannele«. Aber der Übergang vom Erdenweh in die Himmelssehnsucht ist hier ungleich härter und stiller. Dem irdischen Gericht hat sich Liliom entzogen, dem himmlischen entgeht er nicht. Er erlebt es so, wie sich das Volk das Jenseits gern vorstellt: in den von hier unten vertrauten Formen. In einer über den Wolken zwischen Himmel und Hölle spielenden Gerichtsszene, bei der

Petrus in Gestalt eines alten härteigig-gutmütigen Schutzmannes den Büttel, der liebe Gott in Gestalt eines menschenfreundlichen Polizeikonzipisten den Richter spielt, wird der Delinquent erst einmal zu vierzehn Jahren Höllenfeuer verdammt — dann mag er für ein Weilchen auf die Erde zurück, um Weib und Kind zu sehen und, wenn er kann, dort mit irgendeiner guten Tat seine Schuld sühnen... Die vierzehn Jahre sind um, Lilium steigt unter Bedeckung zweier Himmelsdetektives zu den Menschen hinab und findet, ganz wie im Märchen und doch in lebendigster Wirklichkeit, vor einem ärmlichen, aber schmutzen Häuschen Frau und Kind bei ihrem friedlichen Abendbrot. Er kommt als Bettler und bleibt unerkannt, obgleich ihn die lange Höllenglut merkwürdig unverändert, sogar in seinen alten Kleidern entlassen hat. Seiner Tochter hat er etwas mitgebracht: einen glitzernden Stern, den er dort oben zu stibigen verstanden hat. Als sie ungebärdig wird, schlägt er sie strafend auf die Hand. Laut hört sie's klatschen, aber gefühlt hat sie den Schlag nicht. Sonderbar! »Gibt es denn Schläge, die nicht wehtun?« fragt sie die Mutter. »O ja,« antwortet diese, die zuvor schon gegen die versteckten Selbstanklagen des Bettlers mit frommen Lügen das Gedächtnis ihres Mannes in Schutz genommen hat, »es gibt Schläge, die man nicht fühlt, die nicht wehtun.«

Das ist — wehre sich dagegen, wer will! — ein Wort, das ins Herz dringt, das echte linde Legendenkraft hat. Und um dieses einen seligen Wortes willen, hinter dem sich ahnungsvolle Tiefen der Seelentunde und Menschenliebe aufzutun scheinen, bereut man am Ende doch nicht, die weite Wanderung durch Erde, Himmel und Hölle, über Steine, Schutt und Geröll gemacht zu haben. Gewiß, ein unverfrorenes Theaterrefinement mischt sich auch schon in diesem frühen Stück Molnars mit den feineren und leiseren Tönen, und an plump herausgeknallten Effekten und kaltberechneten Pointen ist kein Mangel. Aber wir wissen jetzt: er besaß es doch einmal, jenes Etwas, das wir Poesie nennen — vielleicht fängt der Stern, den er von seiner Himmelswanderung mitbrachte, in seinen Händen noch einmal zu leuchten an.

Erwin Rosens Erlebnisbücher, zumal seine Lausbubenerinnerungen, erfreuen sich ihrer Frische und lebensstüchtigen Herzhaftigkeit wegen mit Recht großer Beliebtheit. Seinen aus eigener bitterer Erfahrung niedergeschriebenen Schilderungen aus der französischen Fremdenlegion gebührt sogar das Verdienst, zuerst vor den furchtbaren Gefahren und Qualen gewarnt zu haben, denen alljährlich viele Hunderte aus Deutschlands Jugend zum Opfer fallen. Meinetwegen hätte er in seiner menschen- und vater-



Phot. Jander & Kabisch, Berlin

Fräulein Sussin und Herr Forest in Hermann Bahrs »Phantom« im Deutschen Künstlertheater in Berlin.

landsfreundlichen Aufklärerarbeit noch einen Schritt weiter gehen und jene Schilderungen in kinematographische Bilder voller Schauer und Schrecken übersetzen sollen. Aber ohne eine Spur von dramatischer Kunst die graufigen Unmenslichkeiten, die sich in jener französischen Kolonialtruppe auf afrikanischem Wüstenboden abspielen, auf die Bühne zu schleppen, ist ein Unterfangen, dem auch die gute volkserzieherische Absicht keinen Pardon verschaffen kann. »Cafard« nennt Rosen sein Stück, und unter der Schreckensfahne dieser spezifischen Legionskrankheit, einer Abart des Tropicollers, die sich aus Entbehrung, Sonnenbrand, Reue, Verzweiflung, Heimweh und ungestillter Sehnsucht in den Aldern der Soldaten zusammenbraut und sich bis zu wahnsinnigen Tobsuchtsanfällen steigert, sammelt er alles, was an wüsten Erregungen aus dieser Gemeinschaft aufzubringen ist. Der Pariser »Figaro« hat recht, wenn er sich über die Aufführung eines solchen Kolportagestückes am »Deutschen Künstlertheater« verwundert und bedauert, daß eine Darstellerin wie Elise Lehmann ihre Kunst an die hohle Larve der Marketenlerin verschwenden muß.

Die erschreckend zunehmende Charakterlosigkeit dieser Bühne wollte es, daß auf ihrem Spielplan unmittelbar vor »Cafard« Hermann Bahrs neue Komödie »Das Phantom« stand. »Das Phantom« — der Titel erfreut sich desselben Tonsfalls wie »Das Konzert«; damit sind die Ähnlichkeiten der beiden Stücke aber

auch erschöpft. Von der heiteren Freiheit und graziösen Überlegenheit, die im »Konzert« den Taktstock führte, ist kaum ein Stümpfchen übriggeblieben. Alle feineren Menschlichkeiten verlöschen vor der aufdringlichen Leuchte des »Geistes«. Da gesteht eine junge Frau, eine von denen, die's immer nach anderm zieht, als was sie ihr eigen nennen, ihrem Manne sans façon ihre »Untreue«. An ihr hat's nicht gelegen, daß der Apfel nicht aufgeessen, sondern eben nur angebissen wurde. Der Mann erkennt sofort das Kritische des Falles. Ganze Ehebrüche — pah! die sind nicht gefährlicher als ganze Weinbrüche; aber halbe — davor sei man auf der Hut! Doch er weiß ein probates Rezept. Er läßt den Liebhaber zu sich ins Haus, damit die beiden sich ohne Mühe nahe befehen können, damit sie's recht bequem haben, da im Text ihrer Liebe weiterzulesen, wo sie aufgehört haben. Diese Freiheit und Selbstverantwortung — siehe Absens »Frau vom Meere«! — ist schon halbe Genesung. Denn was von ferne wie ein unwiderstehliches Lockbild wirkte, das zerrennt so nahe vor Auge und Hand wie ein Phantom in alltägliches Nichts. Noch ehe die beiden Eheleute silberne Hochzeit feiern, wird ihnen das Erlebnis zu einem Gegenstand des Lachens geworden sein. Das Erlebnis? Von Erleben ist leider nur zuwenig in dem Stüd. Alles ist auf Schrauben des Verstandes und auf den bestehenden, nie verlegenen, aber auch immer selbstgenügsamen Wiß des Feuilletons gestellt. Man unterhält sich, geschmeichelt von der geselligen Vertraulichkeit des geistreichen Causeurs, namentlich im ersten Akt, glaubt dann aber mit dem Ausgang länger hingehalten zu werden, als man der Durchsichtigkeit des Falles verzeihen kann.



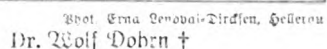
Phot. Erna Wendel-Dürksen, Hellaerau
Dr. Wolf Dohrn †

Noch ein Wort des ehrenden Gedächtnisses einem Manne, auf den alle, die seiner Arbeit zusehen durften, auch wenn sie seine Kunstanschauungen nicht überall teilten, große Hoffnungen setzten. Im Februar ist Wolf Dohrn, der Schöpfer der Gartenstadt und Leiter der Jacques-Dalcrozi'schen Bildungsanstalt in Hellerau, plötzlich seiner regen und reichen Tätigkeit entrisen worden. Sozialpolitischer Idealismus und philosophisch durchdachter, doch tätig ausgeprägter Schönheitsdrang paarten sich in ihm zu einem Bunde der Persönlichkeit, in dem etwas federnd Gegenwärtiges und Zukunftsvolles das hervorragendste Merkmal war. Dohrn, noch nicht sechsunddreißigjährig, als er uns genommen wurde, war ein Bahnbrecher und Vorläufer des neuen Ästhetentyps, der alle Blässe des Gedankens und Gefühls durch praktische Tatfreude und entschlossene Realität überwinden will. Mit dem selbstverständlichen Anspruch, daß eine Anstalt für rhythmische Gymnastik und Körperkultur genau soviel Daseinsberechtigung hat wie ein neuer Exerzierplatz oder eine neue Lustschiffhalle, trat er vor seine Aufgabe, und mit einer unermüdeten, immer spannkraftigen Begeisterung, wie auf die Dauer nur die unpersonliche Sachlichkeit sie gibt, führte er durch und hielt er fest, was ihm für die Erfüllung seines Ideals von künstlerischer Kultur nötig und wertvoll schien. Wenn es den Erziehern zur Schönheit, wie er sie wollte, einmal gelungen sein wird, ihre frohe Botschaft fest und wirksam auf der soliden Erde zu gründen, eng und innig verbunden mit all ihren natürlichen Elementen und Kräften, dann muß auch der Name Wolf Dohrns unter denen sein, die die glücklichen Erfüller auf ihre Ehrentafel zu setzen haben.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düfel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkerstraße 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inzeratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.



Hans Schröder: Studienkopf

[illegible]

hervorstechendste Merkmal war. Toben, noch nicht sechsunddreißigjährig, als er uns genommen wurde, war ein Bahnbrecher und Verkäufer des neuen Ästhetentyps, der alle Blässe des Gedankens und Gefühls durch praktische Tatfreude und entschlossene Realität überwinden will. Mit dem selbstverständlichen Anspruch, daß eine Anstalt für rhythmische Gymnastik und Körperkultur genau jowie! Daseinsberechtigung hat wie ein neuer Erziehungspfad oder eine neue Luftschiffhalle, trat er vor seine Aufgabe, und mit einer unermüdeten, immer spannkraftigen

Begeisterung, wie auf die Dauer nur die un-
persönliche Sachlichkeit sie gibt, führte er durch
und hielt er fest, was ihm für die Erfüllung seines
Ideals von künstlerischer Kultur nötig und
wertvoll schien. Wenn es den Erziehern zur
Schönheit, wie er sie wollte, einmal gelungen sein
sollte, ihre frohe Botschaft fest und wirksam auf
der soliden Erde zu gründen, eng und innig ver-
bunden mit all ihren natürlichen Elementen und
Kräften, dann muß auch der Name Wolf
Dobrus unter denen sein, die die glücklichen
Erfüller auf ihre Ehrentafel zu setzen haben.

2. Freunde-Redaktion: Dr. Friedrich Düfel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
3. Deutsche Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Perlengasse 3.
4. Für die Verantwortlich: Robert Wöhr in Wien I, Tomasegg-4. — Für den Leseausschuss:
Dr. W. Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.



Hans Schroedter: Studienkopf

Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düssel

Band: 116. I Mai 1914

Dorothee Stauffer

Roman von Paula Laufen

Dorothee Stauffer schritt in ihrer schnellen und leichten Art durch den geräumigen Vorplatz, auf den sich die Empfangsräume im Kultusministerium öffneten. Dabei wandte sie sich nach ihrem Gatten um, der ihr auf dem Fuße folgte. Und während er befriedigt bedachte, daß sie gut ausseh, schlant im hellen Straßenkleid, den Schatten des großen dunklen Hutes über dem blaßgetönten, reifen Gesicht, freute sie sich an der festgefügtten Männlichkeit seiner kräftigen Gestalt. Der Oberregierungsrat Stauffer war nicht eben ein schwerk gebauter Mann; aber in seinem Gang lag etwas Gelassenes und fast Gewichtiges, ein strammer, militärisch wirkender Rhythmus.

Dorothee lächelte ihm heiter zu und empfand die gewohnte Fühlung mit ihm. Am Eingang des Saales blieb sie stehen. Dort erwartete der Minister Freiherr von Stangen seine Gäste. Seine hohe Gestalt, sein ellenbeinernes Gesicht hatten so starke Bildwirkung im Rahmen der dunklen Tür und lösten sich so kräftig ab von der unruhig bewegten, unruhig beleuchteten Masse der Gäste im Saal, daß es Dorothee fast leid tat, als der Eindruck sich auflöste, der Minister auf sie zukam, um sie zu begrüßen.

Aber dann mußte sie doch wieder lächeln.

Seine souveräne und zugleich ritterliche Art gefiel ihr. Angenehm angeregt betrat sie mit Stauffer das Zimmer.

Das Stangensche Haus hatte sich, wie andre vornehme oder schöne Häuser der Stadt, mit Beginn des Winters einem humanitären Werk geöffnet. Ein hochbezahlter Vortragszyklus gab einer Reihe angesehener Persönlichkeiten Gelegenheit, sich über die verschiedensten Dinge hören zu lassen. Ein nationaler Wohlfahrtsverein pflückte die goldenen Früchte des Unternehmens.

Im Saal wurde es eben still. Man hatte sich auf die reihenweise aufgestellten Stühle gesetzt, man sah gespannt auf das Podium vorn in der Mitte, an dem ein hoher Offizier Platz genommen hatte. Seine von Natur vollblütige Erscheinung hatte unter dem Eindruck eines lange und heroisch bekämpften Leidens einen starken Ausdruck von verfeinerter Willenskraft angenommen, der Dorothee fesselte.

Der General sprach über Wesen und Wert der stehenden Heere. Dorothee fühlte sich von Anfang an angezogen von einem künstlerischen Element in seinem Vortrag und damit im empfindlichsten Punkt ihres Wesens. Die knappe, straffe Behandlung der Sprache, die präzise Einfachheit des Wortes schien der vollkommene Ausdruck eines klaren

Männerdenkens, hatte eine ausgesprochene Stilreinheit echt modernen Gepräges.

Sie entsprach dem Inhalt des Vortrages. Dorothee fühlte von Anfang an den Anteil der Hörerschaft, die sich der Macht des Beweises freute, mit dem der General das Bestehende begründete. Wie ein starker und unüberwindlicher Strom schien es gelassen durch die Zeiten zu rauschen, dem klar erkannten, leidenschaftlich ersehnten Ziel zu, der vollentwidelten staatlichen Persönlichkeit, der nationalen Größe. Freudig folgten ihm diese energisch blickenden Männer, in deren Händen die Ordnung und Stetigkeit des staatlichen Lebens ruhte. Und auch die friedlich und verständig blickenden Hausfrauen, die ihren sicheren Platz am häuslichen Herd, und die selbstbewußten Welt Damen, die den ihren im glänzenden Sonnenschein einer anerkannten, tief eingewurzelten Denkordnung verdankten, ließen es sich gern noch einmal sagen, daß eben diese die Gesellschaft im Gleichgewicht erhält.

Aber Dorothee fühlte, wie ein quälendes Bewußtsein in ihr erwachte, je mehr der Beifall um sie wuchs. Sie kannte dies angeborene Dissidententum, hatte es jedesmal empfunden, wenn der Beifall um sie her das eigne Maß überschritt. Dann rang sich in ihr etwas empor; war es Wahrheitsliebe, Gerechtigkeitsinn oder der Drang nach einem eigensten, persönlichsten Maßstab der Dinge, den sie der populären Begeisterung nicht entnehmen konnte? Oder war es am Ende nur Oppositionslust?

Sie sah still, aufmerksam, fast leidenschaftlich in sich hinein. Sie fühlte, wie die Gedanken glühend in ihr arbeiteten. Aber es fehlte ihnen die klare Form. Sie sah auf ihren Mann, der neben ihr saß. In seinem Gesicht fand sie keinen erregten Zug, nur ruhige Aufmerksamkeit. Für ihn war längst hier festerobertes Gebiet, das nicht mit Argumenten, sondern mit planmäßigem Handeln bestellt werden mußte. Solches Handeln war der Inhalt seines Lebens.

Ein warmes Gefühl durchströmte Dorothee, wohlthuend nach der vorausgegangenen Spannung. Sie lebte, sie atmete frei und leicht. Von allen Seiten strömte ihr zu, was sie brauchte. Und alles kam aus der ruhigen Sicherheit ihres Mannes. Bis in die tiefsten Tiefen ihrer Seele, in ihr Denken und in ihr Gewissen drang seine Klarheit, an die sie sich

wie an eine Mauer lehnte, wenn ihr eignes Fühlen ins Wanken kam.

Sie vergaß, dem Vortrag zu folgen, während sie ihren Gedanken nachhing. Ein plötzliches allgemeines Stühlerücken überraschte sie; sie hatte es überhört, daß der General zu Ende war. Man drängte sich um ihn, um ihn zu beglückwünschen.

Dann kam das fröhliche Nachspiel des ernsthaften Anfangs: eine elegante Teestunde im ausgewählten Kreise.

Dorothee schidte sich an, ihre Höflichkeitspflichten zu erfüllen. Sie sah sich nach der Frau des Hauses um.

Die Baronin von Stangen sah prächtig aus in ihrem weißen glänzenden Kleid. Sie glied einer jener stolzen Wolken, die an heißen Sommertagen voll und üppig am Mittagshimmel auftauchen. Aber während Dorothee die regelmäßigen Züge des kraftvollen Gesichtes studierte, glaubte sie zu sehen, daß die schöne Wolke schon ein abendliches Gewitter braue. In den funkelnden Augen der Frau Minister schien es zu blitzen: hinüber zu dem Töchterchen des Hauses, einem weichen, sanften, schlanken jungen Geschöpf von milder Schneewittschönheit, das bisher leicht befangen mit einem jungen Offizier gesprochen hatte. Der blickte mit zärtlicher Befangenheit in das Mädchen Gesicht. Sie mochten beide geneigt sei, das flüchtige Glück der Stunde in bescheidenen Grenzen zu genießen.

Da belehrte ein Blick in das mütterliche Gesicht die Kleine, daß es Zeit sei, auch dieser schmerzlich süßen Freude zu entsagen. Sie sah zum Vater hinüber, ob der ihr helfen wolle. Dieser musterte die Gruppe mit einem scharfen, undurchbringlichen Ausdruck, trat aber dann an den jungen Mann heran und würdigte ihn eines kurzen Gespräches, das auf die rücksichtsvollste und unüberwindlichste Weise dem Beisammensein der jungen Leute ein Ende machte. Die kleine Annemarie von Stangen tauchte schuldbewußt unter in der Schar der jungen Mädchen, die sich in der Mitte des Saales gesammelt hatten, wo ein ganz junger Leutnant und königlicher Prinz seine Gnaden verteilte. Den jungen Offizier, den Annemarie verlassen hatte, sah Dorothee noch einige Minuten mit verbüstertem Ausdruck unter der Tür stehen. Dann verschwand er, und nur der Nachklang der bittersüßen Liebesgeschichte, die in un-

widerstehlichem Drang begonnen haben mochte und wohl in Entsagung enden sollte, strich mit duftigem Hauch durch Dorotheens Seele. Dann slutete das Meer neuer Eindrücke über die Episode hinweg.

Staufer war erst seit kurzem in der großen Stadt. Bisher hatte ihn sein Beruf in einem kleinen Städtchen festgehalten, dessen spießbürgerliches Bild sich nedend hervor-drängte in Dorotheens Erinnerung, während sie die farbigeren und abwechslungsreicheren Bilder hier aufnahm.

Sie war außergewöhnlich angeregt, voll Leben und Beobachtung, als sie mit ihrem Manne die ziemlich weite Heimfahrt durch abendlich still gewordene Straßen machte.

»Das hat dir gepaßt, heute,« sagte Staufer und sah ihr befriedigt in das belebte Gesicht, froh, daß er ihr endlich das farbige Leben bieten konnte, aus dem er sie einst herausgenommen hatte. Er griff etwas zaghaft nach ihrer Hand: »Ich habe dich früher nie fragen mögen, wieviel du entbehrt hast. Ich hätt' es doch nicht ändern können. Aber jetzt, wo es vorüber ist, gesteh mir's, du hast viel vermißt da draußen!«

Dorothee blickte nachdenklich vor sich hin. Das Bild der kleinen Stadt, das sich ihr jahrelang täglich geboten hatte, stand vor ihr: mittelalterlich, mauerumgürtet, eng gedrängt, die spitzgiebeligen Dächer eingebettet in ein enges Flußthal, dessen abschließende Höhen rechts und links den Lauf des Flusses mit einer lichtblauen Linie begleiteten. Sie sah Sommer und Winter, Tag und Nacht dort ihr wohlbekanntes, stets gleich suggestives Spiel treiben, und sie empfand, wie selbstsam kühl und fern das Bild auf sie wirkte.

»Ich weiß nicht, was ich dir antworten soll, beim besten Willen nicht. Ich bin dem alten Nest anhänglich; wir haben so viel Gutes dort erlebt. Allein dich in deinem Element zu sehen, Max, bei der täglichen praktischen Arbeit! Das hat dir gepaßt! Und für die Kinder war es gut, ich hätte ihnen keine großstädtische Jugend gewünscht.«

»Aber du,« sagte Staufer, »von dir sprichst du nicht!«

»Ich habe Zeit genug für mich gehabt, und immer ganz ungestört mein Stüd eignes Leben. Niemand hat mir meine Liebhabereien verkürzt.«

»Und niemand sie gefördert, wie du es doch von Jugend auf gewöhnt warst!«

»Ach!« sagte Dorothee, »mit dem Fördern ist das so eine Sache.« Sie dachte an den Kreis vielfach angeregter Künstler und Kunstfreunde, in dem sie ihre Mädchenzeit verbracht hatte. »Man weiß nie, ob man wirklich gefördert wird oder nur herumgezerrt zwischen Meinungen, Richtungen, Stimmungen. Da war unser Kleinstadtfrieden fast noch besser. Ruhige Übersicht wenigstens hat mich in meiner Jugend keiner gelehrt. Das hat mir an dir so gut gefallen, wie wir uns in Rom kennen gelernt haben, unter all den Künstlern und Aestheten.«

Ihr Gesicht sah warm und weich aus, während sie dem alten Eindruck aus jenen Tagen nachhing. Als Ausdruck einer selbstsicheren Kraft war Staufer ihr zuerst verständlich geworden. Nachdenklich und eindrucksfähig, einfach und aufrichtig hatte er sich in der fremden Welt zurechtgefunden, zu der ihn ein warmer, fast begeisterter Zug seines Wesens geführt hatte. Er verliebte sich nicht in ein Farbkleckchen, er geriet nicht in Ekstase vor einer Linie, wie mancher der empfindsamen Kunstenthusiasten mit heftig pendelnder Empfindungswelt. Aber als ein Mann der klaren Übersicht überschaute er in überraschend kurzer Zeit das weite Kunstgebiet, das ihm seine erste Kunstreise eröffnete. Er fand ein ganz persönliches Verhältnis zu den Meistern, und sein weites, maßvolles und undoreingenommenes Menschentum war ihm kein schlechter Führer.

Dorothee lächelte zärtlich. »Damals habe ich Nüchternheit und Tüchtigkeit schätzen gelernt.«

Staufer blickte sie zweifelnd an. »Tüchtigkeit und Nüchternheit, heißt das nicht Philisterei und Langeweile?«

Dorothee lachte. »Das mußt du so genau nicht fragen. Du weißt ja auch, wie das ist, daß ich nicht ganz so fest auf dem Boden stehen kann wie du. Ich habe es auch heute wieder gefühlt: der General war gewiß maßvoll und verständig und klug. Aber doch zu ängstlich vor dem schönen Unbekannten. Du weißt, ich habe einen Zug dahin. Sonst kommt man zu leicht dazu, daß man die kreuzigt und verbrennt, die mit einem besonderen Gesicht begabt sind.« Dorothee lehnte sich zurück; die Gedanken glitten ihr schnell durch den Kopf. »Es gibt viel Pöbel auf der Welt,« sagte sie, »im Grunde gehört alles dazu, was dies innere Schauen nicht

hat. Darum haben es die auch schlecht, die es besitzen. Aber man sollte sie hegen und pflegen. Du auch, Mag. Es klingt zwar bürokratisch und verzopft genug, wenn man es so anhört, daß dir das Kunstreferat im Kultusministerium übertragen ist. Aber vielleicht wirst du da doch manches schützen können, was sich ans Licht wagt.»

»Und wenn ich auch tue, was ich kann: ein Künstler bin ich nicht. Verlang' nicht zuviel von mir, Dorothee. Man muß vorliebnehmen.«

Dorothee nickte. »Ja, ja. Im Grunde ist doch dies ganze staatliche Unterrichtswesen pompös. Zu unterst die breite Basis: Volksschulen und Mittelschulen mit ihrem behäbigen Durchschnittsmaß. Und dann all das kühne und krause Bauwerk höheren Geisteslebens: Akademien und Hochschulen, zuletzt das Reich der Armsten, wo Taube, Blinde, Krüppel und Blöde noch in eine Beziehung zum Leben gebracht werden, so daß sie sich wenigstens darin behaupten können. Man sollte ein Gedicht darüber machen in pomphaft gegliederten antiken Rhythmen.«

Staufer zuckte die Achseln. »Das kommt nun mir bürokratisch vor, ein didaktisches Gedicht voll Philologenweisheit zum Lob des Staates.«

»Philologenweisheit?« sagte Dorothee gekränkt. »Es ist ewig schade, daß wir das Feingefühl verloren haben für den Reiz der wundervollen, geistreichen, ausdrucksvollen Sprachformen der künstlerischsten aller Zeiten. Ich kenne sie ja auch nur frauenzimmerlich aus Nachbildungen. Aber doch, was wäre die Helenatragödie ohne diesen undefinierbaren, eigentlich musikalischen Reiz?«

Staufer hörte schweigend zu. Er war sich eines innigen und natürlichen Gefühls für die Kunst bewußt, und er war stolz darauf, ihre Gipfel verhältnismäßig leicht zu nehmen, mit dem tiefen Aufatmen, das uns alle Höhenluft bringt. Aber das Gewühl der Tagesproduktion hatte ihm stets etwas Beängstigendes. Er suchte unermüßlich nach Richtlinien in diesem Chaos und fand sie allmählich leise angedeutet auch in sich selbst. Nicht ein übersensitives Ästhetentum allzu hoch kultivierter Sinne: bei ihm handelte es sich um ein gesundes Organ für das Erlesene und Röstliche. Es war ja auch ein künstlerisches Element gewesen, das ihn zuerst in Dorothee angezogen hatte.

Das breitete sich in seiner neuen Tätigkeit über sein ganzes Leben aus. Er schulte sich mit warmer Gewissenhaftigkeit, um der neuen farbigen Welt, in die man ihn gestellt hatte, gerecht zu werden. Immer inniger zog sie ihn im Lauf dieses Winters mit ihren feinen und geheimnisvollen Kräften an.

Bis zu Ende des Winters ein Unwohlsein ihn zwang, sein Arbeitsleben zu unterbrechen. Eine leichte Venenentzündung zwang ihn zu vollkommener Ruhe.

Er lag in seinem Zimmer, schweren Herzens der unterbrochenen Arbeit nachdenkend, in die jetzt fremde Hände eingriffen.

Aber während er verstimmt darüber brütete, nahm ihn ein unerwartetes Schauspiel gefangen, das sich unter seinen Augen, im Bereich seiner Hände vollzog.

Die leidenschaftliche Empfindung, die Dorothee ihm einst entgegengebracht hatte, und die sie beide in der Gleichmäßigkeit der Ehe zur Freundschaft abgeklärt geglaubt hatten, brach bei der Sorge um Staufers Gesundheit wie Feuer aus Dorothee hervor. Wie eine üppige Schlingpflanze, deren Wachstum uns in schwülen Tagen überrascht, bedeckte sie alle Freudlosigkeit und Verstimmung dieser Krankentage mit lebendigen Blüten. Sie brachte Glanz in diese matte Zeit. Es strich wie Mailust über den reifen Ernst dieses Lebensommers.

Sie fühlten sich beide seltsam bewegt, in einer glücklichen Beschämung über die Episode, die sie eben erlebt hatten, als Staufers Krankheit sich behob, die Entzündung verschwand und der arbeitssame Alltag sich wieder näherte, an dessen ruhigen und festen Zügen gemessen das, was sie eben erlebt hatten, wie ein leichter Rausch erschien.

Sie bestrebten sich beide, zu normaler Stimmung zurückzukehren. Staufer ließ sich seine Arbeit ins Haus bringen, und Dorothee nahm neben den mütterlichen und häuslichen Pflichten, die in den Krankheits Tagen eine kleine Einbuße erlitten hatten, die zähe und unermüßliche Arbeit an ihrem eignen persönlichen Leben wieder auf. Sie vertiefte sich wieder in ihre Bücher und schaute aufmerksam zum Wandel des geistigen Lebens empor, das ihr majestätisch erschien wie der Wandel der Gestirne, und dessen Betrachtung ihr der letzte erreichbare Zweck des Lebens schien. Aber es wurde ihr schwer, zur ruhigen Arbeitsstimmung zurückzukehren,

denn die Sorge und das Glüd der letzten Tage zuckten noch in ihrer Seele nach.

Dazu kam ein wundervoller Vorfrühling Staufers Genesung entgegen. Ein ganz lichter blauer Himmel von eigentümlicher Ferne brachte einen fast überirdischen Reiz in die feingestimmten hellen Tage mit der milben bewegten Luft. Das zarte Astwerk der Bäume und Sträucher freute sich daran. Leise wuchsen ihm die Glieder in dem freundlichen Element.

Langsam gingen Staufer und Dorothee die breite vornehme Straße entlang, die das westliche Villenviertel mit dem Kern der alten Stadt verband. Unwillkürlich paßten sie ihren Schritt einander an. Sie taten das selten, denn Staufers gemessenem Gang schien ein andrer Rhythmus, ein andres Gesetz der Bewegung zu entsprechen als Dorotheens rascherem und leichterem.

Nachdenklich blickte sie auf das schöne antike Tor, das den Abschluß der Straße bildete, und auf dem jetzt das Sonnenlicht und der Schatten in geschlossenen Massen lagen. »Weißt du noch, was wir neulich von Maß und Massen gesprochen haben?«

Staufer dachte nach. »Daß dir mein Maß oder meine Masse oder sonst etwas Schweres an mir gefällt?«

Dorothee lachte. »So ungefähr. Aber schau einmal dorthin! Meinst du nicht auch, daß, je kräftiger die Massen und je einfacher die Maße sind, um so schöner die Wirkung des Lichtes, so daß das Zarteste am Schwersten seine beste Ergänzung findet?«

»Soll ich das persönlich nehmen,« frug Staufer herzlich, »so daß du das Licht für meine Masse bist?«

Dorothee lachte, wehrte ab, errötete und wurde sich erst jetzt bewußt, wie sehr sie in letzter Zeit Flamme gewesen war. Sie lehnte sich leicht an Staufer, und ein köstliches Gefühl vollendeter Einheit floß über sie hin.

So schritten sie langsam nebeneinander nach Hause, jetzt ganz unbewußt den gleichen Schritt findend.

Dort aber war Staufer überrascht, zu finden, wie müde ihn dieser erste Ausgang gemacht hatte. Während Dorothee ihre Straßenkleider ablegte, setzte er sich auf das Sofa. Ein schwerer, fast unerträglicher Druck bedrängte ihm den Kopf. Ein paar Gedanken jagten ihm durch das Gehirn. Dann begann das Herz bröhnend zu schla-

gen; ein kurzes, beinahe kühles Abschiedsgefühl war sein letzter klarer Gedanke. »Sie müssen es jetzt ohne mich machen.« Dann war das Bewußtsein weg. Er fühlte es nicht mehr, daß er auf seinem Platz zusammenknielte.

Nach kurzer Zeit öffnete Dorothee die Tür. Es war so still im Zimmer. Schließ Staufer?

Seine Stellung erschreckte sie. Sie trat näher, beugte sich herab, horchte. Ihr Gesicht veränderte sich, denn der jähe Schreck des Todes befiel sie, sie erkannte seinen erstarrenden Hauch. Und während sie mit stodendem Herzschlag nach der vertrauten Hand griff, empfand sie, daß es nicht mehr ein geliebter Mensch war, den sie berührte, sondern das sinnlose, schnellen Untergang geweihte Häuflein toter Stoffe, das sich Leichnam nennt und das sein Recht aufs Dasein verloren hat. Da verließen auch sie die himmlischen Lebenssträfte. Haltlos brach sie neben Staufer zusammen, in dem tiefen Verlust aller Lebensgeister im Augenblick ihm gleich.

Sekunde um Sekunde tropfte in die Goldschale des hellen Frühlingstages. Die Sonne bog um die vorspringende Mauer am Fenster und goß ihre vollen Strahlen in die Tiefe des Zimmers. Aber kein Auge erfaßte das geheimnisvolle Spiel der Kräfte und schuf es um zu dem vertrauten farbigen Menschenleben. Und so verloren Zeit und Raum und alles Menschliche ihr Recht, und es war nur das unfasßbare Ewige da.

Im vierten Zimmer derselben Reihe saß um diese Zeit der junge Ernst Staufer. Er arbeitete an seiner griechischen Übersetzung. Sie interessierte ihn nicht, aber er war ehrgeizig und von zähem Fleiß. So mußte auch das gut werden, was ihm keine Freude machte.

Im Sommer sollte er die Reiseprüfung machen, und in halb instinktiver Selbsteinschätzung war ihm nicht um Bestehen oder Nichtbestehen banal: er verlangte von sich, daß er sich auszeichne. Er war nicht weich mit sich: vorzüglich in einzelnen Fächern und durchschnittlich in solchen, die ihm keine Freude machten. Er wollte alles beherrschen, er sah sich keine Schwächen nach.

So schrieb er auch heute eifrig. schlug nach, überlegte. Aber ganz plötzlich schien

ihm die Sonne aufs Papier, und unwillkürlich sah er auf. Die braunen Augen standen ihm ernst in dem zart und edel geformten Gesicht, brannten wie zwei Flammen vor einem verschlossenen Heiligtum: die Stille ringsum hatte sich ihm belebt, mit Männerträumen in der Knabenbrust.

Und dann nach wenigen Sekunden war die Gegenwart wieder da. Die Übersetzung war noch nicht fertig — sollte es nicht schon Mittagszeit sein? Seltsam, daß es im Hause so still war; waren die Eltern nicht zurückgekommen von ihrem Ausgang? Ganz plötzlich erwachte in seinem Gedächtnis eine bisher unbeachtete Tatsache. Hatte er nicht vorhin irgendwo in der Nähe einen dumpfen Fall gehört? Es wurde ihm sonderbar angst. Er stand auf und sah ins Nebenzimmer. Da saß die kleine fünfzehnjährige Gertrud. Sie hatte die schlanken unfertigen Glieder im Lehnstuhl zusammengezogen, das ausdrucksvolle Gesicht war von innerer Spannung fast verzehrt; sie war in die Traumwelt einer Stormschen Novelle versunken, die ihr einen Blick in das Buch der Leidenschaften tun ließ. Geistesabwesend sah sie den Bruder an, der schloß die Tür: hier war alles in gewohnter Ordnung.

So ging er weiter, durch das helle, heitere Wohnzimmer der Mutter. An seines Vaters Tür blieb er stehen: hier drang man nicht so grundlos ein. Er horchte mit zunehmender Angst. Jetzt wußte er es ganz bestimmt, daß er die Eltern hatte heimkommen hören. Sie mußten da drinnen sein. Er brückte entschlossen die Klinke auf.

Da sah er den Vater auf dem Sofa zusammengesunken, in einer lauernden Stellung. Vor ihm, vornüber auf den Boden gestürzt, lag die Mutter. Sie regte sich leise, als er eintrat. Sie öffnete die Augen, sah ihn starr an, richtete sich auf. Dann kam etwas Schreckliches, ein Eindruck, den Ernst sein Leben lang nicht vergaß: sie schnellte auf, pfeilgerade gestreckt, mit emporgeworfenen Armen, und brach wieder in die Knie zusammen.

»Ernst,« flüsterte sie, »das kann doch nicht sein.«

Da erschien Gertrud unter der Tür. ängstlich fragend. Nun raffte sich Dorothee zusammen, aus mütterlichem Instinkt heraus, umfaßte das Mädchen mit einem Arm, unsicher griff sie mit der andern Hand nach Ernst.

Da erwachte in diesem wieder das geordnete Denken, ein frühreifes Verantwortungsgefühl. Er ließ den Arzt rufen, der Staufer behandelt hatte, und seinen Onkel, den Ministerialrat von Staufer, an den er in unbewußtem Familiensinn zuerst gedacht hatte.

»Ein Herzschlag jedenfalls,« sagte der Arzt zu Heinrich Staufer, der ihn am Vorplatz erwartete. »Es ist eine schreckliche Geschichte mit diesen Venenleiden.« Er trat mit Heinrich in das Sterbezimmer ein.

Nur Staufer lag jetzt dort, von Ernst sorgfältig auf dem Sofa ausgestreckt, wo er verschieden war. Ernst hatte die verfallene, kläglich hilflose Stellung der Leiche nicht mehr ertragen können.

Der Arzt hatte nicht lange am Toten zu tun. Nach ein paar Manipulationen drehte er sich zu Heinrich Staufer um. »Tot!« sagte er und sah diesen mit großen Augen an. »Hier kann ich nichts mehr tun. Ich muß nun zu der armen Frau hinüber. Sagen Sie, wie ist Ihre Schwägerin? Hält sie das aus? Mir ist sie sehr erregbar vorgekommen in dieser Zeit.« Er sah wieder den ängstlichen Blick in ihren schönen Augen, den sie sich während Max Stauffers Krankheit immer zu verdecken bemüht hatte, und den er trotzdem wahrgenommen hatte.

Heinrich Staufer zögerte; dann kam er langsam mit der Antwort: »Sie war sehr glücklich, dies hier ist ein furchtbarer Schlag. Ich fürchte, es wird schwere Zeiten hier im Hause geben.« Angstvoll sah er dem Arzt in die Augen. Er wollte sich beherrschen, er war ja doch ein Mann. Aber er brachte es nicht zum Bewußtsein seiner sicheren Manneskraft angesichts dieser entsetzlichen Lage.

Der andre merkte etwas davon. »Wir wollen nicht das Schlimmste annehmen. Ich will Ihnen eins sagen: bei Frauen weiß man nie, was wird. Ich habe da die tollsten Überraschungen erlebt. Also in Gottes Namen, gehen wir hinüber. Kommen Sie mit?«

Dorothee stand von ihrem Stuhl auf, als die beiden eintraten. Die gesellschaftliche Gewöhnung an Selbstbeherrschung vor andern hielt ihr noch stand. Es kam keine wilde Explosion von Tränen und Verzweiflung, wie es Staufer halb erwartet und halb befürchtet hatte. Aber dann, ganz plötzlich, versagten ihr die Kräfte. Eine lähmungs-

artige Starrheit befiel sie, die nur langsam den Kampfeinspritzungen des Arztes wich.

Dann ging dieser, atmete tief auf, bemüht, die ganze Sache, das schrecklich dumpfe Grauen vor dem plötzlichen Tode hinter sich zu lassen, gegen das ihn seine Gewohnheit abstumpfte. Es war dies einfache Selbsterhaltungspflicht. Wer ertrug sonst den ärztlichen Beruf?

Aber Heinrich blieb bei Nefse und Nichte, ihn hielt die brüderliche Treue. Schweigend saß er bei den armen Kindern, schritt dann die freundliche Flucht der Wohnzimmer ab und trat zuletzt bei dem toten Bruder ein, um wieder und wieder in das erstarrte Gesicht zu schauen.

Seine Schwester, Magda Beder, war bei Dorothee. Sie ließ niemand in das Schlafzimmer, wo sie diese auf ein Sofa gebettet hatte. Man hörte sie nur von Zeit zu Zeit über den Gang eilen.

So kam der Abend, und Heinrich verließ das Trauerhaus. Er ging heim, schnell, vornübergebeugt. Die leichten, feingebauten Füße trugen den vollen Körper mit überraschender Behendigkeit. Menschen, Häuser glitten unbemerkt an ihm vorüber, während er mechanisch um die Eden bog. Er kämpfte wieder mit dem unerträglichen Druck, der ihm alle Gedanken belegte.

Allmählich fühlte er sich, vielleicht unter dem Eindruck der raschen Bewegung, davon frei werden. Vorstellungen und Gedanken kamen ihm jetzt fast zu schnell, überwältigend.

Durch den Tod seines Bruders war eine Stelle im Leben leer geworden, ein Pflichtenkreis verwaist. Ein warmer Impuls, hier einzutreten, und eine fast nervöse Scheu vor der Größe solcher Verantwortung standen bedrängend vor ihm auf.

Heinrich hatte den Kopf bedenklich geschüttelt, als Max Dorothee in die Familie gebracht hatte. Er kannte den Nießschiffischen Ausdruck nicht: »Die Frauen sind von den Männern wie Vögel behandelt worden, die von irgendwelcher Höhe sich hinab zu ihnen verirrt haben: als etwas Feineres, Verlässlicheres, Süßeres — aber als etwas, das man einsperren muß, damit es nicht davonfliegt.« Aber es drückte genau die Empfindungen aus, die er über Dorothee hatte.

In gewissem Sinne sogar über Frauenart im allgemeinen. Für das nützliche Gänse-, Enten- und Hühnergeschlecht; bei dem solche

Gefahr nicht zu besorgen ist, hatte er im Grunde keinen Blick. Er überließ sie, er wußte im Grunde kaum um sein Vorhandensein. Sooft der Begriff »Frau« lodend vor ihm aufstieg, hatte er die andre Art im Auge.

Aber er fand nicht, daß sie in ein deutsches Beamtenleben paßte. Er hatte stets mit Erstaunen bemerkt, daß Max mit vollkommener Sorglosigkeit eine Verantwortung trug, die auf ihm wie Blei gelastet hätte.

Das Schicksal war boshaft; die Verantwortung war auf ihn übergegangen, das Glück hatte er versäumt. Er dachte an Dorotheens feines, kluges Gesicht, an die hübschen, fesselnden Kinder. Sie waren nun sein und nicht sein: sein in allen schwierigen Momenten, wo Rat und Hilfe notwendig waren, nicht sein in der Anmut ihrer Häuslichkeit, im täglichen Leben, das für ihn gleich kalt und einsam bleiben würde.

Magda blieb die Nacht im Trauerhause; sie war hausmütterlich tätig gewesen, seit die Leiche fortgebracht worden war. Sie hatte für die Nacht gesorgt und für den kommenden Tag, für die trostlos verwandelte Nacht und für den schweren, einsamen Tag.

Als sie spät abends sich zur Ruhe legte, durchrieselte sie einen Augenblick das Bewußtsein erlebiger Pflichten mit dem Gefühl gewohnter Befriedigung. Sie löste ihr noch immer schönes braunes Haar und zog den weichen, warmen Schlafrock aus flodiger Wolle an, um für alle Fälle alarmbereit zu sein. Dann streckte sie sich auf ihr Sofa und fühlte ihre Müdigkeit. Sie war noch nie so müde gewesen, körperlich, geistig, seelisch. Das wurde ihr klar, wie sie so dalag und nicht einmal einen deutlichen Schmerz empfinden konnte, in dem Chaos der allgemeinen Zerrüttung in sich.

Sie kämpfte sogar eine Zeitlang mit dem Schlaf, der ihr ihre Kraft wiedergeben sollte. Er kam nicht, dafür aber das Entsetzen der ersten Augenblicke, als sie den Tod des Bruders erfahren hatte, das sich bei ihrer Arbeit langsam von ihr gelöst hatte. Sie fuhr auf und borchte ins Nebenzimmer, wo sie ein Nachtlager für Dorothee und Gertrud vorbereitet hatte. Bald konnte sie es nicht mehr aushalten in ihrer Einsamkeit. Sie stand auf, öffnete zögernd die Tür dorthin, woher leise Geräusche zu ihr gedrungen waren. Mit ihrer Angst, ihrem Kummer, ihrer Teil-

nahme gehörte sie zu denen, die dort trauern und wachten.

Die Verlassenen saßen beim Schein der Lampe um den Tisch. Gertrud hatte den Arm um Dorothee gelegt, und Ernst hielt ihre Hand. Mißbilligend sah er auf bei der Störung. Warum ließ man sie nicht allein?

Magda zog sich unsicher zurück. Der Blick haftete in ihrer Seele. Sie las Hochmut daraus, den unbewußten und darum doppelt schmerzhaften Hochmut, der auch Dorothee eigen war. Es war nie gelungen, in den inneren Ring dieses Lebens zu treten. Magda litt unter diesem Gefühl. Denn sie hatte Sinn für Dorothees Art. Und außerdem: war das Beste am Leben nicht Gemeinsamkeit, gemeinsame Interessen, tätiger Anteil, immerwache Hilfsbereitschaft, Zusammenhalt mit einem Wort?

Aber sie besiegte ihre gekränkten Gefühle. Sie konnte Dorothees Art nicht ändern, aber sie konnte die ihre behalten. Es war ja auch was Gutes daran, dachte sie, um sich zu beruhigen.

So kam sie liebevoll und tadellos gewählte Trauerkleidung ins Haus und manche Aufmerksamkeit, die einen klugen Blick und einen sinnigen Geist verriet. Und auch mit ihrer Zeit sparte Magda nicht, die ihr doch sonst so kostbar und nie ganz ausreichend erschien.

Abends kehrte sie dann in das behäbige, stattliche Haus zurück, das Beder seiner heranwachsenden Familie gebaut hatte. In den geräumigen Stuben von bewußt bürgerlichem Gepräge ließ die seelische Spannung nach, unter der sie im Trauerhause lebte. Magda fühlte, wie notwendig das war, und wie im Grunde sorglos und leichtsinnig sie in letzter Zeit mit ihrem stets stark belasteten Nervenkapital gewirtschaftet hatte.

»Ich bin immer ganz erschöpft, wenn ich von Dorothee komme,« sagte sie zu Beder. Und da sie gern Eindruck auf ihn machte mit den Subtilitäten ihres Seelenlebens, erklärte sie: »Es gibt da eine Stelle in der Bibel, wo ein Kranker Jesus im Gebirge berührt und davon geheilt wird. Jesus fühlt das, weil eine Kraft von ihm ausgegangen ist und er den Verlust fühlt. Ich habe mir das früher nie erklären können, Otto, aber jetzt fühl' ich's, von Dorothee komme ich auch immer ganz bankrott heim.«

»Du gibst zu viel her, du mußt dich mehr schonen,« sagte Beder. Er hatte einen gro-

ßen Respekt sowohl vor der sensitiven Seele als vor den reizbaren Nerven seiner Frau. Und er leckte selten gegen den Stachel, den diese ihre ebenso anziehenden wie gefährlichen Qualitäten für ihn bildeten.

»Schonen,« sagte Magda, »das kann man im Augenblick wirklich nicht von mir verlangen. Dazu bin ich jetzt zu sehr und zu ernsthaft in Anspruch genommen. Ich bin in Sorge um Dorothee.«

Beder trat ans Fenster, zu dem die Nacht dunkel hereinblickte. Aus ihrer unheimlichen Weite und düsteren Einsamkeit grinsten ihm alles Bedrohliche an, das arme Menschenleben schreckt. Der trübe Eindruck verdichtete sich zu dem, was dem Kaufmann am nächsten liegt, zur Sorge ums tägliche Brot. »Hat denn deine Schwägerin zu leben?« fragte er.

»Das ist's ja eben, das weiß ich nicht. Dorothee ist so eigentümlich zurückhaltend. So sehr ich mich auch um sie mühe, ich komme ihr um keinen Schritt näher. Und jetzt braucht sie jemand, mit dem sie sich beraten kann. Es ist doch möglich, daß man ihr sogar helfen könnte, wenn es nötig ist.« Mit einer Frage, in der etwas wie ein Befehl dämmerte, sah sie zu dem reichen Kaufmann auf.

»Aufbringen kann man sich niemand,« sagte dieser und sah mit lebendigem Verleibungsmut der Gattin in die Augen.

Magda überlegte. »Man kann doch nicht zusehen, bis es zu spät ist. Ich habe schon daran gedacht, Ernst einen Wink zu geben. Aber er ist auch so empfindlich; wenn er's übelnimmt!«

»Das verliert sich,« sagte Beder mit großer Sicherheit aus dem Gefühl heraus, daß es keine albernere Sentimentalität gebe als die Zimperlichkeit der Bedürftigen.

Aber der Schritt, den Magda daraufhin beim Neffen wagte, mit doppelter Freundlichkeit, weil sie sich etwas unsicher fühlte, war kein Erfolg. Ernst zeigte sich unnahbarer als je, und Magda kam nicht einmal dahinter, ob er über die kritische Frage orientiert war.

Er verließ das Haus mit gereizten Gefühlen, zuerst nur von der Indistraction der Frage gekränkt. Feindselig sah er von unten an der stattlichen Fassade des Hauses empor, das mit so breitem Selbstbewußtsein im Sonnenschein lag. Dann aber erwachte die Sorge ums tägliche Brot in ihm, diese

Sorge, die unserm enggebrängten, gelberwerbenden Geschlecht fast zum Instinkt zu werden droht. Für Ernst hatte sie noch ein besonderes Gesicht. Arm sein hieß ihm nicht Entbehrungen tragen — danach hätte er nicht viel gefragt —, sondern klein, gemein, vielleicht sogar abhängig sein, wie man es ihm heute nahegelegt hatte.

Aus der quälenden Angst heraus entstand ihm fast etwas wie Mißtrauen gegen Dorothee. Tagelang beobachtete er ihr mattes, krankes Wesen, das jede Berührung scheute. Er fand, daß sie zu untätig sei, die Hände im Schoß, in dieser schrecklichen Zeit, wo alles um sie her wankte. Endlich konnte er die Sorge nicht mehr meistern. »Mama, sind wir arm?«

Dorothee sah ihn überrascht an. »Wie kommst du darauf?«

Er stammelte etwas von Tante Magda. Gleich darauf standen ihm die Tränen in den Augen. Er war beschämt und verwirrt. Aber dann sah er, daß Dorothee ebenso reagierte: auch sie flammte heftig und leidenschaftlich auf. Zwar sank die Glut schnell. »Sorg' dich nicht, Ernst, wir werden unsre Sache schon machen. Wir werden vielleicht manches anders einrichten müssen als bisher; das wird sich in den nächsten Monaten schon zeigen. Aber ums Geld sollt ihr euch nicht quälen. Das ist nicht nötig. Trau mir nur zu, daß ich zusammenzählen und abziehen kann.«

Sie lächelte ihn an, und Ernst verbarg, daß er nicht ganz zufrieden war. Er glaubte als Mann hier eine Stimme beanspruchen zu können.

Dorothee fühlte erst nachträglich die Wunde, die sie empfangen hatte. Auch für sie eine Wunde im Stolz: sie wollte nicht unmündig sein, weil sie ihr Glück verloren hatte. Sie war auch nicht hilfsbedürftig. Von außen konnte ihr nichts kommen. Was von außen kam, verlegte nur. Heiß überströmte sie das Gefühl, daß sie sich vor teilnehmenden, hilfsbereiten, mitleidigen Menschen retten müsse.

Anfangs Mai verließ sie mit Gertrud die Stadt. Sie hatte Beobachtungen gemacht, die ihr auch für das Kind eine gründliche Veränderung wünschen ließen. Und Ernst schien froh zu sein, allein zu bleiben. Er hatte ihr eifrig zugeredet, statt wie sonst

im Sommer schon jetzt zur Großmutter Ritter aufs Land zu gehen.

Düster stand das alte Landhaus am Bergsee, als die beiden an einem kalten, herben Maiabend dort anlangten. Der Seespiegel lag tiefschwarz, schieferfarben vor ihnen, und die grandiose Bergkette im Hintergrund zeigte Licht und Schatten in schweren Massen, in geschlossenem abendlichem Licht. Die Sonne stand fahl hinter Nebelschleiern, am Rand des Horizonts hingefauert, verbreitete schwere Glut über das zerrissene Wolkengebiet des Himmels und würdigte die feuchte, kühle Erde kaum eines Blickes.

Nur als der Wagen hielt, brach sie auf einen Augenblick hervor und leuchtete grell der alten Dame ins Gesicht, die ihren Gästen entgegenging. Frau Ritter beschattete sich die Augen, während sie sich mit ihrem immer noch leichten Schritt der Enkelin näherte. Dann trafen sich die Blicke, zögernd, zurückhaltend, voll von zarter Rücksicht. Die schlanken Hände schlossen sich, die feinen Gesichter berührten einander. Es war wie eine Begrüßung im Schattenland.

Dann wandte sich die alte Dame Gertrud zu. Die stand mit leicht zusammengekniffenen Augen, die ganze Qual ihres unausgereiften, noch keines Ausdrucks fähigen Empfindens in ihrem blassen Mädchen Gesicht. Sie schien erleichtert aufzuatmen, als auch von ihr nichts anderes erwartet wurde als der gewohnte Gruß. Alle drei wandelten schweigend in das alte Haus, das von vergangener Zeit und verschollener Lebenskunst sprach.

Oft, wenn Dorothee am Morgen in den großen Saal im Erdgeschoß trat, in dessen eble Linien und klaren, jetzt leicht verblichene Farben die Geister einer andächtigen Kunstempfindung gebannt schienen, klang es ihr wie von unsichtbaren Chören entgegen: Wen bringet ihr uns zur stillen Gesellschaft? Und die eigne Sehnsucht antwortete: Einen müden Gesellen bringen wir euch; laßt ihn unter euch ruhen, bis das Tauchzen himmlischer Geschwister ihn dereinst wieder aufweckt.

Und die innere Geschlossenheit einer vollendeten Epoche, auf die die Zeit ihr Siegel gesetzt hatte, ergriff Dorothee mit der scheuen Ehrfurcht, die das Unabänderliche in uns auslöst, und füllte das Haus mit Gestalten, die um so eindrucksvoller waren, als ihnen die Gegenwart nichts mehr anhaben konnte.

Lebendig wuchsen sie aus Erzählungen empor, mit denen die alte Frau Ritter die Schwere der regenreichen Frühlingstage zu kürzen suchte.

Der alte Kaspar Ritter, der Patriarch und Stammvater des Geschlechts, war aus dem Dunkel eines Schwarzwälder Pfarrhauses mit Glanz und Nachdruck in das Licht deutscher Geistesgeschichte getreten. Im Bibliothekszimmer stand sein Werk: eine stattliche Reihe von Bänden über vergleichende Sprachkunde, und in jeder deutschen Literaturgeschichte als Nachklang eines starken zeitgenössischen Ansehens eine kleine Notiz über seine Arbeit. Aber nur Kenner wußten heute noch davon.

Allein hier, in »seinem Hause am See«, ging der alte Herr noch um, in der überlegenen, chevaleresken Grandezza, mit der er seiner Schwiebertochter den Besitz hier am Hochzeitstage »als Morgengabe« besichert hatte, sich nur ein bescheidenes Altenteil darin sichernd.

Dieses bescheidene Altenteil hatte allerdings bald das ganze Leben der jungen Leute bestimmt. Ludwig Ritter hatte es im Schatten seines berühmten Vaters nie zur Selbstständigkeit gebracht. Sogar sein äußeres Leben war bald ganz durch die Bedürfnisse des alten Herrn bestimmt worden. So war es gekommen, daß sein Sohn, Dorotheens Vater, seine ganze Jugend in Erziehungsanstalten verbrachte, wo keine stark nervöse Veranlagung zusammen mit reichen geistigen Gaben üppig wucherte.

Nun stand auch Albert Ritter schon lange drüben am andern Ufer des Lebens. Dorothee hatte von ihm die Erinnerung von etwas außerordentlich Verleglichem und Gefährdetem bewahrt. Hatte sich sein schönes stilles Talent an einem zu heftigen Ehrgeiz verblutet, oder war seine krankhaft reizbare Empfindung die Folge einer tiefen Enttäuschung des Herzens? In noch jungen Jahren hatte ihn eine schöne und geliebte Frau, Dorotheens Mutter, treulos verlassen.

Sie standen nun alle da drüben, und Dorothee fühlte sich langsam zu ihnen gleiten, seit die Gestalt, die ihrem Leben Form und Inhalt, jeden Ausdruck gegeben hatte, sich ihnen beigesellt hatte. Auch der Gatte sah sie schon mit toten Augen an, aus denen der Wechsel des Lebens geschwunden war.

Nur die Mutter lebte noch. Aber sie war nur ein schattenhafter Begriff für Dorothee. Es klang ihr fast wie ein unglaubliches Märchen, daß sie fern von ihr ein fremdes Leben führte.

Allein eines Morgens fand sie im Zimmer ihrer Großmutter ein Bild, das mit dem Gesicht gegen die Wand gelehnt war. Die alte Dame war sichtbar erregt, als sie sagte: »Sieh dir das an, es ist eine Arbeit deines Vaters, auf die nur du ein Anrecht hast. Das Bild gehört dir, wenn du es haben willst.«

Dorothee nahm es auf; erschüttert erkannte sie den schönen jugendlichen Frauenskopf: »Meine Mutter!«

Sie betrachtete es lange und lebte sich in den Reiz der anmutigen Züge ein.

Die Handschrift ihres Vaters schien ihr hier besonders charakteristisch. Er suchte schon hier die spröde Vornehmheit der Linie, die ihm aus dem erbitterten Kampf um die Form erwachsen war. Aber es war damals noch nichts Starres dabei gewesen. Eine innere Freude, eine heitere Zärtlichkeit hatte den reizend weichen Bildungen dieses Kopfes nachgespürt, bis das anmutige Gewebe zart modellierter Flächen in leuchtender Klarheit da stand, voll von geheimnisvollem Leben. In den grünen Augen schimmerte ein entzündendes goldiges Licht, der Blick brach voll und in sich beruhend unter den weichen Lidern hervor, eine eigentümliche seelische Selbstzufriedenheit lagerte über dem ganzen Gesicht. Und es war wie ein Reflex dieses frohen Gefühls in der Malerfreude, die die schimmernden Perlen um den leuchtenden Hals gelegt hatte.

Dorothee erkannte das Schmutztüd; sie hatte es im Nachlaß ihres Vaters gefunden, vorher hatte sie es nie zu Gesicht bekommen.

»Es ist eine wundervolle Arbeit,« sagte sie nach langer Betrachtung fast feierlich.

»Ja,« sagte die alte Dame traurig, »es ist wohl das lebenswahrste Porträt, das je gemalt worden ist.« Sie prüfte noch einmal den Eindruck eines ganzen Lebens nach. Dann fragte sie: »Und du hast wirklich kein Wort von ihr gehört, auch nicht nach deines Mannes Tode?«

Dorothee schüttelte den Kopf. »Sie weiß wohl gar nicht, wie ich heiße. Es war nie irgendetwas Verkehr zwischen uns.«

Beide schwiegen wieder. Dann nahm Dorothee das Bild in den Arm. »Ich behalte es doch, Großmama.«

Sie trug es in ihr Zimmer und wählte ihm sorgsam den Platz. Es hing so, daß sie es immer sehen konnte.

Und sie studierte es immer wieder. Jedemal befiel sie dabei ein Zweifel an dem elementaren Wert der Mütterlichkeit. Denn auch in ihrer Seele stockte diese Kraft und gab die gewohnte Wärme nicht her. Und sie war ihr doch bisher froh und leicht, in gesunder Frische, vom Herzen gegangen.

Gertrud war durch die ersten Trauertage wie abwesend gegangen, so still und in sich versunken, daß kein Mensch sie beachtet hatte in der allgemeinen Verwirrung. Sie hatte sich seelisch wie verpuppt in diesen Tagen und trug seitdem schwer, mit gebrühter Geduld, an einer Art von Gemütslähmung. Tag für Tag verschlang sie die altmodischen englischen Romane, die sich in Haufen in der Bibliothek vorfanden, und kam nur zu den Mahlzeiten zum Vorschein.

Sie war dann sehr schweigsam, und über ihrem kleinen spitzen Gesicht lag ein ängstlicher Ausdruck allgemeinen Mißtrauens gegen das ganze Leben, der Dorothee wehtat. Sie fühlte die Pflicht, ihn wegzuwischen mit der leichten, unaufbringlichen Gebärde, die ihr sonst natürlich gewesen war.

Aber sie hatte sie verloren. Sie konnte keine mehr wagen. So überließ sie das Kind sich selber, seinem eignen guten Genius, mit unsicherem Gewissen, in einem Zustande völliger seelischer Entkräftung. Sie selbst empfand ja nichts als die frostige Erstarrung dieser langen Regenperiode, in der die Bergwelt in düsterem Schweigen lag, gleichgültig gegen den Wechsel der Naturereignisse, gegen Tag und Nacht, gegen Regen und Sturm.

Zwar ging diese Epoche mit dem Juni zu Ende. Es wurde Vollmondszeit, und die runde Scheibe zog sich allabendlich über die Berge empor und suchte mit ihrem geisterhaften Licht die Herzen der Menschen, aus denen sie die dunkelsten Empfindungen hervorlockte. Dorothee fürchtete das blasser Angesicht, das durch alle Vorhänge hindurch, durch die geschlossenen Augenlider den Weg zu ihr fand und selbst in leise eingeschlummerten Sinnen eine erregte Welt wirrer Träume entseelte. Die peinigten sie, bis sie mit wildtobendem Herzen erwachte. Und

dann war das Schlagen und Dröhnen so stark in ihr, daß sie das Liegen nicht ertragen konnte, aufstand und in die Mondnacht voll fühler Ruhe hinausjah.

Sie folgte dann dem fahlen, stetigen Wechsel des Lichts, das zwischen Busch und Baum, über Wiesenflächen und Rieswege des Gartens in unwandelbar gleicher Ordnung vordrang. Mit versagender Seele betrachtete sie das unzerstörbare Gleichgewicht, in dem sich Kraft zu Kraft verhält, und das der freien und fernen Linie der Berge am Rande des Horizonts den stolzen Ausbruch unerschütterlicher Ruhe gab. Die weite Unendlichkeit des Himmels mit den gelassen kreisenden Sternen wiederholte in unaussprechlicher Ferne dasselbe grandiose Motiv von feierlicher Heiterkeit, dessen königlichem Klang Dorothee nicht mehr gewachsen war.

Noch weniger dem, was folgte: dem wunderlichen Frösteln und Schauern, das dann über die Erde ging, die bleich und übernächtlich zum blassen Himmel emporjah. Dort oben begann dann das wunderbare Erwachen der Farben, das stetige Anwachsen bis zu ihrer vollen geheimnisvollen Kraft im Sonnenlicht, der feierliche Gesang der Frühe, den die Vögel ringsum aufnahmen, den die Insekten mit ihrem Tanz begleiteten. Milliarden schwirrender Geschöpfe, die in der Morgenluft schwebten, in scheinbarer Freiheit und doch unwiderstehlich fortgetragen von der breiten Strömung morgendlicher Winde.

Wohin? War diese Kraft des Lebens dazu bestimmt, spurlos zu verschwinden, oder ging sie mit geheimen Wirkungen ein in den geschwisterlichen Reigen der Weltkräfte? Oder lebte sie das seltsam isolierte Sonderdasein fort, das sie in jedem lebenden Geschöpf erreicht hat? Gibt es etwas wie eine Heimat der Vollendeten?

Dies problematische Leben trat so selbstbewußt auf in der sommerlichen Pflanzenwelt, die sich um diese Zeit draußen entfaltet, mit eigner Form- und Daseinsgesetz für jedes Geschlecht. Die phlegmatische Buche mit den geordneten, ausgebreiteten Zweigen wurde rund und voll wie eine stattliche Frau, die schlanke Esche zierte sich und schüttelte kokett die durchsichtige Krone, wie ein Mädchen den Todentopf. Alle erfüllten in fröhlicher Unbekümmertheit das Gesetz ihrer Persönlichkeit, das sich nach solch stolzer Äußerung in der Nacht des Todes verlor.

Als mit Beginn der Ferien Ernst kam, und Dorothee sein blasses junges Gesicht am Fenster des Eisenbahnwagens auftauchen sah, fühlte sie mit zaghaftem Erschrecken, wie in sich geschlossen, wie unnahbar und unberührbar es aus den dunklen Knabenaugen blidte.

Er war nicht einmal stolz auf das gut bestandene Examen. Er saß einsilbig am Abendtisch und erzählte nicht viel von seinen Erfolgen.

Dorothee sagte erst am nächsten Morgen Mut, als sie mit den Kindern vor dem Hause beim Frühstück saß, dem Ernst sich mit dem gesunden Appetit zäher und willensstarker Menschen widmete. Er wurde menschlicher dabei und lebenswürdiger, so daß sich Dorothee seiner knappen und herben Jünglings-schönheit freuen konnte, der unberührten Reinheit seiner achtzehn Jahre, die dem klaren Morgenlicht des hellen Sommermorgens verwandt schien.

Gertrud war schon mit dem Frühstück fertig. Sie hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt und beobachtete aufmerksam den Bruder, als studiere auch sie ihn. Dabei trat der volle Ausdruck ihres Wesens auf ihr Gesicht. Sie hatte ein überfeines sensitives Näschen, einen vollen, kräftig gewölbten Mund mit prachtvollen Zähnen, schöne träumerische grüne Augen. Eine überaus straffe, bestimmte Linienführung um Stirn und Wangen und überreiches braunes Haar gaben ihr einen leidenschaftlichen Ausdruck, den ihr gedämpftes Kolorit noch erhöhte.

Dorothee atmete tief auf. Sie fühlte, daß wieder die mütterliche Empfindung stark durch sie strich. »Ihr müßt jetzt gründlich Ferien machen,« sagte sie. »Ihr sollt spaziergehen, bergsteigen, rudern. Du bist blaß, Ernst. Und Gertrud ist auch noch nicht viel hinausgekommen.« Dorothee sah betroffen eine leichte Verlegenheit in Ernst aufziehen.

Er zögerte einen Augenblick. Dann sagte er entschieden: »Dazu werde ich wohl kaum Zeit haben, Mama.« Befangen sah er zwischen gesenkten Augenlidern zu ihr empor, als habe er etwas zu gestehen. »Ich möchte Offizier werden, Mama. Ich habe mich jetzt entschieden. Es ist dir doch recht, Mama? Ich muß schon sehr bald beim Regiment eintreten.«

»Ernst,« sagte Dorothee, außer Fassung über die Plötzlichkeit dieses Entschlusses,

»was hast du da für einen Plan? Du hast noch nie ein Wort darüber gesagt!«

Ernst sah vor sich hin. »Ich bin jetzt erst ins reine gekommen. Ich habe schon früher daran gedacht« — er sagte das zögernd, als besinne er sich, ob er es auch behaupten dürfe —, »aber entschlossen habe ich mich erst in der letzten Zeit. Mama, ich kann nicht noch zehn Jahre die Schulbank drücken, immer nur aufnehmen, in mich hineinfressen. Ich muß was hergeben dürfen — sonst ersticke ich.« Er hatte Tränen in den Augen, gehemmter Kraft, gehemmter Leidenschaft, gebändigter Trauer.

Auch Dorothee fühlte ihre Empfindung steigen bis an die äußerste Grenze der Selbstbeherrschung. Sie hatte eine starke Eingebung, daß Ernst die Wahrheit sagte, daß er etwas von seiner tiefsten Seele verriet, etwas, was er sonst für sich hütete. Leidenschaftlich stieg in ihr der Wunsch auf, ihm zu folgen. Sie sammelte schnell ihre Gedanken. Und doch war es ein Einwand, der ihr zuerst kam. »Aber eile nichts, Ernst. Heute steht dir noch alles offen. Aber wenn du einmal einen solchen Schritt getan hast: du kannst wohl wieder zurück, aber es bleibt immer ein Stück Leben daran hängen. Es würde dir, gerade dir sicher nicht leicht, Zeit und Kraft über einem Experiment zu verlieren.« Sie sah ihn prüfend an, mit dem Kennerblick, der schähenb und wägend über die Dinge hinfuhr. Eine plötzliche Sorge kam ihr. »Du willst mir doch nicht sparen helfen, Ernst?« Sie lächelte ganz leise, und er wurde dunkelrot. Das machte sie weich. »Das ist nicht nötig, Ernst, glaube mir das.« Sie zögerte, dann erklärte sie ihm — warum sollten die Kinder auch die einfachen Tatsachen nicht wissen? —: »Was mir persönlich gehört, genügt für unsern Hausstand. Du kannst schon Zutrauen zu mir haben, daß ich das beurteilen kann, Ernst. Und den kleinen Nachlaß eures Vaters habe ich für euch bestimmt. Du könntest damit jedes Studium durchmachen, nach dem dir der Sinn steht, Ernst, ohne von mir abhängig zu sein. Aber bei vielem Herumprobieren würdest du in Verlegenheit kommen.«

Ernst sah sie mit gespannten und erregten Augen an; er mochte überrascht sein von ihrer großzügigen Offenheit. Er suchte nach einem natürlichen Ausdruck für seine Empfindung stark gerührter Dankbarkeit. Er war selbst

nicht zufrieden mit den pedantischen Worten, die ihm auf die Lippen kamen. Aber er hätte nichts andres zu sagen gewußt als: »Danke dir, Mama, es ist natürlich sehr wertvoll für mich, das zu wissen!«, wenn Gott weiß was für ihn davon abgehangen hätte. Er war mehr er selbst, als er nach kurzer Überlegung mit einem ganz leise selbstbewußten Ausdruck beifügte: »Ich bleibe aber trotzdem bei meinem Entschluß.« Dann stand er auf und streckte die langen Glieder wie in starker Erleichterung.

Dorothee glaubte noch einmal hinter seinen Augen alles Für und Wider des Entschlusses vorüberziehen und dann den beharrlichen Willen siegen zu sehen. Er wandte sich voll ihr zu und schien die Argumente für erledigt zu halten. Denn er begann sofort eine nähere Erörterung seiner Pläne. Dabei ergab sich, daß die nächste Zukunft schon umfassend geordnet war. Alle nötigen Schritte bei dem Infanterieregiment, bei dem einst Max Staufer gebient hatte, waren eingeleitet. Im August schon sollte er dort eintreten. Dorothee fand es bitter-süß, ihm zuzuhören. Ihr blieb kaum etwas andres übrig, als zu allem ja zu sagen. Gertrud hatte sich während der Verhandlungen leise weggeschlichen. Dorothee bemerkte das überrascht, als sie mit Ernst zum Schluß gekommen war. Hatte sie sich überflüssig gefühlt? Wühlte da auch ein geheimer Schmerz, ein vernachlässigtes Leiden, dem die rechte Pflege fehlte?

Sie ging dem Kinde nach ins Haus und fand das Mädchen in seinem Zimmer, das unvermeidliche Buch in der Hand. Sie hatte die Augen mehr noch als sonst zusammengedrückt, so daß die großen klaren Sterne nur noch wie schillernde Striche hinter den Lidern hervorblickten, und trug den Ausdruck solch starker Schonungsbedürftigkeit, daß Dorothee kaum wagte, das empfindsame Seelchen zu berühren. Sie bemühte sich nur in den kommenden Tagen, die Kleine an sich heranzuziehen, ihr das verlorene Gefühl aus dem Herzen zu nehmen, das sich in dem verängstigten Gesichtchen ausdrückte. Aber sie konnte nicht sehen, ob es ihr gelang.

Dann fuhr sie mit Ernst in die Stadt, um ihn für seinen künftigen Beruf auszustatten. Aber auch hier entdeckte sie bald, daß er ihr Meister war. Er hatte sich gründlich informiert, und sie brauchte nur zu bewilligen, was er ihr vorschlug.

So stand sie in diesen Tagen mehr als je unter dem Eindruck, daß sie das Gesetz ihres eignen Ich, den freien und bestimmenden Wert der Persönlichkeit, unter Schutt und Trümmern einer eingestürzten Welt zu suchen habe.

Sie hatte früher gehofft, daß die Berufswahl ihres Sohnes ihren Lebenskreis erweitern würde. Mit Sehnsucht gedachte sie heute der Tage, wo ihre Seele sich elastisch und freudig ausgedehnt hatte, wo immer ihr Blick in freies fremdes Gebiet vorgebracht war. Wo war das Gefühl von Kraft geblieben, das sich ihrer in solchen glücklichen Momenten bemächtigt hatte?

Jetzt war sie nur ausführendes Glied in einer Reihe untergeordneter Kleinigkeiten. Ernst stand in einem fremden Lebenskreis, von dem sie wußte, daß er sich selbstverständlicher als irgendein anderer gegen jede Teilnahme von außen verschloß.

Sehr ermüdet saß sie am Abend ihrer Rückkehr wieder am Fenster ihres Schlafzimmers. Mit tränenbeschatteten Augen sah sie auf die kühne Linie der Berge, die sich vor ihr hinzog, mit grandioser Sicherheit den Himmel überschneidend, dessen funkelndes Lichtspiel voll von der geheimen Unruhe köstlich schimmernder Töne die massige Klarheit ihrer Umrisse nicht zu beeinträchtigen vermochte. Sie hatte die festgeschlossene Masse, den Kern ihres Lebens verloren. Und so gab es kein funkelndes Farbenspiel des Lebens mehr für sie, sondern nur Dunkelheit und Chaos, und die stolze Kraft, die draußen das frohe Abendlied des Sommertages sang, strich in ihrer Brust nur über zerrissene Saiten.

Im September kehrte Dorothee in die Stadt zurück, an einem späten heißen Herbstnachmittag. Wagerrecht lagen die Sonnenpeile am Boden und überstrichen die vertrauten Straßenzellen, durch die Dorothee fuhr. 'Geängstigt blickte sie auf die wimmelnde Geschäftigkeit der Menschen, vor der die grandiose Melancholie versank, die die Bergwelt in diesen herbstlichen Tagen angenommen hatte.

Ernst und Heinrich erwarteten sie in ihrer Wohnung. Dorothee erschraf, als sie den Schwager erblickte: sie fürchtete sich vor Neuen, wenn sie zum erstenmal das verlassene Heim betreten würde, wo die Erinnerungen

wie Gespenster umgehen mochten. Aber Heinrich blieb voll Zurückhaltung in Ernsts Zimmer, wo man zuerst eingetreten war, während Dorothee durch die alte Heimat schritt.

Langsam ging sie von Zimmer zu Zimmer. Sie hatte Staub, Vernachlässigung, die wehmütige Trübseligkeit lange verlassener Räume erwartet. Aber es herrschte überall freundliche Ordnung, und überall standen, unaufbringlich, Blumen. Dorothee erkannte gerührt Magdas Hand.

Plötzlich traf sie wie ein Schlag ein unerwarteter Eindruck. Aber ihrem Schreibtisch hing ein lebensgroßes, sprechend ähnliches Bild ihres Mannes. Es hatte die erschreckende, fast brutale Lebenswahrheit einer Schale, die nicht in einem geschlossenen Bild den Sammeleindruck vieler und getreuer Beobachtungen gibt, sondern den lebendigen, flüchtigen Moment mit der ganzen Wucht seiner Wirkung.

Und vor der Plötzlichkeit dieses Eindrucks kam der verlassenen Frau das Bewußtsein, welch weiten Weg das innere Bild, das sie im Herzen trug, schon in ihr gemacht hatte: weit weg vom Leben der Lebendigen, in das Hellbunzel der Seele, wo wir die Vergangenheit als Besitz bewahren, und wo ihre Spuren sich umformen zu selbständigem, eigenwilligem Leben, nach Gesetzen, über die wir keine Macht haben. Und die ganze harte Unerbittlichkeit des Todes legte sich über die unerwartete Erfahrung.

Aber Heinrich fühlte sich plötzlich von einer peinigenen Angst um sie erfaßt, als fühle er, was ihr begegnete. Er ging ihr leise nach, lugte durch die halboffene Tür. Da sah er sie vor dem Bilde stehen, das er für sie hatte malen lassen von einem jungen Künstler, dessen schwierige Anfänge Magdaufer noch hatte erleichtern können. Er hatte das Bild schlagend ähnlich gefunden, er hatte nicht erwartet, daß es so stark auf sie wirken würde.

Denn Dorothee hatte einen Ausdruck von versteinertem Schmerz im Gesicht, wie er ihn nie in einem menschlichen Antlitz gesehen hatte, eine tragische Maske von höchster Vollenbung.

Aber als sie sich ihm wieder zuwandte, löste sich der Ausdruck, und er sah die feinen seelischen Kräfte: der Dankbarkeit, der Rührung, der Schwesterlichen Empfindung, wieder

aufleben, Kräfte, an die er so gern glaubte, und an denen sein Leben doch so arm war.

Der zarte Eindruck verlor sich zwar im grauen Einerlei des Alltags, das ihn schon in der nächsten Stunde wieder umschloß, und in der Stepsis der Seele, die ihn Jahr um Jahr dichter einhüllte. Aber er war wieder da, reizend und rührend zugleich, als er wenige Wochen später mit Magda Beder die neu angelegte, noch lückenhafte Straße entlang ging, an deren entlegenem nördlichem Ende Dorothee jetzt wohnte.

Die Geschwister schritten wortkarg nebeneinander her, beide innerlich noch ganz bei den Eindrücken, die sie eben aufgenommen hatten.

Magda suchte sich tapfer dem Schritt des Bruders anzupassen. Hier auf der Straße, wie sonst im Leben. Denn sie war stolz auf ihn, der so gelassen und sicher seinen Weg in der Verwaltung des Landes ging, schon jetzt einen hohen Titel und den Adelsrang erworben hatte und künftig sicher noch weit höher steigen würde.

Aber es gelang ihr schwer, mit ihm das Tempo zu halten. Außerlich nicht, denn der raube, scharfe Wind, von dem man nicht recht wußte, woher er kam, und der nur die unwirksame Unzufriedenheit des Herbsttages mit sich selbst auszudrücken schien, hemmte ihren Gang ungleich mehr als seinen. Es lag in ihrem stattlichen, mittelalterlich-patriarchischen Körperbau, der nach weiten Gewändern und schweren Falten verlangte, ein angeborener Protest gegen die knappe Silhouette der zeitgemäßen Mode. So arbeitete sie etwas kurzatmig gegen den Wind, der ihr den engen, knappen Rock allzu fest um die Glieder schlug, und ihr weiches Gesicht brannte und verlor mit der glühenden Röte, die es umzog, seine sympathische Ruhe.

Druck und Belastung kamen ja nicht nur von außen. Von innen drängte etwas heraus, Beobachtungen und Empfindungen, die sich seit Monaten angesammelt hatten.

Sie sah den Bruder von der Seite an, um den Ausdruck seines blondbärtigen Gesichts zu prüfen, ehe sie ans Reben ging. Denn sie hatte es schon oft erlebt, daß es ihr Reue schaffte, wenn sie ihren Gefühlen unvorsichtig Luft machte.

Sie fand, daß er genau so ausah wie an allen andern Tagen, und daß sie wohl nie bessere Aussicht haben würde, über die Frage,

die sie beschäftigte, mit ihm Fühlung zu gewinnen, als heute, wo ihr alles so warm und lebendig unter dem frischen Eindruck des Augenblicks von der Seele kam.

Sie begann mit leiser, vorsichtiger Stimme: »Dorothee hat es doch wieder merkwürdig verstanden, ihrem Hausstand einen vornehmen Anstrich zu geben, in den paar bescheidenen Zimmern in dem Mietshaus.« Und da Heinrich schwieg, wagte sie sich weiter hervor: »Ich hätte zwar die Wohnung anders eingerichtet, nicht so: hier bin ich, hier ist Ernst, hier ist Gertrud. Etwas gemüthlicher, familienhafter; das größere Zimmer, wo gegessen wird, als Familienwohnzimmer, mit einem Eichen für jeden, ein Schlafzimmer für Gertrud und Dorothee, in einem Wort: mehr Gemeinsamkeit. Es ist auch für uns nicht einfach, sie immer am Ende der Welt aufsuchen zu müssen.«

Heinrich schwieg weiter, und da sie eine kleine Mißbilligung in seiner Zurückhaltung zu spüren glaubte, als sei ihm die Spur einer frischen Trauer zu heilig für ein Gesprächsthema auf der Straße, suchte sie die feineren Motive ihres Urteils in den Vordergrund zu stellen.

»Wenn es Dorothee nur nicht einmal be-reut, sich so vor aller Welt, selbst vor ihren Kindern auf sich selbst zurückgezogen zu haben. Man verläßt da leicht etwas, was sich im Leben nicht mehr nachholen läßt.« Hier schien es ihr, als ob Heinrich aufmerksam würde, und sie fuhr, den Vorteil wahrnehmend, fort: »Dorothees ganze Zukunftshoffnung liegt nun einmal darin, Mutter zu sein.«

Aber gleich fühlte sie: sie verlor schon wieder die angebahnte Fühlung. Denn Staufer rückte nur leicht an seinem Hut, wie in einem plötzlichen Unbehagen, und sah dann wieder mit seinen blauen, großen, etwas träumerischen Augen vor sich hin.

Der Besuch bei Dorothee hatte auch seine Gefühle in Fluß gebracht. Aber sie strömten weich und melancholisch, mit geheimnisvollen Stimmen, wie ein leise flüsternder Bach unter einem bewölkten Abendhimmel. Er hörte Dorothees Stimme, die sich weich und traurig in mittleren Tönen bewegte; er sah sie durch die neu erstandenen Zimmer gehen, mit dem etwas müden Schritt, der zu den laosen Trauerkleidern paßte. Wohl-tuende Empfindungen lösten sich aus den

Bildern, keine psychologischen Erörterungen und auch keine Kritik.

Und bei seinem anhaltenden Schweigen wurde Magda sich bewußt, daß sie leise, beinahe zaghaft gesprochen hatte, und daß es trotzdem besser gewesen wäre, sie hätte geschwiegen. Warum wohl? Sie war sich doch bewußt, aus reiner Liebe, aus reinem Wohlwollen heraus sich geäußert zu haben.

Im Grunde hatte die scharfsichtige Magda ganz recht gesehen: Dorothee wollte zu dieser Zeit auch unter den Ihrigen allein sein können.

Sie hatte mit Liebe für die Kinder gesorgt. Sie hatte Ernst den größten Teil von seines Vaters Nachlaß überlassen, stattliche, gebiegene, arbeitstüchtige Geräte, Schränke voll guter Bücher, ein paar alte gute Bilder aus dem Familienbesitz. Unter diesen Dingen hauste er jetzt, in innerer Übereinstimmung mit seiner ernsthaften Umgebung, in seiner ruhigen Weise, und ging seinem Beruf nach, ohne von seinen neuen Pflichten viel Lärm zu machen. Nur mitunter überraschte ihn Dorothee, wie er das zunehmende Vermögen seiner schlanken Glieder prüfte, und es überkam sie eine Ahnung, daß er immer noch an einem Überschuß innerer Kraft leide.

Gertrud war während des Umzuges bei der Großmutter geblieben. Auch die alte Dame hatte die nervöse Reizbarkeit ihres Wesens erkannt. Sie war mit Dorothee übereingekommen, sie vor unnötigen Aufregungen zu schützen in diesen kritischen Entwicklungsjahren, in die das Schicksal schon rücksichtslos hineingesprochen hatte. Dorothee bemühte sich, ihr mit dem neuen Heim das Gefühl von Sicherheit wiederzugeben, das seine rauhe Sprache in ihr so früh zerstört hatte.

An einem milden, wolfigen Oktobertag mit zerrissenem Himmel und jäh wechselnden Lichteffekten von leuchtendem Gold und schwerem melancholischem Grau führte sie die Tochter zum erstenmal in das Zimmer, das sie ihr eingerichtet hatte, mit den schönen Louis-seize-Möbeln aus Albert Ritters edlem und kostbarem Künstlernachlaß. Gespannt sah sie ihr in das Gesicht.

Gertruds Augen hatten leise und scheu geblinzelt, wie sie es jetzt in der Gewohnheit hatte, und das kleine Gesicht hatte sich mimosenhaft zusammengezogen, als berühre sie etwas Fremdes. Staunen lag darin und beinahe Angst. »Es ist wunderschön, Mama,

nur, weißt du, bin ich noch gar nicht daran gewöhnt.«

Dorothee nahm ihre Kraft zusammen: »Wir müssen es lernen, Kind.« Aber der gequälte Ausdruck war so stark in dem Kindergezicht, hatte solche starke Wirkung auf sie, daß sie kein weiteres Wort mehr wagen konnte. Sie ließ Gertrud allein und stellte sich, um Fassung zu gewinnen, an das Fenster ihres eignen Zimmers.

Der Ausblick von dort hatte ihrer Stimmung anfangs wohlgetan. Hier, im Nordwesten der Stadt, waren die Winde noch nicht beladen mit dem Atem der Schöte und dem Dunst der überfüllten Quartiere der Stadt. Fast immer kamen sie frisch aus der Weite der rauhen und kräftigen Hochebene, in der auch die massigen Wolken geboren wurden, die Dorothee weithin ziehen sah, oder die schweren Nebel, die dem Strom entstiegen, der breit und langsam durchs Land floß. Eine prachtvolle Allee hochgebauter Pappeln führte tief in sein Hochland hinein, eine kleine Kirche mit Pfarrhaus nistete sich in eine busch- und baumbestandene Ecke, und die neuen Straßen liefen weitläufig nach allen Richtungen auseinander.

Heute fühlte Dorothee, was der Anblick dieses wenig bevölkerten Viertels für ein junges Gemüt Erschreckendes haben mochte. Sie begriff, warum Gertrud alles so fremd schien. Sie mochte die behäbige Wohnlichkeit der alterproben Villengegend vermissen, wo die Häuser nach eingeeffnetem Behagen, nach bequemen, wohleingebürgerten Gewohnheiten aussahen.

Hier zeigten alle Nordseiten Atelierfenster, und eine Damenmallschule atmete mehrmals des Tages eine Schar unternehmungslustiger junger Künstlerinnen ein und aus. Man vernahm hier alle deutschen Idiome, auch fremde Sprachen in den verschiedensten Ausprägungen von Stand und Bildungsgrad. Aber trotz diesen äußeren Unterschieden zeigte sich überall übereinstimmend der unweigerliche Entschluß, anders zu sein als andre und der im Schlendrian der Konvention hinwelfenden bürgerlichen Gesellschaft den Gehbehandschuh hinzuerwerfen. Seltsamerweise entwickelte sich dabei, wie es schien, eine neue Konvention ebenso bindender Art. In allen Teilen der Stadt, eingestreut zwischen alle denkbaren Typen, erkannte man die Bürgerinnen der freien Republik hier außen.

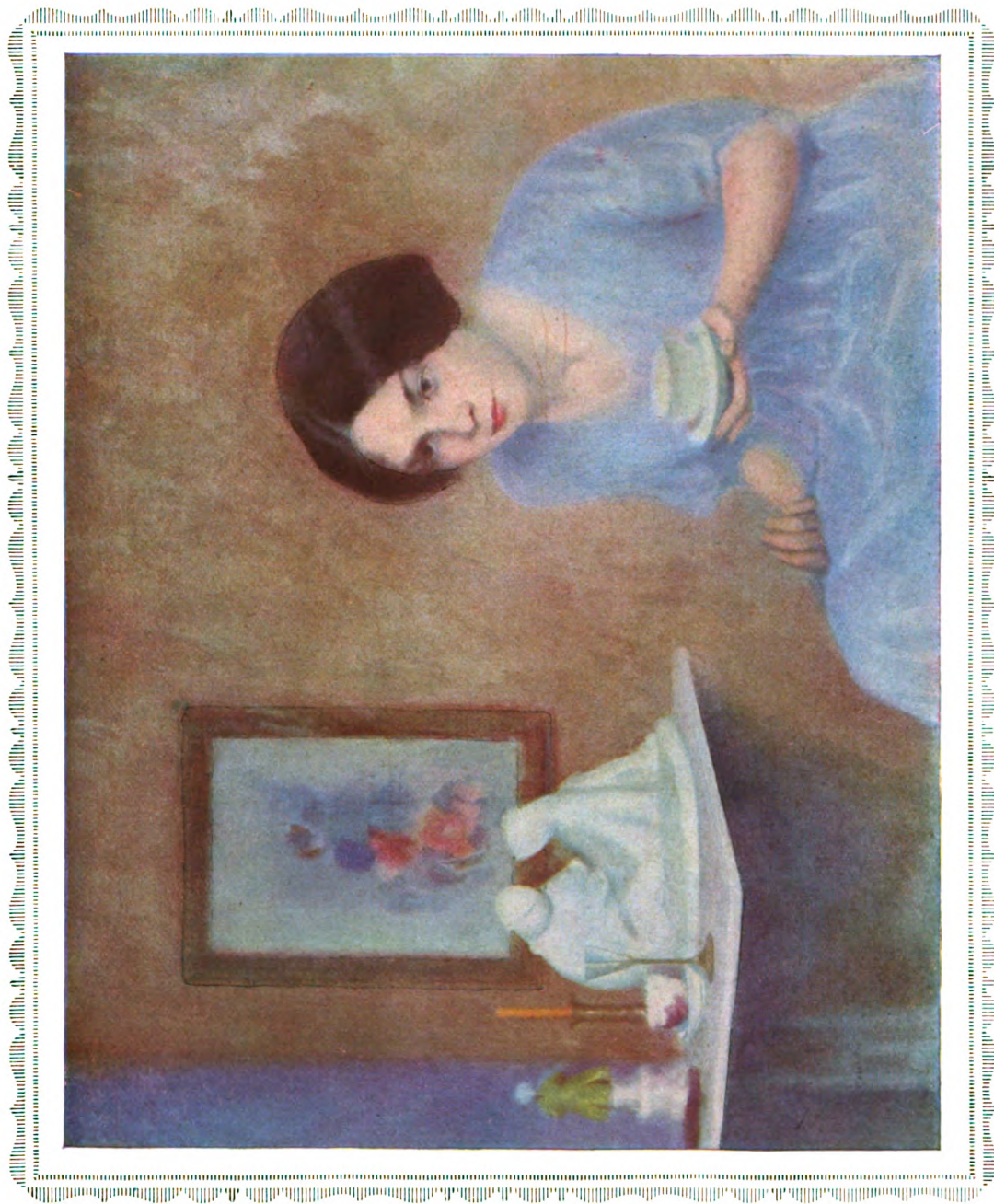
Dorothee hatte keine Abneigung gegen den Typus. Sie fand Frische darin und einen hellen, übermütigen Lebensmut, Dinge, die sie selbst besessen hatte, als sie mit stärkster innerer Sicherheit über ihr Leben verfügt hatte und der Ideenfülle, den nebligen Wünschen und ästhetischen Träumen ihrer frühesten Umgebung die praktische Klarheit und die wohlwogenen Lebensziele ihrer Ehe entgegengesetzt hatte.

Hier fand sie die Welt wieder, der sie damals den Rücken gekehrt hatte. Unverändert im Geist: im lachenden Ansturm gegen bürgerliches Herkommen, gegen enge Ansichten und beschränkte Lebensgewohnheiten.

Es war eine Freude, dem lustigen Treiben dieser jungen Frauen zuzusehen, auch für den, der voraussah, daß dies Geschlecht geistig kämpfender Amazonen die steilsten Höhen der Kunst nicht nehmen würde. Manchem blühenden jungen Gesicht glaubte Dorothee schon jetzt anzusehen, daß es trotz allen Aspirationen in den hergebrachten Bahnen weiblichen Geschicks untergehen und höchstens als Frau oder Mutter in manches etwas verschlafene deutsche Bürgerhaus den Samen einer freieren Lebensauffassung bringen würde.

Es gab andre, die verstaubt und zertreten am Wege liegenblieben. Die Art der enttäuschten, alt werdenden Künstlerin, die Dorothees Jugenderfahrung so vertraut gewesen war, schien auch in dieser jungen Welt noch nicht ganz ausgestorben.

Dorothee gegenüber auf demselben Flur hauste solch altliches Fräulein etwas kümmerlichen Gepräges, mit feinem, verblühtem Gesicht, dem an Stelle der verlorenen Jugendanmut ein ganzer Komplex zartester seelischer Regungen aufgegangen war. Sie trug sich in leichter Anlehnung an Form und Schnitt des Trecento, in der Farbe stets auf herbstliche Töne abgestimmt, auf das blassviolette der Zeitlose, auf das leuchtende Kupfer und Gold des sterbenden Walbes. Und diese suggestive Tracht vereinigte sich mit dem schmalen farblosen Köpfchen und dem matten Blondhaar zu einer zarten und beinahe rührenden Wirkung, die allerdings nur feineren Empfindungen zugänglich war. Auf ihrem Schild prangte ein vornehmer norddeutscher Name, bescheiden seines Adelsprädikats entkleidet. Tiefe Stille herrschte hinter ihrer Tür, durch die sie mehrmals des



Alfred Moberg: Besuch im Atelier

Tages lautlos schlüpfte. Sie grüßte Dorothee mit einem feinen Blick in den grauen Augen, der sich allmählich erwärmte und zu einer gewissen Vertraulichkeit steigerte.

Und an einem grauen, trodenen, sonnen- und schneelosen Wintertag von freubloser Nüchternheit ereignete es sich, daß Dorothee die Malerin Agnes Bonin zum erstenmal in ihrem Atelier besuchte. Erschreckt empfand sie schon beim Eintreten die herbe Wirkung des vollen Tageslichts, das den nackten und nüchternen Raum füllte. Es hatte eine schneidende und unerbittliche Wahrhaftigkeit, und das schmale Fräulein Bonin stand darin, als sollte sie all der zarten Illusionen und schonenden Hell Dunkel beraubt werden, deren ihre etwas weisse Anmut bedurfte.

Von allen Wänden starrten Zeugen eines kühnen und fanatischen Arbeitseifers herab, durch die sich Dorothee mit unsicherem Gefühl mühsam tastete, bemüht, freundliches Verständnis zu zeigen, und innerlich ratlos. Sie fühlte schon, wie ihre Empfindung auf die Malerin übergriff und eine überaus peinliche Situation zu schaffen drohte, aus der sie zunächst keine Rettung sah.

Da war es wie eine Erlösung, als es an die Tür klopfte und zwei Damen eintraten, beide unter dem weißen Haar von einer eigentümlichen Lebendigkeit und Unmittelbarkeit des Ausdrucks. Ihre Stimmen klangen hallend durch den weiten leeren Raum, ein heller, vibrierender Sopran, ein tiefer, schwerer, kalter Alt.

»Sie sind nicht allein?« fragte der Sopran, und der helle Blick aus den klugen Frauenaugen vereinigte sich mit dem vogelfrischen Schmelz der Stimme zu einem sympathischen, aufmunternden Eindruck.

»Stören wir?« fragte der herbe Alt zurückhaltend, und aus einem stark und energisch gebauten Gesicht traf Dorothee ein kühler Blick.

Aber der musikalische Sopran ging frisch über diese Reserve hinweg. »Wir kommen, um Sie um eine Tasse von Ihrem Tee zu bitten, Bonin. Wir sind doch nicht ungelegen?« Freundlich fragend sah die Dame Dorothee an.

Agnes Bonin stellte vor: »Fräulein Wislicenus — Fräulein Oberlehrerin Reimers — Frau Staufer«, und dirigierte ihre Gäste nach jenem Winkel ihres geräumigen Ateliers, wo ein Teetisch und ein paar Korb-

stühle mit bunten Kissen ein fast rührendes Zeugnis von den Behaglichkeitsbedürfnissen einer Frauenseele ablegten.

Hildegard Wislicenus setzte sich tief aufatmend in einen der bequemen Sessel, während die Oberlehrerin noch abwartend stehen blieb. »Ich bin des Streitens so satt nach den stundenlangen Debatten über Mädchenschulreform,« sagte jene. »Wie sie alle aufgetreten sind, die Schulbuzzen, jeder mit einer besonderen alleinseligmachenden Wahrheit, aus seiner Erfahrung heraus und seiner lebenslangen Arbeit! Als ob wir keine Erfahrung hätten und nicht wüßten, was Arbeit ist. Und all die Sorge um unsere weibliche Eigenart!«

»Weibliche Eigenart!« sagte die Reimers lachend, und ihr römischer Imperatorenkopf, den die Natur in einer kühnen Laune zu starken Wirkungen auf den mittelgroßen Frauencörper gesetzt hatte, leuchtete fanatisch auf, in seiner Blässe und scharfen Linienführung, so daß sie wirklich an jenen Cassius gemahnte, der zuviel denkt und darum gefährlich ist. »Ein Rezept, um uns zugrunde zu richten. Alles soll weiblich sein, was uns fürs Leben unbrauchbar macht, und alles unweiblich, was wir brauchen, jedes solide Können, jedes gründliche Wissen.« Sie wurde rot vor Eifer und Zorn.

Hildegard sah schnell mit ihren scharfsichtigen Augen auf Dorothee. »Wir wollen jetzt nicht mehr weiterstreiten, liebe Reimers,« sagte sie mit freundlicher Überlegenheit, der sich die andre wohlbißigliniert fügte, obwohl sie ihrer Erregung so schnell nicht Herr wurde. »Wir haben genug davon gehabt und haben ja auch glücklich unsere Resolution durchgebracht: der Frauentag fordert Realschulcharakter für alle Mädchenschulen.«

Sie bewegte ungeduldig die runde, energische Hand. »Wir haben gut fordern. Es wäre etwas Nichtiges, eine ernsthafte, nach bestimmter Richtung orientierte, öffentlich anerkannte Bildung, auf der sich weiterbauen ließe. Aber wenn wir uns so umsehen in unsern Mädchenschulen, woher soll es denn kommen draußen auf dem Lande und in den kleinen Städten, solange der Staat nichts für uns tut? Wer soll die guten, teuren Lehrkräfte bezahlen?« Sie sah um sich und schien zu finden, daß es nicht am Platze sei, das leidige Thema weiter zu verfolgen. »Lassen

wir das,« sagte sie mit gutem Humor. »Ein Blick in die Kunst, das erfrischt!« Sie stand auf und sah sich Agnes Bonins Bild an. »Sind Sie wieder recht fleißig gewesen?«

Die Malerin hatte einen Blick aus der Vogelperspektive in ein dichtes Gewinkel von Höfen und Dächern gewählt, in einem alten, engbebauten Stadtviertel voll Ruß und Staub, ein herbes Motiv aus kräftigen Horizontalen und Vertikalen, in trüben und düsteren Farben. Aber sie hatte seine schroffe Energie nicht mit der gehörigen Wucht gefaßt; der neblige Himmel darüber hatte etwas sentimental Verwaschenes. Auch jetzt stand sie unentschlossen davor: »Soll ich noch etwas Farbe hineinbringen, irgendein blaues Tuch, das zum Trocknen aushängt? Ein leuchtendes Vergißmeinnichtblau?«

»Nein, nein,« sagte Dorothee lebhaft, »dies düstere Gewinkel würde dadurch das Beste von seinem Charakter verlieren. Ich würde die Luft sogar noch schärfer und kälter behandeln: eine Beleuchtung wie heute. Das Motiv hat etwas von der scharfen und knappen Energie einer Gleichung. Ich will damit durchaus nicht sagen, daß es unmalerisch ist, im Gegenteil.«

Hildegard sah sie interessiert an, wie sie jede Frau ansah, die etwas sagte, das zu ihrem Ideal der innerlich selbständigen, intellektuellen Frau paßte. »Sind Sie selbst Malerin, gnädige Frau?«

»Nein, nein,« sagte Dorothee lachend, »nur eines Malers Tochter.« Sie nannte ihren Mädchennamen.

Fräulein Wislicenus sah überrascht auf. »Dann müssen Sie die kleine Dora sein,« sagte sie lebhaft und warm, »die kleine Dora, die ich vor dreißig Jahren in Rom so sehr ins Herz geschlossen habe.« Sie wurde rot in einer fast mädchenhaften Weise. »Wie oft habe ich gewünscht, zu wissen, was aus dem kleinen Mädchen geworden ist! Von Ihrem Vater habe ich gehört, was man von einem bekannten Künstler hört, wenn man sich für ihn interessiert. Aber die kleine Dora war mir ganz und gar verschwunden.« Sie sprach mit etwas verhaltener Stimme, wie man über Dinge redet, die man gewohnt ist in sich zu verbergen, und ihre Augen wurden um so größer und schöner, je mehr sie sich mit Erinnerung füllten.

Unter ihrem warmen, wunderbar beharrlichen Blick fühlte Dorothee eine innere Be-

wegung, die die Kraft zu haben schien, längst Vergessenes neu zu beleben. Es war ihr, als sei sie noch ein kleines, erregbares Ding mit einer einsamen Kinderseele, und als halte sie jemand im Arm, so daß sie sich wunderbar geborgen fühlte. Eine etwas zitternde Stimme schien zu sagen: Die kleine Dora behielte ich gar zu gern!, und eine andre — sie hatte immer den Eindruck gehabt, daß es die Stimme ihres Vaters gewesen war — antwortete: Es geht nicht, Sie müßten zuviel dabei mit in den Kauf nehmen! Das Bild in der Erinnerung hatte etwas eigentümlich Verwischtes, weil sie die Gestalten nicht sehen konnte, die dazugehörten. Aber Sonnenschein war dabei, der weit über eine glänzende Ebene lachte, Wasserrauschen aus tausend gurgelnden Röhren und der tiefe Schatten mächtiger Bäume. Knüpfte der halbzerrißene Faden ihres Gedächtnisses an die Dame hier an, die sich unter dem vollen weißen Haar so viel blühende Frische erhalten hatte?

Dorothee konnte es sich nicht mehr klarmachen durch den Schleier der Jahre hindurch. Was tat's? Der heutige Eindruck wirkte um so unmittelbarer: ein Eindruck von lebenswürdiger weiblicher Wärme, von temperamentvoller Heiterkeit, von ursprünglicher, beweglicher Klugheit. Hildegard führte Dorothee in das Bild ihres Lebens, ihres Wirkens als Führerin der bürgerlichen Frauenbewegung in der Stadt ein, mit einer anmutigen Natürlichkeit, die man an solcher Stelle kaum vermutet hätte.

»Ich wünschte, Sie sähen sich unsre Sache einmal an,« sagte sie und wurde etwas rot, wie sie es immer wurde, wenn sie sich beim Proselytenmachen ertappte. »Ich würde kaum den Mut haben, Sie darum zu bitten, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es unser aller gemeinsame Sache ist, und daß es keine Frau geben sollte, die sich nicht gewissenhaft und ernsthaft mit der ganzen Frage auseinanderzusetzen hat. Entscheidungen möchte ich nicht beeinflussen, aber ich empfinde es als eine Pflicht, zu jedem Draußenstehenden zu sagen: Seht euch an, was wir treiben, und ob wir nicht euren Beifall haben.«

Sie sah lebhaft zu Dorothee auf, mit einer kleinen Aktion der zierlichen runden Hände, die dieselbe energische und unbewußte Beweglichkeit hatten wie der Ausdruck des Gesichts und der wohlproportionierte Körper.

»Am nächsten Freitag spricht Professor Thaining bei uns über Hygiene des Frauenlebens. Sie sehen also, ein Thema von allgemeinstem Interesse. Wollen Sie sich das nicht anhören?« Sie sah lebhaft zu Dorothee auf.

»Ich wundre mich, daß Thaining bei uns spricht,« sagte das herbe Fräulein Reimers etwas grämlich. »Er fängt an, ein sehr großes Tier zu werden, und wenn es einmal so weit ist, bei Männern und bei Frauen, so ist es mit dem Interesse für unsre Sache meist vorbei.«

Hildegard lachte. »Ja, leider muß ich Ihnen da im ganzen recht geben. Aber Thaining hat mir trotzdem sein Wort gehalten. Nett von ihm, finden Sie nicht auch?«

Die Oberlehrerin blidte skeptisch drein. »Wenn Sie nur Freude dran erleben!«

Die trübseelige Voraussage der Pessimistin schien sich zunächst nicht zu erfüllen; als Dorothee am Freitagabend in einem guten Klubhause das Vereinslokal betrat, fand sie es bis auf den letzten Platz besetzt.

Hildegard Wislicenus nickte ihr zu. Die Befriedigung in ihrem Gesicht war unverkennbar, als sie aufmerksam die enggebrängten Scharen ihrer Getreuen überblickte. Da war zuerst der innere Ring: die fleißigen Berufsarbeiterinnen, Lehrerinnen, Ärztinnen, Beamtinnen, die durch jede Lebensnot hindurch sich einen idealen Sinn und einen heißen Kampfesmut für ihr Geschlecht bewahrten. Ihnen schloß sich eine Gruppe unabhängiger Frauen an, die den Überfluß an Zeit und Arbeitskraft, mit dem sie gesegnet waren, in den Dienst der verschiedensten sozialen Arbeiten stellten, wie sie die Zeit mit sich brachte. An einem besonderen Tische saß die Hoffnung des Vereins, die Jugend: Studentinnen der Medizin, der Jurisprudenz, der Ästhetik, der Philologie, Kunstschülerinnen aller Art, mit einigen männlichen Genossen und Kollegen, mit denen sie sehr kameradschaftlich verkehrten.

Aber heute hatte auch der äußere Ring der Frauenbewegung sich eingefunden: schöne, elegante, geistreiche Frauen, die ein Haus machten und eine gesellschaftliche Position in der großen Welt innehatten und die hier mitmachten, weil sie vorurteilslos auf der Höhe der Zeit zu wandeln gedachten. Nur

bei besonderen Gelegenheiten von sensativerem Anstrich fanden sie sich ein. Und zu solchen gehörte der Vortrag des in letzter Zeit als Hygieniker und Bakteriologe berühmten Thaining.

Der Pressetisch sah ein wenig ärmlich aus: man hatte wohl nicht die erste Garnitur der Berichterstatter hierhergeschickt. Professor Thaining erschien ein wenig spät: die Höflichkeit der Könige schien ihm hier nicht am Plage zu sein. Er grüßte Hildegard mit einem leichten Lächeln, das auf ihrem Gesicht den hübschen, unwiderstehlich liebenswürdigen Ausdruck hervorrief, der ihn ihrem Willen dienstbar gemacht hatte. Ein echter Weiberausdruck, fand er, vor dem ein wohlherzogener Mann kapituliert. Eigentlich hatte man ihn aufs Glatteis geführt, indem man ihn bei einem alten, zeitlich schon verfallenen Versprechen festhielt, hier zu sprechen.

Im Grunde hatte er sich zwar die Sache selbst eingebrocht. Er hatte vor mehr als einem Jahre so obenhin, von seinem freien, liberalen Standpunkt aus, den Wissensdurst und den Arbeitseifer der Frauen gutgeheißen. Es war dies im Anschluß an den Vortrag eines bekannten Reformers geschehen, der im Reichstag saß, um an der Gesundung der öffentlichen Zustände zu arbeiten, die seinem enthusiastischen Gefühl und seinem beweglichen Kopf stark verbesserungsbedürftig schienen. In freien Zeiten bereifte er Deutschland, um seinen politisch-sozialen Ideen die Partei zu werben, die ihr noch fehlte. Da er an alle Türen zu klopfen nicht verschmähte, war er auch in den liberalen Frauenverein geraten und hatte eine frische und flotte Rede über die geistige und soziale Zukunft des weiblichen Geschlechts gehalten, wo sogar die weibliche Psyche zu den himmlischen Heerscharen einberufen wurde, die die höllischen Fürsten der Welt, Egoismus, Kapitalismus, Materialismus, in die ewige Finsternis stürzen würde.

Da waren aus allen Ecken wie lange lagernde Staubwolken die wohlbekannten Sorgen um echte Weiblichkeit aufgefliegen. Und Thaining, dem das Wort in diesen frohen Jugentagen leicht und frei vom Munde ging und der die Leisetreter nicht leiden konnte, ja, dem es zeitweise Freude machte, mit vollen Baden in glimmende Asche zu blasen, hatte sich hinreißen lassen, zu sagen, man solle die Frauen nur machen lassen.

dem, was sie leisten würden, würde man dann ersehen, wessen sie fähig sind. Unergeßlich, ja rührend war ihm die enthusiastische Freude all der Weiberlein geblieben, die ihm damals zugejubelt hatten, das sei ja eben, was sie wollten.

Das war vor mehr als einem Jahr gewesen, und es hatte sich seitdem viel verändert. Er hatte ein Jahr äußerst erfolgreicher Forschung in der Bacteriologie hinter sich, und je näher er hier an der Schwelle folgenreichster Erkenntnisse stand, um so mehr hatte er sich vom allgemeinen Theoretisieren über Welt und Menschen, von populären Volksbeglückungsprojekten und demokratischen Gleichheitsbestrebungen abgewendet, glücklich in seiner wissenschaftlichen Aristokratie der wenigen Auserwählten.

Aber sein damals gegebenes Versprechen, einmal im Frauenverein zu reden, blieb trotzdem bestehen. Hildegard Wislicenus hatte ihn daran festgehalten.

Nun stand er hier, um über Hygiene des Frauenkörpers zu sprechen, ein Thema, mit dem er nicht einmal wissenschaftlich auf besonders vertrautem Fuße stand.

Wohin er sah vom Podium aus, das er mit lebhaftem Unbehagen betrat: Frauenschultern, Frauenhaare, Frauenlippen. Seltsames Geschlecht, das um das bißchen prinzipielle physiologische Verschiedenheit eine solche Fülle verwirrender Begleitererscheinungen herumgebaut hatte! Thaining war sich bewußt, in jedem Kampf mit Männern sich in uneräußerlicher Sicherheit behaupten zu können. Wie oft aber hatten ihn Frauen in Verwirrung gebracht, Frauen, wie er sie hier sah, schöne oder kluge, kindliche oder voll entwickelte! Bei ihnen ließ man immer einen Teil seiner Simsonloden.

Nun, sie waren ihm jedesmal wieder gewachsen. Mit instinktiver Bewegung strich er sich über den dunkelbehaarten Schädel, auf dessen auffallend konzentrierte, scharfe und knappe Form er stolz war, wie auf seinen ganzen kräftigen und gewandten Körper. Eine Fülle von Erinnerung floß über ihn hin, Erinnerung, auf deren Stimmungsgehalt hin sein heutiger Vortrag entstanden war.

Die ganze weibliche Physis und Psyche hatte er um das geschlechtliche Moment herumgruppiert. Er wußte ja auch tatsächlich nichts andres von den Frauen, er wollte nichts andres von ihnen. Denn was man so

munkelt, daß jeder Mann von seiner Mutter her ein hohes weibliches Ideal im Busen trage, war doch wohl stark übertrieben. Er hatte die seinige herzlich gern gehabt; das Gemisch von Rechtlichkeit und Rechthaberei, von Treue und Enge, von Güte und Egoismus, das er von seiner Kinder- und Jugendzeit her in Erinnerung bewahrte, wedte heute noch eine humoristisch angehauchte Rührung in ihm, in der das letztere Element allerdings schließlich siegte. Aber als Ideal hätte er die liebe Frau nie betrachten können, sie überhaupt nie für sich betrachtet, als ein Ding außer ihm, sondern als ein Attribut seiner männlichen Person, just wie die meisten tatkräftigen Menschen ihre Beziehungen zu andern aufzufassen pflegen.

So hielt er sich an spätere mannigfaltigere und weniger einseitige Erinnerungen, und es war aus bunten Bildern — er hatte das Weib im zivilisierten Europa, im geheimnisvollen Indien und im primitiven Afrika studiert — ein stark phantastischer Zug in seinen Vortrag gekommen, ungeachtet des festen Bodens exakter Beobachtung, den er als moderner Forscher nicht zu verlassen schien. Mit Armütterzügen blickte die Frau aus seinem Vortrage, spontan, leidenschaftlich, unvernünftig und blind, unter der Herrschaft geheimnisvoller Triebe, die keiner noch durchschaut hat als die Natur selbst. Dabei uner schöplich am Unerwarteten. Er freute sich selbst des Bildes voll Kraft und Appigheit, das er zeichnete, sogar vielleicht bewußt etwas überzeichnete.

Als er geendet hatte, blickte er um sich. Es kam ihm mit einer gewissen Schadenfreude zum Bewußtsein, daß er wohl gerade das Gegenteil von dem gesagt hatte, was man hier zu hören wünschte.

Ein feines Rot, war es Verlegenheit, war es tapfer bekämpfter Arger, lag auf Hildegards zierlichem Gesicht, als sie ihm für den Vortrag dankte und die Diskussion eröffnete. Er mußte die Anmut ihres Wesens und Intellekts bewundern, als sie antwortete: »Herr Professor Thaining hat uns in nahezu künstlerischer Vollenbung das Bild eines Frauentypus von starker Ursprünglichkeit gezeichnet. Er hat vor allem das dargestellt, was die Geschlechter scheidet. In diesem Kreis haben wir uns um deswillen zusammengefunden, was uns doch wieder vereint, um des allgemein Menschlichen willen. Kom-



Phot. Julius Eöhr, Düsseldorf

Alexander Bertrand: Kircheninneres

plizierte Kulturzustände, die offenbar die Tendenz haben, immer weitere Kreise unsrer Geschlechtsgenossinnen auf dies allgemein Menschliche hinzuweisen, zwingen uns täglich mehr, uns darauf zu besinnen.« Sie zeichnete auf diese Weise ihren abweichenden Standpunkt mit einem graziösen Freimut, einer bescheidenen Sicherheit, deren Wirkung auf Thainings Gesicht leicht zu lesen war.

Und nun trat kurzhaarig, energisch und zielbewußt Doktor Guste Krüth auf den Plan. Sie war eine gutbeschäftigte Frauenärztin, dazu eine der nicht zahlreichen Überlebenden aus der ersten harten Zeit der Frauenbewegung, wo nur die entschlossensten Charaktere den Zugang zu ihren ungebahnten Wegen gefunden hatten. Sie hatte noch den starren Geist und die harte Hand dieser heroischen Tage. Unbehaglich sah Hildegard Wislicenus sie an: sollte der heutige vielversprechende Abend in die unfruchtbarste aller Debatten, in einen Kampf zwischen den Rivalen auf beiden Seiten münden?

Die Ärztin zeigte einen bitteren Ausdruck auf ihrem harten, schweren Gesicht. Bei Thainings Vortrag hatte sie eine starke Lust angewandelt, an allerpersönlichem, an ihrem eignen Leben hier öffentlich zu demonstrieren, wie es sich lohnt, den weiblichen Instinkten, von denen Thaining so viel hielt, den ersten Platz im Handeln einzuräumen. Vor beinahe zwanzig Jahren hatte sie eine Tochter zur Welt gebracht, deren Vater, ein russischer Student vom revolutionären Typ, schon vor der Geburt seines Kindes spurlos im liebevollen »Mütterchen Rußland« verschwunden war.

Aber sie begann sich: ihre Sascha sah vom Jugendtisch aus zu ihr herüber. Die dunklen Augen, die so stark an den Vater gemahnten, lachten. Das fröhliche junge Geschöpf war ziemlich unbeschädigt aus dem Chaos seelischer und sozialer Kämpfe, in dem es geboren war, in ein zwar sehr modernes, aber nicht allzu bemitleidenswertes Dasein getreten.

So ließ Guste Krüth das Feld praktischer Demonstrationen denn links liegen und hielt sich ans Theoretische. Sie hielt scharfe Abrechnung mit dem männlichen Geschlecht: »Wenn Ehe und Familie heute nicht mehr den einzigen, ja kaum mehr den hervorragendsten Beruf der Frau ausmachen« — sie fügte einige statistische Zahlen hinzu, die die elenden Ehechancen der Frauen in fürch-

terlicher Deutlichkeit bewiesen —, »war das auf ihre Heiratscheu zurückzuführen oder auf das Versagen des männlichen Geschlechts, das es nicht mehr fertigbringt, die Verhältnisse zu meistern, und das Frauengeschlecht, das es sich zu bevormunden anmaßt, auch zu versorgen? Und gereicht es den Frauen nicht zur Ehre, wenn sie in dieser verzweifelten Lage sich an die eigne Kraft erinnern, statt bei ihren unzuverlässigen 'männlichen Beschühern' um Hilfe zu jammern, die diese zu gewähren sich gänzlich unfähig zeigen. Man hat aufgehört, von dort etwas zu erwarten, wo Egoismus und Ehescheu viel mehr überhandnehmen als bei uns,« fuhr sie mit ihrem herben Alt fort.

Man begann zu lachen, denn es war kein Geheimnis, daß Thaining Junggeselle war. Hildegards Gesicht brannte; sie hielt nichts von diesen Abrechnungen, wo drohend geballte Fäuste gegeneinander erhoben wurden und die Komik der Situation von denen peinlich empfunden wurde, die mit dem Herzen bei der Sache waren.

Da kam ihr Hilfe von einer andern, jüngeren Ärztin. Diese steuerte zwischen Sappha und Charybdis der gegenseitigen Anklagen still und klug hinaus auf den weiten Ozean der tatsächlichen Verhältnisse. Und wie eine Sonne leuchtete aus ihren Worten der unverlorene Glaube, daß es nicht nur ein Zwang von außen sei, der den Gesichtskreis der Frauen verändert und erweitert, sondern ein inneres Bedürfnis, die Welt, die sich ihnen nach der einen Seite zu verengen scheint, ins Geistige hinein auszubauen und von hier aus neue Lebenskräfte zu gewinnen. Sie hatte fast etwas Ergreifendes, diese jungfräuliche Priesterin der Nächstenliebe, die ihre weiblichen und mütterlichen Fähigkeiten der Liebe und Treue in zeitgemäßes Wissen und Können umgesetzt hatte, mit denen sie Frauen und Kindern half.

Hildegard nickte ihr dankbar zu, und der zwischen ihnen gewechselte Blick erschien Dorothee wie ein Freimaurerzeichen geheimen gemeinsamen Glaubens.

Sie empfand es betroffen, daß Hildegards Augen dann zu ihr wanderten, wie in leiser Frage: Bist du auch bei uns?

Es ergab sich nun ein allgemeines Nachlassen der Stimmung. Auch Thaining hörte jetzt freundlich zu. Angeborene, ererbte, stets geübte Ritterlichkeit erwachte in ihm an-

sichere und vorsichtige Hand und das aufmerksame Auge, die das Beste dazu taten, waren ihr als eine freundliche Gottesgabe mitgegeben worden wie dem Vogel der Gesang.

Die Anstrengung, die Ermüdung und den Stolz der Arbeit hatte sie nur gefühlt, wenn sie über ernsthaften Büchern gelesen hatte, die sie in jene Regionen geistiger Arbeit einführten, wo sie immer nur Gast sein würde. Doch hatte sie sich dieses unschuldigen geistigen Schmaröbertums nie geschämt, sondern ihm eine starke Zunahme innerer Kraft verdankt.

Hier aber, unter den neuen Freunden, war es anders. Hier durfte man sich's nicht gestatten, nur Meinungen anzuhören und sie aufzufassen, sondern es handelte sich darum, sie sich anzueignen und sie zu vertreten.

Um den Tisch herum reiheten sich die ernsthaften Frauengesichter, die den weichen, blumenhaften Ausdruck gelassenen Genießens längst verloren hatten. Verstand und Willen arbeiteten auf den kräftiger entwickelten Flächen, die im Verlauf der Besprechung immer schärfer, immer ausdrucksvoller wurden, bis das gute Gewissen einer endlich erkämpften Überzeugung sie befriedigte oder bis die Spannung einer aufgerührten Leidenschaftlichkeit in jedem Nerv zitterte.

Es gab da große Arbeitsgebiete, wo sich die Willen und die Gedanken leicht zusammenfanden. Es ging dann wie ein starker Fluß einheitlicher Kraft durch alle diese Gemüter, und es wurden auch Dinge geschaffen, Heime für selbständig arbeitende Frauen, Schulen und Bildungsmöglichkeiten für Lernbegierige, Arbeitsgelegenheiten für Arbeitstüchtige.

Aber zu andern Zeiten zeigte es sich, daß in den tieferen Lagen, wo das Chaos der Empfindungen noch nicht geklärt war durch die starken Richtlinien allgemein angenommener Grundsätze, heiße und kalte Strömungen herrschten, die wohl auch einmal zischend aufeinanderprallten.

Hildegard eröffnete eine der ersten Sitzungen mit einer Mitteilung, deren Ernst und Tragweite Dorothee schon im voraus auf ihrem starfbewegten, feierlichen Gesicht gelesen hatte. Ihre Stimme zitterte leicht, als sie sagte: »Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, die unsern Verein vor die wichtigsten Fragen und Entscheidungen stellt. Es

ist uns durch ein langjähriges Mitglied unsers Vereins ein reiches Erbe zugefallen mit der Bestimmung, es im Interesse von neugeborenen Kindern und deren Müttern zu verwenden. Das Wie ist ganz unserm Ermessen überlassen, das Kapital sehr groß. Es handelt sich um zwei Millionen Mark.« Sie beugte sich leicht vor, und Dorothee beobachtete den fast sorgenvoll gespannten Ausdruck in ihrem Gesicht, während die Erregung und Überraschung der andern die stramme Geschäftsordnung unterbrach. Nach einer kurzen Pause allgemeinen Durcheinandersprechens griff Hildegard zur Glode, die neben ihr stand.

Sie blickte auf und sah prüfend in alle die Augen, die sich ihr zuwandten: »Sie erwarten von mir wohl zunächst den Ausdruck des Glücks über eine so reiche Schenkung. Verzeihen Sie mir, wenn das Gefühl der Verantwortung noch so groß in mir ist, daß ich die Freude so lange zurückstelle, bis ich über das andre zur Ruhe gekommen bin. Ich bitte um Ihre tatkräftige Mithilfe bei der neuen Arbeit, ich weiß sonst kaum, ob ich ihr gewachsen bin.«

Es kam nun alles von tief innen, ein ruckhaltloses Ausschütten langgehegter Zweifel, bei dem schwierigen Kapitel der sozialen Frage: der ehelosen Mutter, dem verlassenen, vaterlosen Kind. »Ich war nicht darauf vorbereitet, das dornenreiche Problem für mich selbst und unter solcher Verantwortung lösen zu müssen,« schloß sie aufatmend.

Guste Krüth maß sie mit einem ihrer kalten, skeptischen Blicke. »Das Legat ist eigentlich an die falsche Adresse gegangen,« sagte sie. »Wir haben ja hier einen Bund für Mutterschutz. Der wäre die richtige Stelle für solche Zuwendungen.«

Fräulein Doktor Colling, die junge Ärztin, legte ihre schmale weiße ringlose Hand auf den Tisch, als nagle sie etwas fest. »Die Verwendung des Legats bedarf der ausdrücklichen Genehmigung durch Fräulein Wislicenus,« sagte sie mit ihrer hellen, weichen Stimme, die sich immer Gehör verschaffte, weil sie anders war als die andern Frauenstimmen. »Das ganze Legat stellt sich als eine persönliche Ehrung unsrer Vorstehenden dar« — sie nickte zur Juristin hinüber, die ihr gegenüber am langen Tisch saß —, »nicht wahr?«

Diese bestätigte.



Karl Langhammer: Aufblühendes Gewitter

Zu dem Aufsatz „Karl Langhammer“ von Farno Jossen

»Ach so!« sagte Guste Krüth, langsamem Rückzug in der Stimme.

Hildegard hatte für die trotzdem zweifellos streitbereite Doktorin nur einen ihrer weichen, klugen Blicke und bat dann die Anwesenden, sich vorzubereiten für die neue große Aufgabe der Verwendung einer so bedeutenden Summe, die viel schaffen könne im guten und im schlechten Sinne.

Die Worte klangen in ihrer Bescheidenheit so nachdrücklich, daß man schließlich in ernsthafter und gesammelter Stimmung auseinanderging, viel stiller als sonst.

Fräulein Colling, Hildegard und Dorothee standen noch wenige Augenblicke vor dem Hause beisammen. Fräulein Collings höchst bescheidenes Automobil, das diese bei ihren Krankenbesuchen immer selbst lenkte, stand bereit. »Fährst du mit?« fragte sie Hildegard, indem sie ihr besorgte in das etwas erhitzte und ermüdete Gesicht sah.

Hildegard sah sie unentschlossen an: »Ich glaube nicht,« sagte sie. »Es wird mir besser sein, zu Fuß zu gehen. Mir ist ein bißchen eng geworden da drin, und ich glaube, ich brauche eine tüchtige Lunge voll frischer Luft. Kommen Sie mit mir, Frau Staufer? Wir haben doch denselben Weg?«

Sie ging langsamer, als es sonst ihre Gewohnheit war. »Sie haben mir warmgemacht,« sagte sie. »Außerlich ist noch alles ganz glatt abgegangen, aber dies große Legat stellt uns fast übergroße Aufgaben. Es hängen die schwierigsten aller Frauenfragen daran und prinzipielle Entscheidungen, die ich unsrer jungen Sache gern noch erspart hätte.«

Dorothee hörte nachdenklich zu. Sie fand sich noch nicht zurecht auf dem fremden Boden und wollte sich gerade mit Fragen an Hildegard wenden, als diese stehenblieb und sie am Arm faßte: »Erschrecken Sie nicht, bitte; ich kann im Augenblick nicht weitergehen. Rufen Sie mir einen Wagen!«

Dorothee sah, wie sie bis unter die Lippen blaß wurde, und wie dann ein fieberisches Rot der Blässe nachjagte, stürmisch über Gesicht und Hals flutete.

Das herbeigerufene Auto fuhr eilig durch die mittagsstillen Straßen, und Hildegard lag in tranthafter Starrheit in seinen Rissen, so

ganz und gar hingenommen von der bitteren Aufgabe, ihre Selbstbeherrschung gegen den tödlichen Feind zu bewahren, daß Dorothee kein Wort der Frage wagen konnte. Schon erwog sie die Schwierigkeiten, wie die Kranke aus dem Wagen die Treppe hinaufzubringen sei, da ließ der Krampf der Glieder nach, die wallenden Blutwellen verließen Hals und Stirn, die Augen bekamen wieder den selbstbewußten, sehenden und beobachtenden Blick, und Hildegard stieg langsam, aber doch aus eignen Kräften die wenigen Stufen zu ihrer Wohnung hinauf.

Dorothee hatte noch den wohlthuenden Eindruck einer außerordentlich ansprechenden und gutgehaltenen Wohnung, in der einer der anspruchslosen und nützlichen Hausgeister waltete, die der dienende Stand in unsern Tagen nur noch Auserwählten liefert. Und als Hildegard schließlich auf dem bequemen Sofa lag, in weiche Kissen, warme Decken und Mittagssonnenschein behaglich eingehüllt, da fand sie noch ein beruhigendes Wort: »Machen Sie sich keine Sorge um mich! Es war nicht mein erster Anfall heute und wird auch nicht mein letzter sein. Mein Lebensalter ist immer eine kritische Zeit für uns Frauen, das wissen Sie ja. Möglicherweise muß ich jetzt dafür büßen, daß ich all mein Lebtag nicht viel nach meinen körperlichen Dispositionen gefragt habe. Aber vielleicht ist's auch nur eine ganz unmotiviertere Schicksalsstunde.«

Und wieder war das schönste Lebensgut in reicher Fülle da, das gegenseitige Sichansprechen der Naturen, in ungesuchtem Verstehen; die göttliche Gabe der Wärme, die aus den tiefsten Tiefen der Seele stammt, der ungezwungene Ausdruck dafür, den Mund und Augen finden.

Dorothee ging heim, mit Schätzen beladen, deren Wert sie dunkel fühlte, und die sie zugleich bebrängten und beglückten. Denn es kam ihr langsam zum Bewußtsein, daß Schätze dieser Art nicht nur Mittel der Lebensfreude und des harmlosen Genusses sein würden, sondern Organe, die nach Wirkung drängen. Es schien ihr, daß sich vor ihr eine neue Aufgabe und eine neue Welt öffneten, in die sie nicht mehr mit der fröhlichen Unbefangenheit der Jugend trat.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensballast

Jhr Freunde, helft! Ein Schiff in Noth!
Ein armes, müdes Lebensboot,
Es ist so schwank, es ist so leer,
Die liebste Last sank ihm ins Meer,
Bald wird es von den Wogen
Tief in den Grund gezogen.

Da naht sich schon die Freundeshand
Und führt das Schifflein an den Strand.
„Du trugst zuwenig Last an Bord,
Drum rissen dich die Wellen fort;
Wir Freunde müssen trachten,
Dich schwerer zu befrachten!“

Und alle bringen, Mann für Mann,
Dem Schiffe neuen Ballast an,
Um es mit Blumen und Getier,
Mit Samt und Seide, goldner Zier,
Mit Pflichten und mit Ehren
Gar reichlich zu beschweren.

Sie machen's glücklich wieder flott,
Befehlen es dem lieben Gott!
Nun fährt's mit bunter Lebenslast
Und wird nicht mehr vom Sturm erfaßt
Und wird behaglich wandern —
Genau so wie die andern.

Fredwig Jahnow

Alte Stadt

(Münster)

Hier haben Einsame gewohnt,
die sich in Qual und Schweigen wanden,
die eng im Gassendruck gefront,
bis sie den Weg ins Freie fanden.

Sie bauten Häuser wie Kastele
mit herbgemeßten starkem Dach,
die schmalen Fenster tranken Helle
vom Sternensrom, der sie durchbrach.

Und wölbten Kirchen, die im warmen
Herblichth vor Gottes Odem bangten,
und Sehnsuchts-Türme, die mit Armen
wie Betende in Wolken langten.

Und ob sie hoch und höher türmten,
daß ihre Einzigkeit sich schwänge
zum Quell, dem Licht und Nacht entstürmten:
es riß sie doch in Dunst und Enge.

Der Gassen schwärzliches Gewimmel
zwang neu sie hin zu dumpfer Fron
mit ihren Türmen, ihrem Himmel.
Und jeder war der Menschensohn.

Georg J. Plotke



Ruhe im Wasser

Carl Langhammer

Von Jarno Jessen

Über die heißumstrittene Frage der modernen Kunstentwicklung spricht sich am besten mit den Künstlern von weitem Horizont. Sie wissen historische und moderne Verdienste zu würdigen und gehören zu den Zufriedenen an den Tafeln der Besten, die das Goethische Bildungsideal rühmt. Einer fein ausgeglichenen Urteilsfähigkeit begegnen wir häufig in den Kreisen der intelligenten Akademiker, weil sie bei aller Verehrung der Tradition doch auch ihrer Zeit offenen Auges gegenüberstehen.

Der Berliner Maler Professor Carl Langhammer ist ein solcher Künstler. Seit auch die Große Berliner Kunst-

ausstellung ihren Kompromiß mit sezeffionistischen Methoden geschlossen hat, ist er unter ihren Führern mehr und mehr in

den Vordergrund gerückt. Man hat ihm in diesem Jahre wieder die Oberleitung anvertraut, weil ihn kein Dogma beschränkt, und weil er als Praktiker wie als Theoretiker der Ehrungen würdig war. Seinem genialen Lehrmeister, unserm glänzendsten Schulbildner, Eugen Bracht, steht er heute selbst als ein Könnner gegenüber. Seine Urteile gelten dem Meister etwas, und wenn eine neue Bilderammlung der Reichshauptstadt die erstaunliche Fruchtbarkeit des Siebzigjährigen wieder ein-



Carl Langhammer

Nach einer Zeichnung von Fritz Burger

mal fundtut, kommt bei dem einstigen Schüler die Anfrage: Wie gefall' ich dir? Spricht doch auch sein gesamtes Schaffen für eine Arbeit mit Kopf und Herz. Langhammer gehört nicht zu den Malern, die durch Leistungen von Kraft oder Originalität auffallen, aber er fesselt durch einen verinnerlichten Realismus und durch sichere Technik. Wir dürfen seiner Kunst tief in die Augen schauen, denn sie ist gesund und ehrlich.

Zuweilen hat er auch den Beweis für gute Figurenmalerei abgelegt. Es gibt dem

losigkeit. Aber er ist ebenso von dem Absonderungsdünkel der l'art pour l'art-Leute abgerückt, weil sie im Nur-Technischen das Heil zu finden wäñnen.

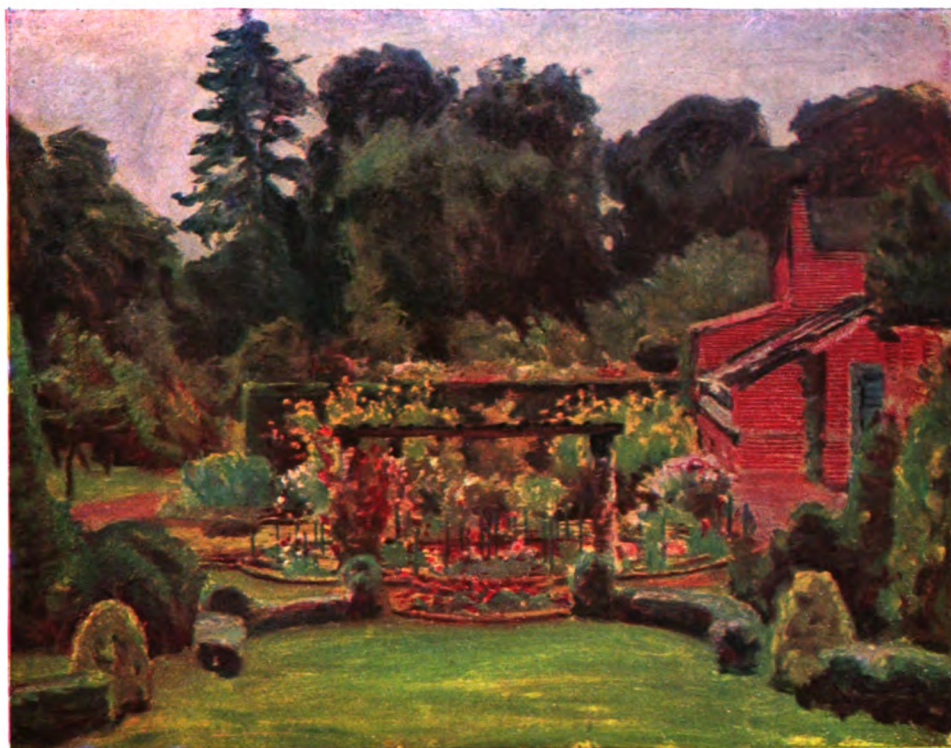
Jede Einheit ist zugleich eine Vielheit, und die Landschaftsmalerei unsers Künstlers ist weit entfernt von Klischeefunst. Ihm haben mancherlei Länder Inspirationen gegeben. Während seiner Studien an der Berliner Akademie unter Bracht und in Paris unter Jules Lefebvre und Robert Fleury hat er die eingeborenen Anlagen schon immer auch



Park Ludwigslust

Naturausschnitt fein angepasste Menschen auf manchem Gemälde, Bleistiftstudien nach Ingres' Art in seinen Studienmappen, aber vor allem ist er doch Landschaftler. Und seiner Spezialität hat er die gebührende Anerkennung ernalt. Ihn könnte keine gering-schätzende Bewertung treffen, wie sie oft genug gerade dem Landschaftler von Vertretern anderer Stoffgebiete wegen seiner loseren Bindung durch Gegebenes zuteil wird. »Wir haben viel mehr Abmaler als Maler«, hat Langhammer einmal geschrieben, und dieser Seufzer bedeutet die Abjage an die Geist-

auf Reisen geschult. Italien, Ungarn, Dalmatien und vor allem die märkische Heimat haben seinem Talent zur Entfaltung geholfen. Seine Wanderlust besteht noch heute ungemindert, obgleich auch ihm die Weisheit vom Guten, das so nahe liegt, aufging. Noch werden reizvolle Ausschnitte, die die glücklichen Augen in der Ferne aufspürten, in Farben gebannt, aber mehr und mehr scheint des Künstlers Losung »Sie gut Brandenburg allewege!« zu lauten. Er ist stark an dem Entbederwerk der Mark beteiligt. Wie Odde und Leistikow, wie heute so viele



Garten



Polnische Hütte



Lugano (Kirchturm)

aus der Bracht- und Rallmorgen-Schule, ist auch er ein Sehender im Umkreis der Reichshauptstadt geworden. Vor allem lockt ihn jetzt die wasserreiche, gewellte Priegnitz, die schon ganz medlenburgisch anmutet. Hier kann er die weiten Wiesen mit ihren Luftfeerien englischer Art genießen, hier flattern die Laubbehänge vereinzelter Bäume, weiden Schafe und Kühe an glitzernden Wälfen. Sänftigende Akkorde schlägt er mit Vorliebe an. Trotz mancherlei Fortes während seiner langen Schaffensjahre ist ein Piano sein eigentliches Tempo. Langhammer liebt die Musik; er ist selbst kein Ausübender, aber ein Zuhörer mit der Fähigkeit andächtiger Hingabe. Genüsse durch das Ohr bedeuten ihm höchstes Glück des Kulturmenschen, und diese Anlage hat das Wesen seiner Kunst gestempelt. »Mit dem Intellekt allein läßt sich nicht alles Sichtbare verstehen«, hat er einmal geschrieben. In bezug auf die Komposition meinte er: »Auch in der Malerei kann man Melodien durch die Linienführung hervorbringen«, und seine Kunst ergänzte: »auch durch die Farbe«.

Schwere Schicksalskämpfe hatte der Künstler nicht zu bestehen, um seiner Malerei angehören zu dürfen. Er ist der Sohn eines geschätzten Dekorationsmalers, der selbst verantwortungsvolle Aufgaben für öffentliche Bauten zu lösen hatte. Schon in seinem Elternhause war die Kunst ein Lebenselement. Er hörte früh von Stilfragen und historischen Motiven. Für den Schulknaben stand es bereits fest, daß er Maler werden würde, und dieser Entschluß war weder durch das Gelächter der Mitschüler noch den Spott des Klassenlehrers zu erschüttern. Er zeichnete immer mit Vorliebe und verbrachte freie Stunden in den Museen. Die Bilderschätze der Berliner und Dresdner Galerie hat der Gymnasiast schon wie seine besten Freunde geliebt. Leicht hat ihm auch der Vater die Wahl der Malerei als Lebensberuf nicht gemacht, weil er die Existenznöte des freien Künstlertums fürchtete. Aber das »So mußt du sein« behielt schließlich recht gegen alle Hemmnisse, und mit zähem Fleiß hat sich der Maler seine Erfolge verdient.

Sein Lebenswerk liegt, bei durchgehenden Grundzügen, doch wie ein beständig eifrig



Lugano (Gasse)

bestellter Ader vor uns. Schon in seinen Frühwerken dehnen sich freie Ebenenzüge unter weitem Himmel. Vereinzelte Bäume kennzeichnen sich klar, Wasserläufe ziehen durch die Felder, allerhand Sonderdinge, graßendes Vieh, kleine Brücken, Schiffe, Kirchtürme treten bei genauerer Betrachtung hervor. Alles zielt auf Terrainbeherrschung, deutet auf den Willen zum Großen, dem auch das Kleine wertvoll erscheint. Trotz der nüchternen Vortragsweise einer älteren Methode ist keine berichterstattende Pedanterie nachzuweisen. Aus dieser Art erkannte Bracht den durchaus auf tieferen Erkenntnissen fußenden Sinn, dem vor allem der Geist des Handwerks gründlich zu erschließen war.

Und die Revolutionierung des künstlerischen Schaffens durch den Impressionismus erfaßte auch Langhammer. Der sicher Erwägende fand sich leidenschaftlich mit neuen technischen Problemen beschäftigt. Sein Farbenleben wurde kontrastreicher, lebendiger; er begann, sich mit unversuchten Kompositionsanordnungen auseinanderzusetzen. Je ernster er mit dem Handwerk rang, um so



Vase im Park



Hütte im Walde

häufiger schien er nur naturalistisch gerichtet. In dieser Zeit betätigte er sich auch graphisch, und sein Zusammenarbeiten mit einem unserer besten Kenner graphischer Verfahren, mit Karl Kappstein, führte zu den vielbewunderten Landschafts-Monotypien. Hierbei hatte Langhammer den Weg entdeckt und die Malmittel gefunden. Er hatte sich für Künftiges reicher ausgestattet und lehrte nach diesen Erfolgen seiner tonschönen, stimmungsvollen Blätter mit ganzer Konzentration zur Ölmalerei zurück.

Nur hin und wieder äußerte sich dann die Sehnsucht nach dem Großzügigen, nach dem Largo der Stimmung in seinen Arbeiten. Dann blickte er uns wie aus Bracht-Augen an. In seinem Heim hängt ein derartiges Werk, ein Selbststück, über dem ein leichtgewölkter Himmel breit gelagert liegt und eine einsame Eiche Nacht hält. Als ein solches Wahrzeichen wirkt auch ein mächtiges Campagnabild in dem weiträumigen Atelier. Obgleich Möbel, Teppiche, ein farbenstarkes altelfäffisches Glasfensterbild, Tiermodelle, feine Kunstdinge an den Wänden den Blick des Seelenspürers beschäftigen, immer wieder



Baum im Kornfeld

muß er zu dem grandiosen Ausschnitt aus römischer Umwelt zurückkehren. Hier spricht der Langhammer, dessen Erfüllungen noch zu erwarten sind, der hochstrebende Woller, der Pathetiker, den Bach besser als Mendelssohn befriedigt. Die Palette hat den gedämpften Farbenzauber der südlichen Landschaft, in der Himmel und Ebene ihre Vermählung feiern. Blaugrau und Braungrün geben die Hauptnoten, und ein ockergelber Pfad zeichnet sich markant als Wegweiser durch die Sde ab. Die Unendlichkeit ist in engem Rahmen vorgetäuscht, und die Schwingen der Seele spannen sich weit angesichts eines solchen Anblicks. Noch immer hofft der Künstler auf ähnliche Taten. Er möchte bedeutungsvolle Raumkunst in Naturausschnitten geben. Es drängt ihn zum Stil, und alle naturalistischen Formenkenntnisse, alle Bereicherungen durch die Moderne hofft er freischaltend im Dienst dieses Zieles anzuwenden. Die vier Jahreszeiten nach Beethovens Pastorale für einen Musiksaal waren neuerdings eine Aufgabe nach seinem Herzen, aber der Auftrag

verwirklichte sich nicht. Er möchte in gewaltigen Terrainausdehnungen die Worpse der überbieten, Claude Lorrains Regieherrlichkeiten erreichen, obgleich ein kaum überwundenes Leiden vorerst seine Vollkraft mindert. Indessen gibt er sich mit aller Liebe auch dem bescheideneren Vorwurf hin. Es ist ein Genuß, sich in die schlichten Motive zu versenken, die er augenblicklich als Supraporten für einen Landebelsitz malt. In ihnen hat er nicht, wie von Keats Naturpoesien gesagt wurde, die Orade mit dem Baum geschaffen, aber etwas von echt märkischem Stimmungsweben ist mit in die Bilder übergeströmt.

Langhammer wird selten unmittelbar von einem Stoff gepackt, er kennt keinen impressionistischen Elan der Wiebergabe. Nur als geduldiger Werber tritt er vor die Natur, und erst nachdem er genau geprüft hat, bindet er sich. Er

muß das Thema erst ganz in sich aufgenommen haben und wissen, ob die Mittagssonne



Villa Falconieri: Löwenportal

für einen Garten, Abendbeleuchtung für die Waldwiese, bedeckter Himmel für die Weide am schönsten sind. Mit aller Hingabe vollzieht sich dann wie aus einem Unterbewußtsein der Schöpfungsakt. Er ist durchaus der Realist, der wie sein vielbewunderter Constable denkt: »Das große Laster des Tages ist die Bravour. Die Wahrheit dauert in allen Dingen am längsten.«

Wie köstlich sind oft die Bleistiftzeichnungen, die er als Vorstudien entstehen ließ! Voller Präzision in den Einzelheiten, voller Sicherheit in der Formbeherrschung, spiegeln sie zugleich mit äußerster Beobachter-schärfe das Leben des Lichts und der Schatten. Und nach allem Auswendigkönnen ist in der Wiedergabe meist etwas von dem seelischen Ergriffensein zu spüren, das Millet den Urquell und den Lohn aller echten Kunst nennt. Nüchtern genug scheinen oft seine Stoffe gewählt, so wenn eine Kuhtränke, ein Wäschetrodenplatz, ein Holz-



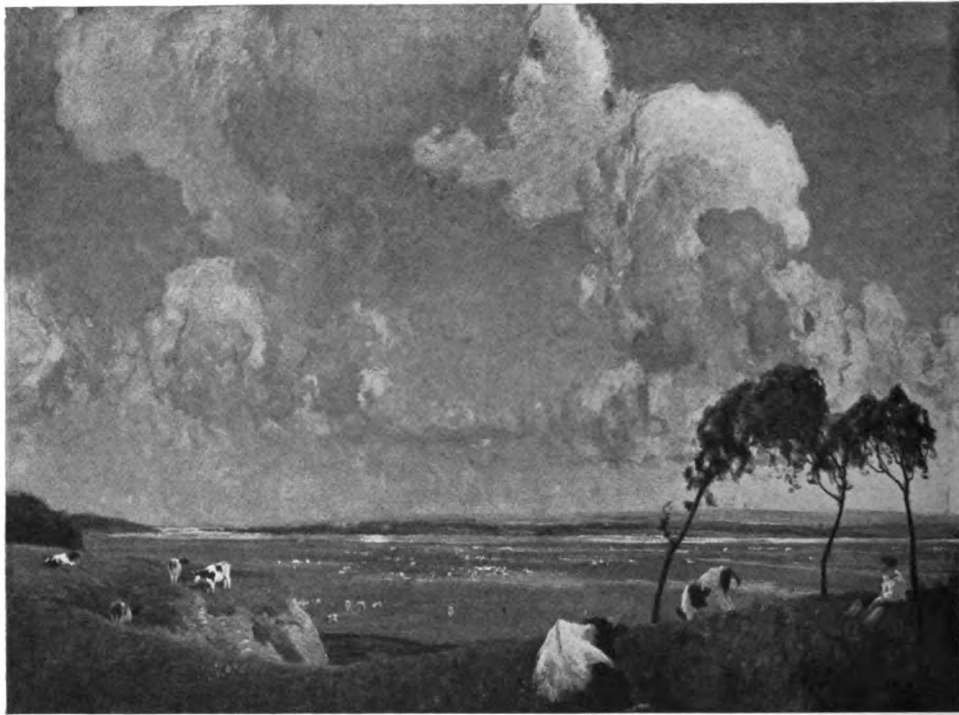
Fließ



Italienische Pinien, Oliven und Zypressen

schlag ihn zur Widerspiegelung reizten. Romantische Aufhöhungen in Corots Art oder Turnersche Apothosen fehlen dabei ganz; aber diese Prosa ist dennoch nicht poesielos. Sie bietet dem Kennerauge Reize genug, und daß sie den Liebhaber anspricht, bestätigt die Tatsache, daß Langhammersche Bilder andauernd stark begehrt werden. Man liebt sie als erfreuliche Heimgefahrten.

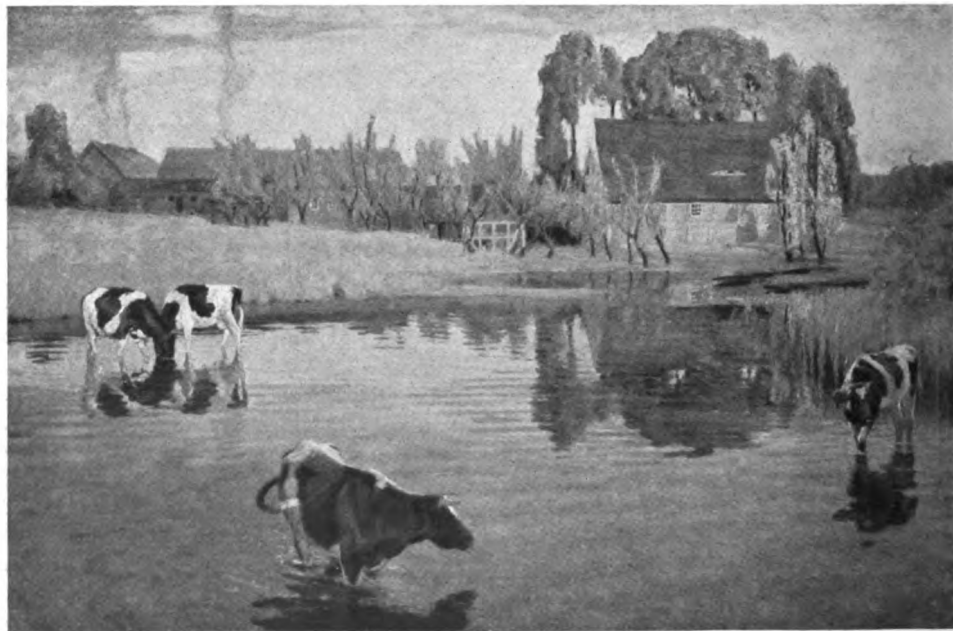
Nicht von ungefähr ist die ausgesprochene Sympathie des Malers für die englische Kunst. Er weiß die Schönheiten der Niederländer und der Barbizonkünstler nach ihrem Werte zu schätzen, aber als wahlverwandte Künstlerseelen erscheinen ihm die Engländer. Er hat ihre alten und neuen Meister im eignen Lande studiert, hat die Verzauberungen der Inselatmosphäre, unvergleichliche Baumgebilde in unmittelbarem Anschauen bewundert. Er weiß, wieviel Talent für imposante Terrainerfassung die Kollegen dort mit Intimschilderungen verbinden, wie ihr erstes Gebot in der Malerbibel künstlerischen Takt vorschreibt. Er weiß auch, daß



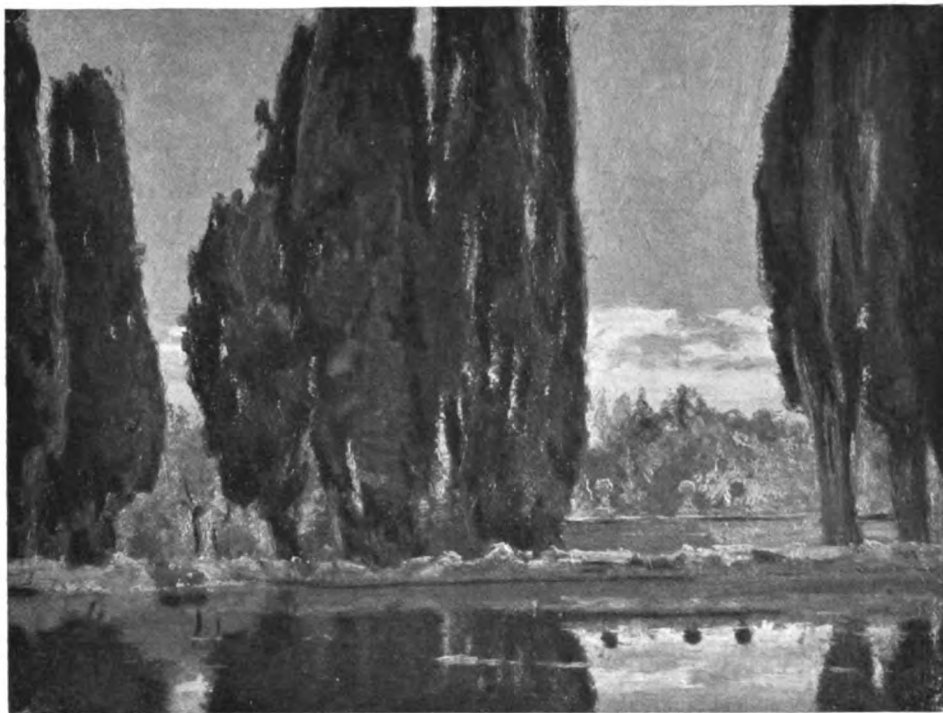
Elbniederungen

es jenseit des Armelkanals einen interessan-
ten Sezessionismus gibt, aber daß immer das
Gemüt ein wesentliches Kunstelement darstellt.

Zuweilen kennzeichnet sich ein Hang zum
Decorativen in der Malerei des Künstlers.
Der Laubbehang, die Formen des Gezweigs

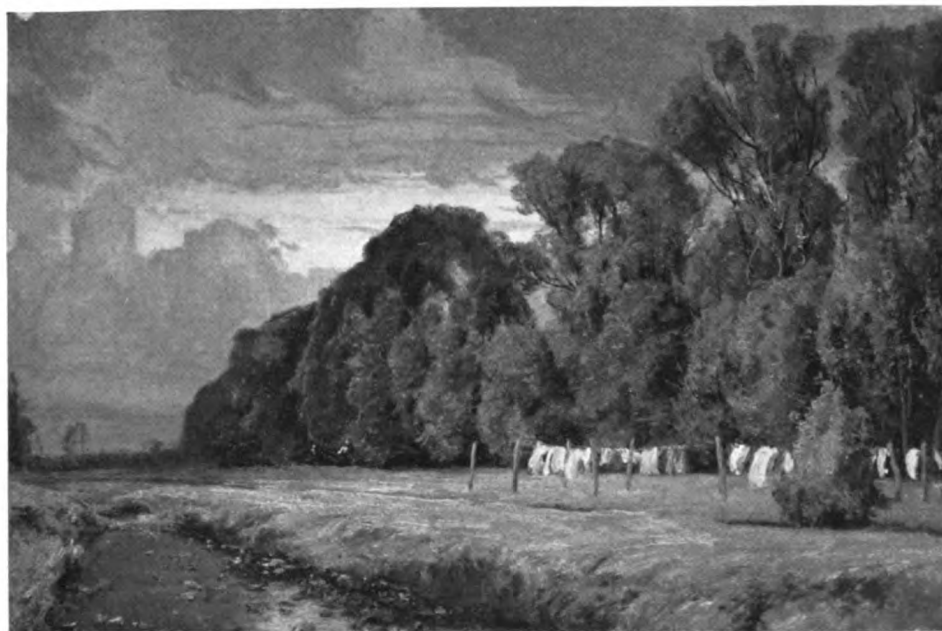


Ruhtränke (Pommern)



Zypressenteich

oder auch Wolkenbildungen werden dann für eigenartige Kompositionszüge ausgenutzt. Und zwar sind seine Wolken voller Transparenz, als Luftglorien empfunden, nicht als »Kartoffelsäcke«, wie ein Münchner Atelierausdruck lautet. Erst während der letzten



Trockenplatz

Jahre entstand das Gemälde »Auf der Terrasse der Villa Mondragone«, auf dem ein höchst effektvoller Ausschnitt mit sparsamen Mitteln geschaffen worden ist. Aufsteigende Wolkenkulissen, ein Springbrunnen, ein paar Pfauen und zwei schlanke Palmen, das sind alle Bildrequisiten, die einem weitzügigen Berggelände eine eigne Note mitgeben. Der Zauber entschwindender Renaissance-schönheit spricht unmittelbar, eine Art Hölberlin-Vision scheint vor unsern Augen emporgestiegen. Die Bäume, die Langhammer zur besonderen Ausgestaltung seiner Landschaften verwendet, stehen frei in der Luft wie einsame Wahrzeichen; wenige neigen ihre Wipfel zueinander und gewähren Durchblicke in die weite Ebene. Diese Kunst der Wirklichkeitschilderung versucht nie Detailphotographie; sie versteht es, summarisch zu sein, ohne die Hochachtung vor intimen Schönheiten aufzugeben. Der echte Berliner, den von früh auf die Anton Werner- und Adolph Menzelsphäre umgab, ist ein Sohn seiner Heimatscholle, aber er hat von den Fortschritten seiner Zeitepoche profitiert.

Langhammer hat gute Freunde in deutschen, zumal norddeutschen Schlössern und genießt dort häufige Gastfreiheit. Früh zieht er auf den Gütern mit dem Malgerät hinaus in die ungestörte Stille und arbeitet mit leidenschaftlicher Ausdauer, nachdem das gewählte Motiv vor seiner kritischen Berücksichtigung die Probe bestanden hat. Gern begrüßt man dann beim gemeinsamen Mahl den Zurückgekehrten als angenehmen Unterhalter, der ohne jede Künstlernervosität lebhaftes Interesse an allen Bildungstufen nimmt. Er verbreitet die Atmosphäre der Behaglichkeit um sich, die Goethe an Zelter rühmte, ohne daß der Einschlag des gelegentlich Chotierenden in Kauf genommen werden muß.

Das Charaktervolle, Verjöhnliche in Langhammers Art hat ihn auch zum Vertrauensmann der Kollegen gemacht, und daß bei der Regie der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung eine internationale Abteilung zustande gekommen ist, haben wir seinem weltmännischen Takt zu danken. Auch für diese Aufgabe muß die Parole lauten:

Modern mit Respekt vor dem guten Alten! Es ist für Langhammers mehr konservativ gerichtete Gesinnung kennzeichnend, daß er dem Futurismus und Kubismus rücksichtslos die Tore verschloß. Diese lebendigen Neuen sind ihm je nachdem zu lebendig oder zu neu, jedenfalls sich selbst noch zuwenig des rechten Weges bewußt. Langhammer, der Bewunderer und gute Kenner Goethes, liebt die Harmonie über alles.

Die Ernten seiner letzten Arbeitsjahre zeitigten keine überraschend neuen Früchte. Er hat liebevoll die eingeschlagene Richtung verfolgt, und der Mann in der Mitte der Vierziger darf auf Größeres hoffen lassen, sobald er sich wieder auf der Höhe seiner Kräfte fühlt. Ein laises Grau lag jetzt oft über den Tonharmonien, auch wenn er Sommergrün und Himmelblau malte, und sein Herbstrot, seine Abendgluten hatten manchmal etwas Dunstiges. Es ist, als ob ein melancholischer



Holzschlag



Wirbelsturm (Lauenburg a. d. Elbe)

Hauch alles Frische, Funkelnde abbämpfte. Er malte den Wirbelsturm an der Elbfüste, den Ausbruch des Gewitters, aber nicht die padend entfaltenen Naturschauspiele, vielmehr das Kräfteansammeln vor der Katastrophe, das Gemütsbeschwerende, nicht das Befreiende. Das verfallene polnische Bauernhaus mit dem rötlichen, zerfetzten Schindeldach, gegen den tiefblauen Himmel gesehen, hat ihn nicht nur als malerische Augenweide zum Nachschaffen gelockt, sondern auch als elegischer Vorwurf. Die Passivität der venezianischen Existenzmalerei und der Holländer ist ihm wefensverwandt. Deshalb sind ihm heute wie früher die Kühe sympathische Modelle, liebt er die stillen Wasserflächen der Niederungen, die Teiche in den Kornfeldern, die baumumsäumten Flußläufe. Wir atmen frische Brisen, sehen Dramatisches im Gewölk vorbereitet, ohne daß Verwirrung in den Zweigen angestiftet wird oder die trocknenden Wäschestücke flattern. Von den sprühenden Temperamentnaturen zeitgenössischer Kollegen, der Liebermann, van Gogh, Wal-

demar Rößler, ist kein Funken zu Karl Langhammer übergesprungen.

Seine Studien und Bilder dankt er einer letzten Italienfahrt. Wie ist er da dem Wesen der breit ausladenden Oliven, der wipfelverästelten Pinien, der straffgerichteten Zypressen gerecht geworden! Niemals hätte er sich an Gaderts Lehre von den drei Grundtypen aller Baumformationen gebunden. Der Sachlichkeit seines Vortrags entsprechen immer interessante Architektur motive. Das »Löwenportal der Villa Falconieri« ist zuverlässige Porträtierung, ohne daß Kleinlichkeit stört, und den spätsommerlichen Landschaftshintergrund konnte er als poetische Begleitstimme nicht missen. Der Baustil des mecklenburgischen Schlosses Ludwigslust wird trotz dem Blätter Schleier der Buchen klar, und die Ziegellagerungen eines Landhauses lassen an exakter Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, obgleich es sich um die traulichen Reize eines Gartens in holländischer Art handelt.

Als Spezialität gelten jetzt die Parkstücke Langhammers, die der vornehmen

Geistesrichtung, der Geschmacksaristokratie dieses Künstlers entsprechen. Während der ausgedehnten Besuche bei seinen Schloßfreunden hatte er Muße genug, in ihren Befestigungen umherzustreifen. Magnetisch ziehen ihn in alten Parkwäldern die einsamen Winkel an, wo am Teich, dem regungslosen, aus Laubbüschel antike Statuen und Vasen hervorspringen. Der englische Landschaftspark mit seinen Wäldern und Ruinen-sentimentalitäten schafft ihm solche Inspi-

rationen, und durch sie nähert sich der Brachschüler gelegentlich wohl der Stimmungssphäre der Romantik. So hat er mancherlei Saiten auf seinem Instrument und vermag verschiedenartige Musik zu spielen. Kame zu ihm ein Bewunderer, wie der Besucher des Musäer Parks zu dem Fürsten Pückler, um ihm vor allem die wohl-tuende Ruhe seines Lebenswerks zu rühmen, auch Langhammer dürfte erwidern: »Nie war mir ein Lobspruch schmeichelhafter!«

Freundlicher Abschied

Der Abend schlich, ein müder Wandersmann,
Hinter den dunstumflorten Regentagen;
Finstern, den dichten Mantel umgeschlagen,
Vertrieb ihn barsch die Nacht aus fernem Tann.

Wie eingekerkert stand er still und sann,
Bis er sich lächelnd, wo die Alpen ragen,
Durch Wetterwände schwang zum Sonnenwagen,
Davon das Licht in vollen Strömen rann.

Leuchfeuer, wie der Sämann seine Saat,
Wirft er mit Simonskraft zum Himmelsbogen,
Bis Wollenwüsten Rosengärten sind,

Und eilt dem Tage nach, ein glücklich Kind,
Denn sichelschwingend kommt zur Lichtermahd
Hagierig hinter ihm die Nacht gezogen.

Max Bittrich

Nacht im Ballon

Am schwarzen Himmelsfirst erglommen Sterne,
Ein trüber Mond hing zwischen Wolkensegen;
Die Pappelreihe flog in taumelndem Entsegen
Aus dem Bereiche unsrer Blendlaterne.

Die Wälder rauschten, Flötenspiel erklang,
Ein Schrei entrang sich irgendwo dem Land...
War's unsrer Einsamkeiten dunkler Drang?
Auf einmal fühlten wir uns Hand in Hand. —

Ich ließ die Riesenfuge höher klingen
Ins stille Reich. »Komm, Kind, auf meinen Schoß!
Gern allem Menschenland soll unser Glücksschiff schwimmen!« —

Da ihrer Lippen Süße ich genoß,
War mir, als hört' ich Paradiesesstimmen,
So heilig war die Stunde und so groß!

Reinhard Weer

Pfalzgräfin Elisabeth

Nach neuerschlossenen Quellen dargestellt
von Dr. Max Hein

Unter den Frauen, die aufs nachhaltigste das Interesse späterer Generationen erregen, nimmt die rheinische Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte eine eigenartige Stellung ein. Denn nie stand sie handelnd im Mittelpunkt großer Ereignisse; mit keinem Lande, vielleicht von ihrer engen Heimat abgesehen, verknüpfen sie starke patriotische Erinnerungen; auch hat kein bedeutender Dichter versucht, ihr ewiges Leben zu verleihen. Sie verdankt dieses Interesse zunächst dem rein äußeren Umstande, daß von ihr zahllose Briefe erhalten sind; vielleicht kann sich keine Frau in dieser Beziehung mit ihr messen. »Man setzt aufs Papier, was der Mund nicht sagen kann; also ist man lustig, müssen die Briefe lustig sein; ist man traurig, desgleichen.« Nach diesem Satz hat sie gehandelt und uns so Gelegenheit gegeben, Einblick zu gewinnen in das wechselvolle und ziemlich komplizierte Seelenleben einer Frau aus so lange vergangenen Tagen. Noch mehr erklärt sich dies anhaltende Interesse aus einer Auffassung ihrer Briefe, die man erst neuerdings als irrtümlich zu erkennen beginnt,* die sich aber, seit Schiller zuerst Briefe der Pfalzgräfin veröffentlicht, trotzdem ein Jahrhundert in der Wissenschaft gehalten hat und in weiteren Kreisen noch heute ihren Platz behauptet. Elisabeth, so heißt es da, hatte in dem halben Jahrhundert, das sie in Frankreich verlebte, nicht einen glücklichen Tag, weil sie sich von der moralischen Verkommen-

heit der Franzosen abgestoßen fühlte und daraus kein Hehl machte, und weil sie über die neue Heimat ihr Deutschland, ihre Pfalz stellte; ihrem Bekenntnis zum Deutschtum, um dessentwillen sie so viel zu leiden hatte, dankt sie es vor allem, daß sie im deutschen Volk lebendig geblieben ist. Es gilt zu zeigen, ob und wie weit diese Auffassung Elisabeths berechtigt ist.

Im Mai 1652 wurde Elisabeth Charlotte als Tochter des rheinischen Kurfürsten Karl Ludwig in der Residenz Heidelberg geboren. Ihr Vater, ein Sohn des »Winterkönigs«, dem die Niederlage am Weißen Berge bei Prag 1620 sein Land gekostet hatte, war erst durch den Westfälischen Frieden wieder in den Besitz seiner Pfalz gelangt. Er bewährte sich als tüchtiger Fürst, der mit Erfolg um die Heilung der schweren Wunden bemüht war, die der Dreißigjährige Krieg dem Lande geschlagen hatte. Er hob den materiellen Wohlstand, half der Universität wieder auf und sicherte seinen Untertanen durch weitgehende Toleranz den inneren Frieden. Das Glück, das er seinem Lande schuf, war ihm im eignen Hause nicht be-

schieden: seine Gemahlin, Charlotte von Hessen, war gegen ihren Willen ins Heidelberger Schloß als Kurfürstin eingezogen und hat die zunächst innige Liebe ihres Mannes nie erwidert. So geschah denn, was unter diesen Umständen an einem Fürstenhof des 17. Jahrhunderts

nicht unerhört war: Karl Ludwig erklärte aus eigener Machtvollkommenheit seine Ehe mit Charlotte für gelöst und vermählte sich 1658 mit dem anmutigen, sanften



Phot. Ernst Gottmann, Heidelberg

Herzogin Elisabeth Charlotte

Nach dem Original in der Städtischen Sammlung zu Heidelberg

* Ich verweise besonders auf: Michael Strich, »Elisabeth und Ludwig XIV.« München und Berlin, R. Oldenbourg, 1912.

Hoffräulein Luise von Degensfeld. Schlimm war nur, daß Charlotte Heidelberg nicht verließ, wodurch der häusliche Frieden des Kurfürsten vollends untergraben wurde. Die Anfänge dieses Skandals sah noch Karl Ludwigs Schwester Sophie mit an; wenige Monate danach vermählte sie sich dem Welfen Ernst August. Um das Jugendglück der kleinen Liselotte besorgt, bat sie den Bruder, ihr die Richte nach Hannover zu geben; der stimmte zu, und im Sommer 1659 traf Liselotte bei ihrer Tante ein. Ein gesundes, fröhliches, aufgewecktes Kind, fand sie schnell überall offene Herzen, bei Onkel Georg Wilhelm, einem überzeugten Jagestolz, der meinte: »Wäre gut zu essen, wenn man sie wie ein Spanferkel braten könnte«, nicht minder als bei der fühlen, zurückhaltenden Großmutter, der Tochter Jakobs I. von England, die ihre Hunde und Affen für einige Zeit über dem munteren Geplauder der Kleinen vergaß. Liselotte wird in der Religion unterwiesen, lernt Französisch, übt sich in Tanz und Gesang; im übrigen darf sie sich tüchtig austoben, ist, wie sie später sagt, »mehr in der Luft als auf der Erde gewesen«, und wunderte sich, daß sie nicht »hundertmal den Hals gebrochen« hat. Auch schöne Mahlzeiten nehmen in den Jugenderinnerungen einen breiten Raum ein; Mettwurst und Sauerbraten waren ihrem hungrigen Magen die liebste Kost.

1663 nahm sie Abschied von Hannover, wo sie in Sophie eine wahre Mutter gehabt hatte, und kehrte nach Heidelberg zurück. Die Kurfürstin hatte sich inzwischen zum Weichen entschlossen, und es herrschte also Friede am Hofe. Liselotte kam mit ihrer Stiefmutter und besonders deren Kindern in ein herzliches Verhältnis; mit diesen Geschwistern blieb sie zeitlebens in innigem Verkehr. Ihr Jugendglück wurde auch in Heidelberg nicht getrübt; zudem war der Hof glänzender als der ihrer Tante, die Abwechslung größer, und daran lag Liselotte viel.

Die Prinzessin kam zu ihren Jahren und sollte verheiratet werden; mehrfach zerschlagen sich Verhandlungen hierüber; neben andern Gründen hatte wenigstens in einem Falle Liselottens Abneigung den Ausschlag gegeben; politische Erwägungen hatten bei all diesem keine große Rolle gespielt. Das wurde anders, als der Bruder Ludwigs XIV., Herzog Philipp von Orleans, sich 1671 um

Liselottens Hand bewarb. Ihr Vater erwartete von einer Verschwägerung mit Frankreich, das eben seine ostwärts gerichteten Eroberungsversuche begann, Sicherheit für den Bestand seines natürlich stark gefährdeten Ländchens zu gewinnen, und willigte mit Freuden ein. Liselotte fügte sich »wider ihren Willen aus purem Gehorsam«. — »Der Prinzessinnen Heirat«, so klagte sie, wird selten aus Liebe geschehen, sondern durch Raison.« Während König Ludwig dem sparsamen Kurfürsten hinsichtlich Mitgift und Aussteuer so weit entgegentam, daß deren Armlichkeit dann in Versailles peinlich auffiel, forderte er mit Bestimmtheit Liselottens Übertritt zum Katholizismus. Karl Ludwig hatte keine Bedenken, denn er meinte, man könne in jeder christlichen Religion selig werden; nur mußte der Glaubenswechsel nach dem Abschied von Heidelberg und scheinbar ohne sein Wissen erfolgen; »das möge Gott und der Welt genügen«. Auch Liselotte nahm ihren Übertritt nicht schwer. »Mir las man etwas vor, wozu ich ja oder nein sagen mußte, welches ich auch nach meinem Sinne getan und ein paarmal nein gesagt, wo man wollte, daß ich ja sagen sollte; es ging aber durch, mußte in mich selbst darüber lachen.« Dann hielt sie ihren Einzug in Frankreich. Groß genug war der Abstand zwischen dem kleinen Heidelberger und dem ersten Hof der Zeit; indes Liselotte wurde von der, wie sie selbst gesteht, überraschenden Pracht nicht geblendet und von den vielen bedeutenden Menschen, in deren Kreis sie eintrat, nicht eingeschüchtert. Mit dem Grundsatz, »kein Blatt vors Maul zu nehmen«, war sie nach Paris gekommen, und es wurde ihr leicht gemacht, ihm treu zu bleiben. Denn einmal war der französische Hof, wie ein Gesandter sagt, bei aller Strenge der Etikette, »fröhlicher Art«, für Zerstreuungen und mitunter recht harmlose Vergnügungen war überreichlich gesorgt, und dann kam der König der Prinzessin mit bezaubernder Lebenswürdigkeit entgegen; auch die ersten Ehejahre waren glücklich; bei Hofe war sie bald »à la mode«. Dem großen König, »der bei oft sehr verdrießlichen und vielen Geschäften noch so höflich und von gutem Humor sein kann«, flog das Herz der jungen Frau zu. »Er ist wahrlich ein guter braver Herr, ich hab' ihn recht lieb. — Ich divertierte mich recht gern mit ihm, zu schwätzen und zu lachen, denn



Wilhelm Veibl: Bildnis Louis Eysens

Aus dem Besitz der Galerie von Karl Haberstock in Berlin

Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft in Berlin

der König hatte es gern, wenn man frei mit ihm plauderte. Die andern Prinzessinnen konnten sich nicht dazu entschließen.»

Um keinen Punkt in Liselottens Leben ist wohl so viel gestritten worden wie über den Charakter ihrer Beziehungen zum König. Während die französischen Forscher oft geneigt sind, anzunehmen, daß diese sinnlicher Natur waren, weisen die deutschen Gelehrten diesen Vorwurf mit Entrüstung zurück, und sie scheinen die feineren Psychologen zu sein. Liselotte betrachtete, wie wir aus ihren Briefen und von manchen Augenzeugen wissen, den König, ihren obersten Lehnsherrn, stets mit größtem Respekt; aus Furcht vor seiner Unnade wagte sie nie ein politisches Gespräch mit ihm anzuknüpfen, war vielmehr zufrieden, ihn über ihre drolligen Einfälle und derben Anekdoten lachen zu sehen. Sie bewunderte in ihm den größten Monarchen der Welt, der, von niemand beeinflusst, sein mächtiges Reich regiert, dessen Willen die Nachbarn zu gehorchen gewöhnt sind, der bei aller Arbeitslast doch im Kreise der Gesellschaft der galanteste Edelmann seiner Zeit ist. Sie verehrt in ihm den großen Mann, das Ideal eines Herrschers. Auf den König übte die in Versailles seltene natürliche Aufrichtigkeit und aller Koketterie abholde Fröhmlichkeit der Pfälzerin einen starken Reiz aus. Stets war sie bei Jagden und Ausfahrten, in Oper und Komödie, die sie sehr liebte, um ihn; zu den Abendmahlzeiten, die im engsten Kreise im königlichen Kabinett stattfanden, wurde sie zugezogen und saß hier ohne moralische Bedenken und ohne alle Eifersucht neben den königlichen Gunstbamen. Sie genoß mit vollen Zügen die Vergnügungen des Tages, so daß sie oft wochenlang nicht Zeit fand, den Verwandten Nachricht zu geben. Sie unterzog sich mit Freuden großen Zeremonien, für die sie bei aller Frische und Beweglichkeit viel Sinn hatte. Wohl ist sie einmal in der Stimmung, zu sagen, sie »hasse alle Zeremonien« und spiele lieber Blindfuß oder Verstecken, aber gewöhnlich empfindet sie anders. Daß in Ludwigs letzten Jahren der Zuschnitt des Hofes einfacher wird und so auch nach seinem Tode bleibt, ist nicht nach ihrem Geschmack. »Einst war es ein Hof und kein bürgerlich Leben, an das ich mich nicht gewöhnen kann.« In ihrem letzten Lebensjahr ist sie unglücklich, sich körper-

licher Beschwerden wegen nicht stets in »grand habit« kleiden zu können.

Das Glück der Prinzessin wurde vollendet durch die Harmonie ihrer Ehe. Während der zehn ersten Jahre weiß sie von ihrem Gemahl nur Gutes zu berichten. »Er ist der beste Mensch von der Welt«, schreibt sie 1672; ein paar Jahre später meint sie: »Wer mich von ihm scheiden wollte, täte mir keinen Gefallen.« Und ihre vertraute Tante, Sophie von Hannover, urteilte noch 1678: »Wenn sie Monsieur hat, dann fragt sie nichts nach Himmel und Erde.« Trogdem der Ehe drei Kinder entsprossen, trübte sich das Verhältnis der Gatten seit 1681 so sehr, daß Liselotte eine Trennung herbeiführte. Schuld hieran war zweifellos nicht die Pfälzerin, deren Ergebenheit und Güte dem Gatten gegenüber manches Zeugnis erweist, sondern der Herzog. Dieser hatte von Jugend auf viel Zurücksetzung erfahren. Seine geistige Ausbildung war so mangelhaft gewesen, daß er nicht einmal ordentlich lesen und schreiben konnte; seinen Drang nach kriegerischen Taten zu befriedigen, hinderte ihn die Eifersucht des Bruders, seit er durch persönlichen Mut und Gelbherrngaben Frankreichs laute Bewunderung erregt hatte. In dieser Tatenlosigkeit ergab sich Philipp einem zügellosen Lasterleben, bei dem Frauen übrigens eine geringe Rolle spielten. Es ist bekannt genug, daß die heutige gewissenhafte Auffassung des Ehelebens vor zweihundert, ja vielleicht selbst vor hundert Jahren durchaus noch nicht durchgedrungen war, nicht einmal in bürgerlichen Kreisen, geschweige denn an den Höfen. So sehen wir denn Liselotte hierüber auch ruhig urteilen. »Welchen Herrn findet man in der Welt, so allein seine Gemahlin liebt und nicht was anderes, es seien Mätressen oder Buben, dabei hat; ... den Männern ist es keine Schande, Mätressen zu haben.« Daß sie mit den Gunstbamen des Königs ohne alle Bedenken verkehrte, wurde schon erwähnt. Der Grund der Entfremdung kann also höchstens nebenher der gewesen sein, daß der Herzog Liselotte die Treue brach; er liegt vielmehr wohl in höfischen Intrigen, über die wir schwerlich je Klarheit gewinnen werden. Dem König war das Leben seines Bruders und dessen tägliche Gesellschaft peinlich; schon wiederholt hatten Philipps Genossen die königliche Unnade zu spüren gehabt. Es ist möglich, daß sie

bei dem ausgezeichneten Verhältnis Liselottens zu Ludwig neue Unannehmlichkeiten fürchteten. Jedenfalls verbreiteten sie 1681 das Gerücht, die Herzogin habe einen Geliebten. Liselotte war vollständig arglos und verstand die ersten Andeutungen hiervon nicht einmal; dann lachte sie darüber, sicher, daß niemand solchem Gerüchte Glauben schenken würde. Erst als ihr Gemahl sie mit rücksichtsloser Kälte zu behandeln begann und ihr zu Ohren kam, er habe den König gebeten, ihr öffentlich einen Schimpf anzutun, sah sie den Ernst der Intrige. Die leichte, fröhliche Natur der Pfälzerin, die nichts vom Leben verlangte, als glücklich zu sein und glückliche Menschen um sich zu sehen, scheint unter diesem Stoß zusammengebrochen zu sein. Jedenfalls sagte sie den besonders bei der Zärtlichkeit ihres Muttergefühls, das sie sogar in reichem Maße den Kindern aus der ersten Ehre ihres Mannes hatte zuteil werden lassen, erstaunlichen Entschluß, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Dem widersehte sich mit aller Entschiedenheit der König, der jeden Skandal vermeiden wollte. »Ein Wort für tausend,« sagte er zu ihr, »ich werde Sie nimmer in ein Kloster gehen lassen!« Vielmehr versicherte er sie seiner Freundschaft und versprach, den ehelichen Frieden wiederherzustellen und die Intrige zum Schweigen zu bringen. In der Tat kam eine Ausöhnung der Gatten zustande. Jedoch blieb das Verhältnis des Herzogspaares schlecht, und die Clique Philipps behauptete ihren Einfluß.

»Ich bin in allem, auch im Essen und Trinken, noch ganz deutsch, wie ich all mein Leben gewesen,« schreibt Liselotte noch ein Jahr vor ihrem Tode. Sie ist sich in der Tat von Anfang an ihres Deutschtums bewußt gewesen und hat am Französischen mancherlei aussetzen gehabt; die überfeinerte Küche sagte ihrem Gaumen nicht zu, mit der vorsichtigen Kindererziehung war sie wenig einverstanden, den Ärzten traute sie nicht, Dünkel und Verlogenheit des Hofes waren ihr zuwider. Aber all das sprach sie ohne Zorn und Erbitterung aus. Ja, als 1674 im Deutsch-Französischen Kriege ihre Heimat schwer zu leiden hatte, sprach sie davon überraschend ruhig, und bei der Feier eines französischen Sieges meint sie: »Alle diese Sachen sind schön und gut, aber ein guter Friede wäre mir lieber als alles, denn so ... käme unsre

Pfalz und Papa zur Ruhe.« Die leidenschaftlichen Klagen über Frankreich und der Ausdruck einer Sehnsucht nach der Heimat, der Schmerz über die Verwüstung der Pfalz beginnen erst in der Mitte der achtziger Jahre. Bis dahin hatte Liselotte im besten Einvernehmen mit dem König gelebt, die Freuden und Zerstreuungen des Hofes mitgenießen können, und es scheint, daß sie sich dabei — wenn man von der Katastrophe der Jahre 1681/82 absieht — recht glücklich fühlte. Nun nahm aber ihre Eintracht mit Ludwig XIV. ein Ende. Schuld daran hatte neben unpersönlichen Momenten Liselotte selbst.

Die Pfalzgräfin war eine gesunde, berbe Natur, die im Genuß des Augenblicks Genüge fand; ihre geistigen Interessen waren gering, und jede ästhetische Anlage muß man ihr geradezu absprechen. Denn die zahlreichen Anekdoten, die ihre Briefe enthalten, sind zwar durchaus sittenrein, aber auch von beispielloser Verbtheit. Der König fand an solchen Geschichten lange Gefallen, bis eine Frau größeren Einfluß auf ihn gewann als je eine andre und seinen Sinn in andre Richtung lenkte: die Marquise von Maintenon. Franziska d'Aubigné stammte aus kleinen Verhältnissen. Von Hause aus evangelisch, wurde sie nach dem frühen Tode ihrer Eltern in ein Kloster gebracht und trat zum katholischen Glauben zurück. Mit fünfzehn Jahren heiratete sie den sehr viel älteren, kranken Komödiendichter Scarron, in dessen Haus sie als ebenbürtige Gefährtin in einen geistig sehr interessierten Kreis eintrat. Aber nicht künstlerische, sondern religiöse Interessen bildeten den Kern ihres Wesens. Ein tief religiöses Gemüt, begnügte sie sich nicht mit den Werken äußerer Frömmigkeit, strebte vielmehr nach innerer Läuterung, die sie im slavischen Gehorsam gegen die Gebote ihres Beichtvaters zu erreichen hoffte. Mit diesem Hange zum Übersinnlichen verband sich, wie so oft, ein starker, wenn auch vorsichtig verborgen gehaltener Ehrgeiz; sie selbst hat wohl einmal geäußert, ob Frömmigkeit oder Ehrgeiz eine größere Macht über sie hätten, wüßte sie nicht. Diese Frau kam nach dem Tode des Gatten an den Hof als Erzieherin der Kinder des Königs und der Montespan; sie kam in der Hoffnung, den König zu der ihr eignen innerlichen Auffassung des Christentums zu belehren und das Leben des Hofes

zu reformieren. In der Tat gewann sie im Laufe der Jahre großen Einfluß auf Ludwig, der sich zunächst darin bemerkbar machte, daß dieser seiner lange vernachlässigten Gemahlin die ihr gebührende Stellung, allerdings erst kurze Zeit vor ihrem Tode, wiedergab. Gleich danach trat die inzwischen zur Marquise von Maintenon erhobene Erzherzogin augenfällig an die Stelle der Königin, wenige Monate später, um die Jahreswende 1683/84 wurde sie Ludwig in aller Stille angetraut. Sie dankte ihren großen Einfluß auf den König vor allem ihrer Religion. Denn Ludwig war hier ohne eignes Urteil. »Wie einfältig der große Mann in der Religion ist, ist nicht zu begreifen...; er glaubt, was man ihm vorschwächt. Drum auch, als er eine Mätresse hatte, die nicht bedot war, war er es auch nicht.« »Es ist gewiß, daß der König gar keinen Scherz mehr leiden mag, und ist so ernst geworden, daß einem ganz angst dabei ist.« Mit seinen Liebeleien wäre es zu Ende. Dieser Stimmung des Königs paßte sich der Hof äußerlich an, während in Wahrheit selbst die dem König am nächsten Stehenden nicht von ihren Ausschweifungen abließen. Nur Liselotte fügte sich nicht. Sie blieb ihrer berben Art treu und ärgerte nun Ludwig mit ihren Erzählungen, sie spottete und schalt immer heftiger in ihren Briefen, die auf der Post erbrochen und abgeschrieben wurden, über die Heuchelei und das lieberliche Treiben des Hofes, insbesondere des Dauphins und einer Tochter des Königs, sie machte sich lustig über die Frömmigkeit Ludwigs und, vor allem, sie erging sich in maßlosen Schmähungen gegen die Maintenon. Ihr Haß gegen diese Frau hatte verschiedene Gründe. Ihre einseitige Frömmigkeit war ihr unverständlich. So gut sie auch mit ihrem Gott zu stehen glaubte, meinte sie doch, bloß Beten und Fasten könne der Herr von niemand verlangen, und im besonderen hätten Könige Besseres zu tun. Sie las trotz ihrem Katholizismus täglich in der Bibel, aber die langen Gottesdienste wirkten so regelmäßig einschläfernd auf sie, daß der fromme König sie schließlich teilweise vom Kirchgang entband, weil ihr Schnarchen Argernis erregte. Weit mehr als die Bigotterie der Maintenon erbitterte es sie, daß eine Frau von so niedriger Herkunft imstande war, Herrschaft über das Gemüt ihres Königs zu gewinnen. Denn

Liselotte hatte ein ausgeprägtes Standesbewußtsein. Lieber verzeihe sie einer Dame zehn Liebhaber als eine unebenbürtige Heirat, sagte sie. Den französischen Adel nahm sie wegen seiner häufigen Mißheiraten nicht für voll und auch darum nicht, »weil der König sie zu dem macht, was sie sind. Unse deutschen Fürsten haben nur Gott und ihre Eltern zu Fürsten gemacht, also können sie nicht mit jenen verglichen werden«. Die Briefe sind nun voller Scheltreden gegen die Marquise, »die Gott und alte Rumpumpel«, die »Vater, Sohn und heiliger Geist bald zur Hölle führen mögen«; der Henker, der sie umbrächte, verdiente den Adel. Keine Verdächtigung, kein Laster sind ihr schlimm genug, sie der sittenstrengen Frau unterzuschieben. Da, wie gesagt, die Briefe der Herzogin bekannt wurden, in denen eben das, was dem Könige teuer war — seine Kinder, die Maintenon, seine Frömmigkeit — bespottet und beschimpft wurden, ist es begreiflich, daß Ludwig sich von ihr zurückzog und ihr schließlich, im Mai 1685, durch den Beichtvater einen »erschrecklichen Silz« erteilen ließ; nur mit Rücksicht auf ihre Stellung, so wurde ihr bedeutet, werde von einer Verbannung abgesehen. Es war also eingetreten, was ihr immer als das Fürchterlichste erschienen war: der König hatte ihr seine Ungnade angekündigt, der Hof sich von ihr abgewandt; die Feste wurden ohne sie gefeiert, während sie sich in verhaßter Einsamkeit immer tiefer in ihren Haß gegen die Maintenon und den Hof verbiß. Ihre bittere Kritik der Versailler Zustände, so berechtigt sie sein mag, setzt erst jetzt ein, als ihr Glück zur Neige geht; so manches, was sie früher mit lustigem Lachen hingenommen hatte, tat sie jetzt in Acht und Bann. Erst jetzt auch regt sich stärker ihre vielgerühmte Sehnsucht nach der Heimat.

Eben von dort sollte ihr neues schweres Leid kommen. Im Mai 1685, wenige Tage nach dem Ausbruch des Konflikts zwischen Liselotte und dem König, starb Ludwig, der letzte rheinische Kurfürst aus dem Hause Wittelsbach-Simmern, Liselottes Bruder. Im Namen, aber gegen den Willen seiner Schwägerin, erhob Ludwig XIV. Anspruch auf deren »Erbe«, und als ihm dies verweigert wurde, besetzte und brandschatzte er die Pfalz; noch heute findet man viele Zeugen der Greuel, die damals die Franzosen

dort verübten; das Heidelberger Schloß ist der bekannteste.

Eiselottens Schmerz über diese Verwüstungen ist wahrhaft rührend; daß man diese in ihrem Namen verübt, bringt sie zur Verzweiflung. Dem König hat sie aus ihrer Entrüstung kein Hehl gemacht. »Ich bin weit entfernt, darüber Freude zu empfinden; ich bin sehr zornig darüber. Die Kunst, zu heucheln verstehe ich nicht.« »Alle Nacht, sobald ich ein wenig einschlase, deucht mir, ich sei zu Heidelberg oder zu Mannheim und sähe alle die Verwüstung, und dann fahr' ich im Schlaf auf und kann in zwei ganzen Stunden nicht wieder einschlafen.«

Einige Jahre später, 1692, kam es zu einem neuen Konflikt, und zwar bei der Vermählung ihres Sohnes mit einer Tochter der Montespan und des Königs. Dieser wünschte die Heirat, Eiselotte widerstrebte ihr, vornehmlich aus Standesbewußtsein. Sie ließ sich von dem Prinzen versprechen, niemals diese Ehe einzugehen; aber vor dem König wagte der Achtzehnjährige das nicht auszusprechen, und so wurde die Verlobung abgeschlossen. Eiselotte macht ihrem Zorn am Tage nach der Feier Luft, indem sie ihrem Sohne vor versammeltem Hof eine schallende Ohrfeige versetzt. Ihre Briefe werden jetzt womöglich noch gehässiger; außer ihren Kindern ist kaum einer bei Hofe, der sich ihres Wohlwollens erfreut; ihre Anklagen verdienen nicht durchweg Glauben. So ist es begreiflich, daß sie isoliert war. »Hier an diesem großen Hofe«, schreibt sie 1698, »habe ich mich schier zum Einsiedler gemacht, und es sind gar wenige Leute, mit denen ich oft umgehe.« Daß die Einsamkeit eine freiwillige war, sagt sie nicht, und niemand würde es ihr glauben. So schwer es ihr auch wurde, »apart wie eine Reichsstadt« zu leben: die Frau, die ihren halberwachsenen Sohn mit Ohrfeigen traktierte und ein gleiches gelegentlich dem Dauphin androhte, vor der allein sogar die verzogenen Prinzessinnen Furcht hatten, war keine Dolorosa. Bei allem Arger blieb sie fröhlich. »Ich finde keine Torheit im Lustigsein, denn das ist gesund. Die Torheit ist im Traurigsein.« Und spielte man ihr allzu arg mit, so tat sie vor dem Hofe doch vergnügt, damit ihre Feinde sich nicht an ihrem Kummer weiden konnten.

Sie vertrieb sich die Zeit mit Jagden und

Spazierfahrten, besuchte fleißig das Theater, und vor allem: sie schrieb Briefe über Briefe, bis zu achtundzwanzig Seiten täglich; viel Eifer verwandte sie auch auf die Vervollständigung einer Medaillensammlung.

Im Juni 1701 verlor Eiselotte ihren Gemahl. Wenn wir den Worten der Witwe großes Gewicht beimessen wollen, die sich unter dem frischen Eindruck der Todesbotschaft als »unglücklichste aller Kreaturen« bezeichnet, so hatte sich das Verhältnis der Gatten kurz vorher zu bessern angefangen. »Ich war recht im Zuge, glücklich zu sein, wie mir unser Herrgott den armen Herrn genommen hat«, schreibt sie noch später. Jedenfalls hat ihr Schmerz nicht lange angehalten. Erfolgte doch gleich nach dem Tode des Herzogs ihre Ausöhnung mit dem König und der Maintenon, die beide bemüht waren, ihre Trauer zu lindern. Wenn Eiselotte schon am 7. Juli 1701 schrieb: »Allein, wer kann versichern, daß dieses Bestand haben mag«, so sollte sich die Sorge um ein schnelles Ende ihres Einvernehmens mit Ludwig und der Marquise nur zu halb bewahrheiten. Bereits im November berichtet sie: »Nach dem Essen ließ mich der König zwar in sein Kabinett kommen und sprach mit mir; sobald ich aber ausgerebet hatte, schickte mich der König fort; alle andern blieben da.« 1709 heißt es: »Der König darf mich nicht um sich leiden. Etlichmal fragt er mich, ob ich spazieren gewesen und wo; damit ist es getan; will ich weiter was sagen, macht er eine Reverenz und drehet mir den Rücken.« Ganz wie früher, läßt sie auch jetzt nie ein böses Wort über Ludwig fallen, meint vielmehr: »Er wäre allzeit gut, wenn man ihn seinem eignen Antrieb folgen ließe.« Mit ihrer Vermutung, die Maintenon wäre die Ursache ihrer Zurücksetzung, wird sie im wesentlichen recht haben. »Die alte Gott tut ihren möglichen Fleiß, mich zu plagen und verächtlich zu machen« und suche sie zu einem bösen Wort zu verleiten, um sie beim König verklagen zu können; aber sie schweigt zu allem, nur um nicht zum Verlassen des Hofes genötigt zu sein. Sie war die alte Eiselotte geblieben, die das wechselvolle Leben des Hofes so sehr brauchte, daß sie dafür auch manche Unbill hinnahm, selbst wenn sie nur noch bescheidenen Anteil an all der Herrlichkeit nehmen konnte. Und sie war die Tochter der Kurfürstin Charlotte, die gegen den Wil-

len aller jahrelang an der Seite ihres Gemahls ausgeharrt hatte.

Aber glücklicher als ihre Mutter, sollte die Herzogin ihr Ziel, wieder mit dem König vereinigt zu sein, doch noch erreichen. Sie war mit der Zeit in ihren Äußerungen vorsichtiger geworden, stand auch im spanischen Erbfolgekriege, der in diesen Jahren tobte und mit seinen gewaltigen Opfern an Menschen und Geld den Grund zu Frankreichs Verfall legte, auf Seiten der Franzosen. »Ich hoffe,« schreibt sie 1709, »daß ich dies Jahr mehr als einen Sieg zu berichten haben werde, die ungleichen Jahre sind uns glücklich.« Die Franzosen verloren eine Schlacht nur, »weil alle Musketen zersprungen waren«. Mag schon dieses Einlenken den König milder gegen sie gestimmt haben, so erfolgte die Versöhnung doch infolge eines an sich hiermit in gar keinem Zusammenhange stehenden Ereignisses, nämlich der Verheiratung eines Sohnes des Königs mit Liselottens Enkelin; vermutlich hat diese Heirat den Intrigen gegen Liselotte ein Ende gemacht; jedenfalls war der König fortan einig mit seiner Schwägerin.

Diese Heirat war Ludwigs letzte Freude. Während der alternde Herrscher seinen Staat zusammenbrechen sah und sein goldenes Tafelgeschirr zur Münze gab, um Geld zu haben, starben ihm in kurzer Zeit sein ältester Sohn, dessen Sohn und Gemahlin, eine sonnige Natur, die sein erklärter Liebling gewesen war, und auch deren ältester Sohn, also drei Dauphins (1711/12). Erbe des Reiches wurde ein 1710 geborener Urkel, der spätere Ludwig XV.

Liselotte nahm an dem Schmerz des Königs aufrichtig teil. »Ich kann ihn nicht ansehen, ohne daß mir die Tränen in die Augen kommen.« Sie versuchte ihn zu erheitern, rebete »ins Geläch hinein« von allerlei Nichtigkeiten und war glücklich, wenn ein flüchtiges Lächeln seine Züge erhellte. Selbst der Maintenon, zu der ihre Beziehun-

gen sich nicht viel besserten, wünschte sie langes Leben, »denn er hat das Weib so erschrecklich lieb, daß er ihr gewiß nachsterben würde«. Der König vergalt diese Anhänglichkeit. »Sie ist die einzige, die mich nicht verläßt«, soll er zur Marquise geäußert haben. Auf Reisen saß sie in seinem Wagen, war seine tägliche Gesellschaft, und fehlte sie einmal, so gab es einen »gar gnädigen Filz«.

Am 1. September 1715 starb Ludwig XIV. Obgleich die Herzogin jetzt als Mutter des Regenten Frankreichs über nichts weniger als über Einsamkeit und Zurücksetzung zu klagen hatte, bewahrte sie dem verstorbenen König die Treue. Erst im Juni 1722, kurz vor ihrem Tode, konnte sie sich entschließen, Versailles wieder aufzusuchen: »Ich habe erschrecklich schluden müssen, um mich des Weinens zu enthalten, wie ich in des Königs Zimmer gekommen.« An Truppenbesichtigungen teilzunehmen, lehnte sie ab; da mußte sie weinen, wäre sie doch so oft mit dem König zur Revue geritten. »Was hilft's mir, von mir selbst zu dependieren, wenn ich nichts Angenehmes mehr zu tun habe.« Sieht sie doch »den großen König« nicht mehr, den sie »so sehr geliebt« hat.

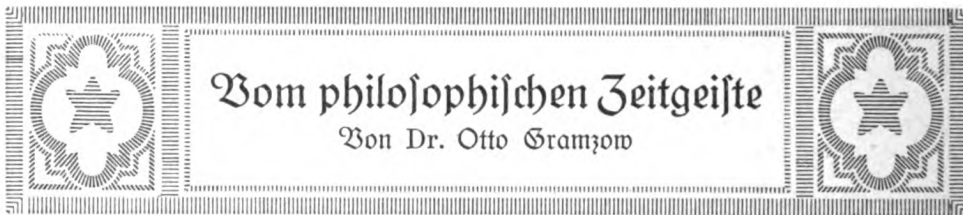
Zwei Grundstimmungen beherrschen Liselottens Leben: die Liebe zum König und ihr Bedürfnis, bei Hofe eine große, wenn auch unpolitische Rolle zu spielen. Kann sie diesen Stimmungen nachleben, so ist sie glücklich und sieht auch dunkle Punkte im rosigen Licht; wer sie hier stört, wird ihr zum moralisch minderwertigen Feinde. Man muß sich hüten, ihre Urteile für objektiv zu halten; sie sind vielmehr sehr persönlich und wechselnd. Zum Kern ihres Wesens gehört ihr Deutschtum nicht, und noch viel weniger ihr Franzosenhaß; ebenso ist sie keine tragische und des Mitleids würdige Natur. Aber sie wird immer eine interessante Persönlichkeit bleiben, schon weil wir so ungewöhnlich genau über ihr Seelenleben unterrichtet sind.

Großstadtfrühling

Auf Dächern, überflammt von Sonnenpfeilen,
Ferrinnt der nächt'ge Reif in warmen Tau;
Hoch über dem Gewühl der Häuserzeilen
Wogt wunderbar ein mildes Frühlingsblau.

Auf jedem Antlitz tief beglückt Erwarten,
Als bannte jetzt ein Wunder Not und Leid —
In eines Händlers buntem Straßengarten
Kauft Osterlilien eine Frau im Trauerkleid.

Marie Tyrol.



Vom philosophischen Zeitgeiste

Von Dr. Otto Gramzow

Seit den Tagen Hegels ist das philosophische Interesse nicht so ausgebreitet, die Fülle philosophischer Erscheinungen nicht so groß gewesen wie gegenwärtig. Brennender Erkenntnisdrang und Drang nach neuer Gestaltung des Lebens treten uns allenthalben entgegen. Kein Weg wird unversucht gelassen, um zur Wahrheit vorzudringen. Ungezählte Vorschläge für die Neuordnung des Lebens in Staat, Gesellschaft und Ehe tauchen auf. Noch ist nicht abzusehen, an welchem Punkte die Entwicklung münden wird. Aber es ist reizvoll und erhebend, das heiße Ringen der Geister betrachtend zu verfolgen. Ein neuer Frühling erhöhten Geisteslebens ist aufgeblüht, nachdem die philosophischen Gesilde mehrere Jahrzehnte hindurch im erkältenden Schatten der naturwissenschaftlich-technischen Erkenntnis gelegen hatten. Diese Entwicklung ist tief begründet. Der Mensch ist nicht so organisiert, daß er sich an einer Summe von Einzelkenntnissen könnte genügen lassen. Er muß nach einem einheitlichen geistigen Bilde von Welt und Leben streben. Kein Wunder, daß sich viele wieder energischer der Religion zuwandten, die auf Grund ihrer umfassenden Voraussetzungen am leichtesten eine Erklärung aller Erscheinungen ermöglicht und dazu noch dem Menschenherzen eine tröstliche Gewißheit gibt. Unter der einen Bedingung natürlich, daß die religiösen Voraussetzungen ohne Kritik angenommen, geglaubt werden.

Zwei Denker sind es gewesen, die das Interesse für die philosophischen Fragen wieder geweckt und einen lebhaften Streit um sie entfacht haben: Nietzsche und Haedel. Die Bedeutung der beiden Männer liegt weniger in dem Positiven, das sie für die philosophische Erkenntnis geleistet, als vielmehr in der Rolle, die sie als große Anreger gespielt haben. Die unvergleichliche Sprache des Umwerter und Propheten Nietzsche und die ebenso kühnen wie packenden Angriffe des Zoologen Haedel haben die weitesten Kreise der Gebildeten und Denkfähigen mit philosophischem Interesse erfüllt. Und dieses Interesse ist lebendiger, fruchtbarer und darum erfreulicher als das so mancher Fachphilosophen, die einer starren, lebensarmen Begriffsscholastik verfallen sind.

Durch Nietzsche wurde Ungezählten die Frage nach dem Sinn des Daseins aufgebrängt. Von Haedel entnahm man die Anfeuerung zum Kampfe gegen alle dualistischen Vorstellungen, die noch in Kirche und Schule, in Staat und Gesellschaft gepflegt werden. Das Volk, auch

das gebildete, läßt die Vorsicht und Behutsamkeit des Denkens nur allzu leicht außer acht, weil es die Grenzen der menschlichen Erkenntnis übersieht. Es verlangt schleierlose Erkenntnis, absolutes Wissen und kommt leicht zur Verlästerung aller Wissenschaft und Erkenntnismühe, wenn ihm Sehnen und Verlangen nicht erfüllt werden. Wie viele ringen sich in unsern Tagen wund an Herz und Gemüt um einen greifbaren und unbedingten Sinn ihres Lebens! Noch ist die Erkenntnis bei weitem nicht allgemein, daß wir einen absoluten Sinn von Leben und Welt nicht erkennen können. Es muß für den kritisch Denkenden dabei bleiben: jedes Dasein hat den Sinn, den der Lebende hineinzulegen und zu verwirklichen weiß.

Die Kulturmenschen von heute sind viel bewußter als frühere Generationen, und ihre Bewußtheit steigert sich noch fortgesetzt. Das ist zum größten Teil eine Wirkung unsers technischen Zeitalters. Nicht nur daß die Wunder der Technik die Sinne auf sich lenken, die Aufmerksamkeit schärfen und das Denken wachrufen. Unsere ganze Lebenshaltung ist umgestaltet durch die Maschinenarbeit und ihre Erzeugnisse. Jeder hat heute technische Vorrichtungen im Gebrauch, die ihm Bequemlichkeit bieten und das tägliche Leben erleichtern. Die Technik und die auf ihrem Grunde erwachsenen großen kaufmännischen und Verwaltungsbetriebe haben die Tätigkeiten vieler selbst mechanisiert. Infolge der immer weiter fortschreitenden Arbeitsteilung werden immer mehr Menschen auf Spezialleistungen eingeübt. Solche eingeübten, mechanisch, ja automatisch gewordenen Tätigkeiten erfordern nicht die volle Aufmerksamkeit und Kraft des Bewußtseins. Die geistigen Kräfte sind entlastet und können sich selbstgewählten geistigen Aufgaben zuwenden. Darum sind alle Schichten der Bevölkerung, auch die Arbeiter, gebildeter als früher. Kein Wunder, daß man alle menschlichen Angelegenheiten, alle Provinzen des Seins von höherem Standpunkte zu betrachten, klarer zu durchschauen sucht. Wo die Vorbedingungen nur irgend gegeben sind, wendet man sich philosophischer Betrachtungsweise zu. Recht bemerkenswert ist in dieser Hinsicht, daß der Verein deutscher Freimaurer neuerdings öffentlich Stellung nimmt zu den Fragen und Aufgaben der Zeit. Im Verlage von Eugen Diebels in Jena hat er zwei Hefte herausgegeben unter dem Titel »Der freimaurerische Gedanke«. Darin finden wir Aufsätze über

»Die Würde des Menschen im Zeitalter der Maschine«, »Monismus, Dualismus und Freimaurerei«, »Humanität«, »Trugbilder der Kultur« usw. Alle Aufsätze betonen den freimaurerischen Geist und suchen ihn auf die Gegenwart wirksam zu machen. Jedenfalls ist das öffentliche Bestreben einer so ausgebreiteten Gemeinschaft freudig zu begrüßen.

Dem flüchtigen Blick erscheint unser Zeitalter mit seinem ungefügen Ringen um die Weltanschauung leicht als ein gärendes und gänzlich verworrenes. Die Gärung ist unbestreitbar. Aber die Verwirrenheit ist nicht so groß, wie sie scheint. Deutlich heben sich vier Denkrichtungen aus der Fülle der philosophischen Erscheinungen heraus: Positivismus, Neukantianismus, Materialismus und Idealismus. So ist das Reich des heutigen philosophischen Bewußtseins ein Vierstromland. Nicht allen ist es gemäß, sich an einem der Hauptströme anzufesteln. Nebenströmungen sind vorhanden, Kommunikationen werden hergestellt, in denen sich die Ideen der Hauptströme miteinander verbinden, vermengen oder vermischen.

Den mächtigsten und breitesten Strom des heutigen philosophischen Gedankenlebens bildet der Positivismus. Er ist nicht durch die größte Zahl von neu erschienenen Schriften vertreten. Aber die Richtung auf positive Gewißheit ist so entschieden vorhanden, daß sich das Streben nach Tatsachenerkenntnis und richtiger Deutung und Auswertung der Tatsachen in aller philosophischen Arbeit bemerkbar macht. Namentlich die Zweigwissenschaften Psychologie, Soziologie, Staats-, Rechts- und Wirtschaftsphilosophie beweisen das. Vor fast einem Jahrhundert wurde der Positivismus von August Comte in Frankreich begründet. Comte mühte sich um den Nachweis, daß unser Erkennen nur Einzelheiten und deren Beziehungen zueinander abbildet, also nur relativ sei. Sollte der Positivismus einen absoluten Satz aussprechen, so könnte er nach Comte nur lauten: Es gibt nichts Absolutes. Absolut ist das von jeder Bedingung Losgelöste. Absolut ist der Gott der Religionen, absolut die Substanz der Metaphysiker. Indem der Positivismus die absolute Erkenntnis als unmöglich ablehnte, sprach er die höchste Selbstbescheidung des philosophischen Denkens aus. Selbst das Ursachengesetz sah Comte nicht als ein absolutes Gesetz an, sondern nur als den Ausdruck einer stets beobachteten regelmäßigen Aufeinanderfolge. Der erste bedeutende Fortbildner des Positivismus in England, John Stuart Mill, sah sich schon zu der Voraussetzung gebrängt, daß der Gang der Natur gleichförmig, d. h. von einer gleichbleibenden Gesetzmäßigkeit beherrscht, sei. Herbert Spencer und Gustav Raakenhofer wurden durch die folgerichtige Anwendung des Kausalgesetzes auf eine Urkraft ge-

führt. Sie können zwar nicht sagen, was diese Urkraft ist; aber sie müssen behaupten, daß sie ist. Hier liegt die positivistische Selbstbescheidung nur noch in der Betonung der Unerkennbarkeit des letzten Grundes. In der Entwicklung des Positivismus zeigt sich wieder die längst bekannte Tatsache, die ja auch in der Entstehung der monotheistischen Religionen zutage tritt, daß die Einheit unserer Vernunft zur Einheit des Erkennens unwiderstehlich drängt. Ist für das Erkennen ein letzter, vereineitlichender Gesichtspunkt gefunden, so wird ohne weiteres auf die Einheit des Seins geschlossen.

Es war die vornehmste Aufgabe der Identitätsphilosophie von Fichte bis auf Schopenhauer und Hartmann, die Einerleiheit von Geist und Natur oder Erkennen und Sein nachzuweisen. Auch den Positivisten schiebt sich diese Aufgabe immer wieder in den Vordergrund ihres Denkens. Trotzdem bleiben sich die meisten bewußt, daß jene Einerleiheit nicht unmittelbar erkannt, sondern höchstens auf Grund von Voraussetzungen und Tatsachen erschlossen werden kann. Je mehr der positivistische Denker von erkenntnistheoretischer Besonnenheit eingenommen ist, desto stärker betont er die Relativität der Erkenntnis. Die Beziehungen der Dinge und Geschehnisse machen den wesentlichen Inhalt unsers Erkennens aus. Das wurde zuerst deutlich in den Wissenschaften von den menschlichen Handlungen. Geleitet vom Entwicklungsgedanken, konnte man sich der Einsicht nicht verschließen, daß Sitte, Sittlichkeit, Recht und alle Formen des Gemeinschafts- und Staatslebens allmählich geworden sind. Nichts Absolutes, ursprünglich fertig Gegebenes liegt ihnen zugrunde. Darum haben sie sich auch in verschiedenen Zonen und Zeiten, bei verschiedenen Völkern und Rassen verschieden entwickelt. Nie können sie unveränderlich dauern, sondern müssen sich fortgesetzt den sich wandelnden Notwendigkeiten des Lebens anpassen. Neuerdings ist der Gedanke der Relativität auch in die exakte Naturwissenschaft eingebrungen und schied sich an, herrschend zu werden. In einem außerordentlich lichtvollen Vortrag über »Die Stellung der neuen Physik zur mechanischen Naturanschauung« (erschienen bei S. Hirzel in Leipzig) hat Max Planck, Professor der theoretischen Physik an der Universität Berlin, die Bedeutung und Fruchtbarkeit des Relativitätsprinzips dargetan. Relativität bedeutet hier, ganz allgemein, daß es nicht möglich ist, an unserm Sonnensystem eine gemeinsame, sich gleichbleibende Geschwindigkeit aller seiner Bestandteile nachzuweisen. Würden z. B. Sonne und Erde ruhen, so würde das Sonnenlicht die Erde in etwa acht Minuten erreichen. Bewegt sich nun die Erde gegen die Sonne hin, während diese sich mit gleicher Geschwindigkeit von der

Erde weg bewegt, so ist die Zeit kürzer. Denn die Erde kommt der Lichtquelle entgegen. Bei umgekehrter Bewegung ist die Zeit länger. Daraus folgt die Relativität aller Zeitangaben in der Physik. Daß das physikalische Relativitätsprinzip nicht ohne erheblichen Einfluß auf die Erkenntnistheorie bleiben kann, ist ohne weiteres ersichtlich. Jedes wissenschaftliche Begriffssystem muß letzten Endes als ein Gebäude erkannt werden, das durch die gegenseitigen Beziehungen seiner Teile gestützt wird.

Trotz aller klaren Einsicht, die von der Erkenntnistheorie errungen wurde, haben die Versuche nie aufgehört, zu einem letzten, absoluten Grunde vorzudringen. Das zeigen auch die Formen, die der Positivismus neuerdings angenommen hat, und die unter dem Gesamtnamen des *Monismus* populär geworden sind. Das monistische Bestreben ist, wie schon angedeutet wurde, der Menschennatur gemäß und darum uralte. Die jonischen Naturphilosophen Thales, Anaximander, Anaximenes waren bereits Monisten, indem sie alle Sachen auf eine Ur-Sache, das Wasser, das Apeiron, die Luft, zurückzuführen suchten. Auch die monotheistischen Religionen sind Formen des Monismus. In so weitern Sinne verstand auch Paul Carus in Chicago diesen Begriff, als er 1890 seine Vierteljahrschrift »The Monist« begründete. Der neue Begriff des Monismus wurde von Ernst Haeckel geschaffen, und zwar mit bewusster Betonung als Gegensatz zum Dualismus. Dualistisch sind alle die Anschauungen, die in Welt und Mensch Zweifeln aus Körper und Geist sehen. Ernst Haeckel versucht alle Erscheinungen auf eine Substanz zurückzuführen. Diese Substanz hat für ihn zwei Attribute: Materie und Energie. Sie ist die Zweieinigkeit von ausgebreitetem Substanzstoff und von Substanzkraft. Eine solche Zweieinigkeit ist aber unvorstellbar. Darum war es kein Wunder, daß nicht nur die Anhänger Haeckels, sondern auch er selbst immer wieder in materialistische Vorstellungsweisen zurückfielen. Die Geschichte der Wissenschaft zeigt aber aufs deutlichste, daß der Materiebegriff nicht geeignet ist, ein Gebäude der Welt- und Lebensanschauung zu tragen. Unter dem Begriff der Materie fassen wir alle bekannten und unbekannten Stoffarten zusammen. Indem man von ihren unterscheidenden Merkmalen absteht und nur die übereinstimmenden allgemeinen Eigenschaften, Ausdehnung, Schwere, Undurchdringlichkeit, Teilbarkeit, ins Auge faßt, gelangt man zum Begriff der Materie. Das ist ein Begriff von weitem Geltungsbereich und großer Zusammengefaßtheit. Er wird zu etwas Wunderbarem, wenn man annimmt, daß der Materie Kräfte innewohnen, die alles Geschehen bewirken. Selbst wenn man große Tatsachenreihen auf materielle Veränderung oder Umwandlung zurückführt, so

kommt man damit doch nicht an das innerste Wesen des Geschehens. Namentlich sind die geistigen Vorgänge aus materiellen nicht ableitbar. Es war deshalb ein naheliegender Schritt, daß sich das Denken auf den Energiebegriff zurückzog, über den die Physik so viel wertvollen Aufschluß gegeben hatte.

Der führende Energetiker der Gegenwart ist Wilhelm Ostwald, ehemals Professor der Chemie in Leipzig. Nach seiner Ansicht nehmen wir nur Energien wahr. Unsere Sinne sind so organisiert, daß sie auf Energieunterschiede zwischen ihnen und ihrer Umgebung reagieren. Wäre die Temperatur allenthalben der unsern Körpers gleich, so würden wir auf keine Weise etwas von der Wärme erfahren können. Die Materie hat keine selbständige Existenz, sondern ist ein Komplex räumlich zusammengeordneter Energien: der Bewegungsenergie, der Raumerfüllung oder Volumenenergie, der in der allgemeinen Schwere zutage tretenden Lagenenergie und der chemischen Energie. Die Gebundenheit der Energien wird z. B. in einem Körnchen Schießpulver deutlich, das man zur Explosion bringt. Es erfährt (abgegeben von Schwefelsäure) eine Ausdehnung auf das 7500fache Volumen. Ostwald ist dazu übergegangen, seine energetische Vorstellungsweise auf die menschlichen Handlungen anzuwenden. Die systematische Darstellung dieses Versuchs gibt er in seiner »Philosophie der Werte« (Alfred Körner, Leipzig 1913). Er lehnt die Begründung der Werttheorie aus den Wertgefühlen ab und gibt als Quelle des Wertes das Dissipationsgesetz an. Dissipation ist Zerstreuung der Energie. Was sie bedeutet, ergibt sich aus dem zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie, den Clausius so ausgesprochen hat: »Die Wärme geht nicht von selbst aus einem kälteren in einen wärmeren Körper über.« Vielmehr gibt ein wärmerer Körper so lange Wärme an seine Umgebung ab, bis der Temperatenausgleich erfolgt ist. Dieser Vorgang ist nicht umkehrbar. Deshalb muß einmal der Zeitpunkt kommen, da aller Wärmeausgleich in der Welt aufhört. Das ist der Untergang des Menschengeschlechts und aller menschlichen Güter. Die Welt ist dann eiskalt, starr, tot. Die Wärme ist nicht die einzige Energie, die sich zerstreut, sondern an der Dissipation nehmen alle Energien teil. Das Licht z. B. zerstreut sich durch Strahlung, die Elektrizität strömt aus Spitzen aus. Natürlich ist die Dissipation keine Vernichtung der Energien, sondern nur deren Umwandlung in nicht zurückverwandeltbare Formen.

Jedes Lebewesen ist ein energetisches Gebilde, ausgerüstet mit der Fähigkeit automatischer Nahrungsbeschaffung und der Zeugung. Alle Lebensprozesse sind energetische Vorgänge, die nach einer bestimmten Gesetzmäßigkeit erfolgen. Jeder

Organismus ist ein Transformator von Energien. Je besser er die ihn durchströmenden freien Energien in zweckmäßige Formen umzuwandeln imstande ist, desto höher steht er. Damit ist dem Begriffe der Entwicklung, der unsre ganze Naturbetrachtung beherrscht, ein neuer, bestimmterer Inhalt gegeben: Entwicklung ist Umgestaltung der Organismen zur Erzielung eines besseren Güteverhältnisses der aufgenommenen und transformierten Energien. Für die zu hohem Bewußtseinsgrade aufgestiegene Menschenwelt gilt der energetische Imperativ: »Vergeude keine Energie, verwerte sie!« Die Summe aller menschlichen Arbeit findet lediglich ihren Endzweck am Menschen selbst. Arbeiten heißt: Werte schaffen. Diese sind energetische Objekte. An sich wohnt der Energie ebensowenig ein Wert inne wie irgendeinem Naturding. Die Sonnenstrahlung, der Sauerstoff der Luft sind, obwohl ihrer jeder Mensch bedarf, allgemeynste Güter, aber keine Werte. Der Begriff des Wertes tritt erst da auf, »wo ein Plus und Minus des Bedürfnisses besteht und dadurch ein Austausch des einen Objekts gegen das andre erwünscht ist«. Der Wertbegriff wäre nicht entstanden, wenn es keine Dissipation der Energie gäbe. Denn alsdann wäre jeder Vorgang umkehrbar, und unser Leben glühe einem Perpetuum mobile, das mit einer bestimmten Energiemenge fortgesetzt betrieben würde. Durch die Nichtumkehrbarkeit der Energiezerstreuung werden »Früher« und »Später« zur elementaren Wertsetzung. Die systematische Wertsetzung beginnt erst auf der Stufe des Bewußtseins, mit der die Fähigkeiten des Lernens und Einübens auftreten. Der Wert erscheint als Zweck. Dieser ist ein beabsichtigter Erfolg. Zwecksetzung ist Voraussicht in die Zukunft. Je höher ein Bewußtsein entwickelt, je reicher es mit Erfahrungen und Erinnerungen ausgestattet ist, desto besser gelingt ihm die Voraussage der Zukunft. Die gesamte Wissenschaft wird zur Kunst des Prophezeiend. So erweist sich das Bewußtsein, das seinen Gipfel in der Einheit unsers Ich erreicht, als ein ungeheurer Zweckmäßigkeitsfaktor für unser Leben.

Ostwald verankert das menschliche Wollen im Unbelebten. Dadurch legt er das Fundament der Werttheorie tiefer, als es jemals geschehen ist. Seine Lehre ist aber zunächst nichts weiter als eine erste Grundlegung. Sie bedarf der Fortführung, so daß sie auf die Einzelwerte, die für Menschen derselben Zeit und desselben Kulturkreises gelten, angewendet wird. Dabei stellt sich aber das Zurückgehen auf die Wertgefühle, die in den Gefühlstönen der Empfindungen ihre Urform haben, als unumgänglich heraus. Das übersteht Ostwald. Deshalb scheint es, als ob er nur objektive Werte anerkenne. Er unterscheidet überhaupt nicht zwischen objektivem und subjektivem Wert. Dadurch beraubt er sein System

der Fruchtbarkeit. Und doch hat es Raum für den Begriff des subjektiven Wertes. Denn nicht alle Organismen gleicher Gattung transformieren die Energie gleich gut. Zu den anatomischen und physiologischen Unterschieden treten die verschiedenen Grade der Bewußtseinshöhe, woraus sich eine ungeheure Differenziertheit der Wertsetzung ergibt. Jeder wertet seiner Individualität gemäß. — Jedenfalls liegt Ostwalds Werttheorie ganz im Zuge unsrer Zeit, die darauf gerichtet ist, unser Leben immer mehr natur- und vernunftgemäß zu gestalten und ihm damit die besten Mittel der Erhaltung und Entfaltung zu verleihen. Der Monismus ist überhaupt in steigendem Maße zur Behandlung praktischer Fragen übergegangen. Das hat auch die letzte Tagung des deutschen Monistenbundes in Magdeburg 1912 bewiesen. Der Bericht darüber (erschienen bei Ernst Reinhardt in München) enthält grünlüche Vorträge über das Verhältnis des Monismus zur Politik, Kultur, Erziehung und Frauenfrage.

Eine in erster Reihe praktische Philosophie ist aus Amerika zu uns herübergekommen. Sie führt den Namen Pragmatismus und hat den bekannten Psychologen William James zu ihrem Urheber. Der Hauptgrundsatz des Pragmatismus lautet: »Was ich mit einer Wahrheit anfangen kann, das ist ihr Wert.« Es gibt verschiedene Möglichkeiten, eine Wahrheit zu entwickeln. Die Entwicklung einer Erkenntnis, die der Förderung unsers Strebens und Schaffens am besten dient, ist die brauchbarste. Damit ist der Wahrheit ein wichtiges Wertmoment angehängt: eben die Brauchbarkeit. Trotzdem trifft die etwas geringschätzige Bezeichnung »Philosophie des Dollars«, die man für den Pragmatismus geprägt hat, nicht zu. Denn diese Philosophie will eine neue Wissenschaftslehre sein. Sie will allem Erkennen die »Zweckstrebigkeit« aufbrücken und zur Umsetzung des Erkannten in die Tat hinleiten. Entwicklung der Erkenntnis und Entwicklung des Lebens sind für den Pragmatismus durchaus parallele und einander bedingende Vorgänge.

In den Ergebnissen mit dem Pragmatismus verwandt, aber in der Begründung doch sehr von ihm verschieden ist Hans Vaihingers »Philosophie des Als Ob«, die 1911 bei Reuther & Reichard in Berlin erschien und bereits in zweiter Auflage vorliegt. Vaihinger geht von Kant aus und gelangt demgemäß zu einem Positivismus, den er idealistisch nennt. Er ist Voluntarist, d. h. der Wille ist ihm das Erste und Grundlegende des Lebens. Darum gelangt er zu einer biologischen Erkenntnistheorie. Alle Erkenntnis hat nur den Zweck, dem Leben praktisch förderlich zu sein. In allen unsern psychischen Funktionen tritt Zweckmäßigkeit zutage. Unsrer Seele, die wir nicht als Substanz zu

denken haben, ist eine organische Gestaltungs-
kraft. Auf die äußeren Reize hin schafft sie sich
selbst ihre Organe und paßt sie den äußeren Be-
dingungen an. Solche Organe sind z. B. die
Formen des Anschauens und Denkens, gewisse
Begriffe und sonstige logische Gebilde. Unsere
Vorstellungswelt baut sich allein aus unsern
Empfindungen auf. Darum erkennen wir kein
Absolutes, sondern nur unabänderliche Beziehun-
gen und Gesetze der Erscheinungen. Das wissen-
schaftliche Denken ist eine organische Funktion.
Die Denkprozesse sind eigentlich nur ein Teil des
kosmischen Geschehens und haben zunächst den
Zweck, das Leben zu erhalten und zu bereichern.
Neben den regulären und häufigsten logischen
Operationen führt das Denken Kunstgriffe aus,
die ebenfalls dem Zwecke der Lebensförderung
dienen. Eine feindliche Außenwelt steht dem
Menschen gegenüber. Sein Wille treibt ihn zur
Selbstbehauptung. Sein Denken aber kann mit
dem spröden Material nicht auf direktem Wege
fertig werden. Es schafft sich Hilfsannahmen
oder Fiktionen. Diese sind weder Hypo-
thesen noch Vermutungen. Die Hypothese ist
eine Voraussetzung, die in der Hoffnung gemacht
wird, daß sie sich eines Tags als wahr oder
wirklich herausstellen wird. Die Vermutung
gründet sich darauf, daß der Möglichkeit des
Vermuteten nichts entgegensteht. Die Fiktion
dagegen ist eine bewußt falsche Annahme,
die einem Erkenntniszweck dienen, aber auf-
gegeben werden soll, wenn sie ihre Dienste ge-
tan hat. In der sprachlichen Partikelverbindung
»als ob« offenbart sich ihr Charakter. Der
Mathematiker betrachtet den Kreis, als ob er ein
Vieleck mit unendlich vielen unendlich kleinen
Seiten sei, wenn er Umfang und Inhalt be-
stimmen will. Der in sich selbst widerspruchs-
volle Begriff des Unendlichkleinen ist ebenfalls
eine Fiktion. Der Chemiker verfährt bei seinen
Untersuchungen so, als ob das Atom als letzter
Bestandteil der Materie existiere. In der Reli-
gion ist man oft so verfahren, als ob Gott der
Vater der Menschen sei. Der Ethiker und der
Jurist legen ihren Urteilen die Fiktion der Wil-
kenskfreiheit zugrunde. Adam Smith ging beim
Aufbau seiner Nationalökonomie von der Fiktion
aus, als ob der Egoismus das allein treibende
Motiv in den Handlungen der Menschen sei. —
Aber den Wert einer Fiktion entscheidet ihre
Brauchbarkeit. Fiktionen, die sich nicht als nüt-
zlich und notwendig rechtfertigen lassen, müssen
beseitigt werden. Alle brauchbaren Fiktionen
fördern den Zweck, das menschliche Denken
immer mehr instand zu setzen, einen Erfolg als
voraus zu berechnen und dem Wollen und Han-
deln eine entsprechende Richtung zu geben.

Wie die Wissenschaft, so ist auch unser alltäg-
liches Leben mit Fiktionen durchsetzt. Darum
kann unsere Erkenntnis kein Abbild der Wirk-

lichkeit sein. Denken und Sein bededen sich nicht.
Weil unsere Vorstellungswelt ein Produkt
der wirklichen Welt ist, eben deswegen kann sie
nicht ihr Abbild sein. Abereinstimmung mit der
Wirklichkeit ist also kein Kriterium der Wahr-
heit. Man wird sich endlich entschließen müssen,
von diesen Kennzeichen abzusehen. Vielmehr ist
die Vorstellung wahr, die den Zweck alles
Denkens, Lebensförderung, am besten erfüllt. Die
Wahrheit ist nur der zweckmäßigste Irrtum und
der Irrtum nur der unzuweckmäßigste Grad der
Vorstellung, der Fiktion.

Vaihinger hat sein System mit einem Scharf-
sinn und einer Wissensfülle aufgebaut, die höchste
Bewunderung verdienen. In seiner Darstellung
spürt man dazu das Weben einer jugendfrischen
Kraft, die kühn zum Ziele schreitet und sich deut-
licher Ausdrucksmittel bedient. So ist das Auf-
sehen verständlich, das diesem Werke zuteil ge-
worden ist. Wer Zeile für Zeile zu eigenem Den-
ken angeregt sein will, der kommt hier auf seine
Rechnung. Das gilt ebenso für den gebildeten
Laien wie für den Fachmann. Faßt man aber
die vorgetragene Lehre kritisch bei ihren Grund-
elementen, so erscheint sie unter dem Bilde einer
Schlange, die sich selber in den Schwanz beißt.
Was ist denn das Gegebene, das in unsern Emp-
findungen steckt? Doch eine Weltwirklichkeit
oder ein Objekt. Der Dualismus von Subjekt
und Objekt beherrscht im Grunde Vaihingers
Denken. Seine Voraussetzungen enthalten nicht
die Möglichkeit, diesen Dualismus in die Einheit
aufzulösen. Dazu sind nur der Panpsychismus
und der Energismus imstande. Ja, Vaihinger
kann von seinem Standpunkte gar nicht zum
Objekt gelangen. Deshalb hat er auch keinen
haltbaren Wahrheitsbegriff. Er ersetzt »wahr«
durch »nützlich«. Damit ist alle Entscheidung in
das Subjekt verlegt. Denn auch die praktische
Erprobung der Erkenntnis bezieht sich doch nur
auf das Subjekt und bildet kein objektives Merk-
mal. »Nützlich« und »wahr« bededen sich durch-
aus nicht. Vaihinger selbst führt viele Fälle an,
in denen theoretischer und praktischer Wert ge-
radezu im Gegensatz zueinander stehen. Die
biologische Erkenntnismethode ist sehr fruchtbar;
aber neben ihr verlangt die logische durchaus
ihren Platz. Wie ist es überhaupt möglich, von
einem theoretischen Wert zu reden, wenn die
Nützlichkeit das einzige Kriterium der Wahrheit
ist? Wie kann man die Fiktionen als bewußt-
falsche Annahmen bezeichnen, wenn nicht das
Hauptmerkmal der Wahrheit in der Abereinstim-
mung mit der Wirklichkeit gefunden wird? Die
bewußtfalschen Annahmen erweisen sich doch als
nützlich. Vaihinger führt auch die biologische
Erkenntnismethode nicht bis zu ihrer letzten Kon-
sequenz. Wenn unsere Erkenntnisorgane infolge
des Reizes der feindlichen Außenwelt entstanden
sind, so ist doch die Annahme verfehlt, daß sie

Immer größere Lebensnähe: das ist das Kennzeichen der neuesten philosophischen Denkbewegung. Besonders deutlich wird es am amerikanischen Pragmatismus und am Biologismus Väihingens. Auch der neueste deutsche Idealismus zeigt die Richtung auf das Menschenleben und seine vornehmlichsten Interessen. Der Schöpfer dieses Idealismus ist Rudolf Eucken. Eben hat er (bei Quelle & Meyer in Leipzig) sein Buch »Erkennen und Leben« erscheinen lassen. Es enthält den Unterbau und allgemeinen Plan seiner Erkenntnistheorie. Mit Begeisterung, Schwung und Klarheit geschrieben, macht es uns deutlich, was Rudolf Eucken erstrebt. Er will das Erkenntnisproblem in engere Beziehung zum Lebensproblem setzen. Dazu treibt ihn die Untersuchung der Geistes- und Gemütslage, wie sie ihm an den entwickelten Menschen von heute erscheint. Überall sieht er ein völliges Unsicherwerden des Menschen über seine Stellung im All und über den Sinn des Lebens. Das Subjekt hat eine vertiefte Innerlichkeit erlungen und verlangt nach stärkerer Entfaltung, nach Wert und Größe seines Lebens. Dieses Verlangen können weder Pragmatismus noch Biologismus noch die Wissenschaft stillen. Zwischen Erkenntnis und Wissenschaft muß unterschieden werden. In der Wissenschaft hat sich in immer steigendem Maße die Fähigkeit des Denkens offenbart, von den menschlichen Gebürfnissen, Neigungen, Wünschen und Begehrungen abzusehen und etwas rein Objektives hinzustellen. Das Erkennen dagegen will und muß auf Eignes gehen und sich zum Selbsterkennen des Lebens gestalten. Solches Erkennen hat die Philosophie zu geben. Will sie ihre Aufgabe lösen, so darf sie den Intellekt nicht zum Herrscher des gesamten Lebens berufen.

Eudon hat bereits in seinen früheren Schriften die Anerkennung einer geistigen Überwelt gefordert. Ein erarbeiteter geistiger Gehalt muß die Beziehung des Individuums zum Überweltlichen erfüllen. Es ist selbstverständlich, daß auf diesem Standpunkt von einer Relativität der Erkenntnis keine Rede ist. Denn dem Werden steht als Sein das Leben gegenüber. Es ist *Wirklich-sich-selbst-sein* und darum zeitüberlegenes Leben. Klar und deutlich bekennt sich Eudon zu einem absoluten Anfangspunkt des Denkens nicht. Er hält es eben für unmöglich, aus der Wissenschaft eine Weltanschauung zu entwickeln. Deshalb bedeutet auch ihm Wahrheit nicht die Übereinstimmung mit dem gegebenen Dasein oder objektiven Befunden. Jeder zum eigentümlichen Ganzen des Lebens Strebende erschafft sich seine Wahrheit. Für das Erkennen sind hier Subjekt und Objekt nicht durch eine Kluft geschieden. Vielmehr erkennt das Subjekt sich selbst, seine eigne Welt. Alles echte Erkennen ist Selbsterkennen, *Sich-selbst-wiederfinden*.

Der Idealismus besitzt im deutschen Volke eine geschichtliche Lebenswurzel, die bis in das Zeitalter der Reformation zurückreicht, ihre stärkste Verzweigung aber in der Spekulation von Fichte bis Schopenhauer und in der deutschen Romantik hat. Deshalb finden idealistische Gedankensysteme bei uns noch immer einen aufnahmefähigen Boden. Das zeigt nicht nur die Ausbreitung von Eudens Philosophie, sondern auch die Beachtung, die man dem französischen Neuidealismus eines Bergson, Guyau u. a. gesollt hat. Es kann nicht wundernehmen, daß man an die Klassiker des Idealismus immer wieder anzuknüpfen versucht. So ist in unsern Tagen ein Neu-

Peglianismus im Gebiete der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie hervorgetreten. Die Führer dieser Bewegung sind Josef Kohler und Fritz Bergelheimer. Eine hervorragende philosophiegeseftliche Darstellung hat uns Moriz Kronenberg befehrt in seiner »Geschichte des deutschen Idealismus« (zwei Bände, erschienen 1909 und 1912 bei Beck in München). Ein Werk, das sich ebenbürtig neben Langes Geschichte des Materialismus stellt. Vermag ich auch Kronenbergs Standpunkt nicht zu teilen, so erkenne ich doch sein Bestreben als förderlich an, die in den großen idealistischen Begriffsbildungen schlummernden geistigen Kräfte aus ihrer Verpuppung zu lösen. Oftmals ist der spekulative Sinn der Erfahrung vorausgeeilt und hat neue Probleme und verborgene Verknüpfungen der Erscheinungen entbedt.

gesamten sozialen Verhältnisse der Gegenwart haben die Probleme der Liebe und Ehe verwidelter, aber auch das Ringen um ihre Lösung leidenschaftlicher gemacht. Ein Symptom dafür ist das Buch von A. Halbert, »Die Katastrophe unserer Kultur« (Leipzig, Theodor Gerstenberg, 1912). Der Held, aus dessen hinterlassenen Memoiren das Buch angeblich zusammengestellt ist, nennt Wahrheit seine Leidenschaft. Ein Philosoph war es nach seiner Meinung, der Hunger und Liebe für die beiden Triebkräfte des Menschenlebens erklärte. Er sieht heute an deren Stelle Geld und Gier. Gier ist mächtiger als Geld, Liebe mächtiger als Hunger. Liebe ist das Leben, ist der Nagel, an dem alle kulturellen Werte und Entwicklungen hängen. Es gibt verschiedene Arten der Liebe. Die revolutionäre Art ist die freie Liebe. Sie ist die Liebe der Schlechtweggekommenen. Alle Frauen, denen der Held nahetrat, wollten Treue. Er selbst forderte ebenfalls Treue, konnte sie aber nicht geben. Schließlich besiel ihn die Angst vor der Liebe, vor seiner eignen Gattin. Er zerbrach am Weibe und ging in den selbstgewählten Tod. — Wenn der Held ein wirklicher Held gewesen wäre, ohne die deutlichen Kennzeichen der Degeneration, hätte er sich anders mit Leben und Liebe abgefunden. Mit der natürlich bedingten und darum notwendigen Unvollkommenheit zu hadern, ist weder Kennzeichen der Stärke noch der klaren Einsicht. Aber das Buch ist geistvoll geschrieben. Zeile für Zeile werden wir auf Morisches und Brüchiges, auf Schein und Täuschung aufmerksam gemacht.

Spekulativ betrachtet Margarete Susmann die Liebe in ihrem Buche »Vom Sinn der Liebe« (Jena, Eugen Diederichs, 1912). Sie faßt Liebe im allgemeinsten Sinne und sieht in ihr das Band, das Vergängliches und Ewiges, Nichtseiendes und Seiendes zusammenknüpft. Sie gelangt dabei zu einer ganz unnatürlichen Auffassung des Sexuallebens. Ihr scheint das Geschlecht auf die Seele des Menschen und seine reine Bestimmung geworfen wie ein finsterner Alp, ein dumpfer, drückender Traum. Nach ihrer Meinung hat die Menschheit das Geschlecht immer so verstanden und deshalb dagegen angekampft. Den gewaltigsten Versuch dieses Kampfes sieht sie in der Asefe. Sie verfällt damit derselben Verfälschung und Verbächtigung des Natürlichen, die dunklen Zeiten eigen und in bestimmten Machtverhältnissen zwischen Herrschenden und Beherrschten gegründet waren. Recht hat sie darin, daß noch keine Lösung des sexuellen Problems gefunden ist, daß alle Formen, unter die das Geschlechtliche praktisch und theoretisch gestellt wurde, nur Notbehelfe sind. Uns Phantastische und darum Unnatürliche

schweift sie mit der Behauptung, daß das geschlechtliche Leben allein aus der Kunst Licht erhielt, daß vornehmlich die Dichtung den dunkelsten Trieb des Menschlichen durch die Idee erhellt. Haben etwa die Menschen erst durch die Logik denken gelernt? Sie liebten, beseligt und beseligend, bevor es Dichtungen von der Liebe gab.

Mit derartigen Spekulationen ist dem Wesen der Liebe nicht beizukommen, noch weniger lassen sich praktisch brauchbare Anweisungen daraus gewinnen. Die Philosophie der Liebe und Ehe muß sich der breiten Grundlage aller natur- und sozialwissenschaftlichen Erfahrungstatsachen bedienen. Grete Meißel-Petz arbeitet gegenwärtig an dem zweiten Bande ihrer »Sexuellen Krise«. Von dieser geistvollen und mutigen Forscherin lassen sich neue Ein- und Ausblicke erwarten. Darüber kann kein Zweifel mehr sein, daß eine neue Sexualethik im Werden ist. Wie sie gestaltet sein wird, läßt sich noch nicht erkennen. Eins aber ist gewiß: nicht Menschenwünsche und -willkür werden die neue Gestaltung allein bestimmen können, sondern den Ausschlag werden Natur und Lebensnotdurft geben.

Ein Zeichen der Zeit ist auch »Die Philosophie der Kraft« von Robert Hessen (Stuttgart, Jul. Hoffmann, 1913). Nietzsche und viele andre haben die Gegenwart als ein Zeitalter der Dekadenz, des sinkenden Lebens bezeichnet. Es scheint, daß Bewußtsein und Gefühl davon sich mehr und mehr ausbreiten. Ober sollte das überall hervortretende Streben nach Verbesserung der körperlichen Jugend-erziehung nur eine grundlose Mode sein? Hessen hat recht, daß bei schwindender Kraft die Sehnsucht nach ihr im ganzen Volkskörper zittert. Dieser Sehnsucht will er zu Hilfe kommen. Er setzt sich mit der Philosophie seit dem griechischen Altertum in einer sehr selbständigen kritischen Weise auseinander. Er sieht, wie Nietzsche, in allen welt- und lebensfremden Lehren die große Schule der Verleumdung. Sein Ziel heißt: Erzeugung, Erhaltung und rechte Verwendbung von Kraft. In erster Reihe kommt es ihm auf die Leibeskraft an; denn »es ist der Körper, der sich den Geist baut«. Er will »das biologische Pflichtgefühl« wecken, damit durch eine Aktivhygiene die Grundlagen der Kraft dem jungen Menschenkinde mitgegeben und zweckmäßig entwickelt werden. Eine möglichst große Zahl von wohlgewachsenen, lebensfähigen, entschlußkräftigen, freilebenden Menschen, »denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie gern leben«, muß erzeugt und erzogen werden. — Man darf das von nationalem Geist erfüllte Buch den Denkenden von heute dringend empfehlen, auch wenn man ihm nicht in allen Punkten zustimmen kann.

Erinnerungen aus dem deutsch-dänischen Kriege von 1864

Nach den Aufzeichnungen zweier Österreicher, der Brüder Max von Rottauscher, k. k. Linienchiffskapitän,
und Friedrich von Rottauscher, k. k. Rittmeister



och sind die Jahrhundertenerinnerungen an die Kämpfe und Siege der Befreiungskriege nicht abgeschlossen, da drängt sich in ihre Reihe das Gedächtnis eines andern, unsrer deutsche Einheit vorbereitenden Kampfes: in diesem Frühling sind fünfzig Jahre verflossen seit den Tagen von Düppel und Alsen. Wie vor hundert Jahren gegen Napoleon, so standen auch hier gegen Dänemark Preußen und Österreicher in Waffenbrüderschaft nebeneinander, und als der durch diplomatische Verhandlungen mehrmals unterbrochene Kampf siegreich zu Ende geführt war, ruhten auch diesmal wieder die Hände der beiden Bundesgenossen an demselben Lorbeertranz. Oft und ausgiebig ist der Verlauf des deutsch-dänischen Krieges, diese oder jene hervorragende Episode daraus nach Aufzeichnungen preussischer Krieger geschildert worden, seltener von österreichischer Seite. So werden es uns die Leser danken, wenn wir das Gedächtnis der Kämpfe von 1864 durch die Mitteilung einiger Kapitel aus den Denkwürdigkeiten zweier österreichischer Offiziere feiern, die beide, der eine zur See, der andre zu Lande, an dem Kriege teilgenommen haben.

Die Brüder Max und Friedrich von Rottauscher entstammen einer Familie, deren männliche Mitglieder Offiziere waren, soweit die Aufzeichnungen zurückreichen. Einer ihres Namens wird 1683 bei der Belagerung Wiens durch die Türken als Verteidiger einer Bastion genannt, ihr Großvater fiel als Kürassier-Oberleutnant in den napoleonischen Kriegen am Rhein, ihr Vater war Generalmajor und hat als junger Mann den Feldzug von 1849 mitgemacht. Der ältere der beiden Brüder schied als Rittmeister aus der Armee und lebt jetzt in Ungarn, der jüngere erreichte die Charge eines Linienchiffskapitäns. Er hat außer den Kriegen von 1864 und 1866 noch eine ganze Reihe interessanter Dinge erlebt, so einen der zahlreichen Aufstände in Kreta und den Aufstand Südbalmatiens 1881; er befehligte die Nacht eines Orleans, und als Kommandant eines Kriegsschiffes kreuzte er in den westafrikanischen und amerikanischen Gewässern. Später wurde er österreichischer Konsul in Florenz und lebt nunmehr in Baden bei Wien.

Wie alle persönlichen Denkwürdigkeiten, zumal wenn sie erst nach längerer Zeit niedergeschrieben worden sind oder ihre letzte Form erhalten haben, werden sich auch diese von Ge-

I

sichtskundigen im einzelnen manche Berichtigung gefallen lassen müssen. Wir wissen ja, daß sich erst aus der Sichtung und gegenseitigen Regulierung vieler Einzelaufzeichnungen das Gesamtbild eines Geschichtsereignisses so klärt, daß es dem Ideal vollkommener Wahrheit einigermaßen nahekommt. Immerhin wollen wir nicht zu erwähnen vergessen, daß in diesem Falle beide Autoren durch eine feierliche Erklärung versichern, jede Zeile ihres Manuskripts, das sie zweimal der peinlichsten Durchsicht und Korrektur unterzogen haben, entspreche genau ihren Erinnerungen.

Aber die Form dieser Aufzeichnungen noch ein Wort der Verständigung. Nicht die Brüder Rottauscher selbst, sondern ein Dritter führt für sie die Feder. Das mag zunächst auffallend oder gar bedenklich erscheinen. Aber wie steht es denn mit Memoiren unberühmter Menschen, wie die Brüder Rottauscher es sind und waren? Für sie gibt es eine Regel und Aufgabe, die allen andern vorangeht: eben einzusehen, daß man unberühmt ist, daß man mit seinen Privatangelegenheiten zurückhalten muß, sofern nicht etwa gerade durch sie die Zeit geschildert wird. Große Geschehnisse, an denen man teilnahm, frisch und farbig mit allen Einzelheiten der Nachwelt zu erhalten: das ist die Aufgabe der Denkwürdigkeiten unberühmter Menschen. Daß dies am besten durch möglichst künstlerische (natürlich nicht erdichtete) Schilderung geschieht, ist wohl unbestritten. Ebenso unbestritten wie die Tatsache, daß sich Fülle des Erlebten nicht immer mit Kunst der Darstellung deckt. Darum schrieb ein Dritter die Erlebnisse der beiden Brüder Rottauscher nieder.

Noch legt der Herausgeber — das Buch wird im Herbst dieses Jahres bei Robert Luz in Stuttgart erscheinen — offen Rechenschaft über die Entstehung der Niederschrift ab. Zuerst entwarfen die beiden Brüder schriftliche Skizzen, die sie dann in Gemeinschaft mit dem erwählten Herausgeber durch mündliches Zusammenarbeiten präzisierten und erweiterten. Auf Grund dieser so durchgearbeiteten Skizzen entstand dann das Buch, wobei dem Bearbeiter eine genaue Kenntnis der Länder, in denen sich die Ereignisse abgespielt haben, zuflatten kam. Hierauf gingen beide Brüder das Manuskript zweimal genau durch und korrigierten es so lange, bis das Ganze das geworden war, was es sein soll: ein bis ins kleinste getreues Bild dessen, was ihnen das Leben zugetragen hat. F. D.

Zu Beginn des deutsch-dänischen Krieges 1864

Die Flotte wird ausgerüstet — Schwierigkeiten der Mobilisierung — Die Mehrzahl der Kadetten bleibt zurück — In Venedig: Sasard und Serenaden — Kaiser Max von Mexiko, — Zurück nach Pola — Nachricht vom Siege bei Helgoland — Ich werde als Ersatz für einen Gefallenen bestimmt

Als der dänische Krieg ausbrach, war es nur einem kleinen Teil der österreichischen Offiziere klar, weshalb dieser Feldzug geführt wurde, und noch Wenigeren, weshalb man dies an der Seite Preußens tat und nicht allein. Von den Mannschaften vollends ahnte es keiner. Erlasse, Ansprachen und Befehle reichten nicht hin, die Tatsache zu überbrücken, daß die hollsteinischen Herzogtümer den venezianischen und dalmatinischen Matrosen ebenso wie den ungarischen und polnischen Infanteristen notwendig mehr als gleichgültig sein mußten. Das, was Deutschland in Atem hielt, war der österreichischen Armee nichts andres denn ein schönes Ereignis und ein frischer Krieg, irgendwo in der Ferne, ein phantastisches Abenteuer, das sie ein wenig mit-erregte.

Pola lag noch in seiner dumpfen Obe und den Gesseln, die das »Streichquartett« um die Marine geschlagen hatte. Wie stets sahen die weißen Türme der Befestigungen unberührt und einsam aus dem dunklen Grün der Hügel, und die Landgarnison war von keinerlei außerordentlichen Befehlen betroffen worden. Auf der Flotte aber diskutierten man das Gerücht, daß eine Eskader in die Nordsee abgehen solle. Schon die Nennung eines so entfernten Meeres war angetan, allgemeines Staunen zu erwecken. Denn seit der Rückkehr der »Novara« von ihrer damals schon legendären Weltumsegelung hatte kein österreichisches Kriegsschiff das Mittelmeer verlassen, und wir Kadetten, die Athen gesehen hatten, galten schon als weitgereiste Leute.

Da tauchten zugleich mit den ersten Nachrichten über Gefechte an der Eider die bestellten Nordseelosten auf, und endlich glaubte man an das, was noch am Tage vorher als unmöglich gescholten worden war. Doch zwischen Wunsch und Ausführung schob sich die jammervollste Wirklichkeit. Das langgeübte System des Sparens und Streichens, vereint mit der allgemeinen Abneigung für Administrativgeschäfte, hatte alles lunterbunt durcheinandergeworfen. Während buchstäblich im Arsenal das Gras wuchs und die einst abgerüsteten und nun hervorgeschleppten

Schiffe von einer Last an Seetang und Muscheln befreit werden mußten, während es jeden Augenblick Havarien gab, und die zusammengeraffte und vermehrte Mannschaft derart possierliche Dinge an den Geschützen vornahm, daß nur deren einfache Konstruktion sie vor der Zerstörung rettete, konnten auch jetzt noch die Offiziere nicht ihren Haß wider Tinte und Feder überwinden. So z. B. pflegte einer der Kapitäne dem Engländ, das ihn von seiner Kommandobrücke weg zu solchen Sklavendiensten verdammt hatte, dadurch gerecht zu werden, daß er auf dem Wege zur Kanzlei regelmäßig im Café Gaudenz strandete. Dort verblieb er den ganzen Vormittag, um allen Versuchen des Adjutanten, der seinem Herrn einige Unterschriften abschmeicheln wollte, den wütendsten Widerstand entgegenzusetzen. »Herr,« schrie er, »stören Sie mich nicht in meinen Privativen!« Und dann begütigend: »Setzen Sie sich und trinken Sie lieber ein paar Limonaden.« Limonaden waren für ihn, den Schweden, die Schnäpfe des Gaudenz, mit denen er seinen Tintenjammer ersäufte.

Unter solchen Umständen galt es 1864, eine ganze Anzahl Schiffe auf einmal flottzumachen. Tegetthoff, der »Schwarzenberg« und »Seehund« kommandierte, war den andern weit voraus. Er hatte den Befehl, in die Nordsee abzugehen, nicht so bald erhalten, als er, ohne Pola zu berühren, geradeswegs das Mittelmeer verließ, willens, nach der Vereinigung mit der Fregatte »Radeky«, die gleichzeitig von Pola auslief, die dänische Blockade der Elbemündung zu brechen. Die übrigen, die sich erst im Laufe des Monats April in Brest vollständig einfanden, schlenderten fufzessive, jedes Schiff für sich, wie es gerade sein Zustand erlaubte, nach, und liefen auf der Fahrt allerlei Häfen an, die Reise von den unangenehmsten Zwischenfällen als Folgen der Mobilisationsmisere unterbrochen.

Wir 56 »Saiba«-Kadetten aber lagen auf dem »Fuszar« in Venedig, hörten hin und wieder von dem Jammer in Pola und begruben die Hoffnung, schließlich doch auf eins der abgehenden Schiffe überseht zu werden. Der spätere Nordpolfahrer Weg-

precht war Erſter Leutnant. Als ein Gütiger, ſtets in wiſſenſchaftlichen Problemen Vergrabener gewährte er ſeinen Untergebenen weitestgehende Freiheit. In unſrer deſperaten Stimmung begannen wir zu haſardieren. Da die Brigg vor der Riva degli Schiavoni vertäut war, mitten unter bemalten Pfählen und Gondeln, hatte man nur wenige Schritte zu dem damals bekanntesten Spielloſale Venedigs, dem Caſé Quadri unter den Procurazien. Dort ballten ſich abends bei brennenden Leuchtern die weißen und braunen Röcke der Landoffiziere um die Tiſchen, das Silber rasselte und hatte für uns, die wir's kaum kannten, einen dämonischen Klang. Im ſchwarzgelben Italien lebte man ſplendider als in der Heimat. Dazwiſchen drängten ſich geſchminkte Puppen in bunten Krinolineröden und ſahen hier und dort, die Zigarette zwiſchen den Lippen, eine Hand zur Hüfte geſtemmt, die andre auf die Schulter eines glücklichen Gewinners geſtützt, dem Steigen und Fallen der Chancen zu. Cpper oder Maſſagran, eine pridelnde Miſchung aus Eiſkörnern, Zucker und ſchwarzem Kaffee, wurde ſerviert.

Verworrenſte Nachrichten kamen dabei über Tegetthoffs Schickſal zu uns. Hatte ſchon das Gerücht, Oſterreich wolle mit Kriegſchiffen in Gewäſſer einbringen, die England ſeit Jahrhunderten als ureigenſte unbeftrittene Domäne betrachtete, die öffentliche Meinung Großbritanniens empört, ſo kannte dieſe Empörung keine Grenzen mehr, als der Kommodore mit ſeiner Levante-Eſtaber allen andern voraus nun wirklich nordwärts haſtete und die geheiligten Breiten durchquerte. Eines Tags laſen wir in einer engliſchen Zeitung: »Geſtern ſind drei öſterreichiſche Kriegſchiffe unter wilhem Gebüll« — den Hurras der Mannſchaften, als ſie den Dover-Kanal erreichten — »in unſre Meere eingezogen. Wie lange wird man noch müßig zuſehen?« Dann wieder vernahmen wir von dem traurigen Schickſal des »Seehund«, der nach Eſherneß gegangen war, um Kohlen zu machen. Die engliſchen Lotſen hatten abſichtlich ſchwere Beſchädigungen herbeigeführt und waren hierauf an Land geflüchtet. Nun lag das Schiff in Tegel, und an ſeiner Stelle fuhren zwei preußiſche Kanonenboote und ein Raddampfer mit »Schwarzenberg« und »Radeſly« dem Kampf mit der Blockade-Flotte entgegen.

Und wieder und immer wieder hörten wir davon, wie es in Pola an jedem Material mangle, wie das Vorhandene durch die Zeit verborben ſei; wie Schiffe einzelnweiſe in See gingen und bald nachher fremde Häfen anlaufen mußten, um ſich dringenden Reparaturen zu unterziehen. Vernahmen wir ſolches, ſo ſtützten wir uns ingrimmig tiefer über die goldenen Säbelförbe auf die Faſardtiſchen nieder und vermeinten nicht anders, als daß dies nicht derart vonſtatten gehen würde, wenn man nicht unſre Jugend in Venedig tatenlos verſaulen ließe.

Endlich ſchien den Kadetten, als der »Suzar« im März nach Trieſt ging, eine Erlöſung aus dem tatenloſen Leben zu winken. Denn dort hatte Erzherzog Max eben die mexikanische Kaiſerkrone angenommen, ein öſterreichiſches Freiwilligenkorps wurde gebildet, und nichts erfüllte uns ſo ſehr als der Gedanke, dieſem beizutreten. Da wir nun einmal nicht mit gegen die Dänen durſten, wollten wir wenigſtens in Amerika Schlachten ſchlagen, ein Ideal, das um ſo verlockender war, als dazu eine tropiſche Natur Staffage ſtehen und es gelten würde, Rebellen zu züchtigen, nämlich die Leute, die mit der Wahl eines kaiſerlichen Prinzen nicht einverſtanden waren. Auf der Reede von Miramar lagen eine franzöſiſche Fregatte und die »Novara«, um den Gewählten über den Ozean zu bringen. In der Stadt ſtrichen die Werber der Freiwilligen umher. Doch ſelbſt bei dieſem Korps war den Kadetten, die ſich faſt alle melbeten, das Glück nicht hold. Man wies die meiſten, darunter auch mich, mit der Begründung, daß wir zu jung ſeien, ab.

An einem wunderblauen Frühlingstage gingen die beiden Schiffe in See und nahmen, umraucht von dem Dampf der Geſchüßſchläge, mit denen ſie den Salut beantworteten, Kurs aufs offene Meer. Von den Riven der Stadt brauſten dazu die Euvivas und Glückwünſche der Bevölkerung. Neben mir ſtand ein alter Matroſe. Er ſah nachdenklich zu, wie nun die »Novara«, die Kaiſerſtandarte am Großmaſt, vorbeizog. »Was müßte man mir geben, damit ich in ſeiner Haut ſteden möchte,« nidte er; »ich kenne die Mexikaner!« Und ſpudte aus.

Wir Kadetten aber meinten das große Loſ endgültig verſäumt zu haben. Verbrosen lehrten wir zu den Labegriffen und



Karl Ziegler: Bildnisstudie

Segelezerzittern zurück und rollten auf dem »Huszar« in der nördlichen Adria umher. Es tat uns auch schließlich nicht mehr leid, nicht mit auf den Schiffen in der Nordsee zu sein. Der Hauptteil derselben lag untätig in Brest, Tegetthoff mit seinen beiden in Cuxhaven, nachdem die drei Dänen, ohne einen Schuß zu wechseln, die Blockade der Elbemündung aufgegeben hatten. Indes so zur See keinerlei Lorbeer erfochten wurde, waren die Düppeler Schanzen längst gefallen, die Landarmee hatte unter Gablenz Siege um Siege erfochten. Sie stand schon in Jütland, und die Meinung, die ganze Flottenausrüstung sei zwecklos gewesen, gewann die Oberhand.

Anfangs Mai lief der »Huszar« in Pola ein. Zur Abwechslung gab es nun wieder im Hafen das alte »Laden! Labet 1 — 1, Hammer in die Ruh 3 — 1!« mit seinen endlosen Tempi. Wir waren am 10. Mai nach dem Essen eben damit beschäftigt, in den Kisten zu framen und Effekten zu reinigen, als wir eine ungewöhnliche Bewegung im Arsenal bemerkten. Der Dampfer »Triest« wurde hervorgezogen und geheizt. Noch konnte man sich nicht Rechenschaft über dieses Schauspiel geben, als einer der Kabetten von Deck herabfiel. Er rief auf das erregteste, eine Gig mit dem Adjutanten des Hafen-Admirals habe angelegt, in der Nordsee sei es zu einem blutigen Gefecht gekommen, 160 Mann seien tot oder verwundet, und zählte an den Fingern eine Anzahl der Kabetten her, die alle als Ersatz abgehen sollten. Er galt als übler Spaßmacher. Aber während wir ihn verprügelten, schrie jemand meinen Namen. Ich, von einer plötzlichen seligen Ahnung durchzittert, stürzte die Stiege hinauf auf das sonnige Deck. Da

stand wirklich der Adjutant unter den Offizieren, die zusammengebrängt ein von ihm mitgebrachtes Telegramm besprachen. »Paten Sie Ihre Sachen,« sagte er, »Sie gehen noch heute abend mit dem Transport nach Hamburg ab!«

Erst war ich wie gelähmt, dann purzelte ich Hals über Kopf wieder in den Raum, riß mir die Matrosenkleider vom Leibe und wühlte meinen Flottenrod — den einzigen — hervor. So war es denn geschehen! Die lange verrostete Marine hatte sich bei Helgoland geschlagen, und es war eigentlich wieder plötzlich so selbstverständlich, so selbstverständlich, daß es zum Gefecht gekommen war, daß Tegetthoff dieses Gefecht erzwungen und Tegetthoff gesiegt hatte. So unendlich selbstverständlich! Wie im Traume überschiffte ich mich auf die »Triest« und traf mit meinen Reisegefährten, einem Kabetten und zwei Offizieren, zusammen. Mannschaften kamen an Bord, schleppten ihre Säcke, waren betrunken und johlten. Unter ihrem Gebröle dampften wir in die sinkende Nacht desselben Tages, dessen Morgen so wie jeder andre Morgen gewesen war: blau, schwül und unbewegt. Und dann kam wieder solch ein Morgen, diesmal im Hafen von Triest. Die Matrosen waren verstummt, müde ihres Geschreies und schleppten wieder Säcke, und Leute staunten uns an und standen Spalier oder hingen zahllos an den Gittern des Bahnhofes, von unsers Zuges schwarzem Rauch überweht. Alles dies war in wenige Stunden eingeschlossen.

In meinem Inneren aber war das Glück erwacht und tobte. Mir war, als habe man mir plötzlich schnürende Fesseln vom Leib gerissen, als fühle ich mich von einem Sturme, selber stoßend, vorwärtsgetrieben.

Reise nach Cuxhaven und zur Eskader Tegetthoffs

In Wien — Die dänischen Gefangenen — Gleichgültigkeit in Österreich, Begeisterung in Preußen — Österreichische Marine in Breslau — »Das ganze Deutschland!« — Enthusiasmus in Altona — Elbabwärts nach Cuxhaven

Ich kam erst in Wien wieder in psychisches Gleichgewicht. In meiner Einbildung hatte sich auf mich ein Glorienschein von Bedeutsamkeit herabgelassen. Ich war aus einem besseren Matrosen ein Marinekabett geworden, der in den Krieg zog, und meinte, ich müsse dieser Rolle vor der jubelnden Bevölkerung durch ernstes und gefaßtes Auftreten gerecht werden. In dem Maße, als derlei Suggestion langsam vom Äußeren

auch in das Denken des inneren Menschen eindrang, gewann ich mich selber wieder.

Mein Herz schlug heftiger, als ich, aus dem Rupeefenster gelehnt, des Rahlengebirges ansichtig wurde. Nun würde ich nicht mehr in der Tanzstunde Hausherrnsöhne aus dem Felde schlagen und Pas vor knidenden Kindern stelzen, nun würde ich auch nicht mehr, an meinen Vater gehängt, im Paradeisgärtel spazieren, sondern würde eine geach-

tete Person sein und in wenigen Tagen vor dem Feinde stehen.

Nichts drückte mich daher tiefer nieder als unser Empfang in Wien. Von einer Menschenmenge war nichts zu verspüren, noch weniger vor irgend jemand, der jubelte. Wir stapften verdrossen in Doppelreihen, die Leute ihre Säde auf dem Rücken, durch die östlichen Bezirke dem Transporthaus auf der Landstraße zu. Dort wurden die Matrosen unter Verbot jeglichen Ausganges untergebracht, und die Feierlichkeiten waren zu Ende. Die wenigen Leute, die wir auf unserm Marsche angetroffen hatten, waren offenen Mundes stehengeblieben. Vielleicht hielten sie uns fremdbartig Gekleidete für einen Maskenzug oder der Säde halber für Zuchthäusler, die zur Arbeit gingen.

Recht verdrossen traf ich mit meinem Vater zusammen, der auch keinerlei Erwähnung zukünftiger Heldenschaft tat, sondern bloß erklärte, daß die dänischen Gefangenen Wiens neueste Attraktion seien, und die müsse ich mir ansehen. Diese, etwa fünfhundert Mann stark, waren einige Wochen vorher in die Hauptstadt eingezogen und Gegenstand allgemeiner Heiterkeit durch den Ernst geworden, mit dem sie ihre Regelspiele sorgsam mitgetragen hatten. Nun blickten sie durch die Fenster der Franz-Josefs-Kaserne auf das Publikum herab, das den ganzen Tag in wahren Massen zu ihnen emporjah, ließen an Seilen Körbchen nieder und hißten diese, nachdem sie mit Liebesgaben angefüllt worden waren, wieder mit verständnisvoller Gemächlichkeit. Geradeso, als hätten sie die schwerste Arbeit zu verrichten. Von Zeit zu Zeit zogen sie ernst die Mühen und verbeugten sich, ohne scheinbar auch nur ein Wort untereinander zu wechseln, vor der Menge, was ihnen jedesmal ein hundertstimmiges Bravo eintrug. Wie der Aufenthalt in Wien, so gestaltete sich die ganze Reise durch Österreich. Erst jenseit der preußischen Grenze wurde es anders, denn in den deutschen Bundesstaaten war der Feldzug populär. Man sah in ihm eine Erlösung von jahrzehntelangem Hindämmern und kleinstaatlichen Zwistigkeiten, die erste Äußerung nationaler Einigkeit seit den Befreiungskriegen. Nach wie vor trieb zwar die Eifersucht der Fürsten ihr Spiel, und dies war auch der einzige Grund, weshalb der Transport einen Umweg machen mußte.

Sachsen und Hannover waren gerade damals arg ungehalten, daß man ihnen die Exekution abgenommen hatte, und die österreichische Uniform tat besser daran, Dresden zu meiden. Aber darüber hinweg wirkten schon jene Kräfte, die wenige Jahre später Deutschland einigen und die Kaiserkrone neu erstehen lassen sollten.

Genug, wir gingen in einem Meer von Begeisterung unter. In jeder Station standen Gesangsvereine bereit, hinter ihnen Kopf an Kopf die Menge, und unter FahnenSchwenken strömten imponierende Chöre auf uns ein. Blumen und Ehrenblätter flogen den Matrosen zu und von diesen die Blumen wieder zurück. Denn der Italiener hat keinen Geschmack an Gemüsen, die ungenießbar sind, und der Schiavone ist nicht viel anders. Wir kamen erschöpft, die Mannschaften ziemlich angeheitert in Breslau an. Dort erreichte der Trubel einen Höhepunkt, der nur von Hamburg übertroffen werden sollte. Denn hier gab es kein Transporthaus, sondern Einquartierung bei den Bürgern. Unser Kommandant hielt eine ergreifende und drohende Rede über Mannszucht. Dann zogen die Burtschen, immer die Säde auf dem Rücken, mit ihren Gastgebern ab, während wir Staatspersonen von den Behörden und Offizieren mit preußischer Zurückhaltung und einer Steifheit begrüßt wurden, die wir auf den Jubel der Menge nicht reimen konnten und deren Grund wir erst in Hamburg sollten begreifen lernen.

Während unsre Leute die Begeisterung ihrer Wirte aufs schmächtigste zugunsten ihrer Kehle ausschroteten, durchstrichen wir in Begleitung die Stadt. Wir sahen Dinge, die uns nachdenklich werden ließen. Schon das Gespräch zweier Zivilisten hatte uns stutzig gemacht, von denen gelegentlich eines Streitiges, der nicht das mindeste mit Militär zu tun hatte, der eine dem andern zurief: »Wie können Sie überhaupt für voll genommen werden! Sie haben ja nicht einmal gebient.« Es warf auf die Scherze, mit denen man sich in Österreich über die allgemeine Wehrpflicht Preußens erging, ein seltsames Licht. Freilich sahen die Soldaten des Königs anders aus als unsre Kürassiere, als unsre goldstrogenden Ulanen, als unsre Grenzer mit den riesigen Schnauzbärten, aber sie sahen eben bloß anders, doch nicht schlechter aus. Wir merkten sehr bald, daß die Be-

hauptung, man könne aus Zivilisten in kurzer Zeit keine Krieger machen, unrichtig sei. Dazu kam, daß die Truppen auch in anderer Hinsicht unsrer Vorstellung nicht entsprachen. Damals war in Österreich und Süddeutschland Preußen eine Zielscheibe zahlloser erlogener Wiße, die unglücklicherweise geglaubt wurden. Es stand fest, daß jeder Preuße schon aus Prinzip an Hungertopphus starb, daß jeder Preuße eine Brille trage, daß der Gardeleutnant so sei, wie die Fliegenden Blätter ihn abtonterfeiten: ein dürrer Schneider auf hohem Schuhstödel, in einen engen Rod gepreßt, die Videlhaupe bis über die Ohren, und stets die Schnur des Monokels um den Zeigefinger schnellend. Neun solcher Leutnants bestellten im Restaurant neun Gläser, eine Flasche Wasser und eine Buttersemmel. Nebenbei erwähnt, hat die französische Karikatur 1870 in den Gegnern das gerade Gegenteil unsers Bildes gesehen: dickbäuchige Pfahlbürger, die immer eine meterlange Pfeife im Mund haben und mit einem Hausstüppchen auf der Glase in den Krieg ziehen.

Wir hatten uns also alle preussischen Soldaten und Offiziere als Variationen jener Hungerleider dargestellt. Sie galten uns als ungefährliche Schwabroneure. Daß wir das Gegenteil fanden und auf kalte, ernste Männer stießen, verblüffte uns.

Abgesehen fällt mir da eine charakteristische Szene ein. Man hatte uns aufgefordert, den Übungen einer Kompagnie beizuwohnen. Als nun die Menge, die jeden Spaziergang der Österreicher umdrängte, die Bewegungen der Truppe zu beengen drohte, winkte der Hauptmann seinen Tambouren zu, und im Augenblick verjagten diese die Auseinanderstiebenden, indem sie ihre Schlägel auf den Köpfen der Leute tanzten ließen. Von da an, so unsympathisch uns der Vorgang berührte, wußten wir, daß Preußen durch und durch ein Militärstaat und keineswegs harmlos war.

Weniger in solche Gedanken sich verliehend, schlürfte die Mannschaft in vollen Zügen die Freiheit der Einquartierung. Von ihren Wirten, die mit den fremden Gästen Staat machten, von einem Biergarten zum andern geschleppt, das Widerteil der guten Ermahnungen des Transportkommandanten, hingen sie in schwertrunkenem Zustand an

jeder hilfreichen Schulter, umarmten wahllos Männer, Kinder und Frauen und wurden umarmt. Sie schrien, immer einer mit einem Haufen Andächtiger durch die nächtlichen Straßen ziehend, so, als müßten sie einer Welt ihre Meinung aufzwingen: »Das ganze Deigland sulli sein,« das erste deutsche Lied und die ersten deutschen Worte, die sie erlernten. »Das ganze Deigland sulli sein« und bald auch »Eleswig Olstein meersumlungen« wurden auf der Weiterreise sozusagen die Fasson, mit der unsre Venezianer und Schiavonen in jeder Station stürmisch Gratisbier bestellten. Und diese Formel wirkte in Frankfurt an der Ober, in Berlin überall mit gleicher Zugkraft als ein Tischlein-deck-dich.

Als wir endlich am Alsterbassin aufmarschierten, um neuerlich Einquartierungszettel zu erwarten, wurde sogar Breslau übertroffen. Die Matrosen standen in einer langen Reihe, die braunen Säcke vor sich, vor einem prächtigen Hotel, stets in Gefahr, durch die anbringende und jauchzende Menge ins Wasser geworfen zu werden. Sei es nun, daß die traurige Aussicht, nun wieder in Bordzucht zu geraten, die Mannschaft die letzte Nacht wollte ganz toll verjubeln lassen, sei es, daß die ihnen zugestreckten Schoppen sie um so mehr reizten, als sie in Gegenwart der Offiziere nicht danach langen durften, genug, die Entfernteren begannen schon wieder schüchtern »Das ganze Deigland« zu brummen, als die eintreffenden österreichischen Unteroffiziere uns erlösten. Sie wollten die Zettel verteilen, doch es blieb beim Wollen. Mit aller Verachtung für die Landratten rissen die Matrosen den Geldwebeln und Feuerwerkern die Papiere aus der Hand und warfen sich augenblicklich in die Menge, die sie im wilden Durcheinander fortzuschleppte. Ein Menschenstrom zwängte sich singend und schreiend in die engen Gassen Altonas, man sah über den Köpfen der Masse Marco und Giovanni, müßenschenkelnd und auf die Schultern gehoben, wie sie »Viva Germania« brüllten. Alles balgte sich um die Leinwandsäcke, zwanzig zugleich trugen diese wertvollen Güter ihren Besitzern nach, und ich glaube, daß keiner der Matrosen in die ihnen zugewiesenen Quartiere geriet, denn sie wurden schon bei den ersten Häusern und deren Insassen den Massen entrißen und als kost-

bare Beute in die Wohnungen geschleppt. Die ganze Nacht hindurch herrschte der Tumult, aus erleuchteten Fenstern winkten die Leute mit ihren Wirten herab, und von unten schrie die gepferchte Menge. Dieser Dinge tieferer Grund war aber nicht bloß »Das ganze Deutschland«, sondern auch die Sympathie für unser südl. leichteres anschmiegendes Naturell und eine Antagonie wider die rückhaltende Art des preußischen Militärs, das im vollen Sinne des Wortes jeden Zivilisten en canaille behandelte.

Wie aber trotzdem das gleiche norddeutsche Blut die Hanseaten mit den Preußen enger als mit den Österreichern verband, wie sie trotz allem immer wieder die Freundschaft unsrer Rivalen suchten, und wie diese anderseits auf die merkwürdigste Weise die Uniform selbst an uns, den Phäaken, achteten, dessen ein Beispiel. Irgendein reicher Jüngling stahl sich aus dem Trubel und suchte sich bei zwei preußischen Leutnants einzuschmeicheln, die den Szenen mit kaltem Blicke zusahen. »Was doch diese Österreicher«, meinte er, »für ärnlich einfache Mäntel haben!« — »Stimmt,« antwortete einer der zwei, »aber noch immer besser ein Soldat in fadenscheinigem Rod als 'ne Dredseel in einem Pelz wie Sie.«

Des nächsten Morgens stand ich auf der Landungsbrücke und sollte die Einrückenden zählen. Obwohl die Bewohner Altonas ihre arg derouten Gäste gewissenhaftest abliefer-ten, war dies doch in Anbetracht der all-

gemeinen Fröblichkeit, der Umarmungen und tränen schweren Abschiede keine leichte Sache. Dazu kam, daß man mich für einen Helden von Helgoland hielt, mich fragend umdrängte und schließlich in mir einen mürrischen Knochen sah, der jeden Bericht verweigerte. Es war ein Glück, daß unweit der Brücke ein preußischer Matrose des »Abler« alles auf sich nahm. »Nu«, schrie er, »gaben wir 'ne glatte Lage ab, daß der Niels Juel' nur man so die Ohren schüttelte. Er wendet Steuerbord. Prost Mahlzeit! Da kam er in die richt'ge Tinte. Denn nu' sagte ihn der 'Blitz' ab und jagte ihm einen Vierundzwanzigpfünder in die Rippen; der 'Basilis' nich' faul, fiel ihn von vorn an.« Dies war seine Version, eine Version, die in Norddeutschland landesüblich geblieben ist. Zu ihrer Interpretation sei erwähnt, daß sich die preußischen Schiffe auf Tegetthoffs Befehl außer Tragweite der Dänen hatten halten müssen, da ihre Konstruktion eine äußerst schwache war.

Endlich brachen wir auf und glitten, umschwirrt von den Furras der Rauffahrer, die wir passierten, die Elbe hinab. Ein leichter Regen trieb entgegen, doch durch das fröstliche ungewohnte Wetter hindurch jauchzten die Matrosen, die einstimmig Deutschland und den Krieg für die schönsten Dinge auf Erden erklärten.

Auch mir schien dies so, bis wir in Cuxhaven an den Fregatten anlegten. Da plötzlich sprang mich der Ernst der Schlachten an.

Letzte Fahrt

Wir gleiten schweigend durch den Sund.
Die Nebel wogen um uns her.
Ein Weinen tönt aus Meeresgrund.
Mein Ruder hebt sich müd' und schwer.

Im ungewissen Dämmerchein
Zeigt sich schon fern der graue Strand;
Bald bin ich wieder so allein,
Wie eh' ich deine Seele fand.

Die Rösen schrein, die Rösen fliehn,
Geschredt von meinem Ruder Schlag.
Laß wandern, laß vorüberziehn,
Was doch kein Wünschen halten mag!

Zieh deine Hand von mir zurück,
Verbirg mir deinen stummen Harm,
Und wende deinen müden Blic!
Ich weiß, du bist wie ich so arm.

Und weinst du, weine abgewandt
Und leise, daß kein Schluchzen schallt ...
Und näher, näher rückt der Strand.
O käm' er nie — o käm' er bald!

Carl Martin Schiller



Schwarzenberg- und Belvederepark

Phot. J. Löwy, Wien
Nach einem Gemälde von Canaletto

Wiener Gärten

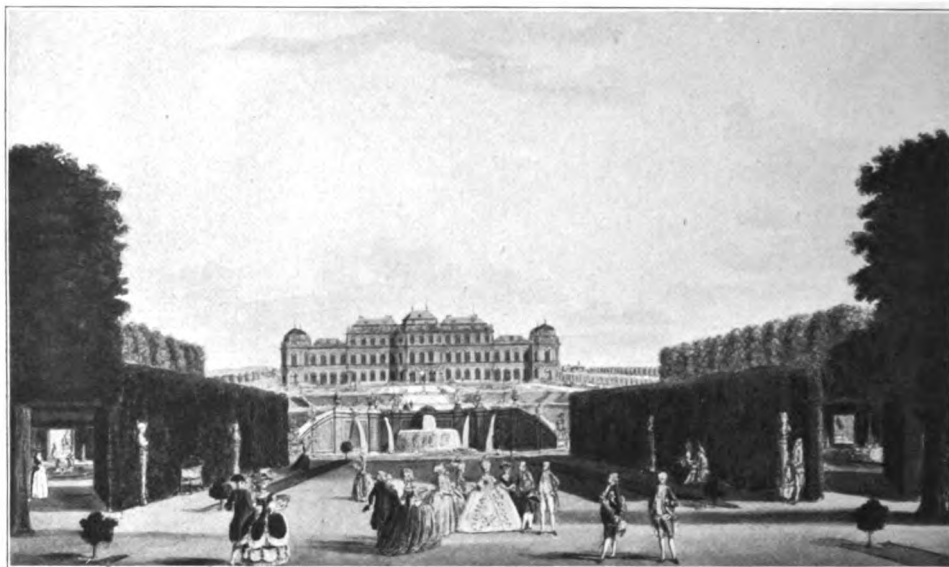
Von Karl Jr. Nowak

Alles in Wiens Gärten schwingt heimlich mit im Rhythmus der Donaustadt. Sie sind überglänzt von den alten, schimmernden Vergangenheiten der Habsburgerresidenz, die Heiterkeit der Menschen ist in ihnen, die lässig ihr Leben vergeilen und veratmen lassen; die unbestimmte, sommerlich süße Schwermut überauscht ihre Wipfel, die von den Wienerwaldhängen mit dem Abend in das Stadtreich niederweht. Vielleicht hat keine Millionenstadt des Kontinents solch mannigfaltige Gärten, keine feistlichere und stolzere; keine Millionenstadt Parke von solch abgetönten, aristokratischen Kulturen; und sicherlich keine solch eine Zahl zärtlich verschwisterter Gärten, die sich alle mit lyrisch sanftem Ineinanderklingen so völlig der Seele des heimatischen Bodens einschniegen.

Sie wurzeln nicht seit heute und gestern im weichen Wiener Erdbreich. Ihre Baumriesen haben fast alle Geschlecht um Geschlecht überlebt, mit der Stadtgeschichte eilen sie zurück in verschollene Jahrhunderte. Nur wenige danken Gründung, Raum und Art späten, demokratischen Geschlechtern. Ihre Schöpfer, ihre Schirmherren sind die gleichen, die Wiens feierliche und anmutvolle, auf jeden Fall indes von edelster Schönheit überleuchtete Paläste bauten. Der Adel des Barocks, des Rokoko, die Vornehmen und Reichen rund um den Kaiserhof schufen die

Gärten Wiens, wenn's die Habsburger nicht selber taten. Die Stadtentwicklung begünstigte oft genug das Bauen: niemals störte, niemals hinderte sie. Und die Stadt blieb sanft und zart von Anbeginn bis heute gegen ihre Gärten, als wüßte sie's, daß sie von selbst die eignen kostbaren Lungen schützen müßte: auch als Alt-Wien zum Neu-Wien wurde, zur völlig modernen Riesenstadt mit unabsehbaren Bezirken, streckte sie die Glieder ganz vorsichtig nur rund um die Gärten, daß sie ja nur unverletzt blieben. Längst zischen die Trams an den grauen Parkmauern vorbei, die Autos rattern, und von den Fernbahnen schrillt der Schrei der Lokomotiven herüber. Das zwanzigste Jahrhundert braust durch Wien, kaum anders als in andern Großstädten auch. Aber in seinen Gärten, die weise über seine Gesundheit wachen, lebt das Versunkene und doch in wunderbarster Reinheit Erhaltene: Barock und Rokoko.

Draußen vor den Wällen der Kaiserstadt, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erst sanken, in den Vorstädten, die hinter den Bastionen sich dehnten, bauten Adel und Fürsten ihre Sommerpaläste. Prinz Eugen, der edle Ritter, stieg das hügelige Gelände im Osten Wiens empor, und just dort, wo der Blick am freiesten die Residenz seines Herrn übersog, stellte er den Prunkbau des Belvedere hin. In engster Nachbarschaft des Türkenfiegers hielt



Das Belvedere (Gartenfront)

Nach einem Kupferstich von C. Schütz

sich, nur ein wenig mehr gegen die Stadt zu, Fürst Adam Franz Schwarzenberg, Karls VI. Hofmarschall, der für die Seinen Schloß und Park kaufte, die im Eingang des grand siècle Fürst Mansfeld hatte errichten lassen. Das theresianische Zeitalter bringt dann — wiederum weit draußen vor den Toren Wiens — die Schönbrunner Schöpfung und just in entgegengesetzter Richtung auf Wiener Vorstadtboden den Augarten. Fast gleichzeitig rät Van Swieten seiner Kaiserin zur Anlage eines Botanischen Gartens, der dem ersten Botaniker jener Tage unterstehen soll, Jaquin dem Älteren. Wien hat nahezu all sein Parkland längst, da der Vormärz naht. Nur daß die Landpartien, die Kremsreisen hinaus zu ihrem Grün aufhören, als

Franz Josefs Befehl die Ringmauern schleifen und abermals aus den Bastionen neue Gärten schaffen heißt: die Vorstadtblöcke kommen in die Stadt hinein, die Stadt selbst mit ihrem Häusermeer umgürtet sie — stehengebliebene grüne Inseln im Ozean der Steinfloßse.

Freilich: die Vorstadtblöcke des Prinzen von Savoyen und der Schwarzenberge waren Fürstenthümern. In breiten, schwebenden Terrassen eilt der Park Eugens dem Palast entgegen, den droben auf der Höhe Fischer von Erlach für den Marschall begann und dann Lukas von Hildebrand vollendete. Der Geist der Zeit beherrscht den Fürstengarten: Buchsbaumzäune und Taxusbetten, zierlich gestufte Baumreihen, die kokett versteckte Rondells umschließen. Feierliche Sphinge auf



Altephot, Wien

Motio aus dem Schwarzenbergpark

Schweren Postamenten, trotz der mystischen Starre im Antlitz so ganz in der spielerischen Art der Zeit ängstlich auf die Stilisierung der Loden bedacht; dann Wasserfontänen in niederen Becken, da und dort eine Statue, die weiß aus einer Hedennische glänzt. Und allerlei war vorgesehen, den Schloßherrschaften in stillen Mußestunden zu

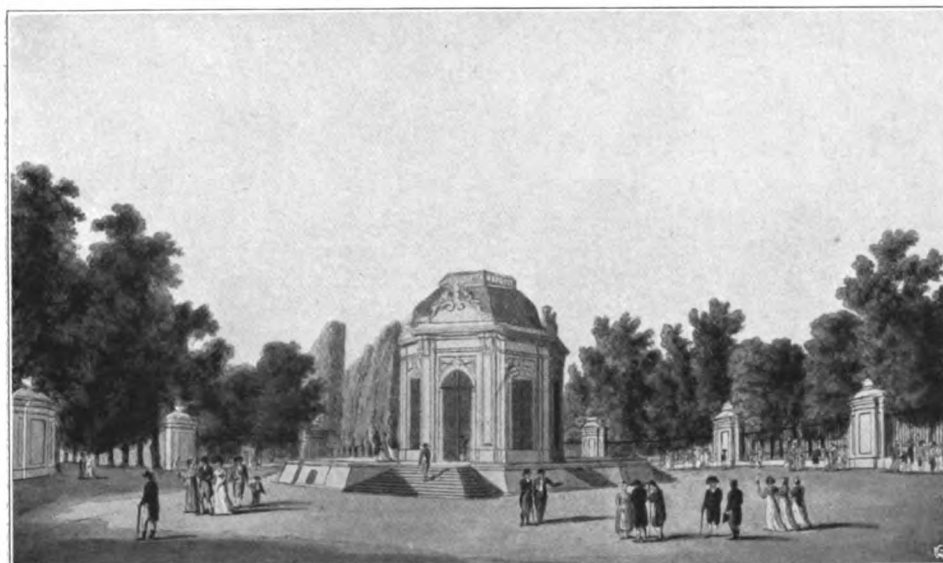


Schwarzenbergpark

Nach einem Kupferstich von C. Schütz

erheitern, zugleich auch seine Gäste zu belustigen. Ein kleiner Sonderpark für erotische Tiere. Eine Orangerie war zu bestaunen. Vor der Schloßfront, die nicht nach den Terrassen blickte, ein riesiges Bassin für ausgelassene Gondelfahrer. All das ist heute noch unverändert, all das noch von des Prinzen Andenken umschattet, der seine Sommerherrlichkeit vielleicht in unbewußter Andeutung gerade über die Stelle verschwenderisch austreute, die am härtesten von Türkenbarbarei und Zerstörerfanatis-

mus mitgenommen war. Nur eine Wandlung: keine Rokokokavaliere gleiten mehr mit galanten Wiener Hofdamen gondelfroh über das Riesenbecken, und auch die erotischen Tiere sind ausgewandert. Der kleine, durch ein machtvollcs Gittertor vom Palast getrennte Tierpark von einst, nahe dem Häuschen, worin Anton Bruckner durch seines Kaisers Huld mild den Ausklang seiner Tage versann, der kleine Sonderpark, gehört jetzt den Kindern: Buben und Mädchen dürfen sich nach Herzenslust darin balgen,



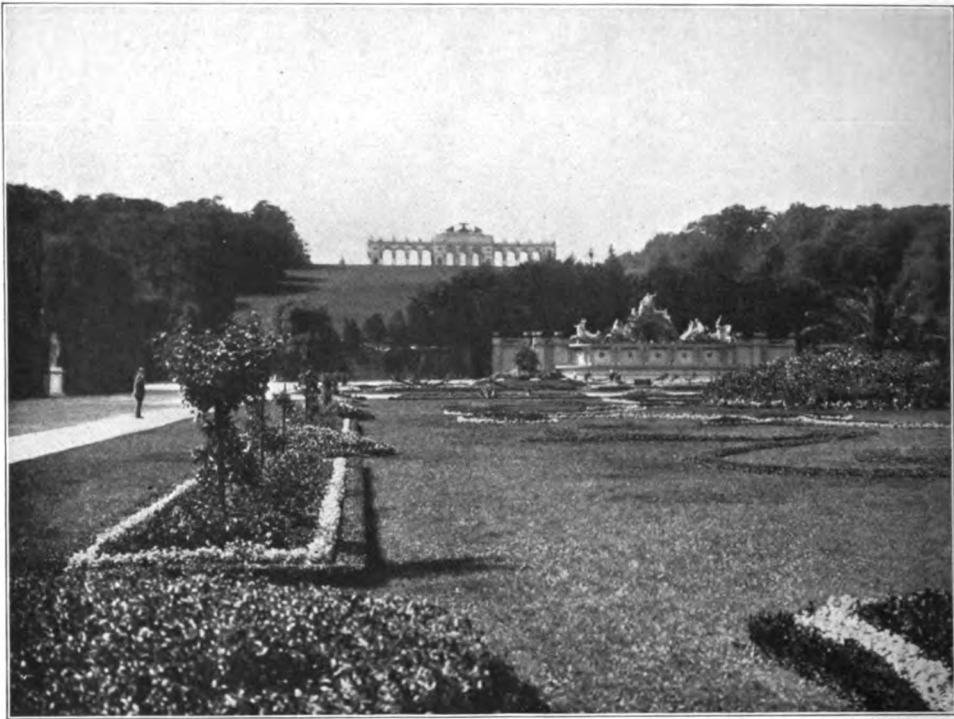
Schönbrunner Tiergarten

Nach einem Kupferstich von C. Schütz

die Gesundheit ihrer jungen Muskeln zu erproben ...

Und langsam schlendert man die Prinz-Eugen-Straße hinab, die gleiche, bergige Zeile, über die des Prinzen Kutsche heraufgeholt kam, wenn er aus Kriegsrat und Staatsgeschäften heimkehrte; ein Stückchen tiefer atmet auch der nachbarliche Schwarzenberggarten den Atem von Alt-Wien. Sein Hochstrahlbrunnen, der mit dem Umfang einer kräftigen Tanne zu jäher Höhe empor-schießt und blühend im Sonnenlicht als eine

ist bescheiden wie der Begriff von der guten, alten Zeit: durch ein Nebengebäude, unscheinbar und mit gebucktem Torbogen, von dem nur die Eingeweihten, die Gartengastmänner wissen, daß er rechts im Hintergrunde die enge, doch altberühmte fürstliche Meierei birgt ... Aber dann ist alles wie Musik in diesem kultiviertesten aller Wiener Gärten, über dem die Einsamkeit und Stille wie ein unwahrscheinliches Märchen mitten im Weltstadtlärm ruht. Ein reiches, buntbestücktes, dichtumwuchenes Blumenparfett vor



Allophol, Wien

Schönbrunn: Blick auf die Gloriette

Myriade von Kristallen in die Runde zerfließt, der Hochstrahlbrunnen ist ein Wiener Wahrzeichen so gut wie der Stephans-turm. Vom Ring aus ist sein helles, weiß-schäumendes Spiel schon sichtbar, und die Steigerung, die den Blick vom Denkmal des Völkerschlachtfiegers Anton Schwarzenberg zwischen vornehmen Feudalpalästen zur Riesensfontäne, von ihrem Goldfischbecken und dem Rasen rundum zum Palais selbst mit seinen aufliegenden königlichen Rampen aufwärts trägt, schafft hier eins der berausendsten, klingendsten Stadtbilder Wiens. Aber der Eingang in den Garten

des Schlosses Innenfront. Angelehnt an nahe Baumgruppen, versucht noch einmal Rom, den Raub der Sabinerin — weich sind ihre Linien, lodend und süßlich üppig; bacchantisch und verführerisch ruht sie dem Römer im Arm, der sie nicht zwingen kann — hier im Gartenland zu vollführen. Hundertjährige Kastanien schließen sich zu würdevollen breitschattigen Alleen, die sich ins Innere des Parks verlieren, zwischen Blumenbeeten, lachenden Rasen, zwischen Goldregenstauben, die schwer und golden überhängen, zwischen Gliederbüschen und Jasmin. Und dann Terrassen, wie im Bel-

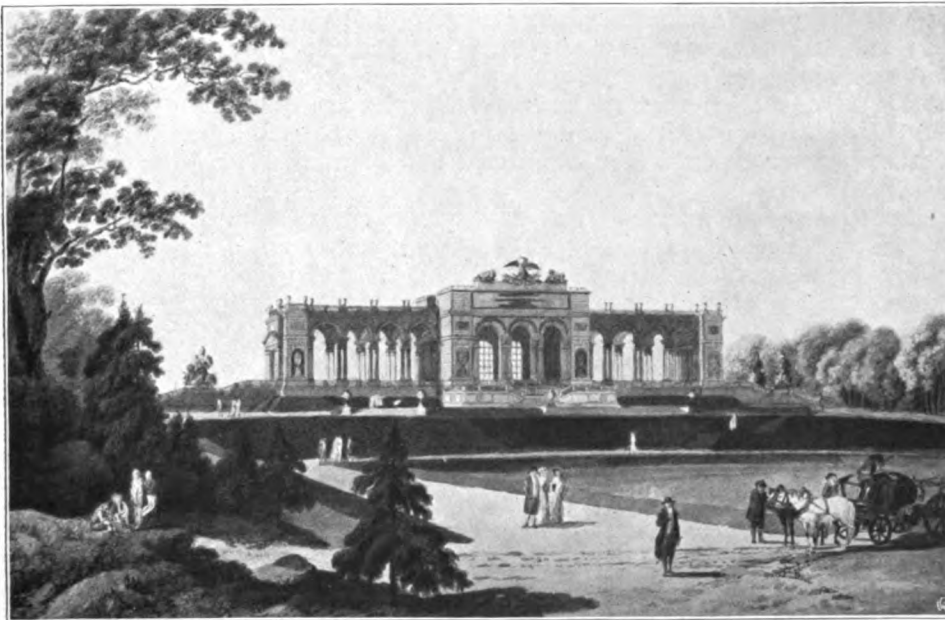


Obelisk in Schönbrunn

Nach einem Kupferstich von J. Ziegler

vedere. Aber die leise Starrheit fehlt, die dort die italienische Stilart bringen muß, nur Durchblide werden von unten sichtbar, Terrassendurchblide inmitten frei entfalteter Vegetation. Denn was Fürst Mansfeld im französischen Stil begonnen hatte, wurde

im Anfang des bürgerlichen Jahrhunderts auf englische Manier vollendet. Wunderlich sind die genau gezirkelten Alleen, die niemand mehr stutzt, in der Stilmischung von doppeltem, ungebundenem Reiz. Und der Überraschungen gibt's mancherlei. Auf ver-



Die Schönbrunner Gloriette

Nach einem Kupferstich von J. Ziegler



Künstliche Ruine in Schönbrunn Nach einem Kupferstich von J. Ziegler

stedten Weibern gleiten langhalsige Schwäne. Man kann ihrem Gleiten aus kühlen Grotten folgen, die sich hoch und muschelrig wölben: auch das ist altwienerisch an ihnen, daß dort seit Jahrzehnten immer noch und fast traditionell eine alte Frau kühl sprudeldes Hochquellwasser zur Erfrischung in der Sommerhige und Brot zum Schwänefüttern reicht ...

Und altwienerisch scheinen auch die Herrschaften selbst, die sich in den schattigen Kastaniengängen, an den Teichen des Schwarzenbergparks und in den Rondells des Belvedere ergeben, die vielleicht noch verlassener, noch verschollener erscheinen, weil ihre zeitabgekehrten, historienüberwehten Formen noch heute so sorgfältig gepflegt werden, als könnte noch jetzt der Schöpfer mit dem Dreißig über der Allongeperücke jeden Augenblick zu strenger Kritik aus den Tagusheden treten. Es sind die Gärten der Stille, die Gärten resignierender Zuflucht. Weißhaarige Hofräte lustwandeln hier und ausgediente Generäle, vornehme, gepflegte alte Herren, die von den Stürmen des Lebens

nur noch das Echo kennen und für die Kinderungebärdigkeit rund um sie ein versonnenes, mildes Lächeln haben, das wie in eine ferne, für sie selbst nicht mehr erreichbare Zukunft zu wandern scheint. Eine Sentimentalität ohne Schmerzen wohnt in den beiden Partien, etwas von der träumerisch spinnenden Ruhe in den Großväterstuben, durch die das Ticken einer altmodischen Pendeluhr summt. Gelassen und altersgebeugt kommt manchmal ein Parkwächter vorbei, mit eisgrauem Haar und am Krüdstock. Ein Invalide mit verblichen scheinender, vorzeitlicher Uniform, das Wehrgehänge noch schräg über die Achsel gezogen, Tapfere mit medaillengezierter Brust aus irgendwelchen verschollenen Kriegen ... Auch sie ein Stück Alt-Österreich ...

Im Lustschloß Schönbrunn wird das Altertümliche und Historienumwehte vor allem

freilich zu einem Prunkzeugnis habsburgisch kaiserlichen Glanzes. Nichts läßt mehr die Erinnerung an das bescheidene Jagdschloßchen zu, das an Schönbrunn Stelle noch um die Türkenkriegszeit stand und natürlich auch niedergebrannt ward, wie alles, was vor Wiens mit unerhörter Kraft widerstehenden Wällen im offenen, ungeschützten Gelände dem mitleidslosen Feindeshaß preisgegeben war. Fischer von Erlach, der Erlauchte, ersann für Josef I. neue Schloßpläne von stolzester Kühnheit. Aber Maria Theresia erst ließ nach Pacassis Entwürfen die kaiserliche Sommerresidenz ganz entstehen. Deutlich sieht man das Vorbild oder doch die Art Versailles', dennoch ist alles anders in Schönbrunn als in der Sonnenkönigsstadt: weicher und lebenswürdiger, fließender in den Formen und voll innigerer Melodie. Das Prunkschloß beherrscht den Park nicht von einer Höhe aus, wie's meist die Regel — auch der alte Fritz baute so sein Sanssouci — im Garten französischer Stilart: der Schönbrunner Park schwebt selbst, vom Schlosse

fort zur Höhe hinan. Gestufte Hedengänge enteilen der Schloßfront rechts und links, königlich sich redende Heden bilden Tore und Bogengänge, ganze Hallen in einer Architektur von schimmerndem Hellgrün. Aberreich ist der Fürstensitz mit Zierstüden und Künstlereinfällen aller Art ausgestattet. Eine ganze Heerschar von Hellenengöttern, der ganze Olymp wanderte aus des Hofkünstlers Beyer Atelier in Maria Theresias Park, nicht so fröhlich, nicht so led wie die Hofdamennymphen, die Gaspar Adam ins Parterre von Sanssouci stellte, aber doch voll Anmut trotz erhabener Haltung und mit dem Schönheitsrhythmus hellenischen Geistes. Und es ist ein weitgedehntes, lichtverschwebendes Götterparterre, wie sich die hohen grünen Wände voll verfliegender Perspektiven, immer aufs neue belebt und gehoben durch die Olympheroen aus schneigem Tiroler Marmor, an endlosen farbenleuchtenden Blumenboskettis und Rasen vorbei hinunterbreiten bis zu Beyers großem Neptunbrunnen, in dessen Rücken die architektonische Triumphwirkung des Schönbrunner Schloßparks erst beginnt: der ziemlich wagemutig aufstrebende, von Serpentina umwundene, die ganze Schönbrunner Runde beherrschende Parthügel, den die Gloriette krönt ... Allerlei Bestaunenswertes gibt's gewiß dort unten in der Parktiefe. Historisch angehauchte Schwärmer dürfen vor der »Römischen Ruine« ihren Träumereien nach-

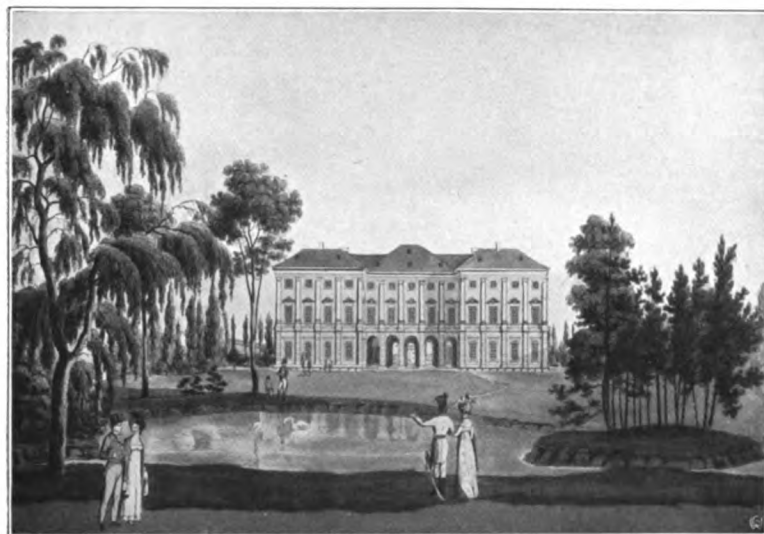


Risograph, Wien

Nymphenbrunnen im Park von Schönbrunn

hängen; sie wirkt noch »echter« als Kaiser Franzens künstliche Ritterfeste in Lagenburg. Und Zoologen mag es nach der Menagerie hinüberlocken, die sicherlich mit ihren erlesenen Exemplaren den wertvollsten Tierparks Europas beizählt. Im Palmenhaus und im Botanischen Garten, der noch unter Maria

Theresia angelegt ward, in den Treibhäusern mit den Exotenschen werden die Pflanzenliebhaber sich in naturwissenschaftliche Erörterungen verlieren dürfen. Und alle verliebten Paare werden durch die Laubengänge hutschen, durch verborgene Rondeaus mit den flachen Wasserbetten und allerlei künstlichem Getier darin, bis



Pichlersteinpark

Nach einem Kupferstich von C. Schütz



Wiener Volksgarten

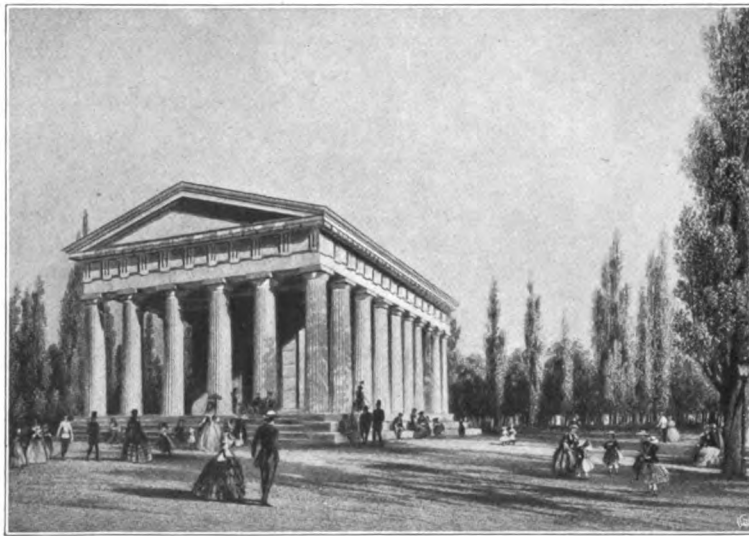
Phot. Reiffenstein, Wien

sie endlich am Rosenboskett rasten, aus dessen Blütenmeer berauschend und betörend, die Sinne süß verwirrend, ein schweres, betäubendes Duften naht...

Aber all dies ist nichts gegen die Märchenschönheit eines einzigen Blickes in Abend- und Sommerdämmerung von der Gloriette aus. Aber die Kieswege, über die Heden und Statuen, über das Blumenparkett Schönbrunn und über das Kaiserschloß hinweg ist Wien, die Kaiserstadt, gebreitet. Zart hebt sich, haarscharf im leichten Dunst des Abends, der Stephansdom fern in

lenden Häuserwogen. Angreifbar, dennoch spürbar schwebt die Wiener Stadtseele durch Landschaft und Stimmung. Mild ist alles und lind, schönheithingegeben, genießerisch und fast bang vor allzu vieler Schönheit. Grillparzers bitter-süße Strophien vom Capua der Geister werden wach. Und von den sinkenden Nebeln klingen Joseph Lanners hold versponnene, schwermütig verwehende »Schönbrunner«...

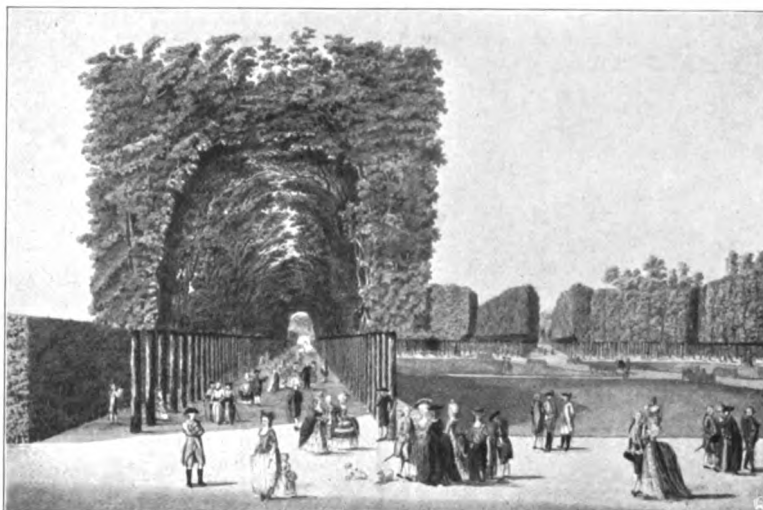
Mit Lanner, dem »Blondkopf«, und Johann Strauß-Vater, dem »Möhrenschädel« und Ersten seiner Dynastie, die oft genug hier draußen vor Schönbrunn's Hieginer Tor, drüben im biedermeierlichen, stadtberühmten Kasino des alten »Dom-mayer« zum Tanz aufspielten, mit dem Summen und Wiegen ihrer Vormärz-Walzer im Ohr, schlendert man langsam zur Stadt zurück. Und nicht bloß in Schönbrunn's Nähe beginnen die Erinnerungen an



Thesäustempel (Volksgarten)

Stich von J. Würthle nach einem Gemälde von Rudolf Alt

die Balzerbios-
furen zu wir-
beln, zu drän-
gen, zu klingen:
auch der Volks-
garten, drinnen
in der »Innern
Stadt«, dicht
neben der Kai-
serburg, gehörte
ihrem Drei-
vierteltakt. Die
Zärtlichen und
Galanten, die
die Seufzerallee
und Lasterallee
rund um die
Militärkapelle,
rund um »Göt-
terdämmerung«



Partie aus dem Augarten

Nach einem Kupferstich von J. Ziegler

und »Fledermaus« durchstreifen, sind zwar
längst nicht mehr die »Löwen«, die mit
hohem, engem Hut, mit bauchigem Schlips
unter dem Vatermörder und tolett schlen-
terndem Stöckchen im »Paradeisgartel« von
einst um die Gunst der Vormärz-Esprö-
den sich mühten, indes viel geliebt und
viel geflüstert wird auch heute noch im
»Volksgarten« am Ring. Alles verführt
hier zu zärtlichem Empfindungsaustausch:
das Dunkel der Baumreihen, der schwere
Duft von Glieder und Beeten, die lodend
herüberflirrende, werbende Musik, die Ro-
mantik des The-
seustempels mit
seinem klassi-
schen Säulen-
werk, über wel-
ches sentimen-
tal der Mond-
glanz huscht, die
schwärmerische,
weiche Silhou-
ette der Ring-
straßenprunk-
bauten, die sich in
abgeklärtestem
Linien Schwung
in den Nacht-
himmel zeichnet,
und der Geist
des hereinschat-
tenden Burg-
theaters ...

Es wispert in dem kleinen Park von den
Geständnissen der »süßen Mädel«, wie eins
von ihnen just auch drüben auf der Burg-
theaterszene in Schnitzlers »Liebele« seine
Sehnsuchtstragik auslebte, es flüstert und
bebt von den Seligkeiten der armen hübs-
chen Gouvernanten, die vormittags die
Buberln und Mäderln fein artig zum The-
seustempel spazierenführen und sich dann
abends, wenn die Lanner-Reminiszenzen im
Pavillon der Militärkapelle aufflattern, für
eine spärliche Stunde des Glücks in die
Seufzerallee zurückstehlen ... Ein Zierpark



Türkenchanzpark

Phot. Reiffenstein, Wien



Phot. Reiffenstein, Wien

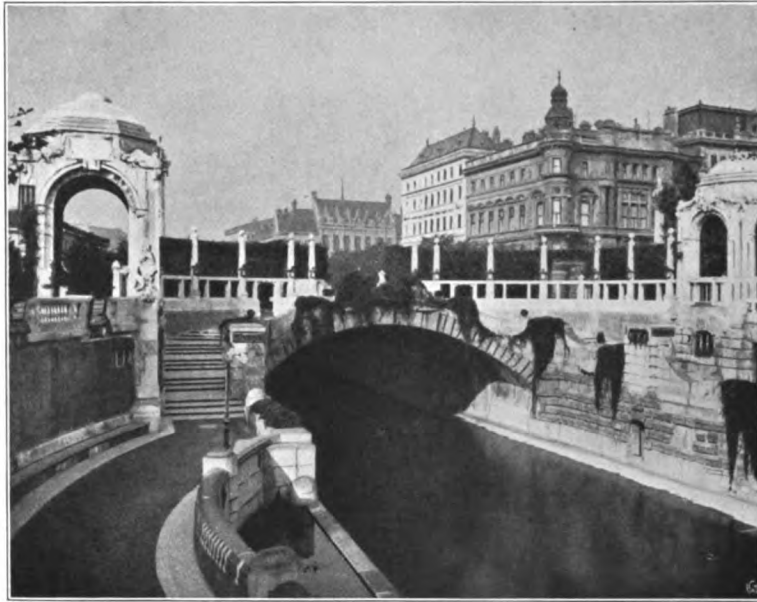
Aus dem Wertheimsteinpark in Döbling

ohne alle Künstelei: Rasen, Bäume, Blumen — dennoch ein Stück Wiener Seele, ein Stück Wiener Leichtigkeit und Wiener Schwere, oft genug vom gerührt begeisterten Peter Altenberg — dem Stammgast — besungen voll elegischer Leidenschaft. Edel und auch sie mit einem Ausdruck fast feierlicher Melancholie, fügen sich zwei Denkmäler noch in den Volksgartenrahmen. Rundmanns Grillparzer thront darin, dem Burgtheater gegenüber, umrankt von Wehrs abgetönten, vornehm stilisierten Dramenreliefs — das eine hat immer die versunkensten Betrachter: »Des Meeres und der Liebe Wellen« — und auch das Marmorbild der Kaiserin Elisabeth wohnt jetzt im Volksgarten, das der Zumbusch-Schüler Hans Bitterlich schuf. Verschwenkerisch verstreuter, schimmernd weißer Marmor hebt sich über den Grund des Partrückens hinaus, gegen den Burgtheaterhintergrund mit einer überwältigenden Wirkung der Linie. Marmor verklärt die Herrscherin, marmorn die Deden, die Beete, die Springbrunnen, die Seitenfassaden, durch die man wie durch Tempeltore kommt. Ein rührender Anschaulichganz in all dem weiten blendenden Weiß, Jungfräulichkeit umhaucht eine Märtyrerin, alles Edle, das diese unglückliche

Frau in einem armen Leben umgab, scheint als verklärte Reinheit in den Stein gebannt, der als einzigen Schmuck Rosen, nichts als Rosen trägt. Von allem Nationalen, von allen Hoheitszeichen ist ganz und gar am Bild der Fürstin abgesehen: eine Frau nur ist verklärt, die Frau als Güte und Reinheit ... Mitten in leuchtendes Grün gestellt. Und gegen den erhabenen Stadthorizont, den ihre Residenz ihr schenken konnte.

Und dann noch ein Stückchen weiter diesen herrlichen, mit lässiger, fast lyrischer Grazie die Innenstadt umschmiegenden Ring hinab: man tritt in den Stadtpark ein ... Vielleicht geben ihm, der mit seinem Weiher, seinen Störchen und Schwänen, mit Baumgruppen auf frischen Rasenflächen sich ganz in englischer Gartenfreiheit entfalten darf, gar nicht die vielen Denkmäler — auch Schubert hat hier sein Ewigkeitsbild gefunden — oder die architektonisch prachtvoll gelöste Wienflußüberwölbung so sehr das Gepräge, wie das Publikum selbst, das den aus den Glacis von einst hart an der Stelle geschaffenen Park aufsucht, an der Wiens Stadtmauern sich erhoben. Ein Garten der Reichen ist's und zugleich ein Passagepark. Vom Stadttinneren her durch-

queren ihn zur Zeit der Mittagsstunde und des Feierabends die Schwärme der kleinen Beamten, die heim nach ihren Wohnvierteln wollen; nachmittags erscheinen auf der Terrasse des »Kursalons«, welche von schwungvollen Ornamentbeeten bekränzt wird, die vornehmen Mamas, die Herrinnen der Finanz, die Gattinnen der großen Fabrikanten und Indu-



Wientalabfluß

Kilophot, Wien

striellen der Hauptstadt, mit ihren Bübchen und bligblank gepugten Mädeln, die sie zu

Raffee und Ripferln führen ... Am Nachmittage mit der Mama ist man noch weit



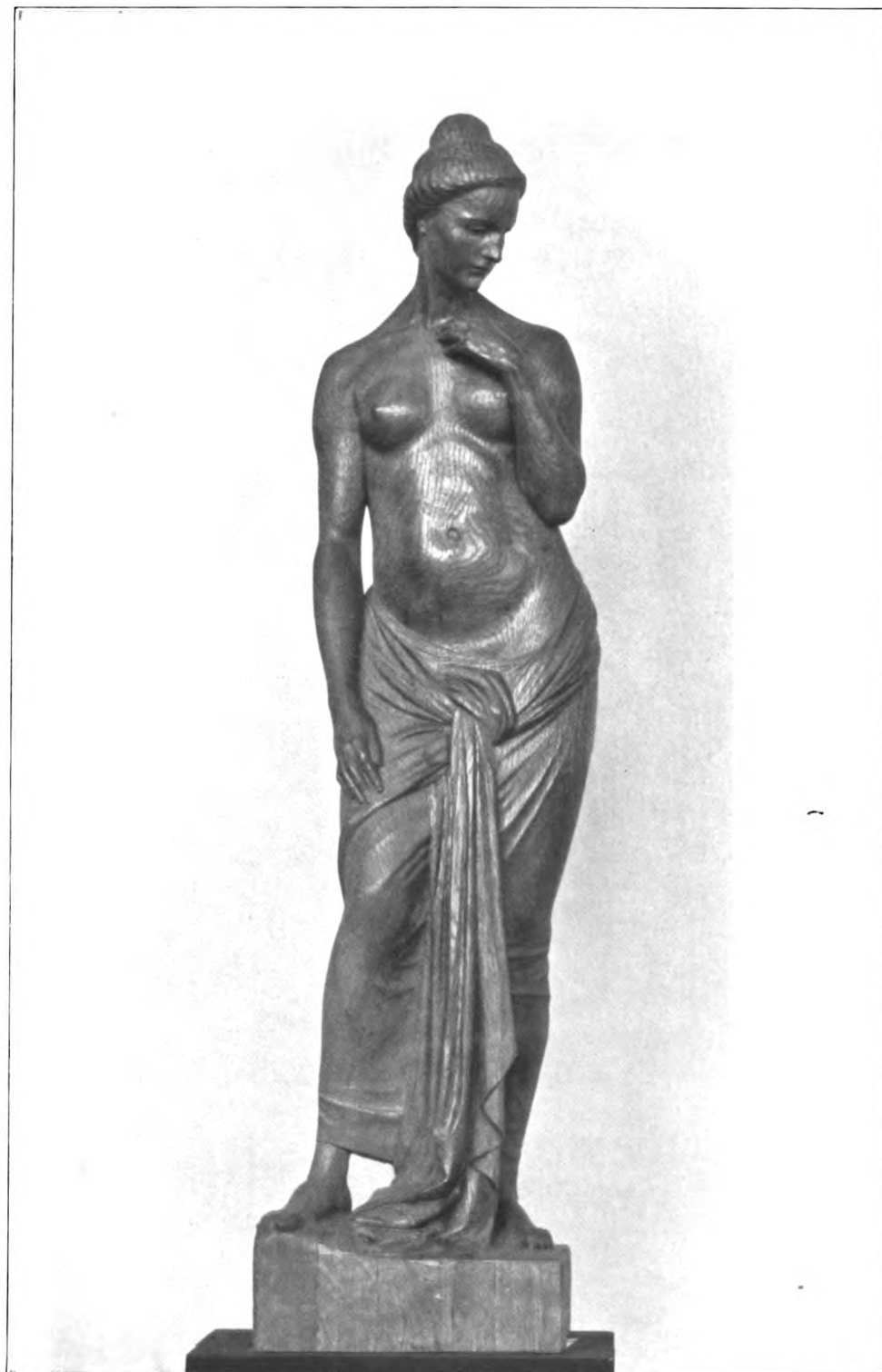
Vom Wald- und Wiesengürtel

Kilophot, Wien

sauberer gepugt und noch weit wohlerzogener als vormittags im Stadtpark, wenn man mit der Gouvernante hinüber in den jubelerfüllten, ewig bewegten Kinderpark darf, der jenseit des Wienbette liegt. Im Park der Großen sind die Kieswege allzu peinlich gehalten, der Ernst der Störche bleibt allzu gravitatisch, an dem schmiedeeisernen Pavillon, am lustigen Lusthäuschen, an dem oben die Melonen baumeln, darf man nicht emporklettern, und am Wetterhäuschen mit Barometer und Thermometer ist's immer das gleiche ... Im Kinderpark aber darf man toben, selbst wenn der Staub aufdampft. Kein Wächter ist hinter einem her. Der Park der Großen ist, wenn nicht gerade die Arbeitschwärme ihn durchheilen oder ein Mäuder sich über Mittag auf den Bänken dehnt, ein Park der Repräsentation: Kursalon ... artig fein ... Ripferl und Raffee ...

Seit ihre Menschenheere, ihre Mietskolosse immer beängstigender wachsen, hat freilich die Stadt auch immer eifriger nach neuen Möglichkeiten ausgespäht, trotz Prater und all den alten Gärten, den Wienern zum Stammbesitz immer noch frische, stets kräftigere Lungen zu schenken. Rund um die Artilleriekasernen des Arsenal, nicht allzu weit vom Belvedere, auf früher öden verwahrlosten Hügelketten breiten sich jetzt die hübschen, sorgfältig gepflegten Anlagen des »Maria-Josefa-Parks« ... Und die ganze große Kaiserresidenz wird nunmehr von jenem einzigen, lang ersehnten, in der Kühnheit der Schöpfung unerreichten und freilich auch unerreichbaren Gartenstreif umspannt: die neuen, in ihrem Gesamtaufmarsch unabsehbaren »Gürtelanlagen« schlingen ihr grünes ununterbrochenes Band kreisartig um Groß-Wien. Aber die Linienwälle von einst, über die Peripheriestraßen der Stadt, die für die heute verkehrsumbrandeten, dichtbewohnten Vorortbezirke von Anno dazumal einen zweiten, in Breite und Schwung nicht unebenbürtigen »Ring« bedeuten, eilen sie in freier rhythmischer Entfesselung in immer imposanterem, luftumwehterem Anstieg an Hügelwiesen vorbei und durch Wälder hindurch, schließlich als »Höhenstraße« bis unmittelbar hinauf an das Rahlenberggelände. Und just von hier, vom Tor der Alpen — dies ist ihr Sinn — tragen sie den Wienerwald-Atem, den Wienerwald selbst, auf breitem hindernislosem Weg wieder zurück in die Millionenstadt. Den Arbeiter durchbläst er, der dort brunten in der Tiefe den »Gürtel« passieren muß, wenn er seinen Fabriken zustrebt. Dem Einsamen jauchert er lech das Haar, der von drohen irgendwo, bei Heiligenstadt oder Nußdorf, in den Anblick der berauschend zu seinen Füßen gebetteten Wienerstadt niederträumt ... Keine Millionenstadt Europas hat Gärten von solch alter, kulturverpönnener Schönheit wie Alt-Wien: keine indes auch einen ähnlichen, bloß annähernd gewaltigen Landschaftstriumph wie im herabgeholten Waldgelände das vollatmende Neu-Wien.





Fot. Julius Sohn, Düsseldorf

Heinrich Müller: Junges Weib



Emil Himmelheber

Roman von Anton Jendrich

III



Das Konzert

In den Gasthäusern des Brindertals und in den Aushängekästen der Kirche, des Rathauses und der Post hingen saubere, in zierlicher Rundschrift vom Lehrer geschriebene Plakate, darauf zu lesen war, daß abends von halb neun Uhr ab im Saal der »Gemse«, dem Gasthof der verwitweten Frau Marianne Huber, geborenen Camperdona, ein großes Konzert zugunsten der Wasser- und Feuerbeschäftigten des Brindertals stattfinden werde. Als Personen, die »gütigst ihre Mitwirkung zugesagt hatten«, waren genannt: der hochwürdige Herr Pfarrer Wendelin Birkheimer (Klavier und Violine), das hochverehrte Fräulein Kirsten, Pianovirtuosin aus Deutschland, der Herr Doktor Himmelheber (als Vortragender), gleichfalls aus Deutschland, der Herr geehrte Grenzinspektor Fabelis Jüngli (Fagott und Viola) und der Herr Hauptlehrer Amethostus Finneisen (Klarinette, Violine und Klavier). Der Eintrittspreis war angesichts des ehlen Zwedes in das Belieben »der Herren Fremden mit Gemahlinnen« sowie der »löblichen einheimischen Bewohner« gestellt.

Der leichte Landregen, zu dem sich das Unwetter nach und nach befähigt hatte, störte nicht, sondern erhöhte die Stimmung in der »Gemse« bei den Vorbereitungen zum Konzert. Während der Gläser die zer Schlagenen Fenster Scheiben einkittete, spannen die Mädchen mit Papierblumen durchwundene Tannengirlanden von einer Ecke des Saals in die andre, und die alte Huberin holte das beste Geschirr und die schönsten Gläser aus den Schränken. Denn sie hoffte, die Musik werde den Gästen auch Appetit und Durst machen, so daß der Schaden vom gestrigen Abend vielleicht am heutigen schon wieder eingeholt werden könne.

Bereits um sieben Uhr stellten sich die Künstler in schönen schwarzen Bratenröden ein, suchten den besten Platz für das Orchester aus, rückten das aus Mariannens Zimmer hergebrachte Klavier mit Wichtig-

keit und Behutsamkeit zurecht, stellten die Pulte auf und probierten mit wichtiger Miene die Akustik. Während des Abendessens, das die Pensionäre ausnahmsweise draußen auf der Glasveranda einnahmen, ließ der Herr Lehrer seiner Klarinette einmal einen verwegenen Triller entschweben, und der Herr Grenzinspektor entlodte seinem Fagott eine tiefgefühlte Kantilene. Der Herr Pfarrer, der die ganze Veranstaltung leitete, schob immer wieder an dem schönen schwarzpolierten Piano Mariannens herum, ließ eine Passage von Terzen von der untersten bis zu der obersten Taste hinaufgleiten und fragte die im Büfett sitzende Marianne, ob es sich so besser mache, oder so, wie das Instrument vorhin gestanden habe.

Kurzum, es war eine durchaus festliche Stimmung im Saale der »Gemse«. Und als noch Emil mit seinem schwarzen Abendanzug erschien, da husteten die drei Künstler ehrerbietig wie vor einem Protektor ihres schönen Vorhabens. Doch als erst Lotte, die sich den ganzen Nachmittag nicht mehr hatte sehen lassen, in einem äußerst vornehmen seidenen Konzertkleid mit einem Ausschnitt am Halse, den der hochwürdige Herr Pfarrer zwar schön, aber etwas zu tief fand, sich zu den Kollegen des Abends gesellte, da wölften sich die Rüden der drei ländlichen Künstler in so zierlichen und würdigen Verbeugungen, wie sie es sich selbst in ihrem Leben nie zugetraut hätten.

Schon nach acht war der Saal bis auf den letzten Platz besetzt. Vor den Fenstern stand erwartungsvoll das ganze Dorf. Es gelang nur schwer, die Draußenstehenden davon abzuhalten, daß sie ihre Köpfe vertraut über die Fenstergesimse und in den Saal hineinstreckten. Denn sie, denen geholfen werden sollte, sie wollten auch von dem für sie veranstalteten Genuß selber etwas haben.

Die Künstler saßen in einem schönen Halbkreis längst in Bereitschaft, wobei Lotte ihren Stuhl dicht neben Emil hatte, als der Pfarrer mit seinem runden Antlitz voll ge-

bändigter Bonhomie und seinen Kopf voll kurzer Lösschen die Veranstaltung durch eine etwas salbungsvolle Ansprache eröffnete und dann Herrn Doktor Himmelheber aus Deutschland das Wort erteilte zu einem »selbstverfaßten Prologus«.

Emil erhob sich, trat vor und las mit leichter Unterstützung eines beschriebenen Blattes Papier ein Gedicht, das alle mit viel Achtung und Aufmerksamkeit anhörten, das aber auf niemand irgendeinen Eindruck machte. Nur Marianne sah, wie Lotte sich während des Gedichts fest zusammenraffte, wie in ihren Augen ein beglücktes Staunen aufleuchtete, und wie ihr zum Schluß während der letzten Verse ein leiser Schauer durch den ganzen Körper zitterte.

Dann spielten der Pfarrer, der Grenzsinspektor und der Schullehrer ihr Mozartisches Trio. Aber war es nun die Aufregung, vor so großem Publikum sich produzieren zu müssen, oder waren es die Strapazen der vorhergegangenen Nacht, jedenfalls fand Lotte, daß sie lange nicht so gut spielten wie am Abend vorher. Einmal waren sie sogar nahe daran, aus dem Konzept zu geraten und mit Schimpf und Schande umzuwerfen; aber der Pfarrer spielte auf dem Klavier einige Takte so oft hintereinander her, bis die Klarinette und das Fagott sich wieder in die richtigen Wendungen der Komposition hineingefunden hatten.

Der Hauptlehrer, der nicht so sehr wie seine beiden Kollegen für klassische Musik war und die Sehnsucht, eine besondere Rolle zu spielen, nicht immer mit Erfolg unterbrücken konnte, überraschte seine Partner mit der Mitteilung, er habe Raffs Rravatine auf der G-Saite mitgebracht und wolle, um ihnen ein Ausruhen zu ermöglichen, ein kleines Solo zum Besten geben, würde jedoch, falls es der Herr Pfarrer und der Herr Grenzsinspektor nicht wünschten, zurückstehen. Die beiden sahen einander erstaunt an, und bevor sie sich geeinigt hatten, war der Herr Amethystus Finneisen schon auf Lotte zugegriffen, um sie mit einer verbindlichen Verbeugung zu bitten, die Klavierbegleitung zu übernehmen.

Der Beifall nach Beendigung der Rravatine war so stürmisch, daß die beiden Kollegen des Herrn Hauptlehrers gute Miene zum bösen Spiel machen mußten und sich, wenn auch nicht ganz herzlich, dafür bedank-

ten, daß durch die Rravatine die verschiedenen Scharren des Trios ausgeweht waren.

Nach einer schidlichen Pause, während der einige durstige Wiener sich schon umschauten, ob nicht auch serviert würde, wurde ein Haydn'sches Quartett gespielt. Und das leichte und doch so festgefügte Tongewebe des lebenswürdigen Rofokofomponisten vermochte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft so zu fesseln, daß der Pfarrer heimlich beschloß, nun auch seinerseits aus der Verborgenheit herauszutreten. Er kündigte als Einlage das Boccerinische Menuett, bearbeitet für Violine mit Klavierbegleitung, an und erbat sich aus Rache gegen den Lehrer, daß nicht dieser, wie schon so oft, sondern Lotte ihn am Klavier begleitete.

Das Publikum fing aber nach der schlecht durchschlafenen Nacht in den Eden doch schon an zu gähnen; so entschied sich der Pfarrer, von seinem Vorhaben abzusehen, und mit erhobener Stimme verkündete er, Fräulein Charlotte Kirsten, welche als eine ganz ausgezeichnete Klavierkünstlerin gerühmt werde, habe nun die Güte, den verehrten Herrschaften die Sonata appassionata von Beethoven vorzutragen; er bitte höflichst um Ruhe während des Vortrags.

Lotte hätte, wie schon während des Konzerts, laut aufschreien können vor Vergnügen über diese Einleitung, und sie überlegte sich gerade, wie sie später Isi und ihrer Mutter von diesem denkwürdigen Abend erzählen wolle, als Emil sie durch einen letzten Wink darauf aufmerksam machte, daß sie nun an der Reihe sei. Lotte sah ihn aus ihren prachtvollen Augen mit einem überlegenen und gefährlichen Lächeln an. Ihre Stunde schien ihr endlich gekommen. Sie hatte mittags dem unbefangenen, sicheren Benehmen Emils keinen Widerstand zu leisten vermocht und hatte ihm zugesagt. Im Laufe des ganzen Nachmittags aber hatte sie geschwankt zwischen Zweifeln, ob sie sich in der Person hinter Mariannens Fenster getäuscht, oder ob Emils Sinne auch noch jetzt an Mariannens voller Schönheit hingen. Doch neben diesen Zweifeln hatte auch die kühle Sicherheit in ihr Fuß gefaßt, daß sie einen Schlag gegen Emil tun müsse, einen großen, machtvollen Schlag, so wie es ihrer würdig wäre.

So setzte sie sich vor Mariannens Instrument und spielte. Und während sie

spielte, wurde langsam eine andre Welt im Saal. Sogar die gähnenden Wiener versicherten sich einander flüsternd, die Dame spiele nahezu wie eine perfekte Künstlerin. Der Pfarrer legte sein feistes Häuptlein leise auf die Seite und wußte nicht, wie ihm geschah. Nur der Herr Lehrer vergaß nicht, den jedesmaligen Wechsel, wenn er aus einem Entzünden ins andre fiel, auch durch eine gönnerhafte Miene und durch ein kennerhaftes Nicken des Kopfes dem Publikum anzuzeigen. Marianne aber saß im Büfett und gewahrte, wie es über Emils Gesicht wie ein Erwachen ging. Sein Körper schien zu wachsen und im Wachsen hart zu werden wie Stahl. Seine Augen schauten klar und tief in der Erwartung eines seltenen Anblicks über die Menschen hinweg und durch ein Fenster in unaussprechbare Weiten. Als ob er glücklich sei, nach langen Jahren wieder in der Heimat, in seiner Heimat angelangt zu sein, so blickte Marianne der Ausdruck seines Gesichts. Je wunderbarer ihr Ohr die Welt der Töne berührte, die unter Lotens Finger ihrem Klavier entstiegen, desto tiefer sank ihr Herz, und desto heller wurde ihr, was der Achleitner drüben vor ein paar Wochen zu ihr von denen gesagt hatte, die draußen in der Heimat des Doktors schon auf ihn warteten.

Die Appassionata war für die Sommergäste in der »Gemse« eine starke Zumutung. Sie rührten sich nicht, aber als Lotte geendet hatte, da war der starke Beifall ebensoviel Dank, daß das Konzert nun aus war, wie Anerkennung der Kunst.

Lotte selber fand, daß sie in ihrem Leben noch nie so gespielt hatte wie heute abend.

Dann kamen der Pfarrer, der Lehrer und der Grenzinspektor und der zufällig gefundene Cellist und brüdten in teils wohl-gewählten, teils schlechtgesetzten Worten der »Kollegin des Abends« ihre Anerkennung und ihren Dank für den »ganz unglaublich hohen Genuß« aus.

Währenddessen erfüllte ein erlösendes Stühlerücken den kleinen Saal. Alles atmete auf, und noch schwebten die letzten Akkorde der Appassionata zwischen den Girlanden hin, als sich durch die Hintertür schon der Sepperl mit seiner großen Handharmonika hereindrückte, seine Kraxfüße machte und wie ein längst Erwarteter mit allgemeinen »Ah!« bewillkommnet wurde.

Der Sepperl war der zweite Hausnecht in der »Gemse«, und er hielt es für eine seiner Lebensaufgaben, alle Menschen, welche die Handharmonika nicht zu den ernstesten Musikinstrumenten rechneten, von diesem großen Irrtum zu bekehren.

Als der Längsterwartete mit den kleinen freundlichen Augen und der fed in die Lüfte stehenden Stumpfnase auf einem Stuhl an der Wand Platz genommen hatte, fuhr er zuerst mit dem Handrücken über den Mund, nahm dann sein Instrument liebevoll an sich, neigte den Kopf ein wenig auf die Seite und präludierte eine Perlenreihe von Tönen herunter. Bald wiegten sich die Paare unter den leichten Tannengirlanden des Sälchens. Die Bassregister der Handharmonika brummen eine handfeste Begleitung, während die hohen Töne jauchzten und mit so viel Herz und Gemüt, als das Instrument eben in sich hatte, aus dem langen Balg heraus-sprangen. Der Sepperl geriet immer mehr in die Gewalt der Frau Musika und mit ihm die Tanzenden. Selig und leise wiegte sich sein Oberkörper hin und her, unter den Tänzern schluchzte und jauchzte, wiegte und wogte es, und der Fußboden war ganz elektrisch von dem Schleifen der vereinigten Fußpaare.

Alles stand schon nach einer Viertelstunde unter dem Bann von Sepperls Handharmonika. Nur Lotte und Emil saßen, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, in einer stummen großen Einigung der Seelen, die Beethovens dämonische Gewalten um sie geschlungen hatten. Wie zwei Menschen aus einer andern Welt saßen sie abseits auf ihren Stühlen beim Klavier, und ihnen gerade gegenüber saß Marianne, ebenso stumm, aber wie ein Mensch aus dieser Welt, der jene in sprachlosem Staunen erkannt hatte.

Und während sie so saß, nahte ganz leise und unauffällig der Achleitner, bestellte ein Glas Bier und sagte dann gut und ernst und ohne daß es jemand hörte: »Hab' ich dir's nicht gesagt, Mariander!«

Abschied

Noch immer rieselte ein sanfter Landregen durch die Nacht herab übers Tal. Marianne war schon einigemal aufgestanden, um Licht zu machen, nach der Uhr zu sehen oder auch zu schauen, ob der Tag noch nicht graue. Eine ganze Stunde

später als sonst schien endlich die feuchte Dämmerung durch ihre Fenster, und vor den Bergen hing es ringsum von schweren nassen Wolkensegen. Pipa und Franzl schloßen fest mit weit um den Kopf gelegten Armchen in den Kissen der Mutter, die ihr Bett am Abend vorher aus einem süßen, sehnfüchtigen Gefühl heraus in die alte Bettstatt zurückgebracht hatte. Aber als sie nach Mitternacht in ihr Zimmer gekommen war, da bettete sie die schlafenden Kinder an den Platz, den sie sich selbst zugebacht hatte, und durchwachte auf ihrem gewohnten Lager, ober auf den Kissen der Kinder, eine zweite Sturmnacht.

Die Kühe, die sich während des gestrigen Tages langsam von selber wieder im unbeschädigten Stalle eingefunden hatten, gingen an zu muhen und an der Kette zu zeren, und als das Maultier hungrig immer stärker gegen die Wandverschalung trat und brunten in den Büschen am rauschenden Bach die erwachenden Vögel zu piepsen begannen, da wußte Marianne, was für ein bitterer Tag ihrer wartete.

Sie ging hinab in den ersten Stod und wurde von der schon wachen Schwiegermutter mit der Mitteilung überrascht, daß Gräulein Kirsten ganz zeitig einen Wagen nach der Bahnstation hinab bestellt habe und im Begriff sei, abzureisen. Das Wetter sei ihr zu schlecht, setzte die Huberin erklärend hinzu und blinzelte die Schwiegertochter lauernd an. Als diese nicht antwortete, schloß sie grob tröstend: »Der Herr Doktor Himmelheber bleibt natürlich noch hier.«

Marianne antwortete nichts, nur ihr Mund schloß sich schmerzhaft, und ihr Herz frampfte sich zusammen im Sträuben gegen eine Hoffnung, die noch einmal ihr Haupt erheben wollte.

Vor der Haustür sah Marianne Lotte Kirsten gerade noch mit frischem, gut ausgeschlafenem Gesicht einsteigen. Die Künstlerin sagte ihr mit warmer Leichtigkeit Adieu, wünschte ihr alles Gute und fuhr dann, noch einigemal zurückwinkend, die Dorfstraße hinaus, gerade als ob sie hier die ganzen Wochen nichts andres als gelegentliche Sommerfrischlerin, wie alle die andern Pensionäre, gewesen wäre.

Marianne verlor angesichts dieser rätselhaften plötzlichen Abreise denn doch die

bittere innere Sicherheit, zu der sie ihr Herz schon niedergebeugt hatte. Sie wußte nichts zu alledem zu sagen, aber wie um sich jeden Rückzug selber abzuschneiden, begab sie sich entschlossen in den langsam in Bewegung geratenden Wirtschaftsbetrieb, erteilte in der Küche einige Befehle für das Mittagmahl, sah nach dem Vieh im Stall und machte sich nach dem Kaffee mit einem aufgespannten Schirm auf dem verregneten kleinen Pfad hinab an den Bach, der immer noch mit schäumenden schmutzigen Wassern zwischen Gebüsch und Matten dahinschoß.

Emil erblickte sie oben von seinem Fenster beim Schleitner aus und wollte rasch hinabgehen, um ihr über den Steg zu helfen, aber bevor er zum Hause hinaus war, hatte Marianne die schwankenden Balken schon betreten und war mit festen, kurzen Schritten ans andre Ufer gekommen.

»Zu Ihnen hab ich grad kommen wollen, Herr Doktor Himmelheber,« sagte sie ruhig und einfach zu Emil.

Dieser stand fest und gerade vor ihr, aber ein Stüd Schuldbewußtsein lag in seiner Stimme, als er erwiderte: »Und wenn du, Marianne, nicht gekommen wärst, so wäre ich jetzt gerade hinübergekommen; wir müssen miteinander sprechen.«

Sie mußten zuerst durch die Werkstatt des Schleitner, und als dieser die beiden eintreten sah, fiel ihm ein, daß er ja der Postmeisterin noch das Maß zu einem Paar Schuhe zu nehmen habe. Emil bat Marianne, in dem alten geschnittenen Lehnstuhl, der eine Zierde seines Zimmers war, Platz zu nehmen.

Sie setzte sich terzengerade hinein, legte die beiden Arme ruhig auf die beiden Armlehnen und wartete eine kleine Weile. Dann sagte sie, indem sie Emil fest ansah: »Ich hab' Sie um etwas bitten wollen, das fast wie eine Unverschämtheit aussehen könnte, wenn meine Bitte nicht eine Ehre für Sie wäre.«

Emil überhörte das erneute Sie und wartete.

»Fortzugehen von Brind!« beendigte Marianne fast streng ihren Satz.

Emil hielt ihre Worte und ihren Blick ruhig aus, dann sagte er: »Marianne, du bist gut zu mir. Ich selbst hab' zu dir kommen und dir sagen wollen, daß ich es um beinetwillen für nötig halte, zu gehen.«

Da schoß Marianne das Blut in den Kopf, und gleich nachher wurde sie kreidebleich. Kalt und stolz kamen die Worte aus ihrem Munde: »Das habt ihr gut eingefädelt, du und Gräulein Kirsten.«

Emil sah sie erstaunt, erschreckt und verständnislos an.

Marianne erschraf nun selber über ihren Ausbruch, und entschuldigend setzte sie hinzu: »Gräulein Kirsten ist doch schon abgereist.«

Da kam der Akleitner noch einmal zurück und gab Emil einen Brief, den die alte Huberin eben für ihn hatte herüberschicken lassen. Emil erbrach das Schreiben, las die wenigen Worte und gab sie Marianne.

Der Brief war auf einer feinen Karte mit den Initialen L. K. geschrieben und lautete:

»Es grüßt den Ringer aus enger Begleichheit zum freien Licht

Lotte Kirsten.«

Unter dem Namen stand noch wie ein Fanfarenmotiv mit regelmäßiger aufrechter Schrift das Wort »Ergjelsfor!«

»Ich habe dir unrecht getan,« bat Marianne mit verborgener Achtung in der Stimme, aber ohne Demut und Entgegenkommen.

»Gegen das Unrecht, das ich dir zugefügt, Marianne, ist das nichts,« erwiderte Emil dumpf und grimmig.

»Und was war dein Unrecht?« fragte Marianne mit neugieriger, fast grausamer Schlichtheit.

Da sprang Emil auf. »Daß ich dich küßte ohne Ernst, daß ich dich umarmte ohne Recht, daß ich dir Hoffnungen machte ohne die ganze eigne Gewißheit meiner Liebe zu dir. Das« — und seine Stimme wurde milder —, »du gütige, treue Frau, war mein Unrecht an dir, und ich weiß nicht, wie ich das gutmachen soll.«

»Sei still!« bat sie nur. »Mach dich nicht schlechter als du bist, dazu hast du noch weniger Recht. Ihr Männer seid einmal so. Geh, dann wird alles wieder gut für dich und mich!«

Emil erwiderte, er könne jetzt unmöglich gehen, wo die Geschäfte mit der Sorge um die Wasserbeschädigten noch nicht erledigt seien, aber er wolle noch ein paar Tage hinauf auf die Tombahütte, dort zurechtkommen und dann auf immer Abschied nehmen.

Da ging Marianne auf ihn zu, nahm seinen Kopf ruhig zwischen ihre beiden Hände, küßte seine Stirn, seine beiden Augen und seinen Mund, und er ließ alles ruhig geschehen wie ein schuldiges Kind.

Als er zum Fenster hinausschaute, sah er sie sicheren Schrittes über den Steg hinüber zur »Gemse« gehen.

Ummeg

Vor der Schlucht, wo der Alvier nach seinem sonnigen, raschen Lauf durch die geblumten Matten des Brindertals sich einmal unter Höllenslärm in einem breiten Bett brodelnd um große Kalkbrocken herumdrückt, wie in einem langsamen Besinnen, was nun werden solle, und sich dann plötzlich tobend in die dunklen Felsenklüfte hinabstürzt, da zweigt ein schlechter, steiler Pfad ab, der durch einen engen Tobel über Lawinenteste zur Tombahütte führt. Dort haust ein Hirte, der außer seiner Herde auch die bei ihm übernachtenden Besteiger der Tombaspitze zu beherbergen hat, soweit sie in dem mit vier Matratzen ausgestatteten Schlafraum und der in den Felsen gehauenen Küche nicht selber zurechtkommen. Da oben verlebte Emil einige gepreßte Tage. Er stieg als ein versonnener Alleingänger auf den schattigen Grenzpfaden dem Brindertal zu herum, ging dann und wann ins Dorf hinab, machte kleine Einkäufe und lag nachts wieder auf einer der vier Matratzen der Hütte.

Als er einen Brief bei der Post aufgab, sagte das Postfräulein, eine schnippische alte Jungfer ohne Not, das Gräulein Kirsten habe ihre Adresse hiergelassen und ihr die Erlaubnis gegeben, sie ihm, dem Herrn Doktor, aber nur ihm mitzuteilen, wenn er danach fragte.

Aber Emil fragte nicht danach.

Er hatte es von jeher vermieden, seine eignen Empfindungen und Gefühle mit neugierigen und eitlen Fingern auseinanderzuzerren, aber sein Verhältnis zu Lotte war ihm etwas so Neues und trotz der lichten Heiligkeit, die ihre Gegenwart in ihm aufgelöst hatte, von einer so geheimnisvollen Verschwommenheit, daß es ihn immer und immer wieder beschäftigte und beunruhigte. Das Eigentümliche war, daß er die wenigen Male, wo er mit ihr gesprochen hatte, etwas wie von einer bewegten Lebensatmosphäre auf sich überströmen fühlte, daß aber in der

Entfernung ihr Bild verblaßte und nicht viel mehr als ein Schemen übrigblieb, an dem er mit einer Mischung von Bewunderung und Mißtrauen hängenblieb. Er konnte ihre vornehme Zurückhaltung nicht mit allen Dingen in Einklang bringen, die, wie ihre etwas theatralischen Abschiedsworte und jetzt diese Geschichte mit ihrer neuen Adresse, ihm wie geschickt verhüllte Aufbringlichkeiten erschienen. Und doch verrieten ihre Gestalt und ihr Auge ein solches Maß von Seelengröße und von Willen, von einem über dem Durchschnitt liegenden Leben, daß er sich bei der Erinnerung dieser nicht abzuweisenden Kleinigkeiten immer wieder wie ein Philister und Pedant vorkam, der über Strohhalme stolperte. So quälte er sich herum in ritterlicher Unsichtbarkeit und donquijotischem Ausharren gegenüber Marianne, in unsicherem Tasten vor der ihn immer noch blendenden Geistigkeit Lottens und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte.

Am andern Morgen hatte er den Weg durch die Bürserchlucht unter den Füßen, und um zehn Uhr saß er im Schnellzug Wien—Zürich.

Und während ihn der Zug hinüber ins Schweizerland trug und er durch die Schladteneden der Geschichte fuhr, wo einst mit Morgensternen und Hellebarben, steinernen Kanonentugeln und siedendem Styrannen und Völker sich gegenseitig von ihren Rechten zu überzeugen gesucht hatten, tauchte in immer größerer Klarheit ein Bild vor ihm auf, an dem während des Polterns und Rüttelns des Eisenbahnzuges sein Herz allmählich wieder froh und frei wurde.

Er sah sich als Bub im Hausgang des väterlichen Hauses, wo drei altmodische, zartgetönte Stahlstiche in wurmförmigen Rahmen hingen. Diese Bilder stellten Landschaften aus dem Berner Oberland vor, und jahrelang hatten sie Emils häusliches Knabenleben mit einem Glanz umgeben, der wie aus einer fernen, paradiesischen und hoheitsvollen Welt die enge Alltäglichkeit seines Schülerdaseins umschloß. Mit den Wandern, die in altfränkischen Kleibern, kurzen Hosen, langen Haarbeuteln und abenteuerlichen Reisetaschen ins Lauterbrunnental hineinschritten, bewunderte er den wie ein sanfter Wassersehler niederwallenden Staubbach; mit den vornehmen Herrschaften, die auf Saumtieren am Rosenlaigletscher vor-

über gegen das Well- und Wetterhorn hinaritten, genoß er den Zauber des rosarot und bläulichgrün schillernden Eismeeres; und mit den Männern, die, mit gerollten Mänteln um die Brust und unglaublich langen Steden neben sich, auf moosgepolsterten Felsen bei Mürren lagerten und in den majestätischen Anblick der Jungfrau, des Mönchs und des Eiger versunken waren, verrichtete auch er immer ein stummes Gebet an die Herrlichkeit der Alpennatur. So war ihm das Berner Oberland mit seinen tief eingeschnittenen Tälern, aus denen sich senkrechte matte Granitwände mit darüber herabschäumenden Gießbächen und saftigen Weiden erhoben, das klassische Alpenland geworden, und als er in seinen ersten Semestern mit dem von Stundengeben ersparten Reisegeld zum ersten Male das Land der Alpen aufgesucht hatte, konnte auch der damals schon breit gewordene Strom von geräuschvollen Allerweltsreisenden und das wirre Leben einer auf rasches Nehmen eingerichteten Hotelindustrie das in der Jugend empfangene Bild nicht trüben.

Der Zug raste vorüber an Dörfern, Städten, Wäldern und an Matten mit läutenden Viehherden, und Emil sah die wenigen Tage seines ersten Aufenthaltes im Zweilütschinental wieder.

Dort wußte er an einem breiten schäumenden Wilbbach einen Grasgarten mit einem alten Birnbaum darin, durch dessen Zweige leuchteten die Firne der höchsten Eisberge, und an seinem stärksten Ast hing eine Schaukel, worin er sich früher im Fliegen so oft geübt; er kannte kein größeres Vergnügen, als unter dem alten Birnbaum in Zweilütschinen zu schaukeln.

Gar oft hatte er so stark geschaukelt, daß der alte Birnbaum sich schüttelte und ihm aufküsterte: Jetzt noch ein bißchen stärker, dann bricht's, und du liegst gerade in den Wassern des Staubbaches, den du fast so sehr liebst wie mich, und der in weißen, wallenden Schleiern sich von der Mürrener Alp herunterläßt ins Lauterbrunnental.

Aber es brach nie etwas. Denn der Birnbaum im Grasgarten von Zweilütschinen war immer ein alter ehrlicher Kerl, und für feste Stride hatte der Sägemüller schon gesorgt, dem der Birnbaum und der Grasgarten und die alte Säge gehörten, ja, auch die Säge, die zu dem Rauschen der Lüttschine immer ihr eintöniges Lied sang, während sie

die knorrigsten Eichenstämme gleichmütig in gleichbide Bretter schnitt.

Es gibt nichts Ruhigeres und Pflichthafteres auf der Welt als eine Sägemühle. Alles geht da seinen sicheren Weg: der Stamm mag noch so krumm gewachsen sein, es hilft nichts, die Säge zeigt's ihm schon. Da ist keine Überstürzung, keine Illusion, keine Aufregung. Seelenruhig spuckt die Säge das Sägemehl aus, das sie zwischen die Zähne bekommt, und sagt bei jedem neuen Schnitt: Ja, ja, chia, chia, das ist das Leben, mir geht keiner durch! Es kommt immer so, wie es muß!

So sprach aus der Erinnerung die alte Säge von Zweilütschinen zu Emil, als er gegen Abend am Thuner See entlang und dann in den Interlatener Bahnhof einfuhr.

Nachdem er sich vor einer ganzen Prozession von rot und grün ladierten Hotelomnibussen und vor einem ganzen Bataillon Hotelportiers gerettet hatte, hörte er plötzlich eine silberhelle Stimme hinter sich: »Aber lieber Herr Doktor Himmelheber, da sind Sie ja!«

Er drehte sich um und sah in einem weißen Leinenkleid und mit einem Panamahut auf den aschblonden Haaren eine junge, kaum mittelgroße, sehr bewegliche Dame vor sich.

»Ich finde das einfach namenlos fein und auch tapfer von Ihnen, daß Sie gekommen sind,« sagte Lotte zu dem durch diese Bewillkommnung fast hilflos werdenden Emil.

»Aber Fräulein Kirsten! Ich hatte ja keine Ahnung!«

»Nun tun Sie nur nicht so!« unterbrach ihn Lotte lachend. »Einfach himmlisch finde ich das von Ihnen.«

Da fiel Emil das Postfräulein in Brind ein. Er schwankte, was er tun sollte. Das Zartgefühl gewann die Oberhand über die Ehrlichkeit, und Lotte, die glücklich in ihrer nichtgestörten Täuschung war, überfiel ihn gleich mit Vorschlägen. »Und jetzt, Herr Doktor, machen wir Hochtouren zusammen, richtige Hochtouren. Erzelsior-Hochtouren.«

Sie flatterte wie ein schöner Schmetterling um ihn herum, schleppte ihn in ihr Hotel und sah ihn mit unverhohlener Dankbarkeit aus ihren großen strahlenden Augen an. Und Emil ergab sich seinem vermeintlichen Schicksal, als er langsam und nachdenklich, aber nicht gerade unzufrieden mit Lotte die teppichbelegte Treppe des Hotels hinauffstieg.

Michael Mahler

Ohne es zu wollen, war Sabine nach der ersten Woche ihres einsamen Schauens und Lauschens auf Schloß Brunn die Vertraute der meisten Gäste Michael Mahlers geworden. Romane, die zum Schreden der Mutter zu Hause ihre Lieblingslektüre waren, brauchte sie jetzt nicht mehr zu lesen, um das Leben kennen zu lernen, das die Mauern des Pfarrhauses vor ihr verbargen. Sie vernahm erschütternde Dramen und auch Satyrspiele. Sie konnte sich oft nicht mehr retten vor Bekenntnissen, Hilferufen und vor Herzen, die nach Trost suchten. Schiffbrüchige der Ehe waren in diesem Hafen eingelaufen, Menschen mit unglücklicher Berufswahl, Zweifler an sich selbst, aber nicht die tragikomischen Gestalten, die zermürbt sich schon ihrem Schicksal ergeben hatten, sondern Kämpfende und Ringende, die im Wirrwar der Geschehnisse die Sicherheit des Auges und der Hand verlernt hatten. So vergaß Sabine über fremdes Leid ihr eignes. Aber eines Tags konnte sie von all der Qual verängstigter Seelen nichts mehr hören und ging in die dunkle Ede der Rüstkammer, wo sie in verborgener Kühle ausruhte von der Hitze des Tages und all dem, was auf sie einstürmte.

Die Rüstkammer war ein Juwel unter den zahlreichen schönen Räumen des Schlosses. Auf niederen Säulen ruhte ein weißgetünchtes Gewölbe mit weitem Schwißbogen. Die Wände waren mit Holz getäfelt, und auf den Brüstungen der Täfelung standen alte Zinnkrüge und Majoliken. Laubgewinde schmückten die Kapitele der Pfeiler. An den Wänden entlang liefen Bänke, und auf eine der hintersten setzte sich Sabine mit müdem, vollem Herzen. Hier würde niemand sie finden. Das traf denn auch zu, aber nicht das Umgekehrte, daß niemand sie finden würde.

Die Rüstkammer war ein Durchgang vom inneren Schloßhof auf eine efeuumsponnene Terrasse. Auf einmal hörte Sabine Schritte. Ein junger Mann trat ein mit einem Mädchen. Sie führten sich an der Hand, und wenn Sabine auch ihre Gesichter nicht sehen konnte, so kannte sie die beiden doch an ihren Stimmen. Die beiden kamen herein und waren damit der Außenwelt für einen Augenblick, wie sie meinten, entrückt. Als sie in der Mitte der Rüstkammer standen,

hemmten sie ihre Schritte. Sabine hörte ihr Herz laut pochen. Dann durchzog ein süßer Wohlklang wie von zwei sich berührenden Lippenpaaren das alte, jahrhundertlang nur von Waffengeklirr erfüllte Gewölbe. Sabine fühlte sich wie in Wohlgeruch gehüllt. Etwas so Seliges und Heiliges hatte sie noch nie erlebt. Zwei Erdentinder, Mann und Weib, waren vor ihr für einen Augenblick aufgelöst in die zarteste Einheit Mensch.

Sabine schloß die Augen und hörte das Paar nur noch durch die Tür auf die Esu-terrasse treten. Als die letzten Schritte vor dem Türchen verhallt waren, sprang sie im Glück der Scham auf und lief mit glühendem Kopf und pochenden Pulsen in den Park und durchs große Parktor hinab in den Grund. Und während sie dahinstürmte, sahen ihre Sinne nicht die breitausladenden Bäume und nicht die dichten Feden am Weg, sondern nur das Bild eines Mannes, der auf der höchsten Altane eines Münsters stand, mit zerzaustem Haar um die hohe Stirn und winddurchwühlten Kleidern. Und sie dachte, was sie schon so oft gedacht, daß es etwas grenzenlos Beruhigendes und unbeschreiblich Entzückendes sei, wenn man glauben könne, daß die Menschen, deren bitterstes und süßestes Schicksal es ist, im Geschlecht getrennt auf der Erde zu erscheinen, irgendwo und irgendwann gerade ihre restlose Ergänzung durch einen, durch den andern Menschen finden könnten. Und Sabine hatte diesen Glauben und dazu noch den andern, daß nur der findet, der nicht sucht.

So ging sie weiter.

Hinter dem Schloß stieg ein wirres Hügelgewoge auf, stille Wiesengründe lagen im heiteren Rahmen von Laubwäldern, und großschollige Felder breiteten sich in leichtgeschwungenen Flächen unter dem Himmel. Von unten her sahen die Aderfelder mit ihren schwarzgebogenen Konturen aus wie Teilschnitte aus der Kreislinie der Erde. Ein Bauer mit einem vor den Pflug gespannten Adergaul zog über die Erbkante, und Sabine sah in seiner Silhouette das Symbol des Menschen, der sich müht im Schweiß seines Angesichts. Manchmal erhob sich ein Rabenflug aus den Bäumen, und in der silbernen, dunstigen Luft zog ein Raubvogel langsam seine Kreise.

Da sah Sabine brunten im Wiesengrund den Doktor mit seiner Frau und seinen vielen

Kindern gehen. Er hatte sie schon entdeckt und winkte ihr, herabzukommen. Als Sabine vor dem kleinen Kreis stand, fragte Doktor Mahler: »Nun, wie geht's, Fräulein Feuerstein?«

Durch solche Fragen setzte Mahler Sabine immer noch mehr in Erstaunen als durch seine tiefsten Vorträge, die er jede Woche einmal in einem alten Ritteraal hielt. Dieser Mensch besiegte sie durch seine Einfachheit und Schlichtheit, die sie so sehr vermisse bei den Amtsbrüthern ihres Vaters und manchmal sogar bei diesem selbst. Da war keine christliche Brüderlichkeitsprache, keine gesalbte Baskstimme, kein Tremolo der Seele, sondern nichts als die Mensch gewordene Unscheinbarkeit.

Als Sabine halb lachend, halb ernst Doktor Mahler ihre Besorgnis mitgeteilt hatte, daß die Menschen auf Schloß Brunn sie überschätzten, und daß, wenn das so fortgehe, sie fürchte, größenwahnsinnig zu werden, lachte Mahler sie seelentrubig aus: »Seien Sie größenwahnsinnig, Fräulein Feuerstein,« sagte er lächelnd.

Sabine fand die Antwort zwar sehr ermutigend, aber bekannte, daß sie ihn nicht ganz verstehe.

Da ließ Doktor Mahler seine Frau mit den Kindern allein nach Hause gehen und meinte zu Sabine, sie hätten schon lange einmal einen Spaziergang zusammen machen sollen.

Sabine war zunächst etwas enttäuscht von der fast unbeholfenen Art, sich stoßweise und wortfarg zu äußern.

»Kümmern Sie sich doch nicht darum, ob Sie nach Ihrer Meinung überschätzt werden. Was geht das Sie an? Die Menschen haben Sie einfach lieb, und das geht Sie schließlich auch nichts an.«

Sabine mußte lachen, aber plötzlich zog ihr ein schmerzhafter Schatten um den Mund. Nun hatte ihre Mutter und so viele andre Menschen über zwei Jahrzehnte an ihr herumgebessert, gehobelt und gefeilt, und sie selbst hatte in eblem Wettbewerb schließlich dabei mitgemacht, und nun kam da ein Mann und sagte: Lassen Sie doch den Kram. Sie sind ein ganz trefflicher Mensch und wissen es nur nicht. Leben Sie doch wie ein Kind in den Tag hinein. So wie ich. Ich kann vom tiefsten Schmerz erschüttert werden und in der nächsten halben Stunde froh und übermütig sein. So leben die Kinder!

Und wie Doktor Mahler so zu ihr sprach und sie unter den Laubbögen des hellen Buchenwaldes dahingingen, da kam es leise über Sabine wie eine dunkle Ahnung, daß dieser Mann nichts sagte, als was sie längst dunkel fühlte. Sie sah, daß, was die Menschen Charakter nennen, in Wirklichkeit nur ein Schauspiel vorgetäuschter Tugenden war, und daß sie glücklich gewesen, solange sie voll gläubiger Torheit, aber aus aufrichtigem Herzen in den Tag hineingelebt hatte, bis ihr die Mutter die ganze Würdelosigkeit eines solchen Lebens klarzumachen wußte.

Doktor Mahler schien ihre Gedanken zu erraten, denn es war wie ein Fortspinnen ihres eignen Sinnierens, als er sagte: »Sehen Sie, Fräulein Feuerstein, das ist der grundlegende Unterschied zwischen der Kirche, auch zwischen Ihrer Kirche, und mir. Die Kirche hält den Menschen von Grund aus für schlecht und will ihn gut machen. Ich halte den Menschen von Grund aus für gut und will ihm nur zu diesem Erlebnis von seiner eignen Güte verhelfen. Alles andre geht dann von selbst.«

Sabine war es ganz eigentümlich zumute; sie hörte Doktor Mahler wie aus weiter Ferne zu sich sprechen, und doch ging er dicht neben ihr her im sommerlichen Walde.

»Was soll ich tun, Herr Doktor?« fragte sie plötzlich ganz unvermittelt, nachdem sie eine Weile neben dem kleinen Manne mit dem großen Schritt ganz still hergegangen war.

»Selbständig werden um jeden Preis. Fräulein Feuerstein! Suchen Sie sich irgendeine Stellung in der Welt und werden Sie unabhängig von der Zucht Ihrer Mutter.«

»Was kann ein Mädchen von meiner Herkunft anfangen?«

»Gehen Sie doch in irgendein Landerziehungsheim, dazu sind Sie wie geschaffen.«

»Ich habe einen Vetter, der ist Leiter eines Landerziehungsheims.«

»Warum gehen Sie nicht hin?«

Sabine blieb Doktor Mahler die Antwort schuldig. Sie wußte selbst nicht, warum sie das nicht schon lange getan hatte.

Bald darauf trennten sich die beiden ganz alltäglich.

»Adieu, kommen Sie nicht zu spät zum Kaffee,« sagte Doktor Mahler und schüttelte seiner Begleiterin die Hand.

Sabine kam aber doch zu spät. Sie wanderte weiter durch das grüne Hügelgewoge und die hellen Wälder, und während sie wanderte, war es ihr, als ob etwas Neues in ihr weiterglommte. Ihr war, als ob dieser Mann heimlich eine Zündschnur angebrannt habe, die bis in ihr Herz reichte und dort einen Feuerschein aufflammen ließ, in dem sie ihr ganzes Leben und ihre ganze Zukunft anders sah als bisher. Nebelhüllen fielen vor ihren Augen, und als sie endlich nach langem Wandern aus einer Waldblichtung gerade über dem Schloß heraustrat, als sie im Abendchein das Land zu ihren Füßen sah, da schien ihr die ganze Erde und sie selber neu geworden.

Der Tanz

Als Doktor Martin Luther die Rutte abgelegt und seine Rätke geheiratet hatte, mußte er, der Schwere und Düstere mit der genialen Ungeschlachtheit seines Wesens, erst langsam lernen, was es hieß, freudig zu sein. Und er lernte es. Er schrieb seiner Rätke mit viel Behagen vom guten Torgauer Bier, das er auf seinen Reisen trank, sang zu Hause gern zur Laute und hätte sicher auch getanzt, wenn er auf irgendeine Weise dazu gekommen wäre.

Der Doktor Mahler kam auch zum Tanzen. Alle acht Tage zogen die Schloßgäste und die Helferinnen einsam, zweifam oder in hellen Haufen zum Schloßtor hinaus und stiegen gegen Abend den steilen Treppengeweg hinab zu dem im Dorf gelegenen Wirtshaus. Auf halsbrecherischen Holztreppen erreichten sie den Tanzsaal, und wenn sie kamen, sahen sie als ersten gewöhnlich schon Doktor Mahler mit einer der Helferinnen in leichtem Tanzkleid sich wiegen und drehen. Denn zu der Neuordnung der Dinge, die er zunächst einmal auf seinem Schloß einführen wollte, gehörte nach seiner Ansicht vor allem die Ordnung und das pünktliche Ankommen. Er, der bald Fünfzigjährige, walzte immer gelassen und froh und mit kluger Verausgabung der Kräfte von den ersten Tritten an, die aus dem ländlichen Musikbalkon an der Hinterwand des Sälschens aus Geigen und Klarinetten ertönten, bis die Musikanten gegen Mitternacht ihre Instrumente zusammenpuckten.

Sabine hatte vor noch nicht allzulanger Zeit das Tanzen fast wie eine Art Sünde

angesehen und sich nur langsam entschließen können, einmal zu einem der Tanzabende hinabzugehen. Als sie aber sah, welcher Hauch von Reinheit von den Tänzenden, in ländliche Kostüme verkleideten Paaren, ausging, fielen bald ihre letzten Bedenken von ihr ab, und sie wurde es inne, daß Tansen sogar eine Tugend sein könne.

Es war der vierte Tanzabend seit Sabinens Anwesenheit im Schloß, und sie war gerade mit einigen Helferinnen daran, die Wände des niederen Bauernsälschens mit frischem Grün und bunten Blumen zu schmücken und in den Fensterkreuzen Papierlaternen aufzuhängen, als ein Wagen vorfuhr, dem Josua Feuerstein, ihr Vater, entstieg.

Sabine hing nach einem Augenblick des Staunens an des Vaters Hals, aber Josua Feuerstein konnte sich zuerst gar nicht fassen, als er die Tochter wieder sah. Er stellte sie vor sich hin, tat zwei Schritte zurück und schaute sie von oben bis unten an, als ob er sich versichern wollte, daß sie es auch wirklich war, dann sagte er: »Sabine, was ist mit dir vorgegangen? Du bist ja ein andrer Mensch geworden!«

»Zu meinem Nachteil!« fragte Sabine schelmisch.

»Das weiß der Himmel und du, wie ich's meine,« antwortete der Vater und betrachtete von neuem die Tochter, während er meinte, es geschähen doch immer noch Zeichen und Wunder auf der Welt.

Da jubelten die Klarinetten und schluchzten die Geigen zum ersten Walzer, und in Samtleibern mit breiten gestickten Hosenträgern über dem weißen Hemd kam Doktor Mahler um die Ecke.

»Also das ist die neueste Theologie!« begrüßte Josua Feuerstein den kleinen Mann, der gleich mit festem, frohem Schritt auf ihn zukauf.

»Sie finden, scheint's, auch Gefallen daran, Herr Pfarrer?« antwortete lachend der andre.

»Wenn sich alles hier verändert wie die Sabine, dann können sich die alten Meister mit ihren gemalten Jungbrunnen begraben lassen!« gab der Münsterpfarrer von Rheined zurück und setzte fragend hinzu: »Sie waren doch früher auch Theologe, Herr Doktor?«

»Das ist so lange her, daß es bald nicht mehr wahr ist!« sagte Mahler und setzte

hinzu, während er auf den Tanzplatz deutete, die Pflicht rufe ihn, aber er hoffe, den Herrn Pfarrer hier unten noch zu sehen.

Während Doktor Mahler in die von alten Rebstöcken umspinnene Tür des Hauses hineinging, ließ sich der Pfarrer Feuerstein von Sabine ins Schloß bringen und dort sein Zimmer anweisen. Schon auf der steilen Treppe erzählte er Sabinen unter Atemholen das Wichtigste von zu Hause, und die Tochter fragte nicht viel.

»Doktor Mahler meint, ich sollte als Helferin in das Landerziehungsheim vom Vetter Fritz gehen,« warf sie so hin.

Da hielt Josua Feuerstein auf einem Treppenabsatz zwischen den Gartenmauern an, tat einen tiefen Schnauser und meinte: »Ja, Bielele, gedacht hab' ich auch schon oft daran, aber ich wollt' dir's nicht zumuten. Du könntest ja fürs erste einmal zum Onkel Artz auf der andern Seite des Sees gehen, bevor du sozusagen eine Stelle annimmst. Der Übergang ist dann leichter.«

»Ach, Vater,« antwortete Sabine, »den Übergang hab' ich schon hinter mir, und die Tochter aus gutem Hause, die nicht arbeiten soll, weil sich das nicht gehört, hab' ich auch abgestreift.«

»Und die Mutter, Sabine?«

»Ja, ich geh' eben einfach, Vater.«

»Dies ist, scheint mir's, das Schloß, wo man lernt zu wissen, was man will!« meinte Josua Feuerstein, während er in den Schloßhof eintrat und von Sabinen der Hausdame vorgestellt wurde, die ihn dann aufs Zimmer brachte, während Sabine, die auch schon Sandalen an den nackten Füßen wie die Helferinnen trug, im Laufschrift über das Pflaster wieder zum Tor hinauslief.

Der Tanz war schon längst im Gange, die Fenster des Sälschens waren alle ausgehängt, und über die wiegenden Paare hin sangen die Geigen ihre Kantilenen, die Klarinetten trillerten, und der Brummbaß lachte seine beruhigenden festen Töne dazwischen, als Josua Feuerstein, die ganze Stattlichkeit seiner Gestalt eingehüllt in den schwarzen Pfarrersrock, in der Tür erschien und zuerst einmal dem Treiben mit einem mild kritischen Blick zusah. Aber wie er so stand, schwand langsam alle Kritik. Er sah junge Mädchen, deren keusches Sehnen und deren gesunder Übermut sich umsetzten in ein reines Dahinfluten der Körper und in Wogenspiele

ihrer Glieder. Und er sah junge Männer, aus deren Zügen unberobene Lebenslust und kühne Freudigkeit strahlten.

Josua Feuerstein setzte sich ganz still unter den Rasten der Musitanten, und auf seinem Gesicht wurde es immer heller. Mit seiner sonoren Stimme sang er als Unterstützung des Kontrabasses eine orgelpunktartige Begleitung in den frohen Wirbel von Walzermusik und Menschenrhythmus. Jedesmal, wenn Sabine oder Michael Mahler an ihm vorbeitanzten, ließ er die Stimme wie zur Begrüßung anschwellen und dann wieder leise abnehmen, und immer sonderbarer ward ihm zumute.

Aus reinen Gewändern sah er keusche, nackte Jungfrauenfüße selig über den Boden huschen, und stolz und sicher setzten Männerbeine in Lebersandalen oder Wabelftrümpfen die Fersen auf. Eine fröhliche Beseligung aller Füße sprach zu ihm vom reinen kindlichen Glück all der Menschen hier, und die kühle Abendluft trug den Duft von Thymian und Lavendel aus den altmodischen Gärten der Schloßterrasse in die heiße Luft des Sälchens, und Josua Feuerstein, dem immer am leichtesten Vergleiche aus der Bibel einfielen, erinnerte sich des Königs David, der tanzend vor der Bundeslade einherschritt. Da litt es ihn nicht länger. Kurz entschlossen zog er den langen Pfarrersrod aus, und im nächsten Augenblick sah Sabine ihren Vater mit der Grazie eines wohlgelaunten Bären mit einer Helferin in lachsfarbenem Gewand bedächtig sich drehen. Wie aufschäumende, von der Abendsonne beschienene Wasserwellen brandeten die bunten Paare um den großen Pfarrer Josua Feuerstein wie um einen Fels im Meere.

In den kurzen Pausen zog sich alles in einen Nebenraum zurück, wo Zwetschenfuchen, Milch und ähnliche harmlose Köstlichkeiten die warmgetanzten Menschen erfrischten. Nur einige ausgepöchte ältere Sünder saßen vorm Wein, tranken und philosophierten. Ein einziger himmellanger Kandidat der Theologie, der zu einem Hufarenritt in Feindesland von seinen frommen Brüdern gesandt war, saß unter einer Schar älterer Damen, schwang den Zeigefinger der rechten Hand und bewies den andächtig Zuhorchenden, daß der Tanz doch nicht ohne alle Gefahren sei.

In einer Ecke aber hatte sich nach der Er-

kenntnis, daß er das zur Teilnahme an jedem Tanz nötige Alter doch schon überschritten habe, Josua Feuerstein mit seiner glücklichen Tochter eingenistet und ließ sich nun von ihr die Zustimmung abschmeicheln, daß sie ohne langen Aufenthalt zu Hause von Schloß Brunn direkt ins Landerziehungsheim ihres Vettters Fritz reisen dürfe, wenn der sie brauchen könnte.

»Und nun, Herr Pfarrer,« hörte Josua Feuerstein auf einmal die Stimme Michael Mahlers hinter sich, »was sagen Sie zu der Verberbnis?«

Da trank Josua Feuerstein auf Doktor Mahlers Wohl einen festen Schluck aus seinem Glas und ließ dann die Worte vernehmen: »Jetzt weiß ich wieder einmal, wie frohe Männer aussehen und was Frauenreinheit ist.«

Melchior

Ein glorreicher Sonntagmorgen war über Nacht mit einem blinkenden Taufegen in den Bergen eingezogen. Die alte Säge an der Lüttschne stand still, und das Wasser, das in der Woche das schwere Rad treiben mußte, war durch eine Stellfalle vom Mühlbach abgesperrt. Doppelt fröhlich eilte es heute mit der Lüttschne in das Tal hinaus. Der alte Birnbaum neigte seine Äste über die brausenden und brodelnden Wellen, und kaum ein kühles Morgenlüttschen störte seine Blätter, die ruhig und dustig den kalten Tau tranken. Die Ziegen, die im Baumgarten an kurzen Strängen an den Bäumen angebunden waren, knabberten, ohne zu merken, das Wenige ab, was die Gensen auf den gerade im Baumgarten gemähten Plätzen hatten stehen lassen.

Alles war still. Jeder Palm und jedes Kraut, jedes Tier und jeder Mensch, jeder Fels und jeder Firn atmeten ruhig und stark die Kraft des neuen Tages, den die Sonne zur Welt gebracht, und in den kühlen Glanz des sonntäglichen Tals schaute von oben herein die Jungfrau in ihrer ganzen silbernen Morgenschönheit.

Neben dem Hause des Sägers, weiter oben am Bach, stand ein andres, noch schmuderes. Dessen Fenster schauten über noch dichtere rote Nellenbüsche hinab auf die Dorfstraße, seine Grundmauern waren noch massiver, und auf seinem breiten, fast flachen Schindeldach lagen noch schwerere Steine.

Unter der Haustür auf dem oberen Treppenablaß stand die Hausfrau; die Gritt strahlte sich das blonde Haar und schaute nach ihrem Manne, dem Melchior, aus. Der ging durch die Morgenfrühe in Hemdsärmeln und mit einer Zigarre zwischen dem schwarzen Schnauz- und dem breiten Vollbart drüben über der Straße, zwischen den Matten, spazieren. Er machte kleine, sorgsame Schritte, denn der Weg war schmal, und an der linken Hand führte er sein jüngstes Bübli und an der rechten sein kleinstes Maidscheli.

Sonst rauchte der Melchior nur Pfeife, aber am Sonntag kamen die Zigarren an die Reihe, die er dann und wann von einem der Herren annahm, mit denen er als Führer hinaufging in die Berge. Er nahm nicht von jedem seiner Herren eine. Es gab ihrer manch einen, der sie ihm mit nachlässiger Miene hinstrecken wollte wie einem Knecht. Solche lehnte der Melchior immer fest und höflich ab mit der Bemerkung, er rauche lieber Pfeife, und dabei bligte er den Spen-der aus seinen stahlgrauen kleinen Augen ruhig an, ob der ihn nun auch wohl verstanden hätte.

Aber die Zigarre, die er jetzt rauchte, die hatte ihm einer gegeben, den er wohl leiden mochte. Der hatte vor Jahren noch als flüggies Studentlein einmal wochenlang drüben in einer Kammer der Säge gewohnt, und er, der Melchior, hatte damals mit ihm den Mönch gemacht für die Hälfte des üblichen Führerlohns, weil der Student es sicher nicht zu bid hatte. Aber jetzt schien sich das geändert zu haben. Denn er war telegraphisch nach Interlaken gerufen und vom Montag nachmittag ab gleich auf eine ganze Woche verpflichtet worden. Und während der Melchior so mit seinen zwei Allerjüngsten im kühlen Morgen durch die Matten spazierenging, überlegte er sich dies und jenes in dem vorgeschlagenen Tourenplan. Denn es war nicht wenig, was sie vorhatten.

Da rief die Gritt ihren Mann zum Kaffee. Sie war jetzt fertig gestrahlt und steckte schon im schwarzlammeten Berner Nieder, auf dem sich die dünnen silbernen Ketten gar schmutz ausnahmen. Die Gritt selber war eine stattliche Frau, etwas schlanker und größer als ihr Mann. Während sie mit ihrem Gesicht von der fast strengen Regelmäßigkeit der Oberländerinnen, ihren nicht

sehr beweglichen Augen und ihrer aufrechten Haltung auffiel, lag über der kleineren Gestalt Melchiors der Schuß der Unscheinbarkeit. Bevor er ins Haus trat, saß er auf der Treppe ein wenig ab, um einen Eispidel zu betrachten, den ihm sein Ältester eben mit einer Entschuldigung für die Verspätung vom Schmied brachte, und nur die eiserne Wachsamkeit auf seinen ausgemeißelten Zügen, als er den Pidel auf den Knien hielt und Spighade und Haue und die in den Holzstiel eingelassenen Bänder aufmerksam prüfte, verriet etwas von seiner starken Männerseele.

»Was ist's für einer, mit dem du gestern in Interlaken draußen ausgemacht hast?« fragte die Gritt beim Kaffee, nachdem die fünf Kinder ihre Schüssel zweimal voll gehabt und die drei Großen zum Hüten der zwei Kleinen in den Garten hinausgeschickt waren.

»Es ist noch ein Frauenzimmer dabei,« sagte der Melchior, ohne die eigentliche Frage zu beantworten, und fragte sich hinter dem Ohr. »Aber,« fuhr er fort, »es ist die erste, bei der ich's mir nicht lange überlegt habe, ob ich zusagen sollte.« Dann schaute er ein wenig vor sich hin auf den Tisch und erzählte weiter: »Ihn kennst du ja. Weißt du, das ist der, der vor ein paar Jahren immer drüben auf der Schaukel unterm großen Birnbaum gegautscht hat. Er ist ein guter Gänger schon damals gewesen. Sie ist ein kleines leichtes, aber ein bizzi dierediges und herzhaftes Frauenzimmer. Sie habe schon große Touren gemacht, hat er mir gesagt. So sieht sie auch aus.«

Die Gritt schwieg. Wenn nur die Wpber-völker einmal ab den Bergen bleiben wollten! dachte sie.

Da unterbrach Melchior ihre Gedanken: »Doktor Himmelheber heißt er. Kannst du dich nicht erinnern?«

Gritt nickte. »Es dünkt mich, es sei noch ein ganz Ordentlicher gewesen.«

Melchior bestätigte das und beruhigte dann die Gritt: »Mit dem Frauenzimmer halt' ich es so: zuerst machen wir ein paar leichtere Sachen, dann seh' ich schon, was sie kann. Wenn's mir nicht paßt, dann stellen wir sie halt einfach irgendwo ab.« Er nahm einen Schluck Kaffee und fuhr dann unter dem Eindruck der Erinnerung an die Unterredung mit den beiden fort: »Aber ein paar

Augen hat die im Kopf, sag' ich dir, und ist überhaupt fest beieinander. Ausgerüstet sind sie alle beide wie Leute, die schon etwas verstehen von den Bergen. — Zwei noble Menschen sind's allweg,« bestätigte er mehr sich selber noch einmal als seiner Frau.

Die Gritt war ganz erstaunt über die Gesprächigkeit ihres Mannes, der sonst seinen Touristen gegenüber sehr kühl und kritisch und auf bergsteigende Frauenzimmer immer schlecht zu sprechen war.

Während Melchior mit seiner Frau in Zweilütschinen beim Kaffee saß, gingen die zwei, von denen sie sprachen, durch Interlaken und kauften ein.

Emil hatte es nicht länger als einen Tag in Interlaken ausgehalten. Lotte aber hatte bleiben wollen, weil sie das Leben dort interessant und anregend fand, besonders aber, weil sie ganz entzückt war von Emils bulb-samem Lächeln und oft auch verhaltenem Beifall über die geistvollen boshaften Bemerkungen, die sie über die barbarische Eleganz des Fremdenpublikums und über die pöbelhafte Stillosigkeit der meisten Interlakener Neubauten machte. Das hätte sie gern noch länger genossen. Aber als Emil einen Spaziergang auf dem Höhenweg, die schöne Nußbaumallee von Interlaken, sah und entdeckte, wie die Stämme der uralten Bäume mit riesengroßen, grell bemalten Hoteltafeln benagelt waren,kehrte er um und erklärte, er werde sofort paden und nach Zweilütschinen in eine alte Säge abreisen.

Da erinnerte sich Lotte daran, daß seine Mutter ihr einmal erzählt hatte, wie Emil, so gebulbig und gut er sei, doch ganz maßlos werden und außer sich geraten könne, wenn ihm etwas im Grunde zuwider sei, und wie er sie einst gezwungen habe, eine Ware im Laden nicht mehr weiterzuführen, weil er die Kellame, die an jeder Haustür dafür gemacht wurde, so schändlich fand. So hatte Lotte es für gut gehalten, nachzugeben, und sie war mit ihm einig geworden, den Sonntag und die darauffolgende Nacht auf der Schnigen Platte zu verbringen und mit dem Führer am Montagnachmittag in Meiringen zusammenzutreffen.

Zu den schönsten Stunden der Alpenwanderung gehören immer die der Vorbereitungen. Lotte hatte es sich ausgebeten, für den Proviant sorgen zu dürfen. Als sie dann miteinander über den Brienzsee

fuhren und Emil der Sicherheit halber, die er als geschulter Hochtourist auf Alpenwanderungen ungern entbehrte, seinen Rucksack untersuchte, war er überrascht von der sachlichen Kenntnis, mit der Lotte ihre nicht geringen Traglasten praktisch und mit kluger Berücksichtigung des Gewichts zusammengestellt hatte, und wie sich allerhand feine Lederbissen in den Taschen versteckt vorfanden.

»Ja, ja,« lachte Emil fröhlich wie ein großer Junge, »das alte Rezept in der Behandlung der Männer ist halt immer noch das bewährteste.«

»Welches?« fragte Lotte.

»Gütte die Bestie!« antwortete Emil und grinste.

»Antier!« rief sie ihm zu, aber der Ton ihrer Stimme verriet ihr Vergnügen an diesem Antier.

Am Montag trafen sie in Meiringen ihren Führer.

»Wie ist nun der endgültige Plan?« fragte Lotte zugleich Emil und Melchior mit dem angriffs-lustigen Eifer, der das Glück beim Beginn einer jeden Hochtour ausmacht.

»Ich denk',« meinte Melchior, »wir fangen einmal hübscheli langsam an und sparen die größte Arbeit aufs Ende der Woche.«

Lotte stampfte mit dem Fuß die Erde. »Natürlich die langweiligen Männer, anstatt gleich aufs Ganze zu gehen. Zuerst machen wir den Weg aufs Finsterhorn, genau so, wie ihn 1811 Meyer von Frau gemacht hat. Ich möchte einmal etwas andres als die ewigen Allerweltstouren. So etwas wie eine historische Tour! Und dann gleich auf die höchsten Gipfel des Oberlandes und das auf dem schwersten Weg!«

Sie stand fast herausfordernd vor den beiden Männern, und ihre Augen blühten voll Wagemut.

Melchior lächelte ein wenig. »Nur nit g'sprengt, aber immer hü! sagen sie bei uns im Oberland, Gräulein — wie ist doch Ihr Name?« ergänzte er fragend und etwas verlegen.

»Heißen Sie mich einfach Gräulein Lotte!« antwortete sie kurz.

Melchior sah sie prüfend an, überschaute kühl ihr Rodentkleid, ihre Stiefel, ihren Pidel, ihr Seil und meinte dann gelassen: »Wie Sie wollen! Der Name ist auf alle Fälle leicht zu behalten.«

»Also,« rief Lotte, »dann gehen wir zuerst auf die Grimsel und von dort aufs Finsterhorn über den Südostgrat; ich habe alle Karten, auch Zschokkische von 1830, bei mir.«

»Ich bin der Ansicht des Führers,« warf Emil fest dazwischen. »Melchior von Gunden wird sich zuerst einmal mit uns einlaufen und uns auf unsre Bergtuchtigkeit hinführen lernen wollen, das finde ich ganz in der Ordnung. Entweder man nimmt einen Führer und hört dann auf seinen Rat, oder man macht eine führerlose Tour. Ein Drittes gibt es nicht.«

Lotte sah Emil beinahe jornig an. »Natürlich, ich bin in der Minderheit, die Herren Männer halten wieder zusammen.«

Als sie die Talstraße erreicht hatten und langsam gegen Rosenlauri aufstiegen, ging Melchior voraus. Er machte das immer so, wenn er zu dritt und besonders, wenn eine Dame bei der Partie war. Er hatte mit Emil vereinbart, daß sie für heute bis zur Dossenhütte gehen und morgen über die Wetterhörner nach Grindelwald absteigen wollten. Emil hatte das Rosenlaurital seiner harmonischen Romantik wegen als Ausgangspunkt gewählt und hatte Lotte, die das Tal noch nicht kannte, auf dessen Schönheiten aufmerksam gemacht.

Aber Lotte fand sich enttäuscht und bezeichnete die Landschaft als trivial.

So gingen sie zunächst in einer stark abgefühlten Stimmung dem tosenden Bach entgegen, dessen Wellen manchmal wie weiße Lämmer zwischen den scharfen Granitblöcken hüpfen, manchmal wie strähnige dunkle Mähnen unbeweglich über den moosigen Felsen zu hängen schienen. Die üppige grüne Umrahmung des Wildbaches durch dunkle Nadelbäume erhöhte den Genuß, wenn zwischen den schwarzen Wipfeln immer wieder das Zwillingsspaar des dunklen Wetter- und des hellen Wellhorns, umflogen von den kleinen Wölkchen im sanften Schimmer des blauen Himmels, erschien. Die verwirrende Romantik des sturmburchsaften Waldes, die im schäumenden Wasser liegenden entwurzelten Bäume mit ihrem gebleichten Geäst und die wilden blumenbewachsenen Felsen wurden immer wieder durch eine beruhigende Umrahmung zusammengehalten. Selbst Melchior, der sonst selten etwas über landschaftliche Eindrücke auf seinen Touren verlauten ließ, wandte sich einmal zurück

und meinte, es sei halt beim Eid im Rosenlaurital am schönsten im ganzen Oberland.

Lotte blieb stumm. Die drei erreichten gerade bei Einbruch der Nacht die Hütte und waren angenehm überrascht, trotz dem schönen Wetter keine andern Gäste dort anzutreffen.

Als sie Rucksack, Seil und Videl abgelegt hatten, stellte sich Melchior dicht vor Lotte hin, küßte halb mit verhaltener Schalkhaftigkeit, halb mit gebührender Ehrerbietung den schwarzen Filz und sagte: »Nix für ungut, Fräulein Lotte, jetzt glaub' ich's!«

Lotte nahm auch die verspätete Anerkennung noch mit strahlendem Gesicht auf; aber als sie sich nach Emil umsah, den sie gar zu gern gefragt hätte, was er nun zu ihrer Technik sage, war er schon mitten drin in der schweigsamen Tätigkeit des Holzspaltens und Feueranmachens. Erst als Lottens Gaben auf dem Tisch standen und der Tee in den Aluminiumtassen dampfte, wagte sich so etwas wie Hüttenstimmung zwischen die drei, flatterte aber bald wieder wie ein scheuer Vogel davon.

Lotte legte sich zuerst schlafen auf einer der Matratzen des Oberstods, wie Melchior das nannte, und dann begaben sich die beiden Männer in den Verschlag darunter zur Ruhe. Bald hörte Emil das lange Atemziehen des Führers, während über ihm Lotte alle paar Minuten die Lage änderte. Er selbst lag mit offenen Augen, die ins Dunkel der dumpfen Hütteluft schauten. Seine Gedanken wanderten weit hin und her, zwischen allen möglichen Menschen, die er gekannt hatte. Aber er fand keinen, in dessen Wesen die raschen Stimmungswechsel so zugleich anzogen und abstießen wie bei Lotte; und ihm schien, daß diese inneren Wetterstürze bei ihr eine ähnlich zerrende und beschwerende Wirkung auf ihn ausübten wie die raschen Wetterumschläge in der Natur.

Je weiter es in die Nacht hineinging, desto weniger konnte er sich gegen die immer mehr an ihn herantretende Empfindung wehren, daß er im Grunde jetzt eigentlich ein nutz- und zweckloses Leben führe.

Gegen Mitternacht hörte er, wie Lotte sich vom Lager erhob, anklebete, die kleine Leiter herunterstieg und die Hüttentür öffnete. Aber anstatt des erwarteten kühlen Luftstroms drang ein warmer Dunst zur Hüttentür herein. Und Emil merkte, daß

seine Schlaflosigkeit auch andre als seelische Ursachen gehabt hatte.

Er stand gleichfalls auf und trat vor die Hütte.

In den Lüften wehte und seufzte es, und manchmal tönte es aus der Ferne wie Donnersalven, aber der Sternenhimmel über den beiden Menschen war ganz klar. Dunkel ragten die Felswände und Steintürme in den leisen Schimmer hinein, und der Sturm schien sich nur oben am Himmel abzuspielen, so wenig fühlten die beiden etwas vom Wind um die Hütte herum. Auf einmal aber ging ein Schreien und Singen los wie aus tausend Rehlen verorbener Kinderseelen, der heiße Wind griff mit tausend Fingern an die Türen und Läden der Hütte, an die Dachsparren und Schindeln und rüttelte und zerrte und tobte wie eine unsichtbare losgelassene Furie.

»Göhn!« sagte Emil.

»Der uns den Tag verderben wird und vielleicht die ganze Woche,« setzte scharf und trocken Lotte hinzu.

Da rasselte Melchior's Weder. Bald darauf trat der Führer auch hinaus in die Nacht, meinte aber, es sei kein Grund, um den Mut zu verlieren. Es käme manchmal so ein kurzer Göhn, der aber bald wieder heimginge.

Mit einiger Verspätung marschierten die drei dem Doffengrat zu. Im Nordosten zeigte sich der erste rote Schein des Tages. Aber als sie vor der breiten Steinrinne standen, durch die sie nach der Gletscherwandung hinauf zum Kessel steigen mußten, blieben sie wie gebannt stehen. Das erste Morgenrot setzte nicht nur überall im Umkreis Hörner und Grate in Blut, sondern von manchen Gipfeln lohten auch Flammensäulen auf, als ob die ganze Bergwelt in Brand geraten wäre.

Der Sturm blies noch in den allerobersten Regionen und jagte Wolken von Pulverschnee, der sich vom letzten Neuschnee her an den Nordhängen loder erhalten hatte, an den Wänden hinauf, und im Schein der blutigrot aufgehenden Sonne wehten diese vom Göhn aufgestäubten zerrissenen Schlachtenbanner einer im Feuer aufgehenden Welt.

Emil und Lotte waren wie erstarrt von der drohenden Gewalt dieses Schauspiels, und auch Melchior meinte, so hätte er das noch nie gesehen. Dann stiegen sie auf zum Hauptgipfel des Wetterhorns und von dort

zur Gledsteinhütte ab, von wo aus sie die Leitern in den Felsen nach Grindelwald hinab benutzten.

Aus den lodernden Gründen einer rätselhaften Unerforschlichkeit heraus war während der ganzen Tour wie von unsichtbaren Händen eine frohe, kühne Bergstimmung niedergehalten worden. Und der Vorhang vor den bellommenen Gemütern Emils und Lottes wallte nur auf, wenn das Leuchten der Firne mit ihren blauen Schatten, wenn die stumme Größe der erhabenen Bergwelt die Schleier durchbrach und sie bis ins Herz hinein grüßte. Aber auch dann verschwand der Glanz aus ihren Augen immer wieder rasch. Man ging mit gelangweilter Aufmerksamkeit über das Gletschereis, handhabte aus langer Übung fast mechanisch das Seil, kletterte mit gleichgültiger Sicherheit durch die Felsen, und keins von den dreien merkte, daß wie ein stummer, unsichtbarer Trommler den ganzen Tag über der Tod neben ihnen hergegangen war.

Die Lavine

Im Hotel in Grindelwald war Emil froh, seinen alten Bekannten und Kollegen zu finden, der mit drei Zöglingen seiner Anstalt, eines von ihm am Ufer eines nordschweizerischen Sees gegründeten Landerziehungsheims, eine Ferientour machte. Lotte befreundete sich gleich mit den jungen Leuten, die ihr bald erzählten, daß zwei von ihnen Russen und in Archangelst zu Hause seien, während der Vater des dritten, eines jungen Engländers, für einige Jahre als Beamter in die Hungergebiete Indiens reisen mußte. Es dauerte nicht lange, bis Lotte mit den Jünglingen in eine Rederei geraten war, und als die jungen Menschen bemerkten, wie Lotte sie zu verwirren suchte, zählten sie gleiches mit gleichem und spielten die frühen Kavaliere.

Unterdessen geriet Emil in eine tiefgründige Unterhaltung mit dem alten Studienfreund, der ihm mit Feuer und Berechtheit das Programm seiner Anstalt entwidelte. Melchior aber war zu den Kollegen in die Führerstube gegangen, um womöglich zu erfahren, wie es mit den Felsen auf dem Südwestgrat der Jungfrau stehe, und ob sie vereist seien oder nicht. Denn er war mit Emil noch nicht einig geworden über die morgige Tour.

Als Melchior sich im Speisesaal bei Emil und Lotte melden ließ, um Genaues über ihre Pläne für morgen zu hören, erklärte Lotte, sie müsse zunächst einmal ehrlich und redlich ausschlafen. Morgen früh könne man dann ja weitersehen.

Damit verabschiedete sie sich und ließ die drei Jungen, die sehr gesprächig geworden waren und versucht hatten, sich gegenseitig auszustechen, mit sehr geteilten Gefühlen zurück. Emil aber und der Leiter des Landerziehungsheims blieben noch bei einem Glase Wein in der Stimmung von Freunden sitzen, die dankbar sind für jedes zartfühlende Respektieren ihres durch jahrelange Trennung angehäuften Mitteilungsbedürfnisses.

Am andern Morgen kam Melchior zu Lotte, die ein sehr verspätetes Frühstück einnahm, mit der Meldung, der Wind habe umgeschlagen, das Wetterglas steige und man könne schauen, heute noch auf die Rottalhütte zu kommen; dann könnte man morgen über den Südwestgrat, dessen Schwierigkeit Lottens Geschmach am meisten entsprach, auf die Jungfrau gehen.

Nachdem man rasch etwas zu Mittag gegessen und sich von den neugewonnenen Bekannten verabschiedet hatte, marschierten die drei im gelassenen Bergschritt zum Orte hinaus.

Gegen Abend kamen sie bei leichtbedecktem Himmel, der den Wanderern ein kühles Steigen bescherte, aber auch hin und wieder durch geblendete Wolkenportalen gebämpfetes weißes Licht über die Berge goß, am Abbruch des überhängenden Rottalgletschers an und erlebten gerade vom sicheren Weg aus das Schauspiel eines sich ablösenden gewaltigen Eisblods. Der schlug mit Donnerkrachen auf den tief darunterliegenden Felsen auf und sprang in Stücke zerplittert wie eine Salve von großen Geschossen, Bomben und Granaten in die Tiefe.

Ganz außer sich über dieses leuchtende Riefenspiel zwischen Fels und Gletscher, rief Lotte den Männern zu, während die Eislawine sich mit einem Strom von Schnee und Steinen über den Felsen ergoß, wie man nur so stumm und gelassen bei einem solch wunderbaren Anblick bleiben könne.

»Man kann auch innerlich jauchzen!« meinte Melchior und nahm damit Emil eine ähnliche Antwort von der Jungfrau.

Dann stiegen sie weiter und kamen in jener wohligen Verfassung, die einer angenehmen Sättigung des Körpers mit Anstrengung entspricht und doch nicht Übermüdung ist, kurz vor Sonnenuntergang auf der Hütte an, um gerade noch die drei Matratzen zum Nachtlager zu erwischen.

Sie verabredeten sich leise, schon um Mitternacht aufzubrechen, um nicht unter den abgesteinten Felsstücken vorausgehender Partien Verdruß zu haben.

Bevor aber Lotte und Emil sich auf ihre Lager zurückzogen, die Melchior noch zu-rechtmachte, trat Lotte vor der Hütte an Emil heran und sagte: »Wissen Sie, daß ich mich mit Ihnen manchmal prügeln könnte wie ein Junge, wenn Sie so abscheulich zu mir sind wie gestern?«

Emil fuhr ihr mit der Hand tröstend über den Arm und antwortete: »Ich will nicht mehr abscheulich sein, Lotte!« Zum erstenmal kühlte er ihren Namen nicht mit der vorausgeschickten Anrede Fräulein ab, und sie schloß auf dem Wort, das er so gut und warm ausgesprochen hatte, in der Nacht wie auf einem weichen Kissen.

Aber nachgiebigen Schutt stiegen die drei mit Laternen vor der Brust durch Nacht und Kälte zur Flanke des Grates hinauf, außer dem hinabrutschenden Geröll nichts vernehmend als die eignen Schritte.

Auch die Gewalten des Hochgebirges schlafen über Nacht, wenn der Sturm sie nicht weckt. Die rinnenden Wasser erstarren, und was sich im ewigen Sterben der Berge untertags losbröckeln will, das halten Dunkelheit und Kälte mit eisigen Fingern für einige Stunden fest.

Bis zu dem ersten Anzeichen der Morgendämmerung fiel kein Wort, und halb im Schlaf und nichts als die Gestalt des Vordermanns im Schein der Laterne vor Augen, tasteten sich Emil und Lotte hinter dem Führer her, über den breiten, sicheren Grat hin, bis sie auf einmal vor hohen, glatten Felsen standen.

»Eine Tasse Tee könnte jetzt nicht schaden,« meinte Lotte, und während Melchior das Seil aus dem Rucksack nahm und Lotte bat, das gleiche zu tun, stellte Emil die Teemaschine auf. Bald schnurrte im Wind-schuß aufgerichteter Steine die Flamme des Apparats, und der aus einem Loch geholte Schnee schmolz im Kessel.



Phot. Julius Sohn, Tullerberg

Jehudo Epstein: Im Gemüßeladen

Das heiße Getränk vertrieb ihnen die letzte Schlafbefangenheit, und Lotte bewarf aus reinem Übermut Emil mit Spitzchen Biskuit und kleinen Schneebällchen.

Das sei nicht zünftig und erinnere an Sonntagsalpinisten, neckte Emil Lotte mit deren eignen Worten.

»Gut!« sagte diese. Also an die Gewehre!»

Sie schlang mit Geschick und Kraft einen Knoten, der ihr Seil mit dem Melchior's verband, während Emil das seinige zur Reserve im Rucksack behielt. Dann legte sie sich das mittlere Stück der verbundenen Seile als Schlinge kunstgerecht in den Verschluss ihres Gletschergürtels, und Emil und Melchior banden ihre Seile um die Brust.

Emil sollte voranklettern, aber Melchior gab das Zeichen zum Einstieg nicht, bevor er sich bei Emil und Lotte von der Sicherheit ihrer Knoten überzeugt und das Seil prüfend der ganzen Länge nach durch die Hand hatte laufen lassen.

Dann begann das Klettern, jene langsame Vorwärtsbewegung, die im Menschen durch den Druck an Brust mit den stumpfen kalten Gewalten der Natur ausgeführten Nahkampf leicht die animalische Lust des Tieres weckt. Tierartig klammerten sie sich fest und saugten sich mit dem ganzen Leib an dem Fels an, der zugleich ihr Feind war und ihr Schutz.

Nach einstündiger Arbeit meldete Emil von oben, daß die Felsen vereist seien, und daß er vorschlage, den Grat zu verlassen. Melchior rief seine Zustimmung hinauf, und Emil kletterte nun in eine breite, schneefüllte Rinne ab. Aber als er unten war, schrie er Lotte und Melchior zu, die seine Stimme der zwischen ihnen liegenden Felsklippe wegen kaum hören konnten, sie sollten warten.

Der Schnee lag kaum drei Finger hoch auf einem steilen Untergrund von Eis. Nach einigem Besinnen aber gab er Lotte mit dem Seil ein Zeichen, herabzukommen, und legte die Steigeisen an.

Als die Rinne mit kleinen festen Schritten erklimmt und überschritten war, nahmen sie die treuen Eisenstacheln wieder von den Füßen, stiegen wieder zum Grat auf, wo es nun einige Zeit lang auf einer schmalen, aber sicheren Kante vor sich ging. Auf einmal stellte sich ihnen ein Felskopf mit sehr glatten und dazu noch vereisten Wänden ent-

gegen und drängte sie zum zweitenmal vom Grat in ein diesmal noch breiteres Schneecouloir hinab.

Im Licht des aufsteigenden Tages sah Emil, daß hier starke Lawinengefahr drohte. Er ließ Lotte und Melchior zu sich herabkommen, bevor er weiterging. Der Führer war fürs Abseilen. Sie banden sich also alle drei los und bargen die Seile in den Rucksäcken.

»Man sollte warten, bis es heller wird,« meinte Melchior. »So läßt sich nicht gut etwas sagen.«

Sie blieben also eine Viertelstunde sitzen, während unter dem immer noch leicht bewölkten Himmel die Dämmerung dem Tageslicht wich, und aßen Kaffee und Brot, die Lotte verteilte. Aber auf einmal dauerte es ihr zu lange, sie sondierte mit dem Pidel und dann mit dem Fuß den Schnee, nachdem sie die paar Schritte vollenbds hinabgestiegen war. Es war tiefer Schnee, aber anscheinend überall festgefroren.

»Bleiben Sie hier!« rief Melchior ihr befehlend zu.

»Machen Sie keinen Unfug!« verstärkte Emil die Mahnung des Führers.

Aber bevor er ausgerebet hatte, stieß sich Lotte vom Fels, an den sie sich gelehnt hatte, ab, und die beiden Männer sahen sie schon mit leichten, sicheren Schritten über die steile Schneefläche hinübertanzen zum Fels auf der andern Seite, wo sie nach kaum einem Duzend Schritte sich festhielt, lachend absetzte und herüberrief, es ginge ganz famos. In den beiden Männern kochte die Wut, aber sie sagten nichts.

Was war da zu machen?

Ob Lotte noch einmal gerade so heil herüberkommen werde, war fraglich. Denn daß man es hier nicht mit festgefrorenem, sondern mit verhartetem Schnee zu tun habe, das sahen sie gleich.

Da brach Melchior los, das sei ein gottsträflicher Unsinn von der Dame, sie in eine solche Klemme zu bringen.

Emil schlug vor, man solle ihr das Seil hinüberwerfen, dann könne sie wieder, von ihnen beiden gesichert, herüberkommen.

Aber Melchior sah ihn zum erstenmal erstaunt an und schüttelte den Kopf. »Lieber schenken als bürgen, Herr Doktor! Anseilen ist bei Lawinengefahr wie das Bürgen. Man fällt zusammen hinein.«

»Ach, was die Männer doch umständlich sind!« rief Lotte ungeduldig herüber.

Melchior ließ sich nicht reizen. Er überlegte sich nur ganz ruhig und kalt, was da zu machen sei, sah mit blinzelnden Augen und mit ganz langsamem Drehen des Kopfes einmal die Rinne hinauf und dann hinab. »Es wird nicht so schlimm werden,« meinte er dann, stand auf und trat auf die Schneebede. Sie trug ihn. Als er gerade in der Mitte war, brach er mit einem Fuß ein, dann mit dem andern. Rasch machte er kehrt gegen die Bergseite, um den hochgehobenen Pidel mit dem Schaft in den Schnee zu stoßen und sich zu verantern.

Aber unter der in langen Sprüngen erstenden Farschbede war es schon lebendig geworden. Es rieselte, quoll und stäubte an allen Ecken und Enden weiß auf, und mit der unwiderstehlichen Wucht weicher, schwerer Massen legte der herabfließende Schneestrom Melchiors Gestalt um wie einen knorrigen, widerstrebenden Baum. Dann verschlang das in dicken Wolken aufstäubende Ungeheuer seinen Körper und stürzte mit ihm die Rinne hinab, über den Felsenrand hinaus in die lustigen Tiefen, die man nicht sehen, sondern nur ahnen konnte.

Alles das ging rasch, und als der Donner verhallt war, standen auf beiden Seiten des Couloirs Emil und Lotte und hatten nur das klare Bewußtsein, daß Melchior noch vor einer Minute bei ihnen war, und daß jetzt die Lawine ihn wie mit einem weißen Schwamm von der Tafel des Lebens weggeriſcht hatte.

In Emils Hirn war eine kurze Weile eine dumpfe Leere, aber auf einmal rief er Lotte hart und kalt zu: »Kommen Sie herüber, jetzt gleich!« Er blickte die Rinne hinauf und deutete auf die schwarzen, nackten Felsstreifen, die auf der nun dünn gewordenen Schneebede aufragten.

Es falle ihr nicht ein, rief Lotte hinüber.

Aber sie hatte es kaum gesagt, da sah sie Emils hohe Gestalt ruhig, doch mit todbleichem Gesicht und weit offenen Augen auf sie zukommen. Er trug sie wie ein Bündel unter dem Arm durch das nun sichere Lawinenbett hinüber auf seinen Platz. Seine eifige Höflichkeit entsetzte sie, und doch fühlte sie sich jetzt sicher unter seinem Schutz.

»Ach, seien Sie doch nicht so abschaulich zu mir!« sagte sie mit zitternder Stimme.

»Bin ich nicht freundlich zu Ihnen?« fragte er, aber mit einem für sie hoffnungslosen Abstand im Ton. »Sehen Sie, wir müssen jetzt gleich hinab nach Grindelwald, den Fall anzeigen und eine Rettungsexpedition auf die Beine bringen. Man kann nicht wissen, es ist alles möglich.«

Die unsichtbare Wand

Melchior von Guntens Körper lag wohl kühl und geborgen auf irgendeinem blauen Eisgrat des Rottalgleitfahers; nach drei Tagen stellte die ausgesandte Rettungsexpedition ihre Nachforschungen ein.

Als die Möglichkeit, daß Melchior noch unter den Lebenden weile, als ausgeschlossen gelten konnte, wurde sein Name in den Zivillisten wie im Kirchenbuch gestrichen, und die Witt war nun eine Witwe mit fünf kleinen Kindern.

Dann kam für Emil das Schwerste.

Am vierten Morgen nach dem Unglücksfall besuchte er Lotte in ihrem Interlakener Hotel, wohin sie gleich nach ihrer Ankunft von Grindelwald abgereist war, und wo sie bis jetzt krank gelegen hatte.

Sie verbarg nicht ihr freudiges Erstaunen über Emils Kommen. Er schien ihr milde und nachdenklich gestimmt; nur war es ihr peinlich, als er das Gespräch gleich auf das Unglück lenkte, und noch unangenehmer empfand sie sein Bekenntnis, daß er sich für Melchiors Tod für verantwortlich halte. Das sei eine krankhafte Überspannung seines Gewissens, unterbrach sie ihn. Emil glaubte anfangs, sie wolle alle Schuld allein auf sich nehmen, geriet in Eifer und fand nicht genug Worte, um ihr klarzumachen, daß sie sich hierin täusche. Denn er habe doch ebenso sehr ohne zwingende Notwendigkeit, durch eine zu ihrem Vergnügen gemachte Hochtour, das Leben eines Menschen gegen Lohn aufs Spiel gesetzt.

»Aber, lieber Herr Doktor, seien Sie doch nicht so komisch!« rief Lotte und war ganz außer sich über Emils schwere Gedanken.

Erst jetzt merkte er, wie sie über Melchiors Tod und ihren eignen Anteil daran dachte, und sagte ernüchtert: »Ich hatte Sie nämlich bitten wollen, mit mir zu Melchiors Witwe zu kommen. Mich treibt es, der Frau, wenn ich schon nichts für sie tun kann, wenigstens zu sagen, wie sich alles zugetragen hat, und danach zu schauen, ob sie keine Not leidet.«

»Nehmen Sie's mir nicht übel,« erwiderte Lotte gereizt, »aber der Mann war doch versichert.«

»Und damit ist der Fall für Sie erledigt? Fräulein Lotte!«

»Ja, was soll ich denn noch?«

Keiner konnte durch die unsichtbare Wand, die sich da zwischen ihnen beiden erhob, hinüber zu dem andern. Emil, der bis jetzt etwas formell und fast feierlich im Zimmer gestanden hatte, ließ sich mutlos in einen Sessel sinken. Ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust.

»Ich begreife, daß Sie über mich seufzen,« sagte Lotte mit der großen und schlichten Wahrhaftigkeit, die sich oft wie ein lichter Berggipfel aus dem unruhigen Dunkel ihres geistreichen Plauderns hervorhob. »Aber«, fuhr sie resigniert fort, »ich kann Sie eben manchmal einfach nicht verstehen.«

Emil schwieg.

»Ich ahne auch dunkel, daß Sie sich meistens im Recht gegen mich befinden, und daß Sie der Überlegene sind, aber ich kann es nicht sehen.«

Diese Gebundenheit eines reichen Menschen in den Ketten einer feineren Selbstsucht schnürte Emil fast die Kehle zu. Da gab er sich einen Ruck und sagte mit einer Stimme voll neuer Hoffnung und Frische: »Sehen Sie, Fräulein Lotte, als ich Sie hier in Interlaken zufällig traf, da dachte ich, wir könnten ehrliche Freunde und Kameraden werden und einander etwas sein.«

Lotte zuckte mit den Augenbrauen und hörte gespannt zu.

»Aber«, fuhr er fort, »auf dem Weg zu Ihnen — seien Sie mir nicht böse — ist es mir ergangen wie auf einem hohen Grat mit wundervoller Aussicht, auf dem ich alle paar Schritte immer wieder auf einen Felskopf mit glatten Wänden stieß.«

»Und vereisten Wänden!« warf Lotte ernst dazwischen.

»Jawohl, auch mit vereisten!«

»Und nun, Herr Doktor,« unterbrach Lotte, »sagen Sie mir, wenn Sie können, was das ist, was in mir vor Ihnen wie eine Eiswand steht, und vor andern auch oft genug gestanden hat, und was mich immer wieder wegdrängt von meinen liebsten Menschen.«

Emil blinnte sie an und sah ihre Not und wußte nicht, ob er ihr sagen sollte, was sie zu wissen begehrte.

»Bitte, sagen Sie's mir, wenn Sie können,« bat Lotte flehentlich.

Da legte Emil die Hände auf seine Knie, betrachtete sie lange und sagte langsam: »Mir stellt es sich so dar: ich glaube, daß Sie die Frage, welche der Mensch, vor allem die Frau, mit dem Herzen erlebigen soll, aus dem Kopf heraus lösen wollen.«

»Das sind Nebensarten!« fuhr Lotte ihn schroff an. »Zeigen Sie mir das an einer Einzelheit!«

»Einer solchen Einzelheit wegen«, antwortete Emil, »bin ich doch eben hier. Ich finde, wie schon gesagt, daß wir beide, über rechtliche Begriffe hinaus, verantwortlich sind für den Tod unsers Führers.«

»Und ich kann das eben nicht einsehen!«

»Eben das und nichts andres wollte ich ja nur konstatieren,« erwiderte er fast mitleidig.

»Aber warum kann ich es nicht einsehen?« forschte Lotte erbittert weiter.

»Weil es sich um eine Empfindung handelt, die man niemand als richtig beweisen kann, wenn er sie nicht von vornherein hat.«

»Um was für eine Empfindung?«

»Um das ganz einfache Gefühl, daß es bei der Frau Melchior's und im ganzen Dorfe die größte Erbitterung hervorrufen muß, wenn wir sozusagen in Nacht und Nebel durchbrennen, ohne der Witwe wenigstens von den letzten Stunden ihres Mannes erzählt und uns um ihre augenblicklichen Verhältnisse gekümmert zu haben.« Emils Stimme war milde und mutlos geworden.

Lotte stand am Fenster und sah hinüber nach den dunklen Vorbergen, hinter denen sich die Jungfrau im Silberglanz zum Himmel emporrang. Alle Gewalten ihres zwiespältigen Wesens kämpften in ihr. Auf einmal verließ sie das Fenster, trat vor Emil und sagte: »Sie mögen recht haben, Emil, aber ich kann« — und sie wiederholte das Wort, als ob sie es zentnerschwer aus ihrem Tiefsten und Innersten herausnehmen müßte — »ich kann diesen furchtbaren Konvolenzbesuch nicht mitmachen. Denken Sie über mich, wie Sie wollen, ich kann nicht!« Damit ließ sie sich in einen Sessel sinken, bedeckte ihre Augen mit den Händen und weinte.

Gepeinigt von diesem erschütternden Schluchzen stand Emil hilflos da, unfähig, ihr zu helfen, und auch in stummer Scheu davor, die vielleicht nahende Lösung ihres inneren Kampfes zu stören.

Aber mitten im Weinen, als Emil sie gerade tröstend in den Arm nehmen wollte, machte Lotte sich mit einer gewaltigen Bewegung los, und auf einmal flammte in ihren Augen wieder der alte Mut zu sich selber auf. Ihre Stimme hatte einen harten, reinen Klang, als sie sagte: »Gehen Sie, lassen Sie mich, ich bin ein armes Menschenkind!«

Da nahm er ihren Kopf zwischen die Hände, um sie auf die Stirn zu küssen. Sie bot ihm aber die Lippen. Er küßte sie leise, und ihre Tränen vermischten sich auf ihren Wangen.

Lotte war die erste, die sich wieder bewog. »Es ist besser,« sagte sie kühl und nicht ohne eine leichte Bitterkeit, »wir weinen jetzt darüber, daß wir nicht zusammenkommen können, als daß wir später einmal darüber weinen müßten, daß wir uns einbildeten, uns gefunden zu haben. Seien Sie aufrichtig, Emil, ist es nicht so?«

Emil sah sie nur an mit stummer Klarheit in den Augen und zu nichts entschlossen, als durchzuhalten bis ans Ende. Denn ihr Unglück war größer als das seine.

»Und noch eins!« hob Lotte an und setzte sich wieder. »Vorhin sagten Sie, daß Sie mich ganz zufällig wiedergesehen hätten, ist das so? Haben Sie mich nicht gesucht?«

Da zögerte er nicht, die gnädige Lüge auszusprechen: »Doch, Lotte, ich suchte Sie.«

»Wußten Sie meine Adresse?«

»Ich hatte sie von dem Postfräulein in Brind erfahren.«

Da brach aus Lottes Augen durch die Tränen ein Sonnenblick voll Dank und kurzem Glück. Aber sie fuhr mit schonungsloser Unerbittlichkeit gegen sich selbst fort: »Doch jetzt liegt die Lawine und Melchior's Leiche zwischen uns. Ich kann nicht mehr darüber hinweg zu Ihnen, und« — sie sah ihn mit einem leichten Aufwand von prüfender Kraft an — »Sie nicht zu mir!«

»Lotte!« Sonst konnte Emil nichts sagen, aber was an Schmerz, an Mitgefühl und Trauer in ein Wort zu pressen ist, das lag darin. Er nahm sie noch einmal in die Arme und küßte sie, diesmal nur auf die Stirn.

So gingen sie auseinander, jeder nach seiner Seite, und keiner sah sich mehr nach dem andern um. —

Am Bahnhof in Interlaken erreichte Emil gerade noch einen Zug nach Zweilütschinen. Dort betrat er nicht ohne Bangigkeit den Weg nach Melchior's Haus.

Es stand noch so sonnig braun und fest mitten auf den grünenden Fluren wie vor acht Tagen, und auf den Fensterbänken blühten Nelken und Geranien, als sei nichts seither geschehen. Emil griff nach seinem Hals, da würgte etwas; wie schon manchmal seit dem Unglück sah er wieder Melchior's Körper im Schneesturm über die Felswand hinabfliegen und hörte wieder den Lawinendonner verhallen.

Auf der Treppe erblickte er von fern die Kinder, die in schwarzen Schürzchen auf den Stufen saßen. Als sie den Fremden im Touristenanzug gewahrten, riefen sie ihm zu, der Vater ginge nicht mehr in die Berge, er sei gestorben.

Emil mußte fest an sich halten und fragte nach der Mutter. Die sei in der Stube.

Er trat ein, fand aber die Gritt nicht drinnen. Als er sich im Ausgang nach ihr umsah, kam sie ihm gerade aus der dunklen Küche entgegen. Sie trug ein schwarzes Witwenkleid und sah Emil, den sie nicht kannte, kühl und mißtrauisch an. Von dem Augenblick, wo sie erfuhr, daß sie ihres Mannes letzten Tourenherrn vor sich hatte, erstarrte ihr schon unbewegliches Gesicht zu einer mastenhaften Härte, und mit ein paar rauen Worten jagte sie Emil aus dem Hause wie einen lästigen Handwerksburschen.

Die Kinder, die sich in die Stube gedrängt und der Mutter zugehört hatten, machten keinen Plag, als er die Treppe hinabging.

Einmal wieder auf der Straße, nahm Emil fest den Weg unter die Füße. Aber er hatte noch einige Zeit zu würgen, bis er das Größte an dieser Schande überwunden. Dann wurde es ihm wieder leichter zumute. Die grimmige Entschlossenheit, mit der sich die Gritt mit ihrem Schicksal abgefunden hatte, und die maßlose Ungerechtigkeit, mit der er von ihr behandelt worden war, empfand er für sich als eine Entlastung. Die würde sich schon durchbellen.

So war denn nichts mehr, was ihn zurückhielt, und erschöpft, aber auch erleichtert fuhr er noch am selben Tag aus dem Berner Oberland ab.

(Schluß folgt.)



Phot. Julius Eöhn. Düsseldorf

Leopold Durm:

Irene Durm



Kaiser Franz I.



König Friedrich Wilhelm III.

Leonhard Posch und die Eisengußmedaille

Von Dr. Georg Malkowsky

Mit zwölf Abbildungen nach Aufnahmen vom Photogr. Gustav Schwarz in Berlin

Die italienische Gußmedaille der Frührenaissance ist um ihrer hohen künstlerischen Vollendung willen von Kennern und Sammlern stets hoch bewertet worden und hat in der Kunstgeschichte eingehende Würdigung erfahren. Der Maler Vittore Pisanello von Verona modellierte um die Mitte des 15. Jahrhunderts seine großen Porträtmedaillons in Wachs, goß sie zunächst in Blei, dann in Bronze und ziselirte sie sorgfältig nach. In Meistern von dem Range eines Francesco Francia, der Giovanni und Gentile Bellini fand er würdige Nachfolger, und die Kunst der italienischen Gußmedaille gelangte zu hoher Blüte, um dann im 16. und 17. Jahrhundert der mittels geschnittenen Stempels geprägten Denkmünze Platz zu machen, wie sie von Benvenuto Cellini mit vielfach überschätzter Kunstfertigkeit hergestellt wurde.

In Deutschland beschäftigte sich an erster Stelle Albrecht Dürer mit der Gußmedaille. Der Kupferstecher H. A. Beham, der Schweizer Jakob Stampfer und der Augsburger

Hans Schwarz waren nach derselben Richtung hin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts tätig, der idealisierenden Manier der Italiener den derben Naturalismus der deutschen Kupferstecher und Holzschnitzer hinzufügend. Auch hier allmählich durch die Technik des Prägens verdrängt, fand die Gußmedaille eine Art Nachblüte am Hofe der Hohenzollern. Die unter dem Großen Kurfürsten und dem ersten preussischen König gegossenen Medaillen, besonders die von Gottfried Legge entworfenen, zeichnen sich durch Großzügigkeit der Erfindung und kraftvolle Modellierung aus.

Eine Neubelebung erfuhr die Kunst des Medaillengusses im 18. Jahrhundert zunächst durch die Verfertigung ganzer Serien von Porträtköpfen berühmter Männer in der Schweiz und besonders in Frankreich. Andrieu und David d'Angers galten als die Meister, denen man die Wiederherstellung der Gußmedaille zu danken hatte, und sie fanden eine große Zahl von Nachfolgern, die für die Priorität und Überlegenheit der französischen Werkstätten zu zeugen schienen.



Königin Luise



Prinz Wilhelm (später Kaiser Wilhelm I.)

Nach den neuesten Forschungen wird man dieses Urteil einschränken müssen, wenigstens soweit die Priorität in Frage kommt. Ein lange vergessener deutscher Künstler darf für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, den Franzosen als Vorbild gebient zu haben. Das Material, in dem er mit Vorliebe seine Arbeiten anfertigte, war das glanz- und farblose bescheidene Eisen.

Der deutsche Eisenguß hat eine nicht unrühmliche Geschichte. Er diente zunächst hauptsächlich der Herstellung der Geschütze, deren Rohre vielfach mit bildnerischem Schmuck ausgestattet wurden, und der dazugehörigen Voll- und Hohlmunitio. Aber schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurden im Braunschweigisch-Lüneburgischen Ofenplatten mit figürlichen Reliefdarstellungen gegossen, von denen beachtenswerte Proben z. B. im Vaterländischen Museum zu Hannover und im Märkischen Museum zu Berlin erhalten sind. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden in den Graf Einsiedelschen Hütten in Lauchhammer Eisenstatuetten angefertigt, die man ebenfalls zur Ofenverzierung verwendete. Das Emporblühen der Berliner

Bildhauerschule kam der neuen Kunstübung zugute. Die Shadow und Rauch verschmähten es nicht, nach ihren Meisterwerken verfeinerte Reproduktionen in dem unscheinbaren, aber leichtflüssigen und bei aller Härte schmiegamen Material anfertigen zu lassen.

Auch das Kunstgewerbe bemächtigte sich der dankbaren Technik. Das Eisen wurde Mode, und als der patriotische Ruf »Gold gab ich für Eisen!« zum Merkzeichen der Opferwilligkeit des Volkes wurde, konnten die Wertstätten dem Verlangen nach Schmuckstücken in dem zu Ehren gekommenen Metall kaum genügen. Man lernte in durchbrochener Arbeit Broschen, aus kleinsten Ornamentstücken zusammengesetzte Hals- und Armbänder anfertigen, und griechisch-römische Gemmen: Götter- und Heroenköpfe, hellenistische Szenen nach Canova und Thorwaldsen: die Hochzeit des Amor und der Psyche dienten als Vorlage für eiserne Auflegearbeiten nach Art der Wedgwood-Keramik. »Fer de Berlin« war zu einem einträglichen, vielbegehrten Ausfuhrartikel geworden.

Allmählich bemächtigte sich die Massenfabrication der Modetechnik. Die ober-schlesischen, die rhei-



Scharnhorst

schlesischen, die rhei-



Alexander I. von Rußland



Prinz Louis Ferdinand

nischen, die Harzer Eisenhütten, in erster Reihe Gleiwitz, Sagn und Ilfenburg, lieferten Vasen, durchbrochene Körbe, Schalen und Statuetten, die im Auslande nicht weniger begehrt waren als im Inlande. Fonte de Berlin bezeichnete im technischen Sprachschatz eine bestimmte Gattung künstlerischen Metallgusses.

Mit dem Empirestil teilte die Vorliebe für den Eifenguß als Schmud- und Auflagerornament die kurze Lebensfrist. Er überdauerte noch die Biedermeierzeit und rettete sich in verrohter Form als minderwertiges Gitterwerk und schematisches Grabkreuz in die Zeit unsrer Großeltern hinüber. Der Eifenguß und seine Meister gerieten in Vergessenheit.

Die Berliner akademische Ausstellung 1911 brachte mit ihrer der Zeit Friedrich Wilhelms IV. gewidmeten Sonderabteilung eine Überraschung. Neben den fein umrissenen, einfach gegliederten, schön gemaserten und gefärbten Mahagonimöbeln tauchten in Vitrinen Erzeugnisse der Kleinkunst in Eifenguß auf, wie man sich erinnerte, sie in den »Servanten und Vertikows« der Eltern als ererbten Hausschatz gesehen zu

haben: zierlich durchbrochenes Hausgerät, Schmudstücke, Statuetten und Medaillen von einer Vollendung der Arbeit, die bei dem minderwertigen Material fast als verschwendete Liebesmüh' erscheinen mußte. Das Fer de Berlin feierte eine Art von Auferstehung.

Schon einige Jahre früher hatte das k. k. Hofmuseum in Wien Eisenarbeiten, Medaillen und Büsten gesammelt, die mit dem Künstlernamen L. Vofch bezeichnet waren. In Berlin folgte man diesem Beispiel, und ein glücklicher Zufall wollte es, daß man durch Vermittlung der Kunstgewerblerin Fräulein S. Lehnert dem Nachlaß dieses Meisters auf die Spur kam, der am Anfang des vorigen Jahrhunderts in der königlichen Porzellanmanufaktur als Modelleur beschäf-

tigt worden war. Der Direktor des königlichen Münzkabinetts, Professor Menabier, erwarb den Nachlaß, und es gelang, einige hundert Medaillen und Statuetten zusammenzubringen, die sämtlich dieselbe Künstlerinschrift trugen. Als dem Kaiser einige Stücke dieser Sammlung vorgelegt wurden, bewunderte er besonders eine Miniaturbüste Friedrich Wilhelms III.: »Das ist



York



Blücher



Sneisenau

das ähnlichste Porträt meines Urgroßvaters. Das hat gewiß mein Freund Posch gemacht.« Der Kaiser kannte den verschollenen Meister des Berliner Eisengusses; für das große kunstliebende Publikum handelte es sich um eine Entdeckung.

Wer war Leonhard Posch?

Im Archiv der Königlichen Porzellanmanufaktur haben sich eigenhändige Aufzeichnungen des Meisters gefunden, die es gestatten, die Hauptdaten seines Lebenslaufs zu verfolgen. Leonhard Posch ist 1750 im Zillertal geboren, bildete sich in Wien zum Bildhauer aus und wandte sich nach eifrigem Studium der Gußmedaille in Italien der Kleinkunst zu. Im Jahre 1804 kam er nach Berlin und fand in der Porzellanmanufaktur eine Anstellung als Modelleur. Schadow und Rauch erkannten seine Begabung für das Miniaturporträt en relief, und er wurde durch ihre Protektion der bevorzugteste Medailleur der Hofgesellschaft. Die ganze königliche Familie mit ihren russischen und mecklenburgischen Verzweigungen ließ sich von ihm porträtieren, und die Billigkeit der Eisengußmedaille veranlaßte auch die bürgerlichen Kreise, ihn mit Aufträgen zu überhäufen. Als nach dem Zusammenbruch des Friberizianischen Staates Napoleon in Berlin eingezogen war, gewährte auch der Kaiser dem Künstler eine Sitzung für Miniaturbüste und Relief. Marschälle, Generale und Minister folgten seinem Beispiel. Leonhard Posch gelangte zu europäischem Ruhm. Er wurde nach Paris berufen und übte auch dort seine Kunst mit wachsendem

Erfolg. Der Kaiser erhielt ihm seine Gunst und ließ sich noch 1814 in Leipzig von ihm nach dem Leben modellieren.

Das Ende der Fremdherrschaft führte den Künstler nach Berlin zurück, wo er bis zum Schluß der Regierung Friedrich Wilhelms III. der bevorzugte Porträtbildner der Gesellschaft blieb. Der König, die Königin Luise, die Prinzen und Prinzessinnen, der Hofstaat, die Minister und Feldherren, Gelehrte und Künstler gewährten ihm gern eine Sitzung und verwendeten die von ihm entworfenen Eisenmedaillons als willkommene Geschenke für Verwandte und Freunde. Besonders die feinen Züge der Königin Luise boten Posch stets erneute Gelegenheit zur Nachbildung. Im Hohenzollernmuseum befindet sich ein ovales Eisengußrelief vom Jahre 1798, das allerdings die zweifelhafte Inschrift G. S. (Gottfried Schadow?) trägt, aber trotz allen Anklängen an die Art des Schöpfers der Schwesterngruppe im Schlosse doch wohl auf Posch zurückzuführen ist. Als im Jahre 1811 der König Vorschläge für eine Erinnerungsmedaille der Königin für die Königsberger einforderte, antwortete der Hofstaatssekretär Buhler unter dem 28. April d. J.: »Da mir nicht bekannt ist, daß eine erträglich ähnliche Medaille existiert, daß des Königs Majestät statt einer solchen die recht guten Porcellain Abbildungen der Poschschen Brustbilder von Ihro Majestät der Königin diesen Leuten zu verehren geruhten.« Es scheint hier ein wenige Monate vor dem Tode modelliertes Reliefbildnis gemeint zu sein, dessen auf blaues Glas aufgelegtes



Eichendorff



Schill

Wachsmo-
dell sich im
Hohenzollern-
museum
befindet, wäh-
rend ein ähn-
liches Exem-
plar kürzlich
durch Profes-
sor Menadier
für das Münz-
kabinett er-
worben wor-
den ist.

Nach seiner
Rückkehr nach
Berlin wurde
Leonhard Posch
zum berufenen
Ikonographen
der Befreiungs-
kriege. Aus sei-
nen Eisenguß-
medaillen und
Miniaturbüsten
läßt sich eine
ganze Geschie-
chte der großen
Zeit zusammen-
stellen.

Für Monumental-
plastik war die
Zeit zu dürftig,
aber jeder Patriot
wollte die Bild-
nisse seiner Hel-
den als Haus-
schatz besitzen.
Das Eisen war
dauerhaft und
billig. Der Prinz
Louis Ferdinand
und Major Schill
als Vorläufer, die
verbündeten Mo-
narchen als Vol-
lender, die Scharn-
horst und Gnei-
senau als Denker,
die Blücher und
York als Lenker
der Schlachten
galten als Na-
tionalheilige, und
auch dem Freiheits-
kämpfer (z. B. Eich-
endorff) wurde ein
bescheidenes Plätz-
chen in der vater-
ländischen Ruhmes-
halle gewidmet.

Die Art unsers
Leonhard Posch
läßt sich jetzt,
nachdem viele
Hunderte von
seinen Arbeiten
vorliegen, in
ihren verschie-
denen Abwan-
dlungen mit Si-
cherheit fest-
stellen. Sie ist
zunächst von
dem Material und
seiner Verwen-
dung abhängig.
Die glatte, stumpfe
Fläche des Eisens
verlangt scharfe
Kontur und kräftige
Modellierung.
Dem Idealisieren
der Formen ist
es weniger zugäng-
lich als die edlere,
durch die Körnung
zu summarischer
Behandlung ver-
lockende Bronze.
Das Detail will
durchgearbeitet
sein. Daher die
sorgfältige Be-
handlung des Haar-
wuchses,

wie sie beson-
ders an seinem
Ansatz hervor-
tritt. Ein Wesens-
grundzug des
Künstlers ist
ein gewisser Na-
turalismus, der
bei seinen stumpf-
schwarzen Büsten
und Medaillen die
Farbe gar nicht
vermissen läßt.
Dieser Um-
stand wird er-
klärlich, wenn
man an den zahl-
reich erhaltenen
Modellen und
Formen die Eigen-
art seines Schaf-
fens beobachtet.
Er bediente sich
des farbigen Wach-
ses und stellte
so ein koloriertes
Modell her, das
der Wirklichkeit
so nahe als mög-
lich kam. Wenn
auch diese Arbei-
ten wohl meist
als Originale gel-
ten dürfen, meist
dazu bestimmt
waren, vervielfäl-
tigt zu werden,
und unter Glas
und Rahmen auf-
bewahrt wurden,
so ging doch
manches von
dieser naturalis-
tischen Eigenart
auf die reproduzi-
erten Büsten und
Medaillen über.
Charakteristisch
für die technische
Eigenart des Mei-
sters ist auch die
oft nachweisbare
Verwendung des
Storchschnabels
für Verkleinerun-
gen. Miniaturköp-
fen von kaum
 $\frac{1}{2}$ cm Höhe
bewahren, selbst
durch die Lupe
betrachtet, den
scharfen Umriß,
jede Innenlinie
des Originals.

Die Großzügig-
keit der italieni-
schen Renais-
sancemedaille
hatte auf Leon-
hard Posch ge-
wisß tiefen Ein-
druck gemacht,
aber der Ge-
schmack seiner
Zeit und die ei-
gige Wesensart
widerstrebten
einer nachhaltigen
Wirkung. In
seinen zarten
Frauenbildnis-
sen herrscht
noch die Wiener
Weichheit des
Umrißes, ein
Überquellen der
Modellierung
vor. In Berlin
gewinnt unter
dem Einfluß
Schadows und
Rauchs der
strenge borus-
sische Klassizis-
mus die Ober-
hand. Der Kon-
tur wird schär-
fer, die Modellie-
rung innerhalb

der drei Flächen korrekter. Dabei bleibt als Untergrund überall ein eifriges Streben nach Wiedergabe der natürlichen Erscheinung bis in die Details der Uniformstickerei und der Orden hinein. Trotzdem verliert sich der Künstler nie in minutiöse Kleinlichkeit. Die Eigenart der Persönlichkeit steht immer im Vordergrund und kommt restlos zum Ausdruck.

Die Eisengußmedaillen von Leonhard Posch dürfen zweifellos den französischen Arbeiten gegenüber, die meist in Bronze ausgeführt wurden, die Priorität beanspruchen; der Stempelschneider Bertrand Andrieu war um

mehr als ein, David d'Angers um drei Jahrzehnte jünger, und beide standen unter dem Einfluß der stilisierenden Phrase, die sich dem Gloirebedürfnis anbequemt. Technisch haben sie sicher von dem in Paris zum Modelkünstler gewordenen Deutschen gelernt. Seine schlichte Sachlichkeit ließ sich nicht übertragen. Sie bildet den Grundzug seines Wesens, und die wünschenswerte Neubelebung der deutschen Medaille wird wohl von dem malerischen Sinn der Franzosen manches übernehmen, aber doch wesentlich an die tüchtige, durch Leonhard Posch vertretene Überlieferung anknüpfen müssen.

Im Mai

Run aber läßt der Sonne Rad
Herfließen goldne Bänder.
Die fallen mild wie Gottes Gnab'
Auf unsre Festgewänder.

Das ist ein Glanz! Die Lerche gräbt
In Gold die spitzen Schwingen.
Am Teich die Lilie glüht und bebt:
Run muß die Hülle springen.

Und wie am Reis der Knospe Duft
Zum Licht sich mag gefallen:
Das Herz auch drängt aus dunkler Gruft
Nach Licht und Lichtes Quellen.

Mathes Nitsch

Sehnsucht

Ich möchte bei dir sein, wenn an den
Frühlingshängen
Der Mittag träumt,
Und abends, wenn mit fliehenden Gesängen
Die Sonne säumt,

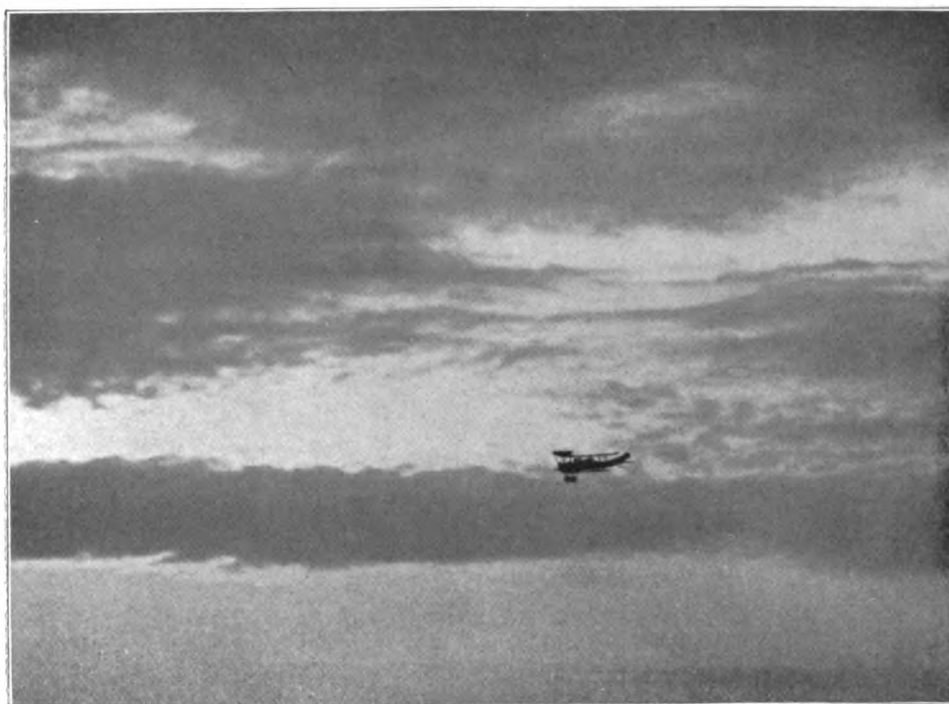
Vielleicht verheißt ihr mir geheime
Kunde,
Lautlose Schar,
Von einem fernen, so vertrauten Munde —
Ach, wär' es wahr!

Und nachts, wenn über mir die Sterne
blinken,
Die Wälder wehn,
Und Wolken, fern im Osten zu versinken,
Vorübergehn.

Ich hab' dich lieb. Frag' abends nur die
Sterne,
Die Sonne früh.
Am Mittag frag' die lichte blaue Ferne,
Ach, frage sie!

Und stieg ich einstmals auch gemessen
Dem Gipfel zu:
Sie wissen all, ich hab' dich nicht vergessen,
Ging nur zur Ruh.

Curt Wüest



D. J. W. Doppeldecker im Fluge

Deutsche Flugzeugwerke, Lindenthal bei Leipzig

Kriegsverkehrsweisen der Gegenwart

Von Otto Romberg,

Hauptmann und Batteriechef im Ostfries. Feldartillerie-Regiment Nr. 62

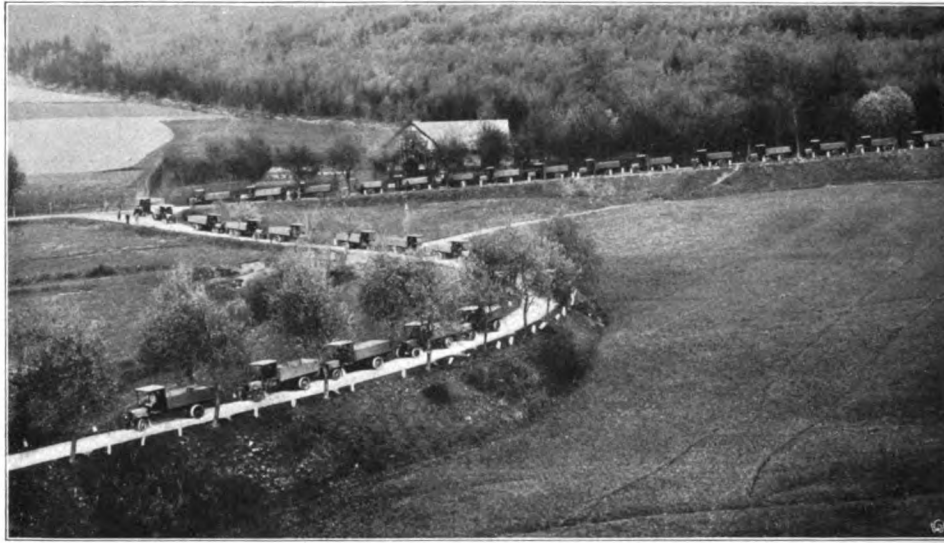
Die bewundernswerte Organisation des römischen Verkehrswezens, die in erster Linie auf einem planmäßig ausgebauten Netz mustergültiger Landstraßen beruhte, gab den von kriegerischem Geist besetzten Legionen die Möglichkeit, die Welt Herrschaft zu erringen und so lange zu behaupten, wie dieser altrömische Sinn in den Truppen lebendig war. Als er aber mehr und mehr schwand, konnten alle Errungenschaften einer hochentwickelten Kultur, konnten alle Hilfsmittel der Verkehrstechnik jener Zeit den Verfall des gewaltigen Reiches nicht mehr aufhalten.

Dieselben Gesetze ewiger Weltordnung gelten noch heute. Nur ein in sich gesundes, kriegerisch geschultes Volk, mit einem unbeugsamen Willen zum Siege, tatkräftig geführt, kann den Erfolg an seine Fahnen heften. Die Hilfsmittel des Verkehrswezens müssen es aber befähigen, seine Kräfte rechtzeitig an der richtigen Stelle, in ausreichender Zahl, gut gepflegt und mit allen Kriegs-

mitteln ausgerüstet, einzusetzen, um den Gegner so schnell wie möglich vernichten und die Dauer des Krieges abkürzen zu können. Aus diesen Forderungen ergeben sich, der Größe der Volksheere unserer Zeit und dem Vorwärtsschreiten der Verkehrstechnik entsprechend, ebenso verschiedenartige wie umfangreiche und schwierige Aufgaben.

Jedes Improvisieren ist im Kriege ausgeschlossen, nur sorgfältig durchdachte Organisationen sind da brauchbar. Betriebssicherheit und geschäftlicher Nutzen sind für die Einführung und Ausbreitung aller Verkehrs- und Nachrichtenmittel im Wirtschaftsleben bestimmend. Je gründlicher aber die einzelnen Zweige des Verkehrswezens sich in den Gebrauch der Allgemeinheit eingelebt haben, um so leichter ist es, sie auf Grund der im Friedensverkehr gewonnenen Erfahrungen kriegsmäßig zu organisieren.

Inwieweit es zweckmäßig oder gar notwendig ist, einzelne Zweige des Verkehrswezens überhaupt in Staatsbetrieb zu neh-



Kolonne von Adler-Pastkraftwagen für die rumänische Regierung auf der Probefahrt zum großen Feldberg im Taunus (880 m ü. M.), Mai 1913

Adlerwerke, vorm. Heinrich Kleyer, Aktiengesellschaft

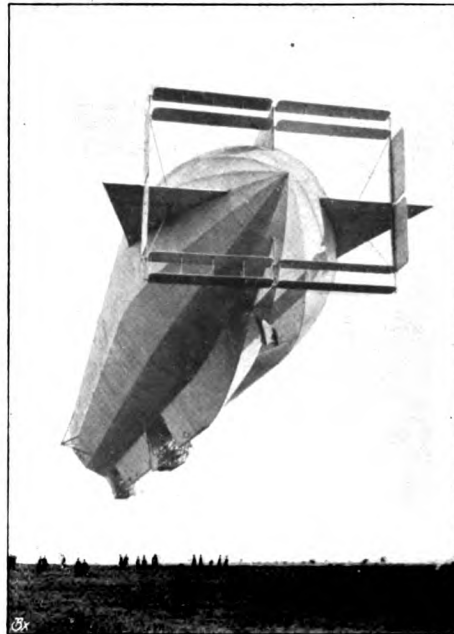
men, muß deren wirtschaftliche Eigenart und militärpolitische Bedeutung entscheiden.

Post und Telegraphie, Fernsprechwesen und Eisenbahnen greifen mit ihren den ganzen Erdball umspannenden Organisationen derart ineinander und stellen so große Anforderungen an die Verwaltung, daß der Staatsbetrieb dem Privatbetrieb unbedingt vorzuziehen ist. Der Staat hat hierdurch den Nachrichtendienst in seiner Hand und kann durch planmäßigen Ausbau des Eisenbahnnetzes nicht nur die wirtschaftlichen Interessen des gesamten Landes gleichmäßig fördern, sondern auch den Aufmarsch der Armee in der gewollten Richtung vorbereiten. Das ständige Zusammenarbeiten der beteiligten Zentralstellen der Regierung und Seeresverwaltung sichert einen reibungslosen

Übergang zum Kriegsbetriebe. Diesen unentbehrlichen Vorteilen gegenüber müssen die Bedenken schweigen, die gegen jede Verstaatlichung wegen der Ausschaltung der vorwärtstreibenden Konkurrenz und der dadurch bedingten Gefahr einer weniger entschlossenen

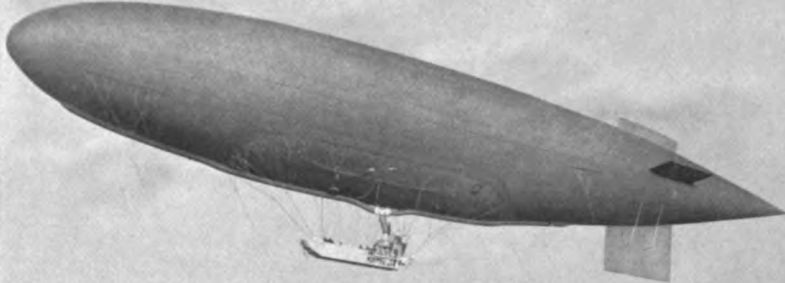
technischen Weiterentwicklung erhoben werden.

Anders liegen die Verhältnisse bei den im letzten Jahrzehnt zur Gebrauchsfähigkeit gelangten Kraftfahrzeugen und den in einer teilweise noch ungeklärten Entwicklung befindlichen Luftfahrzeugen. Bei dem Kraftfahrwesen überwiegen die mehr örtlichen privatwirtschaftlichen Interessen, bei der Luftfahrt die rein militärischen. Regierung und Seeresverwaltung wirken aber durch Gesetze und Verordnungen, Anordnungen und Preis-



Phot. M. Branger, Paris

Das französische Lenkluftschiff »Spieß«



Das englische Militärluftschiff »P. L. 18« der Luftfahrzeug-Gesellschaft m. b. H., Berlin

ausschreiben darauf hin, daß Luft- und Kraftfahrzeuge unter vollster Anspannung des freien Wettbewerbes sich in einer den Bedürfnissen und Verkehrsbedingungen des Landes und den kriegsmäßigen Anforderungen entsprechenden Weise ausgestalten. Die planmäßige Förderung der einheimischen Industrie ist hierbei die wichtigste Aufgabe, denn nur inländische Erzeugnisse von vollendeter, betriebsfester Güte fördern den nationalen Wohlstand durch Eroberung des

in- und ausländischen Marktes und sichern die Schlagfertigkeit des Heeres durch die Unabhängigkeit vom Auslande.

Die wirtschaftlichen und nationalen Gegenstände haben sich in den letzten Jahren verschärft, die Gefahr eines Krieges ist in greifbare Nähe gerückt. Mit einem überraschenden Ausbruch muß gerechnet werden. Die seit Jahren sorgfältig vorbereitete Mobilmachung der Armee wird sich mit der Selbstverständlichkeit eines in Gang gesetzten zuverlässigen



Das durch Explosion zerstörte Marineluftschiff »U. 2«



Von der deutschen Heeresverwaltung subventionierter Armee-
lastzug der N. A. G.
Neue Automobil-Gesellschaft in Berlin

Uhrwerks vollziehen. Telegraph und Fern-
sprecher, Kraftwagen und Fahrrad tragen
den Mobilmachungsbefehl in wenigen Stun-
den bis zu den entlegensten Hütten. Die
Wehrpflichtigen strömen herbei, gliedern sich
in ihre Truppenteile ein, Pferde und Fahr-
zeuge werden auf Kriegsstärke gebracht, der
Transport zur Grenze beginnt. Zug auf
Zug rollt in halbstündigen Abständen dem
bestimmten Ziele zu. Die planmäßige An-
lage einer großen Zahl durchführender Li-
nien beschleunigt den Aufmarsch. Der zwei-
gleisige Ausbau aller wichtigen Strecken ist
schon beim heutigen Friedensbetrieb selbst-
verständlich. Daß eingleisige Eisenbahnen
die Kriegshandlungen in nachteiligster Weise
beeinflussen, hat die sibirische Eisenbahn im
Russisch-Japanischen Kriege gezeigt. Ihr zwei-
gleisiger Ausbau nach dem Feldzuge hat die
erkannte Notwendigkeit bewiesen.

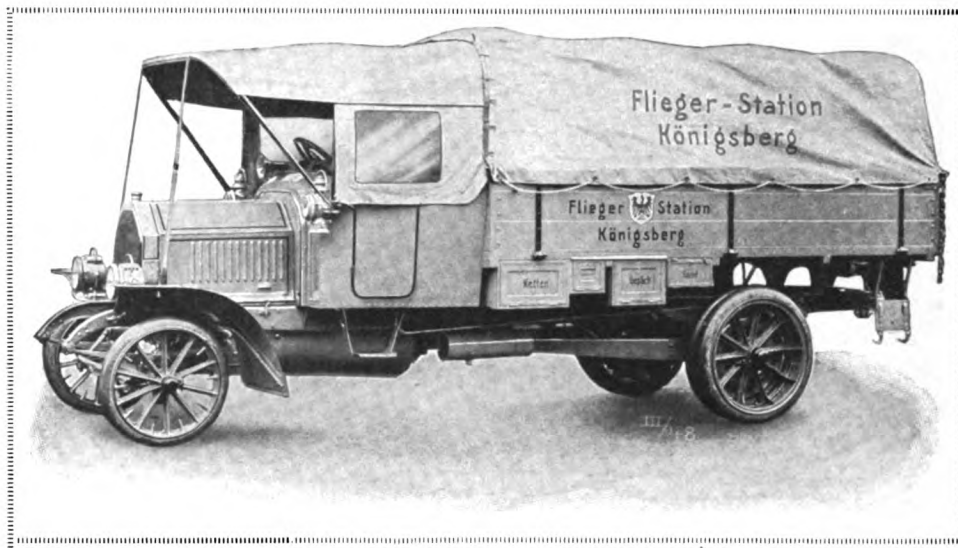
Die heutige Verkehrsentwicklung geht wei-
ter. Sie erheischt die Trennung des raschen
Personenverkehrs und der ständig anwach-
senden Güterbeförderung und fordert die
riergleisige Anlage der bedeutendsten, dem
durchgehenden Weltverkehr dienenden Linien.
Die Höhe der Aufkosten steht einer derartigen
Änderung entgegen, die Durchführung wird
sich aber auf die Dauer nicht vermeiden
lassen. Güter- und Personenverkehr werden
auf den wichtigen Strecken nebeneinander
bestehen und ihrer Eigenart entsprechend
ohne gegenseitige Hemmung zu höchster Lei-
stungsfähigkeit ausgestaltet werden können.
Die für den Kriegsbetrieb erzielten Vorteile
würden außerordentlich sein.

Der Übergang zum elektri-
schen Betrieb ist bekanntlich
auf einigen deutschen Versuchs-
strecken durchgeführt und be-
findet sich auf der Berliner
Stadtbahn in Vorbereitung.
Er ist sauberer und betriebs-
sicherer. Die Kraftgewinnung
erfolgt in den großen Ma-
schinen der Zentralen mit billi-
geren Kohlen oder durch Wasser-
kraft wirtschaftlicher als in den
verschwenderisch mit kostspieli-
gen Kohlen arbeitenden Dampf-
lokomotiven. Diesen Vorteilen
stehen aber erhebliche mili-
tärliche Bedenken entgegen.
Die aus finanziellen und tech-

nischen Gründen erforderliche längere Über-
gangszeit vom Dampfbetrieb zum elektri-
schen Betriebe bringt durch die Mischung der
Systeme Schwierigkeiten, die sich im Feindes-
land steigern würden. Das Verlegen der
Kraftstationen legt die ganze von ihnen ge-
speiste Strecke lahm. Bahnzerstörungen durch
feindliche Unternehmungen sind leichter und
nachhaltiger als beim Dampfbetrieb möglich.
Festungswerke müssen die Kraftstationen
sichern. Auch der Gegner wird durch Be-
festigung der Kraftstationen die Benützung
seiner eignen Eisenbahnen in viel höherem
Maße erschweren, als dies beim Dampf-
betrieb der Fall ist. Darum wird dieser bei-
behalten werden, bis die Vorzüge des elek-
trischen Betriebes so zwingend geworden
sind, daß die militärischen Bedenken über-



Kraftwagen zur Krankenbeförderung im Felde
Daimler-Motoren-Gesellschaft, Stuttgart-Untertürkheim



Lastkraftwagen der Fliegerstation Königsberg

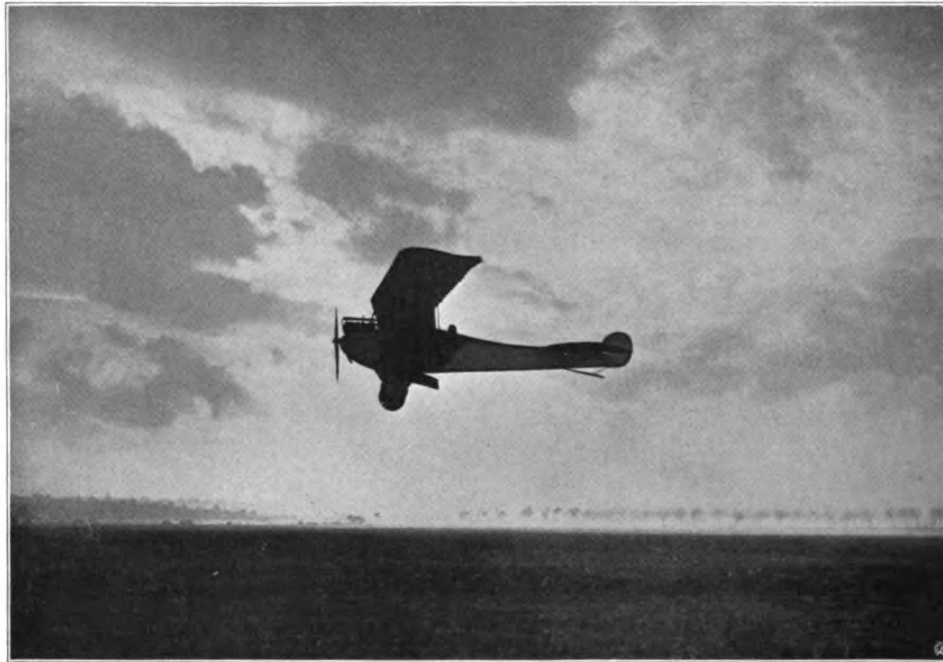
Daimler-Motoren-Gesellschaft, Stuttgart-Untertürkheim

wunden werden müssen. Vielleicht wird dann schon der viergleisige Ausbau der Eisenbahnen den Abergang erleichtern können.

Der Kriegseisenbahndienst stellt sehr hohe Ansprüche. Die militärische Benutzung eines Teiles der einheimischen und der während des Krieges in Besitz genommenen Eisenbahnen, die Wiederherstellung zerstörter Strecken, der Neubau von Voll- und Feldbahnstrecken erfordert sorgfältig vorgeschulte Eisenbahntruppen, wie die Erfahrungen mit den provisorisch aus Offizieren, Eisenbahnbeamten und Pionieren aufgestellten Feld-eisenbahnabteilungen in den Kriegen 1866 und 1870/71 trotz bewundernswerten Leistungen gelehrt haben. Das 1871 formierte preußische Eisenbahnbataillon hat sich inzwischen verneunfacht, ein zahlenmäßiger Beweis für die Bedeutung der Eisenbahnen im Kriege, deren schwierigste Aufgaben eigentlich erst nach dem Aufmarsch der Armee beginnen. Munition und Verpflegung, Streitkräfte und Streitmittel für entstandene Ausfälle müssen vorbefördert, Verwundete, Gefangene zurückbefördert werden.

So lange als irgend möglich wird die Eisenbahn, in der eisfreien Zeit durch geeignete Wasserstraßen unterstützt, ausgenutzt. Jeder Vollbahnzug befördert etwa 300 t. Bis in das Operationsgebiet bleibt aber die Eisenbahn nur ausnahmsweise betriebsfähig. Streckenzerstörungen auf feindlichem Gebiet und die

Nähe des Feindes schränken den Betrieb ein. Die Wiederherstellung und Neuanlage von Vollbahnstrecken und auch der leichter auszubauenden, aber erheblich weniger leistungsfähigen Feldbahnen erfordern beim regelmäßigen Vorrücken der Armee eine viel zu lange Zeit. Die Landstraße tritt in ihre Rechte. Auf ihr müssen alle Lasten weiterbefördert werden. Pferdebespannte Fahrzeuge werden die täglich wachsenden Entfernungen zwischen dem Ende des Eisenbahnbetriebes und den Unterkunftsräumen der fechtenden Truppen nicht mehr rechtzeitig überwinden können. Erst die Einführung des Lastkraftwagens hat die ausreichende Versorgung der Riesenheere der Neuzeit wieder gesichert. Während die Personenkraftwagen durch Sport und Tagesgebrauch in ausreichender Leistungsfähigkeit und Zahl sich verbreitet haben, hatte die Einbürgerung des Lastkraftwagens ursprünglich mit erheblichen wirtschaftlichen Bedenken zu kämpfen. Die deutsche Heeresverwaltung hat daher vor sechs Jahren mit der planmäßigen Förderung begonnen. Sie hat die Industrie veranlaßt, einen Lastkraftwagen zu bauen, der 4 t und bei Verwendung eines Anhängers 6 t Nutzlast befördert und den Durchschnittsbedürfnissen von Handel und Industrie ebenso wie den Anforderungen des Krieges entspricht. Für die Verbreitung sorgt die Heeresverwaltung durch Beschaf-



Pfeil-Doppeldecker der Automobil- und Aviatik-Aktiengesellschaft, Mülhausen i. Elz. (von Stoeffler auf seinem Fernfluge Mülhausen-Warschau benutzt)

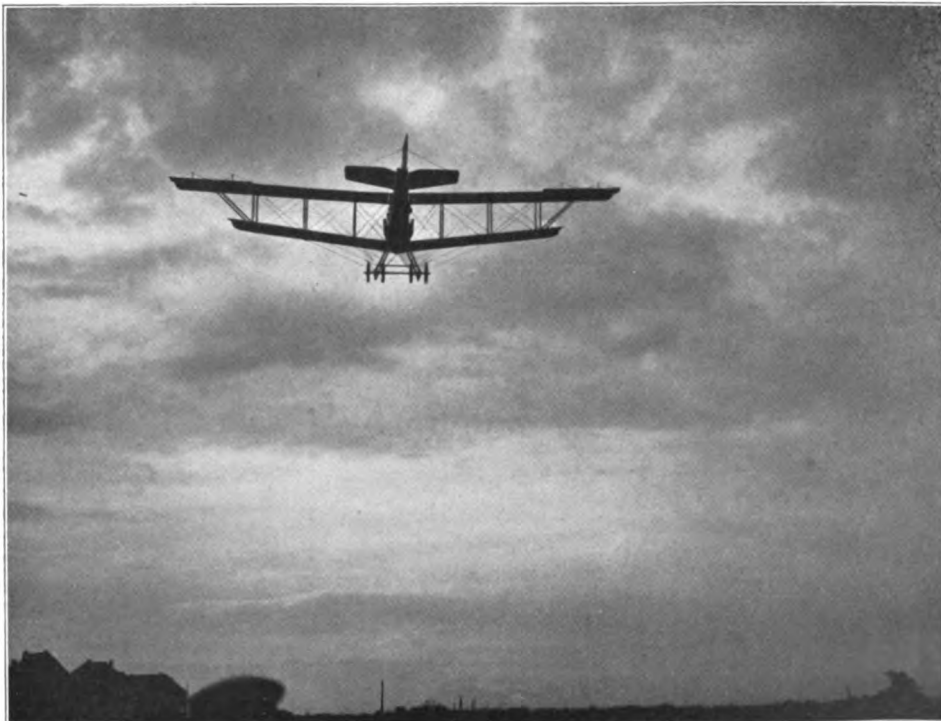
fungs- und Betriebsbeihilfen. Wie sehr das Verfahren sich bewährt hat, zeigt sich darin, daß in den letzten sechs Jahren die Zahl der für den kriegsmäßigen Lastentransport geeigneten Kraftfahrzeuge in Deutschland von 125 auf 3744 angewachsen ist, von denen rund 1200 dem von der Heeresverwaltung entwickelten gleichartigen Typ angehören. Diese Gleichartigkeit ist für den Kriegsbetrieb sehr wichtig, da Fahrdienst und Ersatz erleichtert werden.

Eine Vermischung des Lastkraftwagen- und Pferdebetriebes muß grundsätzlich vermieden werden, da durch das langsame Fahren innerhalb pferdebespannter Kolonnen die Motoren der Kraftwagen leiden. Da Kraftwagen an das Wegenetz gebunden und in ihrer Beförderung von dessen Güte abhängig sind, so gehören sie nicht in die Kolonnen, denen die Verpflegung der fechtenden Truppen unmittelbar zufällt, da sie hier zum Heranfahren an die Biwakplätze und Unterkunftsorte schlechte Wege benutzen und auch querselbein fahren müssen. Lastkraftwagen werden daher in Deutschland nur im Etappengebiet verwendet. Sie verbinden die Endpunkte der Eisenbahn (Etappenhauptorte) mit den Feldmagazinen, in denen die

leeren pferdebespannten Verpflegungskolonnen der Truppen neu gefüllt werden. Je 9 Kraftwagen mit einem Anhänger (Armee-Lastzüge) bilden eine Etappenkraftwagenkolonne und befördern an Verpflegungsmitteln ebensoviel wie eine Fuhrparkkolonne von 110 Mann, 160 Pferden und 62 Fahrzeugen oder an Munition die gleiche Menge wie etwa 2 Munitionskolonnen von 400 Mann, 400 Pferden und 74 Fahrzeugen. Die durchschnittliche Tagesleistung beträgt je nach dem Gelände 60 bis 100 km. Die Kavalleriedivisionen werden durch besondere Kolonnen aus leichten Lastkraftwagen von je 3 t Nutzlast, die 75 bis 125 km am Tage zurücklegen können, mit Hafer, Verpflegungsmitteln und Munition versorgt, während vor Einführung der Lastkraftwagen der zuverlässigen Verpflegung der Kavallerie-Divisionen erhebliche Schwierigkeiten entgegengestanden haben. In Frankreich und Italien werden die Truppen durch besondere Kraftwagen regelmäßig mit frischem Fleisch aus den rückwärtsliegenden Schlachtplätzen versorgt. Die Feldbäckereikolonnen werden vor einem Mangel an Backmaterial durch besondere leichte Lastkraftwagen bewahrt. Hierdurch ist die für das Wohlbefinden der Armee unentbehr-

Jeder Führer will durch seine Anordnungen dem Gegner im Handeln zuvorkommen

Die Erde genügt den Streitenden nicht mehr. Mit Propellerbrausen steigen die Kie-
senluftschiffe unsrer Tage aus ihren Hallen
empor und suchen im Wettbewerb mit der
Kavallerie Aufklärung zu schaffen. In ver-
nichtendem Falle lassen sie wirrkame Spreng-
munition auf die Bahnhöfe des Gegners, auf
seine Luftschiffhallen und andre wichtige
Punkte niederfallen. Unablässig halten die
fernphotographischen Apparate alle Einzel-
heiten auf ihren Platten fest, und der Funk-
spruch trägt dem Heerführer Kunde von dem
Gesehenen in wenigen Sekunden zu.



Pfeil-Doppeldecker (von hinten gesehen)

Die Rolle der Luftschiffe im Zukunftskriege kann durch alle Katastrophen nicht entwertet werden. Die Technik wird aus jedem Unglück nur einen neuen Antrieb zur Weiterarbeit nehmen, und tatenfrohe Männer werden nichts Schöneres ersehnen, als in einem Luftkreuzer dem Feinde entgegenzuziehen und so dem Vaterlande zum Siege zu verhelfen.

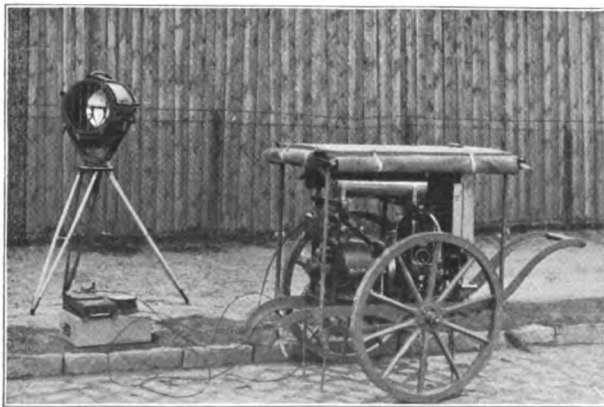
Die Armeen rücken näher aneinander, jeder Tag kann den entscheidenden Zusammenstoß bringen. Der Führer sucht durch eignes Sehen Klarheit über den Feind und das Gelände zu gewinnen. Der Kraftwagen ist ihm unentbehrlich. Er ermöglicht ihm, am Morgen im Quartier die ersten Meldungen zu erwarten, in Ruhe Entschlüsse zu fassen und Befehle zu erteilen, während der Vormarsch der Truppen bereits im Gange ist. In rascher Fahrt trägt er dann den Führer und seinen Stab von einer beherrschenden Beobachtungsstelle zur andern. Die eignen Wahrnehmungen werden durch die Erkundungen der im Kraftwagen entsandten Generalstabs- und Nachrichten-Offiziere ergänzt. Der Kraftwagen läßt Meldungen und Befehle rasch durch die Armee eilen und sichert die Verbindung mit den Nachbartruppen. Raum und Zeit schrumpfen zusammen. Leichte und schwere Personenkraftwagen stehen in allen Staaten in ausreichender Zahl zur Verfügung. Die im Frieden den obersten Kommandobehörden zugeteilten sieben- bis siebenstündigen Wagen werden durch die freiwilligen Automobilkorps im Kriege verstärkt. Neben den Wagen stehen die Krafttraber, die den Melbedienst auf den Landstraßen auf die

Dauer rascher und zuverlässiger als Melbereiter wahrnehmen können.

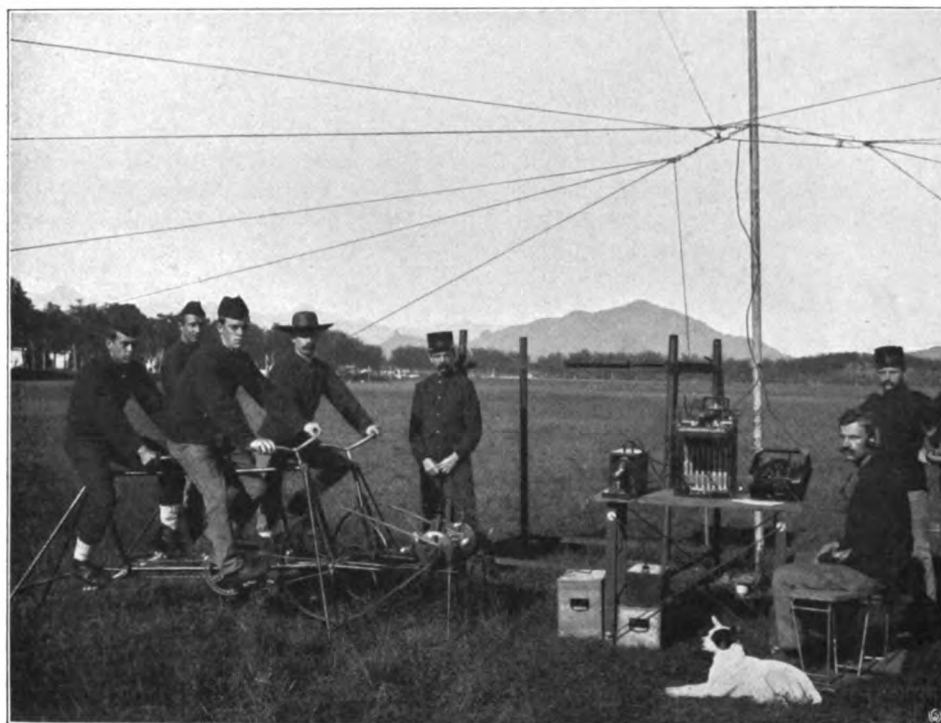
Die Patrouillen der den Divisionen zugewiesenen Kavallerie gewinnen Fühlung mit dem Feinde. Die Feldluftschifferabteilungen lassen ihre gelben Drachensesselballone mit Beobachtungsoffizieren und photographischen Apparaten emporsteigen, um den Anmarsch des Gegners, seine Entfaltung und Artilleriestellungen zu erspähen; bis neun Kilometer etwa reicht ihr Gesichtsfeld. Bei den Granatosen werden daneben Drachenstationen verwendet. Ein Doppelsystem großer Drachensflächen trägt an festen Stahlkabeln den leichten Korb des Beobachters in die Höhe. Auf bestimmt befohlenen Flugstraßen eilen die grauweißen Maschinenvögel der mit Begleitautos für Reparaturen und Unterkunft ausgestatteten Flugzeuggeschwader mit Flieger- und Beobachtungsoffizieren in schußsicherer Höhe von etwa 1000 m dem Feinde entgegen. Ein kühnes Beginnen ist es, hoch in den Wolken mit den Zufälligkeiten des Luftmeeres zu kämpfen, trotz allen Fortschritten, die die Flugzeugtechnik und noch mehr die Sicherheit der Flieger in unsern Tagen gemacht haben. Auch aus den Flugzeugen fallen Bomben auf große Zielflächen hernieder, auch in den Flugzeugen hält der photographische Apparat die Vorgänge beim Gegner fest.

Die Nachrichtenübermittlung ist noch unvollkommen. Die Anlage funktentelegraphischer Apparate ist allerdings in ausföhrlichem Versuch und wird bald gelingen. Vorläufig sind die Flugzeuge gezwungen, zu den eignen Truppen zurückzuföhren und ihre Meldungen in deutlich durch Fahnen kenntlich gemachten Hölfsen abzuwerfen. Der Krieg wird bei den Flugzeugen noch mehr Bruch und Blut als der Frieden erfordern. Die in ernster Friedensarbeit angestrebten Erfolge werden den deutschen Fliegern aber nicht vorenthalten bleiben. —

Die Armee hat sich entfaltet, die Schlacht hat begonnen. Vom Standort des Führers aus verästelt sich ein Netz von Nachrichtenmitteln bis zu den entlegensten Teilen des Schlachtfeldes. Telegraphen- und Fern-



Feldscheinwerfer der Neuen Automobil-Gesellschaft in Berlin



Eragbare Militärstation der Niederländischen Kolonialarmee in Betrieb
Gesellschaft für drahtlose Telegraphie m. b. H., Berlin

sprechabteilungen sowie das Fernsprengerät der Infanterie und Feldartillerie übermitteln Befehle und Nachrichten, sichern den Zusammenhang der Truppenverbände und ermöglichen es der Artillerie, aus verdeckten Stellungen den Gegner zu beschießen. Funkerabteilungen haben ihre Stationen aufgebaut und halten die Verbindung mit den Nachbararmeen aufrecht. Telegraph und Fernsprecher können unterbrochen werden. Die Armee braucht Nachrichtenmittel verschiedenster Art, die sich gegenseitig ergänzen und im Fall des Versagens ersetzen können. Durch Ruferketten lassen sich kurze Befehle und Meldungen über kurze Strecken weitergeben, das Sprachrohr kann die menschliche Stimme verstärken; durch Sehzeichen aller Art, am Tage durch Winkerslaggen, des Nachts durch Blinkzeichen, können unter Benutzung des Morsealphabetes kurze Telegramme weiter-

gegeben werden. Die Nachrichtenübermittlung durch Sehzeichen muß sehr schnell geschehen und erfordert gründliche und unabhängige Übung. Luftfahrzeuge können sich als Ersatz der drahtlosen Telegraphie der Brieftauben bedienen. Allerdings müssen bei Flugzeugen die Tierchen bei dem Abfliegen vor der tödlichen Gewalt der Luftschrauben bewahrt werden. Meldegänger, Melbereiter, Fahr- und Krastrab, Kraftwagen und Flugzeug werden außerdem in der Stunde der Entscheidung unter Anspannung aller Kräfte bestrebt sein, dem Führer die wichtigen Nachrichten zuzutragen, und es ihm ermöglichen, der kämpfenden Armee seinen Willen rasch zu übermitteln.

So hält das Verkehrsweisen die Armee schlagfertig und hilft ihr zum Siege, wenn der Wille dazu in den Herzen des Führers und aller Streiter lebt.





Peterl

Erzählung von Helene Raff

Am Eingange des Waldes, schon ein Stüd hinter der Ortschaft, lag das Haus. So ein Haus, wo der Vorüberwandernde unwillkürlich Lust verspürt, sich niederzulassen zu einer traulichen Rast, weil es gar so heimelig herschaut. Die grüne Umrahmung der Fenster stand zierlich zu dem weißen Mauerbewurf; im geschnittenen Giebel prangte ein Hirschkopf mit stattlichem Zehnergeweih, und von den Sims'en winkten glutrote Nelken herab. Auch ein saubergehaltener Garten war da mit einer schattigen kleinen Sitzlaube, und gleich dahinter, nur durch eine Wiese getrennt, begann der Wald: stundenweiter hochstämmiger Wald.

Es war still im Hause; nur vom Hofe her klang die Stimme eines Jägers, der einer am Küchenfenster hantierenden Dirn ein Scherzwort hinaufrief. Drin in der Stube aber, deren Wände mit allerhand Jagdtrophäen, mit buntbemalten Schützenscheiben und ein paar ausgestopften Wildvögeln geschmückt waren, befand sich niemand als die Försterin und ihr achtjähriges Bublein. Die Försterin, eine schöne schlanke Frau im Anfang der Dreißiger, war beschäftigt, den schwerfälligen Eichentisch inmitten des Zimmers für drei zu bedecken; mit geräuschlosen, schüchternen Bewegungen, die ihr etwas Mädchenhaftes verliehen, ging sie ab und zu. Manchmal sah sie zu dem Kleinen hinüber, der auf der Fensterbank hockte, vertieft in ein Märchenbuch, das ihm der heilige Christ gebracht. Seit die Kunst des Lesens ihm zu eigen geworden, übte Peterl sie an allem Gedruckten, das ihm in die Hände fiel, oder richtiger: er las das Wenige, das er davon besaß, wieder und wieder, bis er es fast auswendig wußte. Vornübergebeugt saß er da; die gesenkten Lider verhüllten halb die großen feuchtschimmernden Augen, die das einzig Auffallende in dem feinen, etwas blaffen Knabengesicht waren. »Sitz' nicht so trumm!« verwies ihn die Mutter.

Peterl machte einen Ruck wie ein Traumwandler; denn seine Gedanken schweiften in weiter Ferne. Bei dem Versuch, ge-

radezusitzen, hob er den Kopf einen Augenblick vom Buch und sah durchs Fenster einen Mann dem Hause zuschreiten: einen hoch und strad daherkommenden Mann im grünen Jagdrock, der ein Gewehr über der Schulter trug und von den beiden vor der Tür sich sonnenden Dadeln mit lautem Geläch' begrüßt ward. »Der Vater kommt!« schrie Peterl, plötzlich aufspringend und sein Buch in die Ecke schleudernd. Er zitterte förmlich vor Vergnügen, als er rannte, die Tür zu öffnen.

Wie er ihm anhängt! dachte die Försterin und wünschte, ihr Mann möchte es sehen. Der aber nickte beim Eintreten dem Bublein nur flüchtig zu und nahm umständlich sein Gewehr von der Schulter, um es am Zapfenbrett aufzuhängen. Dann trat er zu der Frau hin und bot ihr mit einem »Grüß Gott!« die Hand.

»Grüß Gott auch!« sagte sie leise und ging, die Abendmahlzeit aufzutragen. Sie hatte in dem ernsten Mannsgezicht, das sie zu lesen gewohnt war, einen mißmutigen Zug gewahrt und sorgte sich um die Ursache. Aber sie wußte: ehe er gegessen hatte, sprach der Förster nicht.

Sie setzten sich um den Tisch; neben dem Teller des Mannes stand ein hoher Krug frischgezapftes Bier. Er tat ein paar kräftige Züge daraus — da fiel sein Blick auf den Buben, der still geworden war seit seinem Eintritt. »Da, magst einmal trinken!« sagte er gleichgültig, aber nicht unfreundlich, und schob ihm den Krug hin. Peterl war des Biertrinkens nicht gewohnt — die Mutter hielt ihn davon zurück —, aber um keinen Preis hätte er ein Anerbieten des Vaters abgelehnt. Hastig dankend griff er zu, nippte und bemühte sich, das Schütteln, das der bittere Trank ihm verursachte, unter einem entzündten »Ah!« zu verbergen.

Die Frau indessen schickte sich zu der Frage an, was dem Manne widerfahren sei; da kam er ihr selbst zuvor: »Heut' nacht hat's wieder geschnallt im Revier — zwei Stüd sind hin!« Seine Stimme bebte in verbiss'nenem Groll. »Ich muß es heut' an die



Jaques de Calaing:

Phot. J. Brudmann H.-G., München

Bildnis der Frau G.

Durchlaucht berichten und fragen, ob ich noch einen dritten tüchtigen Jäger hertun darf. Jetzt heißt's: auf den Beinen sein Tag und Nacht, bis wir ihn haben, den Lumpen, den gottverdammten!« In ausbrechender Leidenschaftlichkeit schlug er mit der Faust auf den Tisch.

Die Försterin war blaß geworden. Sie verstand die Erbitterung, die durch die fortwährenden Wildbiedereien der letzten Zeit in dem Manne entfacht war, und zugleich fürchtete sie die Gefahren, denen er sich bei Entdeckung der Täter aussetzen würde. »Geh, bitt' dich, sei vorsichtig!« bat sie und legte die Hand auf seinen Arm.

»Ja, ja, Hanna, hab' keine Sorge!« beschwichtigte er; zugleich fiel sein Blick auf den Buben, der zu essen aufgehört hatte und ihn aus großen ängstlichen Augen anstaute. »Schau' nicht so dumm!« fuhr er ihn ärgerlich an.

Peter duckte sich fast unter die Tischplatte. Das tat der Mutter weh; dennoch traute sie sich nichts zu sagen.

Während sie abräumte und das Geschirr zum Abspülen hinaustrug, dachte sie darüber nach, auf welchen Wegen die Vergeltung zu einem Menschen kommt, auch wenn er ehrlich bereut und nach seinen Kräften gutzumachen getrachtet hat.

Der Förster Georg Brandner saß inzwischen drin in der Stube am abgeräumten Tisch und schrieb seinen Bericht an den Fürsten, dem das Jagdgebiet gehörte. Es war ein ausdrucksvolles Männergesicht, das sich auf das Briefblatt neigte: scharfzantige, feste Züge unter kurzverschnittenem bräunlichem Haar, dicke Augenbrauen mit einer kleinen Falte dazwischen, der schmallippige, etwas strenge Mund verschattet von dem gleichfalls lichtbraunen, nach unten spitz zulaufenden Bart.

Der Schreibende hielt einigemal inne, um sich einen Satz seines Briefes halblaut vorzulesen; in solch einem Augenblick kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß ihn jemand betrachtete. Er sah betroffen empor und bemerkte Peterl, der schon vorhin zu Bett geschickt worden war, sich aber wieder hereingeschlichen haben mußte; denn er kauerte, mit seinem langen Nachthemd angetan, friedend in einer Ecke.

»Was schaffst du noch hier? Gleich mach', daß du ins Bett kommst!«

Peterl zögerte trotzdem. »Es ist nur, weil — du hast mir noch nicht Gut'nacht gesagt,« stammelte er.

»Ja so! Also: gute Nacht, und geh!«

Nur kurz berührte die Hand des Mannes die schwächlichen Knabensfinger, dann vertiefte er sich wieder in sein Schreiben und vergaß Peterl, der auf weichen Sohlen unhörbar davonhüpfte.

Herr Förster,« sagte Quirin, der ältere der beiden Jäger, die unter dem Förster standen — ein Prachtlerl mit rotbrauner Indianerhaut und grauen Stoppelborsten —, »Herr Förster, aus dem Hund wird seiner Lebtag nichts.« Dies absprechende Urteil bezog sich auf einen noch jungen roten Schweißhund, der, ein Bild getrübbten Gewissens, mit eingezogenem Schweif und hängenden Ohren neben Quirin stand.

Der Förster zog die Stirne kraus. Wenn der Quirin, der sich auf Hundezucht verstand wie keiner, dem Wiebo ein solches Zeugnis ausstellte, dann war nicht viel Hoffnung.

»Nicht daß er keine Ras'n hätt', die wär' schon recht! Aber folgen tut er net; und die Schneid laßt er sich von an jeden ablaufen. Innerhalb von einer Woche is er dreimal durchbrennt — ich hab' ihn fest hergeschlagen, aber nix hat's genügt. Beim Jagen aber, wenn er ein' Firsch verbellt, und der stellt sich gegen ihn, nimmt mein Wiebo den Schweif zwischen die Pragen und zurüd wie der Wind, hast du nicht geseh'n! Erst gestern hat er's so gemacht.

»Schlechter Köter!« sagte der Förster verächtlich zu dem Hund, der demütig dreinschaute und ein leises Winseln hören ließ.

Es sei nicht zu begreifen, äußerte der Förster gegen Quirin, wenn man die Hündin gekannt habe, aus der das elende Vieh gekommen. Ein preisgekröntes Tier, bei allen Jägern der Umgegend berühmt!

Der Quirin zuckte die Achseln: »Nachher is halt der Vater schuld gwen, Herr Förster. Schaun S' g'rad den Behang an! Der Hund is halt net rasserein!« Er jauchte den Schweißhund an den Ohren. »Aufs Blut kommt's an, beim Hund so gut wie beim Menschen. Was einer net in sich hat, das bringt man net in ihn hinein. Ralfatter bleibt Ralfatter.«

Der Förster wandte sich rasch um und ging dem zweiten Jäger entgegen, den er

kommen sah. »Erstießen!« rief er noch kurz über die Schulter zurück.

Der Quirin nickte verständnisvoll.

Der Neuangekommene machte eine wichtige Miene, wie der Träger aufregender Nachricht. »Herr Förstner, jetzt weiß ich's!« rief er triumphierend.

»Was denn?«

»Ja, den Viechkerl von Wildschützen weiß ich. Der Lorenz Scherf ist's.«

Brandner schüttelte zweifelnd den Kopf: »Der traut sich doch nimmer daher.«

Aber der Jäger beharrte darauf: »Heut' so um a vier in der Früh bin ich droben geweest beim Walbhäusl, da hör' ich's rascheln im Astwerk, und eh ich mich recht auskenn', kommt ein Kerl daher, auf einer Schulter die Büchsen, auf der andern einen guten Bod. Gewehr ab, oder ich schieß! Schrei ich und spring' auf ihn zu mit gespanntem Gewehr. Da schmeißt er — hast' mich geseh'n! — den Bod hin und auf und davongerennt wie der Teufel. Schuß muß er keinen mehr im Lauf gehabt haben; aber beim Rennen ist ihm das schwarze Tüchel, mit dem er's Gesicht hat eingebunden gehabt, heruntergerutscht. Da hab' ich ihn kennt, ganz genau: der Scherf ist's! Ich bin hinterdrein, versteht sich; aber der Salunt muß bereits die Schliche besser wissen als ein Marber — mit samt allem Laufen ist er mir auskommen! Und drüben, die Grenzaufseher, die sagen's auch, daß sie ihn gesehen haben, schon drei- oder viermal.« schloß der Jäger seinen eifrigen Bericht.

Der Förster fürchte die Brauen. Da er hergekommen, hatte der Scherf das Revier unsicher gemacht und ihm viel Wild weggestohlen, dazu einen tüchtigen Jäger zum Krüppel geschossen. Endlich aber hatte der Förster ihn abgefaßt und überführt — er saß schon im Gefängnis, und seine Verurteilung stand bevor. Da war der Scherf, der in der Tat die Schliche kennen mußte wie ein Raubtier, nächstlicherweile ausgebrochen und flüchtig gegangen. Die meisten wähten ihn in weiter Ferne; nun aber schien es: er war, fed genug, heimgekehrt und begann das alte Treiben von neuem.

»Mit dem wird man wohl noch fertig werden!« sagte der Förster zu den Jägern und erteilte ihnen genaue Weisung. Dann ging er ins Haus.

»Heut' nacht muß ich fort,« sagte er seiner Frau, die er drin in der Stube antraf. Eine

Art Kriegslust bligte ihm dabei aus den Augen.

Sie sah es und war stolz und bang zu gleicher Zeit. Aber noch ein andres lag ihr auf dem Herzen: sie schob das Leinenzeug beiseite, an dem sie genäht, und zog den Mann neben sich auf die Bank: »Du, Georg, ich möcht' dir was sagen.«

»Was denn?« Er hörte nur mit halbem Ohr.

»Ja, wegen dem Peterl.«

»Der Peterl! Was ist's mit ihm? Tut er nicht gut, ist er krank?«

»Nein, Gott sei Dank fehlt ihm nichts, außer — außer daß er gar so viel hält auf dich.«

»No ja — ist ja recht.«

Vor der Gleichgültigkeit seines Tones entsank ihr der Mut, doch nahm sie einen neuen Anlauf. »Ja, und bewegen mein' ich, ob du dich nicht ein bißl mehr abgeben könnt'st mit ihm?«

»Herrgott, wieso denn? Was tu' ich denn, bin ich etwa ungut mit ihm?«

»Jesus nein!« beschwichtigte sie erschrocken.

»Du bist ja gut mit ihm und mit mir, viel besser, als ich's verdient hab'.« Sie stockte.

Er legte den Arm um sie: »Bitt' dich, red' nichts davon!« bat er peinlich berührt.

Die Frau ließ den Kopf hängen. Sie wußte selbst nicht, um was sie bitten sollte. Daß er das Kind wirklich liebhaben möchte? Kann man das, bloß weil ein anderer bittet? Und hatte sie ein Recht dazu, es von ihm zu verlangen?

Der Mann sah, wie müd' und schlaff sie dasaß; aber er schwieg, eben weil sie ihn dauerte. Unmöglich konnte er ihr die Wahrheit sagen, die das Bitterste war, was man einer Mutter sagen kann: ich hab' nichts gegen das Kind, aber es ist mir auch nichts an ihm gelegen. Sein Denken und Tun ist mir unverständlich, es paßt nicht zu meiner Art; wir haben nicht das Geringste gemeinsam, ich und das Kind! So hart zu sein, das hätte er doch nicht vermocht. »Ich mag ihn ja, den Peterl,« sagte er einlenkend. »Ich tu' ihm gern was zuleib, bei nächster Gele—«

In diesem Augenblick scholl vom Hofe her ein schrilles Jammergeschrei. Eiligen Schrittes kam jemand den Gang dahergestürmt, riß die Tür auf — ehe die Eltern sich's versahen, stand Peterl vor ihnen. Sein Ge-

sicht war schneeblau und angstverzerrt; der ganze Knabenkörper zitterte. »Der Quirin! Er darf's nicht — ich kann's nicht sehen! Bitte, bitt', sag's ihm doch, daß er nicht darf!«

»Was denn nicht?« Ungebulbig beugte der Mann sich zu dem Kleinen, dessen Zähne hörbar aufeinanderklugen vor Furcht.

»Der Wiebo — er will den Wiebo erschießen,« leuchtete Peterl. »Ich kann's nicht sehen, ich bin davon!« Glehend sah er den Vater an, dessen Antlitz sich verfinstert hatte.

Der Mann verstand die Regung des Knaben nicht: er selbst war von denen, die ihr Herz, wie immer es zuckt und pocht, in starken Händen halten. Peterls Jammern erschien ihm als feige Weichlichkeit.

Wie hatte der Quirin gesagt? »Aufs Blut kommt's an, beim Hund wie beim Menschen. Kalkfalter bleibt Kalkfalter!«

Verächtlich machte der Förster sich von der Umklammerung der bittenden kleinen Hände los: »Meinetwegen, sag's dem Quirin, daß er den Schuß Pulver spart, den das Vieh ohnehin nicht wert ist! Du und der Wiebo, ihr gebt ein gutes Gespann.«

Während Peterl aufjubelnd davonstürzte, drehte er sich kurz um und ging seines Weges.

Vor etwa zehn Jahren hatten der Förster und sein Weib für das schönste Brautpaar gegolten, das in dem kleinen Hochgebirgsdorf, ihrem damaligen Wohnort, gesehen worden. Den jungen stattlichen Forstgehilfen Brandner hätten alle lebigen Mädchen gern gehabt, aber den Männern gefiel die blonde Hanna, die den Dienst eines Postfräuleins im Orte versah, noch besser. Deshalb wunderte sich niemand, daß die beiden eine Neigung zueinander gefaßt hatten und wohl demnächst das Aufgebot bestellen würden.

Georg Brandner hatte das fest im Sinn. Das erstemal gleich, da er am Postschalter nach Briefen gefragt, war sein Blick an dem blondumrahmten Mädchenantlitz haften geblieben; und von da an benutzte er jeden Vorwand, es wiederzusehen. Es machte sich von selbst, daß er ihr eines Tags gestand, er habe sie über die Maßen gern — und die Hanna lächelte errötend dazu und wies ihn nicht ab.

Er würde gewiß bald eine Försterstelle bekommen, sagte er ihr; seine Zeugnisse seien ja gut. Und dann, ja dann könnten sie heiraten! In Erwartung dessen durfte er einstweilen die Hanna auf einem Spaziergang mit ihren Freundinnen oder in einen Wirtsgarten begleiten, ohne daß es ihm zu Sinne kam, mehr von ihr zu begehren. Er war keiner, der Mädchen nachstellt und dem Liebeln Bedürfnis ist. Gerade weil sein Gefühl für die Hanna so heiß war und tief, hatte er Mühe, es zu äußern; die herbe Keuschheit in ihm rang mit der verhaltenen Leidenschaft. Aber wenn er sich vorstellte, daß bald vielleicht die Zeit käme, da sie ihm ganz gehörte, schwoll ihm das Blut zu Herzen, als sollte es die Brust zersprengen.

Und dann — dann eines Tags war der Traum vorbei. Ein andrer war gekommen, der sie ihm entriß.

Die Hanna hatte zuvor nichts vermist bei dem stattlichen Freier, trotz seiner Ernsthaftigkeit und Zurückhaltung, bis sie ihn vergleichen mußte mit dem feinen, heiteren Stadtherrn, der ihr kaum noch von der Seite wich. Vorwand über Vorwand erlann er, um in ihrer Nähe zu sein; die schönsten Sträuße standen täglich auf ihrem Tisch: ja, von der ersten Bergbesteigung, die er unternommen, hatte er ihr eine Handvoll Edelweiß herabgeholt, mit Lebensgefahr gepflückt. Und der Glanz in seinem Lachen! Und die Zärtlichkeit in seiner Stimme, wenn er ihr versicherte, sie sei die Schönste und Liebste, die ihm je vorgekommen! Die Hanna hätte minder jung und weich, minder Weib sein müssen, um ihm nicht zu glauben.

Als die Leute allerhand redeten, hatte Georg Brandner seiner Braut mit Strenge den neuen Umgang verboten. Sie hatte sich zögernd gefügt; bald jedoch ward ihm zugetragen, daß sein Verbot übertreten worden sei. Zur Antwort auf seine Vorwürfe, die schärfer ausfielen als das erstemal, hatte Hanna zuerst die Augen schuldbewußt gesenkt, dann sie mit traurigem Blick zu ihm aufgeschlagen. »Ich hab' dir's schon sagen wollen,« sprach sie, »ich kann deine Frau nimmer werden. Du verdienst eine Bessere als mich.«

Der Boden schien ihm zu wanken; die Luft brühte so, daß er nach Atem rang. »Was soll das heißen? Daß er dich mir genommen hat?« schrie er auf.

Sie nickte. »Ich hab' ihn halt so gern,« sagte sie stillverklärt. »Ich kann nichts dafür. Verzeih mir's!«

Er verstummte vor Wut und Schmerz. Erst da sie sein einziges Geschenk, einen schmalen Ring mit blauem Stein, vom Finger zog und ihm hinhielt, lehrte ihm die Sprache zurück. »Nicht an mich, denk' an dich! Siehst du denn nicht, wer er ist: ein Weiberjäger, ein —« Da war der Ring zu Boden gefallen, und die Hanna hatte ohne ein Wort weiter sich von ihm abgekehrt.

Brandner war nie eifriger im Dienst gewesen als in jener Zeit. Ganze Nächte verbrachte er im Freien, durchstreifte ruhelos sein Revier von einem Ende zum andern. Zeigte er sich unter den Leuten, so war er von finsterner Gemessenheit und gab auf freundliche oder hämische Fragen nur die kurze Antwort: die Hanna müsse wissen, was sie tue; zwingen könne man ein Mädchen nicht. Den Anblick dessen, der ihm sein Glück geraubt, vermied er, obgleich bisweilen eine wilde Sehnsucht ihn plagte, jenem ganz allein, Mann gegen Mann, gegenüberzustehen und mit ihm abzurechnen. Aber hätte er seine Lust gebüßt und dem andern vom Leben geholfen, so wäre auch das seine verspielt gewesen und das der Hanna dazu. Denn unmöglich war es ja nicht, daß der Fremde, mochte er auch angesehen und reich sein, sie zum Weibe nahm und zu Ehren zog. Tat er's nicht, dann —

Allein die Rechnung ward anders und jähler beglichen.

Der junge Stadtherr hatte die Berge, berentwegen er gekommen, viele Wochen von unten angeschaut, weil die Hanna ihm lieber war. Aber eines Tags verlangte ihn gar so mächtig nach einem Gipfel, der ihn lange gelodt. Trotz Hannas Besorgnis, trotz dem Abmahnen der Führer, die Zeit und Wetter ungünstig fanden — er mußte hinauf!

Am Abend des Tages, da er ausgezogen, lief das dunkle Gerücht um, ein Unglück sei geschehen auf dem Berg. Nicht lange, so wußte man das Wie. Sie hatten Neuschnee droben gefunden; der Herr hatte, entgegen dem Rate des Führers, sich nicht anseilen lassen — da war er ausgeglitten und tief in eine Spalte gestürzt. Der Führer hatte sein Bestes getan, ihm herauszuhelfen; als nichts fruchtete, war er zur nächsten Unterkunft-

hütte geeilt, um Beistand zu holen. Den Männern, die sich sogleich mit ihm auf den Weg gemacht, war es endlich gelungen, den Verunglückten heraufzuführen — aber nicht mehr als Lebenden.

Des andern Nachmittags schafften sie ihn zu Tal. Ein und einen halben Tag herrschte bei allen Umwohnern eitel Mitleid mit dem so jäh Verstorbenen. Auch mit dem blonden Postfräulein, das starren Auges, auf schwankenden Füßen dem Zuge entgegenschritt, der die Leiche vom Berg herunterbrachte. Im Meßnerhaus ward der Erstürzte vorläufig aufgebahrt. Die Hanna umkreiste das Haus die ganze Nacht. Es schien, das Entsetzen werde sie des Verstandes berauben.

In der zweiten Frühe aber trafen die nächsten Trauernben ein: des Toten Vater und Bruder, dazu ein schönes schlankes Mädchen in schwarzer Gewandung, das schluchzte zum Herzbrechen. Wohl die Schwester, meinten einige. Aber bald wurden sie es inne: nein, es war des Verunglückten Braut. In einem Vierteljahr hätte sie ihn heiraten sollen! Die Hanna, da sie es hörte, fiel wie leblos nieder. —

Unvermittelt schlug die Stimmung um. Den Erstürzten nach Gebühr zu tabeln, verbot die Ehrfurcht vor dem Tode; desto härter war das Urteil, das über die Betrogene erging. So eine dumme Leichtfertigkeit! Einem treuen braven Menschen den Abschied zu geben und sich mit einem einzulassen, der noch andre hatte außer ihr. Als gar verlautete, wie tief sie sich eingelassen, da konnten Mißbilligung und Geringschätzung keine Grenze mehr; jeder glaubte sich ein Verdienst zu erwerben, wenn er die Sünderin mit Steinen warf. Die Hanna zu tabeln, erschien zugleich als eine Genugtuung, die man Georg Brandner zuteil werden ließ; und es befremdete die Wohlmeinenden, daß bei dem Schwall ihrer Verdammungsreden Brandner kurzweg aufstand und davonging.

Er empfand anders denn die andern. So bitter er ihr gegrollt hatte ihres Wankelmuts wegen, so heiß stieg das Mitleid mit ihrem Elend in ihm empor. Wenn ihn, den Mann, der Treubruch geschnitten hatte, wie groß war dann der Jammer des verlassenem Geschöpfes, das seine Schwäche und Zärtlichkeit mißbraucht sah! Im Gedanken daran ballte Brandner die Fäuste und wünschte den Toten lebendig — nicht um etwa eine

gute Kugel an ihn zu verschwenden, sondern ihm mit der Hundepetische den verdienten Lohn auszahlen zu können. An welcher von beiden der Lump endlich zum Schelm geworden wäre? Vielleicht an allen zweien. Schande über sein Grab!

Einstweilen aber war die Hanna in der Schande, die Hanna, der man den Dienst gekündigt hatte, die nicht wußte, wohin vor all den grausamen Bliden und deutenden Fingern. Am Tage ließ sie sich vor keinem Menschen mehr sehen; ihre Tür hielt sie verschlossen. Eines Feierabends jedoch ging Georg Brandner, sie zu suchen, und fand sie an einer entlegenen Stelle draußen, wo zwischen Erlengebüsch ein Bach dahinschoß. Dort stand eine halb morsche Bank; auf der saß die Hanna, die Hände im Schoß gefaltet, ein Tuch tief ins Gesicht gezogen, und rührte sich nicht. Eine Weile betrachtete Georg sie schweigend, dann trat er vor sie und rief ihren Namen.

Sie zitterte, da sie ihn sah. Sie wollte aufspringen, aber er hielt sie zurück. »Bleib, ich muß reden mit dir.«

»Sag' mir nichts!« bettelte sie. »Ich weiß, was ich verdient hab' an dir; aber erbarm' dich, weil ich schon genug gestraft bin!«

Er betrachtete das jammervolle Geschöpf. »Wie das nur hat sein können!« stieß er dumpf hervor.

»Ja, wie?« — Sie schwiegen beide, dann hub Hanna wieder an: »Ich versteh' es selber nicht. Alles ist mir verschwunden gewesen, ausgelöscht, solange er da war. Nun er fort ist, den! ich nimmer an ihn, nur an dich, an mein Unrecht gegen dich. Was mir künftig geschieht, will ich gern leiden, aber dich bitt' ich um Gottes willen: verzeih mir!« Jaghaft reckte sie die Hand. »Verzeih mir!« bat sie nochmals.

»Wo willst du jetzt hin?« fragte er, ohne die flehende Hand zu beachten.

»Wenn ich das wüßte! Irgendwohin, wo keins mich kennt — am liebsten in den Erdboden hinein!«

Er stand strack und steif, aber in seinen Zügen wühlte es, und sein Atem ging hörbar. Plötzlich faßte er ihre Hand, fest, mit hartem Griff. »Du — mir ist heut' was geboten worden, eine Försterstell' in einer fürstlichen Walbung — schier zwei Tagereisen von hier. Was meinst du: dort wird wohl niemand dich kennen und mich?«

Sie antwortet nicht. Aus großen Augen starrt sie ihn an. Das kann doch nicht sein — sie muß ihn nicht verstanden haben, solche Verzeihung ist unmöglich!

»Hanna, hör' an! Ich kann nicht allein gehen und dich im Elend lassen. Der — der andre ist tot — was du getan hast, ist in Krankheit geschehen, im Irrsein — wie man will. Also müssen wir's vergessen, gleich als wär' es ein Traum. Du bist wieder, was du zuvor gewesen: meine Braut, bald mein Weib.«

Jetzt begreift sie. Rasch muß er die wandernde Gestalt umfassen, daß sie nicht niederfällt vor ihm.

»Du — du« — unter Schluchzen stammelt sie die Worte, haßt nach seinen Händen, ihre Lippen daraufzudrücken — »du bist der Herrgott! So barmherzig kann ein Mensch nicht sein!«

»Einer, der dich liebhat, schon,« sagt er und küßt sacht den blonden Scheitel, über den so viel Leid ergangen ist.

Aber in jäher Angst weicht sie nochmals zurück: »Jesus, nein, es geht nicht! Der andre, sagst du, ist tot, aber doch lebt er, vergiß das nicht.«

Dem Manne schießt dunkle Blut ins Gesicht. »Ich hab' nichts vergessen, Hanna. Dein Kind trägt keine Schuld — ich will gut mit ihm sein.«

Der verquälte Ausbruch weicht langsam aus ihren Zügen. »Das vergelt' dir Gott, ich kann's nicht vergelten!« sagt sie.

Zwei Monate etwa nachdem sich dies begeben, war in dem fürstlichen Forsthaus der neue Förster mit seiner jungen Frau eingezogen. Die Leute umher hatten Wohlgefallen an dem stillen Gebaren der beiden, an der Art, wie die Frau dem Manne alles tat, was sie ihm an den Augen ablesen konnte, und wie er hinwieder das zarte Ding hegte und schirmte. Darum waren es aufrichtig gemeinte Glückwünsche, die dem Paare dargebracht wurden, als das erste Kind, ein Knabe, zur Welt kam.

Mit gelassenem Ernst nahm der Förster sie hin. »Hauptsach' ist, daß die Mutter es glücklich überstanden hat,« sagte er. Auch das lobten die Leute an ihm.

Das Bublein, das Peter getauft ward, blieb am Leben und gebieh. Brandner aber erfüllte das Versprechen, das er voreinst ge-

geben. Zwar überließ er die Erziehung des Kleinen hauptsächlich der Mutter, der das Bübchen äußerlich ganz nachzugeraten schien. Doch gab er ihm alles, was es bedurfte, brachte ihm gelegentlich eine Räscherei nach Hause und puzte ihm, da er heranwuchs, zur Weihnacht einen kleinen Tannenbaum. Nur ihn auf seinen Knien reiten lassen, ihn in den Armen hochheben, wie ein stolzer Vater gern tut, das konnte er nicht. Ein paarmal schien es im Laufe der Jahre, als sollte der Kinderlegen sich vergrößern, aber die Hoffnung schlug fehl, und so war Peterl bis jetzt das einzige Hauskind geblieben.

Er hatte es gut, der Peterl! Den schönsten Wohnsitz weit und breit, mit einem Garten davor, der sich stundenweit erstreckte, ohne Riegel und Zaun. Daheim ließen die Eltern es ihm an nichts mangeln, was sein Gedeihen erforderte, und die Leute vom Orte begegneten ihm insgesamt freundlich; denn in einer waldbreichen Gegend ist der Förster gar eine gewichtige Person. Auch die Buben in der Ortschule wußten das und behandelten Peterl, als er ihr Mitschüler wurde, mit Schonung, obwohl er anders war als sie.

Der Peterl nämlich konnte keinen rechten Geschmack finden an den Streichen, die man dem Lehrer oder einem mißliebigen Kameraden gelegentlich spielte, und nichts war ihm so verhaßt, wie Vogelnester auszunehmen und nach Späßen zu schießen. Dagegen tat er sich in allen Lauf- und Kletterspielen hervor; denn seine Glieder waren, obzwar nicht besonders kraftvoll, doch ungewöhnlich schmieglam und behend. Man hörte ihn kaum, wenn er so flink dahinschoß. Im Laufen stellte er sich vor, ein Reh oder ein Hais zu sein; saß er aber zu oberst im Wipfel einer Birke oder Buche, so dachte er: Jetzt flieg' ich!, und schloß die Augen, um seine Einbildung auszukosten. Vor dem Herunterfallen bangte ihm eigentümlicherweise nie, während er sonst das Fürchten kannte und darunter litt wie einer.

Peterl las mit Leidenschaft: meist Indianergeschichten oder Bücher, die von kühnen Abenteuern und graufigen Gefahren handelten. Sooft ein Unheil über dem Felden schwebte, klopfte dem Kleinen das Herz, und seine Hände wurden eiskalt. Die Pein, die ein Lebendiges dem andern antut, war

ihm das Schrecklichste und Unfaßlichste; er begriff nicht, wie ein Mensch imstande sein könne, dergleichen auszufinnen, und noch weniger, wie man es ertragen könne. Er selbst floh den Anblick des Leidens, dem er nicht zu wehren vermochte; ja, er verkroch sich davor, wie vor dem Zorn des Vaters, der ihn so kühl behandelte und der sein Abgott war.

Alles unglaubliche, scheu angestaunte Heludentum verkörperte sich für Peterl in der Person des Vaters. Die tapferen Bleichgesichter in den Indianergeschichten trugen seine Züge; die Sieger in den Räuber- und Wilderererzählungen, die der alte Quirin bisweilen zum besten gab, glichen insgesamt dem einen. Der starke, schöne, fest in sich ruhende Mann war dem Knaben ein unerreichbares Vorbild; denn er konnte alles, durfte alles, wußte alles. Nur eins schien er nicht zu wissen: daß Peterl ihn lieb hatte und sich nach ein bißchen mehr Beachtung von ihm sehnte.

Ach, wie gern Peterl es ihm gesagt hätte! Wie gern er es ihm bewiesen hätte auf irgendeine unerhörte eindringliche Art, die er sich nachts im Bett zusammenträumte. Aber wenn der Vater zugegen war, fühlte Peterl sich so nutzlos und ungeschickt wie nie; er traute sich kaum den Mund zu öffnen, während er mit der Mutter noch eben dreist geplaudert hatte. Die andern Buben hatten auch Respekt vor ihren Vätern; dennoch war es etwas ganz andres damit. Auf seines Vaters Knie reiten, von ihm einmal derb in die Höhe gelupft, im Grase gerollt werden! — Peterl konnte sich nicht ausdenken, wie das sein müßte. Immer empfand er eine unsichtbare Scheidewand zwischen sich und dem Vergötterten, so als ob der Vater ihn von sich fernhielte, an seinem Dasein keine Freude hätte. War er so unzufrieden mit ihm? Was hatte Peterl getan?

Seit neuestem fühlte er sich vollends in Ungunst; das war, weil er für den Wiebo gebeten. »In meine Stube kommt der Köter mir nimmer!« hatte der Förster befohlen; und da sich Wiebo aus allen Kräften seiner Hundeseele an Peterl angeschlossen, blieb dem kleinen Ketter nichts übrig, als sich mit dem Geretteten draußen umherzutreiben, die Nähe des Vaters vorsichtig meidend. Es fiel ihm gar hart, und er hielt es dem Wiebo bisweilen seufzend vor: »Siehst, das hab' ich

davon, daß du nicht brav warst!« Dann winselte der Wiebo und legte dem Kleinen teilnehmend die Hände.

Einmal saß Peterl, seine Schulbücher auf den Knien, den Wiebo zu Füßen, im Schatten des Hauses. Da hörte er den Quirin mit einem der jüngeren Jäger, der sein Gewehr putzte, darüber reden, wie sich der Förster in acht nehmen dürfe, und wie die Lumpen, die Wilbschützen, ihm auffällig seien. Erst vor zwei Nächten sei an die Haustür ein Brief geheftet worden, darin die greulichsten Drohungen gestanden. Der Förster habe ihn schnell herabgerissen, ehe er der Frau zu Gesicht gekommen sei.

Der Jüngere meinte: »Hunde, die bellen, beißen nicht.«

Der Quirin aber wiederholte, es sei nicht zu trauen, zumal da der Haderlump, der Scherf, wieder um die Wege sei. Der scheue vor seiner Untat.

Die Jäger gingen ins Haus; Peterl vernahm nichts weiter. Starr und fröstelnd hockte er auf seinem Stuhl; das Lesebuch, aus dem er lernen sollte, entglitt seinen Händen. Seinem Vater drohte Unheil! Es gab Leute, die ihm ein Leid zufügen, ihn vielleicht umbringen wollten: seinen Vater! Des Knaben Herz stand bei dem Gedanken still.

Peterl hatte sich bis dahin kein Bedenken über die Gefahren des Jägerberufes gemacht, schon weil er seinen Vater für ein allmächtiges, unangreifbares Wesen hielt. Aber der Quirin sagte, es sei Gefahr, und der Quirin wußte Bescheid. Von nun an erharrte das Büblein die Heimkehr des Vaters nicht mehr mit bloßer Sehnsucht, nein mit Sorge, mit heimlich zehrender Angst, die er der Mutter nicht zeigen durfte. Allerhand schauerliche Phantasiebilder, aus seinen Räuber- und Indianergeschichten geschöpft, suchten ihn heim: er sah den Vater verwundet, blutend, tot. Wenn dann vor dem Anblick, vor der Stimme des heil Rückkehrenden die Schreckbilder schwanden, schwoll Peterls Brust von Wonne; aber der Vater durfte nicht ahnen, daß man um ihn gesorgt hatte — er haßte das.

Einmal, als der Förster gegen Abend noch sich zu einem Waldgang anschickte, war ihm, als husche jemand hinter ihm. Rasch fuhr er herum, das Gewehr in Anschlag. Da erkannte er die schwächliche Gestalt, die sich

zwischen den Stämmen zu verbergen suchte. »Peterl! Du bist's?«

Auf des Vaters barschen Anruf kam Peterl zögernd, gesenkten Hauptes herbei.

»Was hast du da umherzustreichen?« Der Kleine war dunkel errötet, aber außerstande, eine vernehmliche Rechtfertigung hervorzu- bringen. Der Förster wußte nicht, was ihn mehr verdroß: des Knaben Blödigkeit oder seine Leisetreterei. Mit hartem Griff packte er ihn beim Arm. »Du sollst nicht allein in den Wald laufen, hast verstanden? Und die Nachschleicherei verbitt' ich mir! Jetzt mach', daß du heimkommst, und untersteh' dich kein zweitesmal!« Er schüttelte ihn wie einen jungen Hund, dann stieß er ihn auf den Rückweg. Und Peterl, keines Widerstandes fähig, trollte wie ein junger geprügelter Hund davon.

Vielleicht wäre Brandner minder heftig gegen den Kleinen gewesen, wenn die tägliche Spannung, der tägliche Grimm nicht an seinen Nerven gerüttelt hätten.

Er und die Jäger, zu denen ein dritter, ein flinker, eifriger Bursch, sich gesellt hatte, gönnten sich bei Tag und Nacht keine Ruhe. Oft meinten sie die untrügliche Spur der Wilbschützen zu haben, dann hallten plötzlich aus ganz andrer Richtung Schüsse, deren Urheber längst entsprungen waren, wenn die Jäger leuchtend von weit her anlangten. Der Scherf — daran ließ sich nicht zweifeln — war der Anführer; der mochte jenseit der nahen Forstgrenze irgendeinen Unterschlupf haben, und über die Grenze reichte Brandners Befugnis nicht. Aber in jedem Falle war Scherf nicht allein, sondern besaß Mitwisser und Aufpasser im Dorfe. Georg Brandner sagte jeden, der ihn gemüthlich mit »ß God, Herr Förstner!« begrüßte, scharf ins Auge, ob nicht der Grüßende ihn heimlich zum besten habe. Er gelangte allmählich dahin, keinem zu trauen.

Endlich zeigte sich eine Aussicht auf Erfolg. Droben am Wilbbachgraben wechselte ein Bod, ein Staatskerl. Auf den hatten die Jäger es abgesehen, aber die Wilderer auch. Und als der Bod eines Abends ausgetreten war, hatte aus dem Dickicht ein Schuß gekracht vor dem des Jägers Florian, der eben losbrüden gewollt. Wie der aufgesprungen war! Da sauste die zweite Kugel ihm dicht

am Ohrläppchen vorbei. Der Bod jedoch hatte geschreckt und Reißaus genommen, und auch der Schütz war — für diesmal! — entwischt.

»Aber den Bod laßt die Bagaß net hint,« behauptete Florian, der jüngste Jäger, und der Quirin und der Sepp stimmten ihm bei: »An dem fangen wir die Lumpen.«

Es war jetzt Ehrensache, wer den Wilddieb hochnähme.

Eine Woche später, als nach einem sich klärenden Gewitterabend eine gute Morgenpirsche zu erwarten stand, sollte in der Nacht der Wilddachgraben kriegsmäßig umstellt werden. Der Förster wies jedem seinen Standort: dem Quirin und Florian ganz unten an der Mündung des Grabens, dem Sepp mehr seitlich, wo ein kleiner Pfad ins Unterholz abging; er selbst wollte oben stehen bei den Fichten, wo man den ganzen Graben überjah.

Die Hoffnung des Gelingens stimmte ihn am Abend fast heiter. Er aß und trank mit Lust, machte sogar irgendeinen Scherz mit Peterl. Die stille Frau warb dadurch so aufgeräumt, daß sie den Mann, ohnehin an seine nächtlichen Streifgänge gewöhnt, ziemlich unbeforgt ziehen ließ. Die Jäger waren schon voraus; er ging ihnen nach. Keinen der Hunde nahm er mit; die hätten zu früh Laut geben können. Die Nacht war mondlos; als er nach seinem Hause zurückjah, schimmerte nur blaßes Sternlicht über dem Dache.

In der Kammer lag Peterl und horchte auf den wohlbekannten Tritt, bis er verklang. Seine Gedanken geleiteten den Vater, der heut' so lieb gewesen war, bis sie sich verwirrten und entschlummerten. Aber nicht für lange. Plötzlich fuhr Peterl auf; irgend etwas Häßliches hatte ihm geträumt. Klopfenden Herzens saß er im Bett, auf das der schwache weißliche Schein von außen fiel. Der Vater sagte wohl, ein rechter Bub dürfe sich nicht fürchten und müsse deshalb allein schlafen; aber Peterl konnte nichts dazu, daß ihm bang war, so in der stillen Nacht. Da schob ein weicher Körper sich unterm Bett hervor, eine warme Zunge rührte an Peterls Hand: »Ach, der Wiebo!«

Er liebte den Hund; es tat ihm wohl, sich an ein Lebendiges zu schmiegen. »Was ist, Wiebo? Du schnaußt so — hast auch Angst?«

Hunde wissen vorher, wenn dem Haus etwas Schlimmes droht; das hatte Peterl oft gehört. Deshalb dachte die Unruhe des Hundes ihm unheimlich. Er dachte des Vaters draußen im Wald.

Wär' ich doch bei ihm! Aber er leidet's ja nicht! Wenn ihm etwas zustoßt — Jesus!

Er versuchte wieder zu schlafen. Nebenanklangen die friedlichen Atemzüge der schlafenden Mutter. Was brauchte er Angst zu haben, wenn sie ruhig war! Aber die Angst wuchs und wuchs, und der Wiebo gab nicht Ruh: der schnoberte so herum.

Unhörbar schlüpfte Peterl aus dem Bett, kroch in seine Sachen. Grad nur wissen hätte er mögen, ob der Florian wieder die Hintertür offen gelassen habe, worüber der Vater schon öfter gezanft. Ganz leise, auf Strümpfen, die Schuhe in der Hand, schlich Peterl hinab. Die Tür gab nach; sie war offen. Draußen dehnte sich dunkel der Wald. In den Wipfeln bisweilen ein leichtes Rauschen. Sonst alles schwarz und still. Warum er nicht zurückwich davor, nicht zurückkehrte ins Haus — Peterl wußte es nicht. Unwillkürlich tat er ein paar Schritte vorwärts. Da, wieder das Warme von vornhin: der Wiebo, der ihm nachgeschlichen war, an ihm emporstrebte. Er stieß ihn fort. »Rusch, Wiebo, mußt dableiben!« Aber der Wiebo, nach seiner Gewohnheit, folgte nicht. Peterl verlegte sich aufs Zureden: »Schau, Wiebo, werd' ja ich allein schon gezanft, wenn's der Vater spannt. Zu zweit geht's uns noch schlechter — bleib' hint!« Doch der Hund gab nicht Ruhe, ließ sich nicht wegtreiben. Wie er mit den Augen, mit Springen und Webeln bat! Peterl vermochte nicht zu wehren. »Also geh mit!«

Wenn der Wiebo wenigstens ein Halsband angehabt hätte, an dem er ihn führen könnte! Denn frei laufen lassen durfte er ihn nicht. So band er sich das Halstüchel ab und knüpfte es, so gut es ging, um den Hals des Hundes. Der zerrte waldwärts so ungestüm, daß Peterl, der ihn an dem Tuchzipfel hielt, kaum folgen konnte. Da, wo kein Stern just zwischen den Stämmen hindurchblinzelte, war es schwer, nicht zu stolpern, nicht zu fallen. Aber Wiebo, die Nase am Boden, schnoberte eifrig voran. Er mußte auf eine Fährte gekommen sein — war es die des Vaters? »Such, Wiebo, such!«

Eine Weile, dann schieden sich die Steige; der Wiebo zog mit Macht nach links. Peterl hatte die Verabredung der Jäger am Abend gehört — seit neuestem gab er genau darauf acht — und wußte, wo der Vater stand und wo der Quirin. Enttäuscht gewahrte er, daß der Hund die Fährte des Quirin aufgenommen hatte, der ihn in früherer Zeit so oft geführt. »Aber wir wollen doch zum Vater, der steht droben auf der Schneid. Komm!« Er versuchte den Hund nach rechts zu drängen; der Wiebo, eigensinnig, sträubte sich. Da, mit einem Ruck hatte er sich losgerissen und schoß blindlings der Fährte des Quirin nach.

Nun war Peterl allein. Wirklich allein im großen schweigenden Wald. Einen Augenblick überfiel ihn die Furcht; schauernd, ungeschlüssig stand er still.

Dennoch, das andre, was ihn bis hierher getrieben, war stärker. Und wenn der Wiebo ihn treulos verließ, er, der Peterl, war doch schon groß und brauchte keinen. Allen Mut nahm er zusammen, wandte sich und lief weiter in der Richtung nach rechts. Er hatte seine Schuhe jetzt an, aber der weiche Moosboden machte seinen ohnehin leichten Tritt unhörbar. So huschte er flink durch den Wald, ohne Zögern, dorthin, wo er ihn zu finden hoffte — den Vater.

Droben bei den Fichten, wo man hinabsah in die tiefe Schlucht, die sich der Wildbach gegraben, stand der Förster und harrete. Harrete viele Stunden umsonst. Die Glieder wurden ihm steif; er stampfte mit den Füßen und bewegte die Arme, aber vorsichtig, um durch kein Geräusch den Lumpen zu verschrecken, den er erwartete. Mitter flimmerten die Sterne: es ging gegen Morgen, mußte schon um die vierte Stunde sein. Malefizbagasche, die! Ob sie ihn wieder zum Narren hielten? Ob der Morgen wieder ereignislos verstrich?

Er unterdrückte einen Fluch und schloß die Finger grimmig um sein Gewehr. Plötzlich redete er lauschend den Hals. Seine Gestalt straffte sich; sein Herz schlug schneller. Dort drüben — ganz deutlich hatte er den Ton gehört. Wie das Knaden eines Astes unter Menschentritt! Das Gewehr im Anschlag, stand er und spähte in die Dunkelheit, verhaltenen Atems, ganz angespannte Wachsamkeit. Da — plötzlich — wieder das

Knaden, aber näher — hinter ihm — so schien es. Hastig wandte er sich.

Was ist das? Etwas Schwarzes, das über ihn herfällt, ihn zu Boden reißt! Vier Arme oder noch mehr knebeln die Seinigen, die wütend nach Freiheit ringen, winden ihm das Gewehr aus der umtrallenden Faust. Zwischen den Zähnen preßt er noch einen Ruf hervor, da wird ihm etwas in den Mund gezwängt, daß ihm schier der Atem vergeht. Und nun packen sie ihn, der sich stumm, ohnmächtig wehrt, und schleppen ihn fort, halb gezerrt, halb getragen, wie ein lebloses Ding. Wohin? Er weiß es nicht; nur das eine weiß er sicher, daß es zum Sterben geht.

Rasch, wie bei Sterbenden, kreuzen sich in ihm die Gedanken. Es waren also wirklich mehrere, nicht bloß einer; sie haben mir aufgelauret und mich richtig erwischt. Das fränkt mich am meisten, daß die Halunken mir zu schlau gewesen sind. Warum haben sie mich nicht gleich niedergeschossen? Er konnte es sich wohl denken; war es doch öfters geschehen, daß Wildschützen einem besonders verhassten Forstmanne das Leben gestiftet hatten zu einem schaudervollen Martertod. Wenigstens sollen sie's nicht merken, daß mir graut davor! Nur ganz kalt bleiben, stark bleiben, was mir die höllischen Luder auch antun! Die Hanna wird sich arg kränken — armes Weib! Eine gute Frau ist sie gewesen, hat die eine Dummheit reichlich abgebüßt. Gut, daß sie den Peterl hat. Den grämt's auch, glaub' ich; der trägt mir nichts nach. Wohin schleppt mich die Bande denn? Währt's noch lang?

Es währte noch eine ganze Weile: etwa dreiviertel Stunden mochten es sein. Dann hielten die Gegner plötzlich und warfen ihn, den Gebundenen, Geknebelten, mit rohem Stoß ins Gras. Das Tuch, das ihm die Augen verhüllt hatte, wurde weggezogen; nun sah er, wo er war. Er kannte die entlegene Waldstelle, die jenseit vom Wildbachgraben lag. Hohe Wettertannen standen ringsum; zwischen den Stämmen leuchtete fernher ein roter flammender Schein: der Morgen brach an.

Vor sich sah er die Kerle, die ihn hergebracht hatten. Es waren ihrer drei; die kugelförmigen Kappen, mit denen zuvor ihre Gesichter vermommt waren, hielten sie in der Hand und lachten ihn höhnisch an. Der

eine war der flüchtige Scherf, die zwei andern waren dem Förster auch als Wildbiebe bekannt: der Hüttler-Franz und der Zeno Rollinger. Sie grinnten und umkreisten ihn wie drei vergnügte Teufel, seiner Sprachlosigkeit spottend. »Gelt, was sagst du jetzt? Kennst uns jetzt? Wirst nimmer den Zeugen und Judas machen, Satan du, grünrothiger!« Und der Scherf spie ihn an, worauf es die andern nachtaten. Dann setzten sie sich etwas abseits von ihm auf den moosigen Boden und ratschlagten, was mit ihm anzufangen oder vielmehr, wie mit ihm zu Ende kommen. Sie sprachen gedämpft, doch nicht so, daß einzelne Worte ihn nicht erreicht hätten. Der eine riet, ihn einfach mit dem Kopf nach unten an einen Baum zu hängen, der andre wollte es kurz abgemacht wissen: eine Kugel und damit gut! Endlich riet der Scherf: »Machen wir einen heiligen Waschl aus ihm! Am Baum muß er hinstehn, zwei müssen ihm die Händ' annageln, jeder eine Hand mit ein' Schuß. Der dritte zielt nachher aufs Herz. So haben wir ein Scheibenschießen.«

»Über das Knallen von die Schüss'!«

»Bis einer das hört und heraufsteigt, sind wir lang fort.«

Da stimmten sie zu, der Franz leichter, der Zeno ungern. Sie gingen zu dem Getnebelken hin, rissen ihn empor und stießen ihn einer Tanne zu, an deren Stamm sie ihn mit seinem eignen Gewehrriemen festknallten, die Hände hochgebunden überm Kopf. Dann holten sie ihr Schießzeug hervor und prüften die Hähne der Stutzen mit grausamer Behaglichkeit. Georg Brandner zuckte mit keiner Wimper: er mußte noch zufrieden sein, daß sie ihm nicht Argeres antaten. Seine Rechnung war fertig und klar.

Die drei waren auch fertig; in einigem Abstand traten sie dem gefesselten Manne gegenüber, nachdem sie Halme gezogen hatten um das Recht des ersten Schusses. Der Scherf grinnte, da er dritter ward — Herzschuß. »Fehlen darf keiner,« sagte er.

Der Hüttler-Franz hatte den ersten Schuß gewonnen, auf eine der gefesselten Hände. Er hob den Arm — zielte —

Horch: ein Geräusch — ein Rascheln, wie wenn ein Reh durch das Dickicht bricht. Es hastet heran — unwillkürlich dreht der Franz den Kopf — ja, was ist das?! Kein Reh, ein junger Bub, der über Buschwerk und

Baumstumpfen hinschleicht, auf den Förster zu — stürzt, ihn mit den Armen umschlingt. Der Peterl! Wie kommt der daher?

Dem Förster bebt das Herz unter der Berührung des Kleinen, der, alle Scheu vergebend, sich an ihn schmiegt und »Vater, Vater« stammelt. Warum macht ihm der Bub das Scheiden so schwer? Warum bringt er sich selbst so in Gefahr? Oder weiß er das gar nicht?

Die drei andern hatten sich gefaßt, da sie gesehen, daß Peterl allein war. »Geh weg da!« schrie der Hüttler ihm befehlend zu.

Peterl rührte sich nicht.

Der Hüttler wiederholte sein Gebot. Da es nichts fruchtete, sprang der Scherf hinzu, den Kleinen mit roher Gewalt von dem Gebundenen loszureißen.

»Nicht weg vom Vater, bitt' gar schön!« schrie Peterl jammervoll auf und krallte sich gleich einem zu Tode geängstigten Tier in den Baum, in des Försters Kleider. Niemand hätte den schmalen Knabenfingern solche verzweifelte Kraft zugetraut. »Der Malefiztrabat klebt wie Kletten!« fluchte der Scherf.

»Laß ihn, tu ihm nichts!« rebete der Rollinger dazwischen. »An Unschuldigen soll man sich nicht vergreifen, das ist Sünd'!«

»O du heiliger Mensch!« spottete der Scherf. »Meinst, die Jäger wurden so heilig sein, wenn sie uns erwischen, und an deine Buben denken?«

»Ich denk' aber dran!« Der Rollinger warf seine Büchse ins Gras. »In jedem Fall schieß' ich auf den Vater nicht, wenn der Bub dabei ist.«

Der Hüttler-Franz stand und kämpfte. Er haßte die Grünröde — aber er hatte ein junges Weib daheim, das in der Hoffnung war, und wünschte sich einen Sohn. Das war der Augenblick nicht, sich am Kindesherzen zu versündigen. »Der Rollinger hat recht!« murmelte er. Die Hand mit der Büchse sank ihm herab.

»Seid's denn Narren worden!« schrie der Scherf. »Sollen die andern uns übern Hals kommen? Zuerst muß der hin sein.« Er sprang mit der Waffe auf den Gefesselten ein.

Da packte ihn der Hüttler und riß ihn zurück. »Laß aus!« stieß er leuchtend hervor. »Ich leid's nicht! Der Kleine sieh't's!«

»Ah, der Frag!« Einen wütigen Lacher tat der Scherf.

Doch mitten hinein schrie der Rollinger, sonst der Gemächlichste, Unberebteste der drei: »Jawohl, der Frag! Dir freilich ist alles eins: du hast kein' Hasen und kein' Hasen, kein Weib noch Kind! Was weiß so einer, wie einem Vater zumute ist, wie ein Kind am Vater hängt! Wer Familli hat, sollt sich überhaupts net einlassen mit so einem!«

Das Wort traf den Hüttler-Franz. Oft hatte die Seine daheim ihn gebeten, dem Scherf nicht Folgschaft zu leisten, der ihn zum Unheil führe. Und er hatte sie schweigen heißen, die künftige Mutter seines Kindes — die doch im Recht war! Jetzt wußte er's. »Also Schluß!« sprach er entschieden. »Der Rollinger und ich, wir leiden's nimmer, daß dem Förstner was geschieht. Dem Kleinen zulieb soll ihm's Leben geschenkt sein.«

»Damit er uns anzeigt!« gellte der Scherf. Die zwei andern aber widerredeten: der Förster müsse natürlich sein eibliches Versprechen geben, sie nicht zu verraten; anders komme er nicht los.

Ob er das tun wolle, wurde Georg Brandner gefragt.

Er hatte all die furchtbaren Minuten stumm und hilflos ausharren müssen, mit keiner Silbe noch Gebärde den Knaben trösten können, der sich voll Liebesangst an ihn preßte und dabei rührende Blicke der Bitte auf die fremden Männer richtete. Nun trat die Bedingung an ihn heran, unter der diese Bitte gewährt werden sollte. Eine Pflichtverletzung — die erste seines Lebens!

Ob er schwöre, keinem Menschen zu verraten, was sie ihm getan?

Brandner sah auf den Buben, der das und Größeres verdient hatte um ihn. Er senkte den Kopf auf eine Weise, die ausah wie Bejahung. Der Rollinger näherte sich ihm, zog ihm den Knebel zwischen den Zähnen hervor.

Brandner wollte sich retten. Aber als er seine Lippen regen konnte, brach unwillkürlich, gewohnheitsmäßig ein brüllender Schrei heraus. Der Pflichtruf an die Jäger.

Ah! Wie es die Wilberer durchfuhr! Was nun?! Der Schrei mußte gehört worden sein. Verflucht, wer sich mit Jägern einläßt. »Da habi's es jetzt!« knirschte wütend der

Scherf. — »Mach'n wir uns durch!« —

»Nehmen wir'n mit, oder laß'n ihn da?« —

»Was da — jezt muß ein End sein! Nehmts die Kolben!« Mit geschwungenem Gewehr-kolben holte der Scherf zum Schlag aus.

Da knackte es wieder im Gezweig; wieder kam ein Lebendiges herangejagt, ein vierfüßiges diesmal: ein Hund. Der Wiedo! Bellend, heulend sprang er die Wilberer an. Zugleich durchhallte den Wald ein lauter Ruf, der Antwortschrei des Quirin. Das Echo warf ihn zurück, daß es tönte, als riefen ihrer viele auf einmal. Hallo, die Jäger! Nun galt es, sich zu retten.

Behend, gleich einer Wildkatze, schüttelte der Scherf den Hund von sich ab, sauste den Waldbhang hinunter. Der Hüttler und der Rollinger zuerst hinterdrein, dann in verschiedener Richtung dahin, dorthin, um die Verfolger irrezuführen.

Brandner war mit seinem Buben allein. »In meiner Tasche stedt's Messer,« sprach er zu ihm; »zieh's heraus und schneid mich los!«

Peterl gehorchte. Noch zitterten die Fingerringe ihm vor Erregung. Da: ein Knall — und noch einmal — und noch! Erschroden fuhr Peterl zusammen. Zugleich klang es wieder, ganz nah: »Herr Förstner, Herr Förstner, sind Sie da?«

Brandner stand aufrecht und redte die befreiten Glieder. »Quirin!«

Es war der Quirin. Da kam er gestampft über Wurzeln und Gezweig, schnaufend wie ein Blasbalg. »Ham E' g'hört? Ham E' g'hört? Mir ham ihn — grad entgegengeloffen is er uns! Der Glori und der Sepp sind hinter ihm, der Glori hat ihn angeschoss'n! Ich hab' nur nachschau'n woll'n nach Ihnen, ob der Wiedo recht hat.« Atemschöpfend wies er auf den Hund, der sich hinter seinen Beinen duckte, sichtlich bemüht, sein Dasein abzuleugnen.

»Der Wiedo? Was ist's mit dem?«

Aber der Quirin erzählte, wie mit einem Male zu seinem größten Staunen der Hund dahergelaufen sei, ganz alleinig. »Holla, Kerl, bist durchgebrannt? Er winselt und will hochstehn an mir. Was hat denn das Vieh da am Hals? den' ich mir, schau näher zu, da ist's dem Peterl sein Halstüchel! Da muß doch der Bub nicht weit sein; was treibt er denn, was für einen Streich hat er angestellt? Und der Hund winselt in einer

Tour und zerrt mich am Rod. Den Flori wundert's auch, was der Kerl doch hat, daß er gar so tut. Zuletzt laßt's mir keine Ruh', leicht ist der Bub bei Ihnen! dent' ich, will nachsehn und geh' auf Ihren Stand 'nauf; aber Sie sind nicht da! Jetzt spann ich was. »Such'n Peterl!« sag' ich zum Wiebo — die Nasen war ja immer 's Beste an dem Hund —, und richtig treibt und ziehgt er da auffi. Grad zu Ihnen her! Welten S': der Lump, der Scherf, war da herob'n, und Sie sind nach — oder wie?»

»Nach' nur!« unterbrach ihn der Förster. »Wir müssen zum Sepp und zum Flori.«

Als bald machte der Quirin kehrt; der Förster folgte mit Peterl. »Wie ist das zugegangen?« fragte er den Kleinen halblaut.

»Nicht böf' sein!« stieß Peterl stotternd hervor. »Ich — ich hab' so Angst gehabt um dich, da bin ich dir nach — und der Wiebo — der ist mir nach. Und am Halstüchel hab' ich ihn geführt und hab' zu dir wollen; aber der Wiebo ist auf die Spur vom Quirin kommen, hat sich losgerissen und ist davon. Da bin ich allein weitergelaufen, bis — bis ich dich gefunden hab'.«

Da waren sie am oberen Ende des Wildbachgrabens, und wieder kam ihnen einer entgegen: der Sepp. Der war hembärmelig mit nackten Armen, hatte sein Sacktuch um die linke Schulter gebunden und sah halb vergnügt, halb verdrießlich drein.

»Ist er euch doch net auskommen?« rief der Quirin ihn an.

»Uns eigentlich schon. Ob er gleich hübsch stark geschweift hat, ist er hinüberkommen über die Grenz'. Da haben ihn die Königlichen derwischt von drüben; die haben schon paßt auf ihn. Der Flori und die zwei Forstauffeher sind ihm zuletzt doch Herr worden. Die schaffen ihn jetzt schon dahin, wo er hing'hört.« Er deutete auf das Blut, das ihm aus der notdürftig verbundenen Schulter quoll: »Da schau'n S', Herr Förstner; mich hat er naufgeschoss'n. Aber ich mach' mir niz draus, weil ma nur den Kerl amal hat!«

Es müßten schon mehrere sein, meinte der Quirin. Grad wie sie auf den Scherf geschossen, sei ihm gewesen, als wäre ein andrer in der Ferne davongerannt. »Den kriegen mir nachher 's nächstemal,« versetzte der Sepp.

Das wünschte der Förster nicht. Insgeheim hoffte und glaubte er fest, daß das Los des Scherf die beiden nur Mißleiteten schreden würde, so daß er sie künftig schonen dürfte, wie sie ihn geschoht. Und der Peterl, der würde nichts verraten. Auf den konnte man sich verlassen. Aberhaupt, der Peterl!

Er fand jetzt erst Zeit, sich dem Kleinen zuzuwenden, der still hinter ihm stand, bemüht, den Wiebo, der ihn losend umsprang, vor den Blicken des Vaters zu verbergen. Wie das Kind ihn fürchtete! Und doch, doch liebte es ihn so, daß es auch mit ihm gestorben wäre, wenn —

Er betrachtete den Buben aufmerksam, als sähe er ihn zum erstenmal. Wem glich das Knabengesicht, das unter seinem Blick errötete, aber ihm standhielt? Dem Toten? Nein. Zumeist der Mutter; aber ein Zug war da, der nicht von ihr stammte, den der Förster nicht bemerkt hatte zuvor.

Das Herz, unter dem der Bub einst gelegen, hatte während Monaten für ihn, den Förster, geschlagen in Reue, in Sehnsucht, in schmerzlichem Vern haben. Hatte das alles sich auf den Kleinen unbewußt vererbt? War es der Grund, daß aus dem nur gebuldeten fremden Kind ihm doch ein Sohn erstand?

Georg Brandner neigte sich zu dem Jungen herab. Peterl meinte zu träumen; denn etwas Unerhörtes geschah: die härtigen Lippen preßten sich auf seinen Mund, fest und innig, wie ein Vater küßt.

»Komm, gehn wir heim, daß die Mutter nicht Angst hat!« Er nahm Peterl bei der Hand und piff dem Hund, der scheu von fern lungerte: »Wiebo, daher!«

Der Quirin blieb als eine Art Aufsicht im Walde zurück. Nur der Sepp, dessen Wunde Verband brauchte, geleitete den Vater mit seinem Knaben; der Hund sprang fröhlich voraus. Und Peterl war glücklich.





Der Beruf des Arztes

Von Dr. Albert Moll (Berlin)



Schon seit längerer Zeit liest man in ärztlichen Blättern und in der politischen Presse viel von den wirtschaftlichen Ausblicken des ärztlichen Berufes. Mit Recht wird wegen der außerordentlichen Überfüllung des Berufes und der sonstigen Verschlechterung seiner wirtschaftlichen Lage vor dem Studium der Medizin gewarnt. Hierbei ist aber leider einseitig nur die wirtschaftliche Frage in den Vordergrund gestellt worden, eine Erscheinung, die ihre Ursache in später zu betrachtenden Verhältnissen hat. Wären aber auch die wirtschaftlichen Ausblicke besser, so sollte es sich noch jeder reiflich überlegen, ehe er Arzt wird, da noch andre Voraussetzungen gegeben sein müssen, wenn man in diesem Berufe seine Befriedigung finden will. Zufriedenheit im Beruf ist eine Vorbedingung für das Lebensglück, Unzufriedenheit nicht selten die Ursache schwerer gesundheitlicher, besonders nervöser Störungen und von allerlei Konflikten innerhalb und außerhalb der Familie, kurz und gut von vielem, was das Lebensglück zu zerstören geeignet ist. Deshalb möge jeder reiflich mit sich zu Räte gehen, ehe er einen Beruf ergreift, der nicht nur fleißiges Studium fordert, sondern auch heute zum großen Teil ganz andre Aufgaben stellt als früher.

Man bedenke, daß des Arztes Beruf während der letzten zwei Jahrzehnte Änderungen erfahren hat, die nicht nur wirtschaftlicher Natur sind, sondern das innere Wesen treffen. Während es früher nur den allgemeinen praktischen Arzt gab und höchstens einige wenige aus der Menge hervortraten, um als Autoritäten, meistens auf irgendeinem Spezialgebiet, größere Beachtung zu finden, ist dies heute vollkommen anders. Der ärztliche Berufsstand stellt nicht mehr etwas Einheitliches dar, wie es früher der Fall war. Der allgemeine Praxis ausübende Arzt bildet zwar noch die Mehrzahl, in Großstädten vielleicht zwei Drittel aller Ärzte, aber die Spezialärzte haben durch ihre Zahl und besonders auch durch das Fortschreiten der Technik eine früher nicht geahnte Bedeutung

gewonnen. Hierin liegt eine nicht unerhebliche Gefahr, da die Technik leicht geeignet ist, das persönliche Verhältnis des Arztes zum Kranken zu lodern, und auch mancher Spezialarzt dazu neigt, dem Organ, das sein Gebiet ist, eine im Vergleich zu dem sonstigen Körper übertriebene Bedeutung beizumessen.

Ganz besonders ist durch das Emporkommen des Spezialarztes jene Einrichtung beeinflusst worden, die oft als eine altehrwürdige anerkannt wird, aber, wie sich vielleicht gerade in dieser Form der Anerkennung zeigt, in der früheren Art nur noch selten vorkommt, ich meine die Stellung des Hausarztes. Er war früher der Arzt der Familie, er verfolgte das Werden des Kindes von der Geburt bis in spätere Jahre, ohne ihn wurde kein anderer Arzt hinzugezogen, er kannte die wirtschaftlichen und die häuslichen Verhältnisse seiner Klienten so gut, daß er auch bei wichtigeren Fragen, die nicht ohne weiteres zum Arztberuf gehören, zugezogen wurde, z. B. wenn es sich darum handelte, welchen Beruf ein heranwachsender Sohn ergreifen sollte. Auch heute gibt es zwar noch solche Fälle, aber sie sind erheblich seltener geworden, und dadurch hat sich die Bedeutung des Arztes erheblich geändert. Hieran ist auch der Umstand schuld, daß die Seßhaftigkeit der Familien nicht mehr so groß ist wie früher. Sie ziehen oft vom Lande und aus der Kleinstadt in die größere Stadt, und auch in der Großstadt selbst wechseln manche ihre Wohnung so oft, daß ihnen die Beibehaltung des früheren Hausarztes außerordentlich erschwert wird. Sie wollen lieber den Arzt in der Nähe haben als den früheren Arzt, der sie nicht bei jeder Gelegenheit auf schnellstem Wege erreichen kann.

Noch mehr ist aber ein andrer Umstand für die veränderte Stellung des Arztes maßgebend geworden: die Entwicklung der sozialen Gesetzgebung und die der freiwilligen Versicherung. Der Zwang des Gesetzes hat eine überaus große Zahl nicht nur von Arbeitern, sondern auch

von Besserstuitierten der Krankenversicherung zugeführt. Wo dies nicht der Fall ist, haben sich vielfach Bevölkerungsklassen freiwillig in Krankenkassen und Vereine zusammengeschlossen, um sich auf diesem Wege ärztliche Hilfe für den Krankheitsfall zu sichern. Hier geht sehr leicht das persönliche Verhältnis des Arztes zum Kranken verloren. Es tritt eine Instanz zwischen beide, die entweder den Arzt dem Patienten überhaupt bestimmt, oder die den Arzt doch kontrolliert. Es ist beispielsweise ganz selbstverständlich, daß die Mitglieder von Krankenkassen den Wunsch haben, einen Erholungsurlaub im Sommer nachzusuchen, daß sie, wenn sie sich abgearbeitet fühlen, den Wunsch haben, die Arbeit auszusetzen oder sich allerlei Stärkungs- und Heilmittel durch den Arzt verschreiben zu lassen. Selbstverständlich muß der gewissenhafte Arzt in allen Fällen berücksichtigen, daß er hier auf Kosten der Gemeinschaft einem Einzelnen Vorteile zuwendet. Man wird aber begreifen, wie durch derartige, stets wieder auftretende Erwägungen das persönliche Verhältnis zwischen Arzt und Klient leiden muß. Der Arzt muß sich stets auf das allgeringste überlegen, ob er der Krankenkasse das Opfer für den Patienten zumuten darf, während, wenn sich keine solche Instanz zwischen ihn und den Patienten schiebt, beide gemeinsam beraten können, ob der Patient das materielle Opfer, z. B. eine Erholungsreise, bringen wolle. Der Patient will meistens von der Krankenkasse recht viele Vorteile haben, da er seine Beiträge gezahlt hat, und dies ist menschlich erklärbar. Aber das stete Schwanken des Arztes, die Berücksichtigung zweier ganz verschiedener Interessen, der des Kranken und der der Krankenkasse, muß die persönlichen Beziehungen zwischen Arzt und Patienten schädigen.

Noch mehr ist dies da der Fall, wo jene Pflicht des Arztes, die schon der Eid des Hippokrates in erste Linie stellte, die Schweigepflicht, der Zwischeninstanz, der Krankenkasse gegenüber nicht besteht. Man denke sich den Patienten, der alles, was er auf dem Herzen hat, seinem ihm beratenden Arzt anvertrauen will, der aber stets fürchten muß, daß der Arzt davon der Krankenkasse Mitteilung macht. Der Kranke, der das Sprechzimmer des Arztes betritt, soll das Gefühl haben: was hier gesprochen

wird, ist in diesen vier Wänden verborgen, und niemand erfährt etwas davon. Nur der Patient, der mit solchem Gefühl zum Arzt kommt, wird ihm alles, was ihn bebrüht, rückhaltlos sagen. Der Arzt bei Krankenkassen ist aber verpflichtet, dem Kassenvorstande über alles Auskunft zu geben, was die Krankheit des Patienten betrifft. Und wenn auch der Krankenkassenvorstand durch die Reichsversicherungsordnung zur Verschwiegenheit verpflichtet ist, so wird man doch begreifen, wie sehr die persönliche Beziehung zwischen Arzt und Patient leiden kann, wenn überhaupt eine Zwischeninstanz besteht.

Dies gilt in gewissem, wenn auch erheblich geringerem Grade auch von der Anzeigepflicht bei gemeingefährlichen Krankheiten. Diese hat zum großen Teil schon früher bestanden, ist aber in neuerer Zeit in moderner Weise gesetzlich ausgestaltet worden. Das Reichsgesetz betrifft Ausatz, Cholera, Gledfieber, Gelbfieber, Pest und Pocken, während durch Landesgesetz in Preußen die Anzeigepflicht noch ausgedehnt ist auf Diphtherie, übertragbare Genickstarre, Scharlach, Typhus, Tollwut, Trichinose und einige andre Fälle. Es sind aber starke Bestrebungen im Gange, die Anzeigepflicht noch erheblich zu erweitern, sie insbesondere auf Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten und gewerbliche Vergiftungen auszudehnen. In England sind sogar gegenwärtig Bestrebungen darauf gerichtet, eine Anzeigepflicht für sogenannte geistige Minderwertigkeit einzuführen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Bestrebungen in kurzem Gesetzeskraft erhalten werden. Es hängt dies wohl mit andern Bestrebungen der Neuzeit zusammen, die auf die Rassenhygiene gerichtet sind. Man will Personen von der Fortpflanzung ausschalten, von denen anzunehmen ist, daß sie eine kranke Nachkommenschaft zur Welt bringen. Es ist begreiflich, wie leicht in solchen Fällen der Arzt in Konflikt kommen kann; aber er darf sich im Interesse der Allgemeinheit den öffentlichen Pflichten nicht entziehen. Nicht selten scheuen Angehörige die Umstände, die etwa durch die Anzeige einer Diphtherie hervorgerufen werden, sie wollen nicht die Unbequemlichkeit einer Desinfektion auf sich nehmen. Oder wenn jemand im Hotel am Scharlach erkrankt ist, so fürchtet der Hotel-

befitzer naturgemäß eine erhebliche materielle Schädigung, wenn der Fall bekannt wird. Hier bedarf es eines gefestigten Pflichtbewußtseins des Arztes und des Bewußtseins, daß er mehr und mehr zum öffentlichen Schützer der Volksgesundheit geworden ist, um über Unbequemlichkeiten und Konflikte durch das Gefühl erfüllter Pflicht hinwegzukommen. Trotzdem beeinflussen auch diese Fälle bereits des Arztes Beruf, denn auch hier ist die erwähnte Richtung der modernen Zeit vorhanden, die darin besteht, die persönlichen Beziehungen des Arztes und des Patienten durch öffentliche Interessen zu beeinflussen.

Wenn man bedenkt, daß die Zahl der Versicherten heute schon außerordentlich groß ist und voraussichtlich im Laufe der nächsten Jahrzehnte noch mehr zunehmen wird, so begreift man den Einfluß auf den Beruf des Arztes. Wir können sagen, daß dieser nicht mehr in dem Maße wie früher nur der dem Einzelnen gewidmete private Beruf geblieben ist, sondern daß sich die Stellung des Arztes mehr zu einer öffentlich rechtlichen auf Kosten der privaten Tätigkeit entwickelt hat. Das zeigt sich in erster Linie bei der großen Zahl von beamteten Ärzten; ich erwähne nur die staatlichen Medizinalbeamten und die Gerichtsärzte, ich erwähne weiter die Stadt- und Hafenärzte, die Armen- und Schulärzte usw. Die Zunahme solcher Stellungen beweist schon, daß die Bedeutung des Arztes mehr als früher eine öffentliche geworden ist. Was sich hier bei Ärzten zeigt, die als beamtete wirken sollen, trifft aber auch für die überwiegende Zahl der sonstigen Ärzte zu. Die meisten Ärzte sind in Deutschland heute auf Kassenpraxis angewiesen. Da nun, wie wir gesehen haben, der Krankenkassenarzt stets mit zwei Faktoren zu rechnen hat, mit dem Kranken und mit der Krankenkasse, bei der er angestellt ist, so leuchtet die weite Ausdehnung, die die öffentlich-rechtliche Seite in der ärztlichen Tätigkeit gewonnen hat, ohne weiteres ein.

Hiermit hängt es auch eng zusammen, daß die Ärzte heute vielleicht mehr als in früherer Zeit den wirtschaftlichen Standpunkt berücksichtigen. Fast die gesamte deutsche Ärzteschaft ist heute in einem wirtschaftlichen Verbands, dem sogenannten Leipziger Verbands, organisiert; aber auch außerhalb dieses Verbandes sind die wirtschaft-

lichen Gesichtspunkte für die Ärzte mehr maßgebend geworden als in früherer Zeit. Es wird allgemein behauptet, daß die Ärzte materieller gesinnt seien als früher. Man vergesse aber nicht, daß zum Teil hierbei gerade die Krankenversicherung eine wesentliche Rolle spielt. Je mehr das individuelle Verhältnis zwischen Arzt und Patient durch eine Zwischeninstanz gestört wird, um so mehr muß das Wirtschaftliche hervortreten, weil die persönlichen Beziehungen zwischen Arzt und Patient dadurch eine Minderung erfahren. Zweifellos ist auch heute jeder verständige Arzt gern bereit, in Ausnahmefällen dem Unbemittelten seinen Rat unentgeltlich zur Verfügung zu stellen; aber je mehr eine Zwischeninstanz nicht nur für den einzelnen Arzt, sondern für den größten Teil der Ärzte aufgetreten ist, um so größer ist die Gefahr, daß die Gesamtheit der Ärzte das Wirtschaftliche stärker betont als früher. Es kommt dabei noch wesentlich in Betracht, daß der Arzt bei den Beziehungen zur Krankenkasse nicht die Rücksicht auf den Einzelnen zu nehmen hat, wie er es gern in seiner privaten Praxis tut. Er steht einer mächtigen Organisation gegenüber, die über große Mittel verfügt, und er wird dadurch ohne weiteres dazu geführt, auch seinerseits andre Gesichtspunkte walten zu lassen als diejenigen, die vorherrschen, solange er alles nur mit dem einzelnen Kranken zu regeln hat.

Haben sich aber auch durch die erwähnten Faktoren die Aufgaben des ärztlichen Berufes wesentlich gewandelt, so dürfen wir nicht glauben, daß dadurch des Arztes Beruf einfacher geworden ist. Das Gegenteil ist der Fall. Fast jeder praktizierende Arzt muß heute dauernd sowohl die Pflicht erfüllen, die ihm durch die Behandlung des einzelnen Kranken erwächst, wie auch die Pflichten, die ihm gegen dritte in viel weiterem Maße als früher auferlegt sind. Das stete Nachdenken, ob er durch das, was er seinem Patienten gewährt, etwa seine Pflicht gegen andre verletzt, zeigt die Erweiterung des Pflichtkreises. Außerordentlich viel Takt und Rechtsgefühl muß der Arzt entwickeln, der seinen Pflichten, die miteinander natürlich oft in Kollision geraten, gewissenhaft nachkommen will. Das ist um so mehr notwendig, als heute so wie in früheren Zeiten der Kranke das Bedürfnis empfindet, in ein persönliches Verhältnis zu

seinem Arzte zu treten. Je mehr dieser aber durch die Zwischeninstanz beeinflusst wird, um so schwieriger ist die Aufgabe des Arztes geworden. Der Arzt, der nicht in der Lage ist, ein seelisches Band zwischen sich und dem Patienten zu knüpfen, muß von Anfang an auf einen großen Teil seiner Wirksamkeit verzichten. Die bloße Technik genügt nicht, die Imponderabilien spielen hier eine große Rolle, weil der Kranke nicht einfach einer chemischen Retorte gleicht, sondern ein belebtes Wesen bleibt, mag man die Seele vom metaphysischen Standpunkt aus auffassen wie man will. Schon die einfachste Operation, ein kleiner, nur zwei Millimeter langer Schnitt, der den Eiter entleeren soll, kann von zwei Ärzten vom technischen Standpunkt aus in gleicher Weise ausgeführt werden; aber der eine wird dem Patienten damit die größten Seelenqualen verursachen, wenn er lange Vorbereitungen trifft, ehe er das Messer herausnimmt, es in Gegenwart des Patienten lange und umständlich säubert, während der andere Arzt dies alles tut, ohne daß es der Patient sieht, und ihm dadurch Angst und Furcht fernhält.

Es ist kein Zufall, daß mit der Entwicklung der ärztlichen Technik und mit der Änderung des ärztlichen Berufes durch das Eintreten der genannten Zwischeninstanzen ein anderer Heilzweig seinen Aufschwung genommen hat, den man als *Psychotherapie* bezeichnet. Es ist dies die Behandlung durch seelische Mittel, durch Suggestion, durch Überzeugung, durch Stärkung des Willens, durch Aufklärung über den Krankheitszustand, durch Psychoanalyse usw. Kein Heilzweig fordert ein so persönliches Verhältnis zwischen Arzt und Patient wie die Psychotherapie. Und es scheint fast, daß, um den Schädigungen entgegenzutreten, die die Entwicklung der Technik und die Entwicklung der Krankenkassen den Kranken bringen konnte, nun ein Korrektiv in der Ausbildung der Psychotherapie geschaffen werden mußte und geschaffen wurde. Freilich darf man nicht glauben, daß nur der Spezialarzt für Psychotherapie psychotherapeutisch wirkt. Oft ist es gerade das persönliche Auftreten des einfachen praktischen Arztes, das ihn zum Helfer und zum Seelenarzte seiner Patienten macht. Wer wie ich so oft Gelegenheit hatte, mit ganz unbekannten Ärzten in ihrem Beruf zusammenzutreffen, ist mitunter erstaunt, ja von

Bewunderung erfüllt für ihre Fähigkeiten, ihre Aufopferungsfähigkeit, ihr tiefgehendes Pflichtbewußtsein und ihren unbegrenzten seelischen Einfluß auf ihre Patienten. Nichts weiß man in der Öffentlichkeit von ihnen. Ärzte in kleinen Städten und auf dem Lande, über die sich vielleicht mancher Arzt der Großstadt erhaben dünkt, sind in manchen Fällen nicht nur durch ihr großes allgemeines Wissen, sondern auch durch ihre Charaktereigenschaften, durch ihre Menschenkenntnis, durch die Fähigkeit, ein persönliches Verhältnis mit dem Kranken zu finden, die glänzendsten Mediziner. Die sogenannten Autoritäten mögen in ihrem Fache besonders technisch oft geschulter sein; der wahre Arzt ist oft genug der Öffentlichkeit ganz unbekannt. Er ist sittlich eine gefestigte Persönlichkeit, er weiß ganz genau, was er jedem schuldet. Es sind Imponderabilien, die auf keiner Universität gelernt werden können, die aber dem guten Arzte ebenso wie jedem Menschen überhaupt unentbehrlich sind.

Wir haben gesehen, daß sich die Pflichten der Ärzte durch die Entwicklung der heutigen Verhältnisse nicht etwa verringert haben und der Beruf nicht leichter geworden ist. Die Rücksicht auf andre, auf die Allgemeinheit, zeigt sich aber nicht nur bei der Behandlung der Kranken, sondern auch in der mehr mittelbar des Arztes Beruf betreffenden Tätigkeit. Dem Arzte sind mehr und mehr moralische Pflichten auferlegt worden, die auf eine Förderung der Hygiene hinauslaufen. Freilich wird er hierbei oft großen Widerständen begegnen. Aber die öffentliche Hygiene sowohl wie die persönliche der Klientel des Arztes spielt heute eine ganz besondere Rolle. Der Arzt kann sich dem nicht entziehen, daß er durch Vorträge hygienische Belehrung bringt. Er muß bei der Gemeindeverwaltung sehr häufig durch seinen sachverständigen Rat hygienische Einrichtungen fordern und fördern. Gewiß ist dies keine leichte Sache, und ein Arzt wird sich, besonders auf dem Lande und in der kleinen Stadt, wenn er allzuviel verlangt und nicht diplomatisch vorgeht, häufig bald Feinde zuziehen. Trotzdem ist er der notwendige Berater. Er ist der Lehrer für Krankenpflege geworden; die Kurse, die für Krankenpflege heute in Krankenhäusern stattfinden und eine geordnete Krankenpflege im Kriege und im Frieden sichern sollen, wer-



Wilhelm Blanke: Stilleben

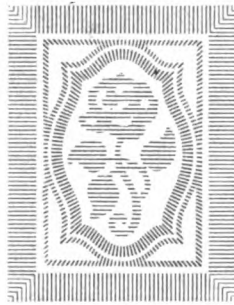
den fast ausschließlich von Ärzten gehalten. So sehen wir, daß der Einfluß des Arztes auf die Allgemeinheit eine seiner vornehmsten Pflichten geworden ist. Es handelt sich hier oft um eine freiwillige Tätigkeit; aber wohin wir auch blicken, es wird heute nur der Arzt seinen Beruf ausfüllen, der sich stets gegenwärtig hält, daß er ebenso der Helfer dem einzelnen Kranken sein soll, wie er anderseits sein Wissen und sein Können der Allgemeinheit in ganz andern Maße als in früherer Zeit zur Verfügung zu stellen hat.

Ich habe im vorhergehenden selbstverständlich nicht alle Kategorien von Ärzten erwähnt. Den Krankenkassenarzt mußte ich aber ganz besonders berücksichtigen, weil die Zahl der Ärzte, die ohne Krankenkassen heute zu einer Praxis kommen, sehr gering ist und auf dem Lande insbesondere und in kleinen Städten kaum noch Ärzte vorhanden sind, wenn sie nicht zur Rassenpraxis Zutritt haben. Ja, es wird befürchtet, daß mit der Zunahme der Krankenversicherung die Abwanderung der praktischen Ärzte vom Lande noch größer werden wird als bisher.

Auch der Krankenhausarzt nimmt eine besondere Stellung ein; aber auch hier muß hervorgehoben werden, daß eine gewisse Neigung zur Großindustrie, besonders durch Sanatorien- und Klinikgründungen, mehr und mehr eingetreten ist. In den großen Sanatorien steht der leitende Arzt dem einzelnen Kranken mitunter ebenfalls fremd gegenüber, weil zwischen ihn und den Kranken die Assistenzärzte und Krankenpfleger treten, die beide vielfach wechseln. Kleinere Sanatorien hingegen gibt es, wo dem leitenden Arzte die Möglichkeit gegeben ist, in enge Beziehungen zu jedem seiner Patienten zu treten. Aber auch in Sanatorien (wie in Krankenhäusern) nimmt der Arzt eine besondere Stellung ein, weil er oft nicht der Besitzer des Sanatoriums ist, sondern in vielen Fällen nur von einem Kapitalisten angestellt ist, der natürlich sein materielles Interesse in erste Linie stellt. Man wird begreifen, daß die Freiheit des Arztes gegenüber den Patienten sehr leicht durch Rücksichten auf den Besitzer, der ihn angestellt hat, gefährdet wird.

Sehen wir aber von allen diesen Fällen ab und betrachten wir den eigentlichen praktizierenden Arzt, so hat sich das Wesen der ärztlichen Tätigkeit, wie man erkennen wird, ganz erheblich in neuerer Zeit geändert. Der Vorteil, den die soziale Versicherung einerseits dem Versicherten bietet, hat erhebliche Nachteile nach der andern Richtung herbeigeführt, die Erschwerung, in ein persönliches Verhältnis zum Arzte zu treten. Aber Entwicklungen lassen sich nicht aufhalten, und es ist nicht anzunehmen, daß in dieser Beziehung eine wesentliche Änderung in kurzem eintreten wird; eher ist eine weitere Zunahme dieser Entwicklungstendenz anzunehmen. Der Arzt, der sich stets seiner Pflicht bewußt ist, der es aber versteht, in taktvoller Weise die verschiedenen Pflichtenkreise miteinander in Einklang zu bringen, der Arzt, der Menschenkenntnis genug hat, jeden Patienten als eine Individualität zu betrachten, wird trotz dieser Komplizierung ärztlicher Tätigkeit in seinem Berufe reiche Befriedigung finden.

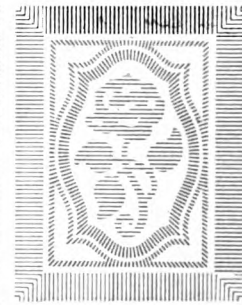
Das Galenus opes, die Medizin bringt Geld, so hieß es einst. Die wirtschaftliche Lage der Ärzte ist im allgemeinen schlechter geworden, aber auch die beste wirtschaftliche Lage kann, wie ich schon sagte, niemals den Arzt dauernd befriedigen. Wer nicht die Dankbarkeit und den Händedruck des Menschen empfindet, dem er in Todesgefahr beigegeben hat, oder desjenigen, den er von schwerer Lähmung befreit hat, der wird auch durch das höchste Honorar niemals die innere Zufriedenheit empfinden, die die Grundlage des Glüdes ist. Aber auch ohne die Dankbarkeit der Patienten kann der Arzt, der eine sittlich gefestigte Persönlichkeit ist, sich volle Befriedigung im Berufe schaffen. Er muß in der Lage sein, sich über die sogenannte Undankbarkeit hinwegzusetzen; das Bewußtsein, die Pflicht erfüllt zu haben, die ihm sein Studium und sein Beruf auferlegten, muß ihm über vieles hinweghelfen. Wer dazu imstande ist, der werde Arzt, er wird in diesem Berufe glücklich werden! Wer aber nur äußere Anerkennung sucht, der tut gut, einen Beruf zu meiden, der voll von Dornen ist und ihm das höchste Glück, die Zufriedenheit, dann nicht bringen kann.



Die rote Rose

Von Per Hallström

Einzig berechnigte Übersetzung
aus dem Schwedischen von
Marie Franzos



Es war vor einigen Jahren im Spätsommer in einem kleinen Orte im Schweizer Jura, namens Saint-Cergues. Ich war aus Genf gekommen, nachdem ich in einem Zuge die Alpenpässe durchwandert hatte. Den einen hinauf, den andern hinunter, von der Bernina bis zur Gemmi. Mehr als einmal hatte ich vom Morgen bis zum Abend so ziemlich alle Klimata Europas passiert. Es begann mit dem sprühenden Gebirgsfrühling, wo nur das Wasser lebte und sang, und den dunklen Steinwüsten mit dem pfeifenden Schrei des Murmeltiers. Es ging weiter durch Wälder, deren Nadelrauschen heimlich anmutete und andre, die immer fremder wurden, bis hinab zur Kastanie und Weinranke, ja bis zu den hellgrünen Feldern des Reis und Mais. Das gab ein Gefühl wunderbarer Neuheit, eine Illusion von Abenteuern und Entdeckungen, es war, als wäre man mit dabei und sähe die Welt werden. Wenn es dann wieder hinaufging, auf einer andern Straße mit ähnlichen Bildern in umgekehrter Reihenfolge, dann glaubte man das Leben zu seinem Ursprung zurückzuverfolgen, und das war ebenso fröhlich und noch traumhafter. Die Luft gab einen immer leichteren Rausch; immer reiner rieselte und glänzte das Wasser. Alle Sinne schärften sich, und doch glaubte man ohne sie am meisten zu empfinden. Es war, als sollte man zu der Quelle seines eignen Lebens kommen, dort oben unter all den andern frischen Quellen, an der Grenze zwischen dem ewig Unveränderlichen und dem ewig Wechselnden. Auch dies war nur eine Illusion. Die Gedanken verwehten, ehe man sie noch fangen konnte, in der unbefümmerten Freude, da zu sein, und man ging ebenso flug, wie man gekommen war. Es blieb nur ein Gefühl der schwebenden Zeitlosigkeit, des wachen Traumes. Das verließ mich auch in Saint-Cergues nicht.

Das Örtchen lag nur etwa 1000 Meter über dem Meer, und die Berge, die es um-

gaben, waren von sehr mäßiger Höhe. Der höchste war La Dôle. Der sah aus wie ein richtiger kleiner Felsen und war sehr schön geformt mit seinem turmähnlichen Gipfel und einem scharfen Bergrücken, über den das letzte Stück Pfad ging, mit jähen Abgründen zu beiden Seiten. Aber um diese Zeit des Jahres lag kein Schnee darauf. Die Aussicht war mehr schön als gewaltig und hatte auch in der sanften Zeit der Vorromantik ihre poetische Berühmtheit durch Matthiesson bekommen.

Den Grundton gab das auch von dieser Höhe ebenso seidenweiche Blau des Genfer Sees, eines südländischen Gewässers mit klassischer Festigkeit und Harmonie der Umrahmung. Das Grün der Ufer hatte eine blaue Nuance, wie von Weinlaub, und die lichten Städtchen brachten Flecke von gelblichem Weiß und schillerndem Perlmutter hinein. Man sah über den ganzen See, bis er sich weit im Osten in das dunkle Blau der Walliser Berge wie in das glänzende Halbdunkel einer Grotte verlor. Im Süden stiegen die savoyischen Alpen steil aus der Tiefe an, und weit, weit in der Ferne, aber dennoch deutlich und groß, leuchtete der Montblanc. Dieser Berg zog überall den Blick auf sich, wo eine Aussicht sich auftrat. Auch von dem Fenster meines Arbeitszimmers hatte ich ihn gerade gegenüber, zuverlässig wie die Sonne, und eine Welt für sich, wie diese, denn er gehörte nicht so recht in das hinein, was man sah.

Die drei oder vier großen Hotels waren voll Menschen, und überdies waren alle Zimmer im Dorfe von jenen besetzt, die es gleich mir vorzogen, für sich zu wohnen. Auf all den abschüssigen Grashügeln war es jetzt, nachdem das Mähen vorüber war, ganz bunt von Kindern, die auf einer Art Röllschlitten fuhren. Ihre Rufe stiegen so lustig in die leichte Luft, als wäre es ein Wintersport, den sie betrieben. Den Erwachsenen begegnete ich nur selten auf meinen Wan-

berungen, und fast ebensooft stieß ich auf Rehe oder Damhirsche in den dichten Buchenwäldern, wo ihre niedlichen Füße in dem Laub des Bodens raschelten und die Sonnenstrahlen wie leuchtende magische Gitter zersplitterten. Höher oben, unter den Nabelbäumen, war es ganz einsam und still, und erst auf den freien Grashalben gab es wieder Bewegung und Lärm. Da waren die Alpenispissen mit weiß und braun gescheckten Kuhherden und dem launenhaft verklingenden Ton der großen Gloden unter den gleitenden Wolfenschatten.

Nur an einer Stelle konnte ich sicher sein, Leute zu treffen, und das war nahe dem Dorf, auf einem großen Hügel, wo früher einmal eine Burg gestanden hatte. Es war nicht mehr viel von ihr übrig. Aber der Boden hatte gleichsam noch eine Erinnerung an die Nähe und Pflege der Menschen behalten. Es war schön, in dem kurzen Grase zu ruhen, und unter sich hatte man die Aussicht über den See, nicht ganz so weit gestreckt wie von La Dôle, aber beinahe noch schöner. Auch den Montblanc fand man wieder, aber nicht gleich auf den ersten Blick. Er hatte sich halb hinter andern Spitzen versteckt, und auch die Wolken konnten einen beirren, denn hier sah man nicht, um wieviel niedriger ihre Sphäre war. Namentlich nachmittags ging es auf dem ganzen, weitgestreckten Gebiet sehr lebhaft zu. Damen in hellen Kleidern und Herren in Sportanzügen, die von Gruppe zu Gruppe gingen. Alle schienen sie wüßig und munter zu sein, nach dem Murmeln und Lachen zu urteilen, das sie hervorriefen. Wenn die Sonne unterging, erhoben sich alle und grüßten des Schauspiel schweigend. Mehr als einer zeigte da jene etwas angestrenzte Feierlichkeit und Beseeltheit, die für die Modernen von ästhetischen Eindrücken unzertrennlich geworden ist und wie auf Kommando kommt und geht.

Ich war es gewöhnt, ungestört nahe dem Abhang zu liegen und zu lesen und hie und da in einem Blick die wechselnde Beleuchtung des großen Bildes aufzufangen, und das kleine, das mir recht einförmig schien, aber in seiner Weise auch schön. Ich sah beide ungefähr gleich an, denn die Menschen waren mir unbekannt, mit Ausnahme der Tischnachbarn an der Table d'hôte. Es schien mir unwahrscheinlich, daß ich je etwas von Interesse über einen von ihnen erfahren

könnte. Nach dem Typus und der Art riet ich richtig oder unrichtig auf ihre Nationalität, und im übrigen waren sie für mich nur Exemplare des weitverbreiteten und wenig merkwürdigen Volkschlages: Touristen, nichts andres. Einer von ihnen pflegte zu mir zu kommen und ein Weilchen zu plaudern, wie er es in seiner vertrauensvollen und freundlichen Artigkeit mit allen machte, denen er seine Karte gegeben hatte. Es war ein junger Rumäne, ein Jurist, der seine Studien beendet und die Reise sicherlich als ein Geschenk für sein Wohlverhalten bekommen hatte. Er war sehr eifrig bestrebt, so viel wie möglich daraus zu machen und aus allen Quellen Menschenkenntnis und Erfahrung zu schöpfen. Er hatte es auch nötig, er war ein richtiger »Candide« mit munteren und erstaunten Augen. Warum er in Saint-Cergues geblieben war, verstand ich zuerst nicht, denn aus der Natur machte er sich nichts, und etwas andres schien er da nicht zu haben. Aber es war auch für das zerstreueste Interesse nicht schwer, sein Geheimnis zu erraten.

Unter den Gruppen auf dem Burgplatz war eine, in der zwei schöne, kleine, stets weißgekleidete Amerikanerinnen den Kern bildeten. Sie waren offenbar Schwestern, und da sie einander sehr ähnlich sahen und immer gleich gekleidet waren, hielt man sie für Zwillinge, ob dies nun zutraf oder nicht. Aus der Nähe sah man übrigens den Unterschied sehr gut. Die eine war frisch, die andre zart von Gesundheit — man konnte erraten, daß es sich um die Lunge handelte. Ihr feiner Teint war wie von innen erleuchtet, und sie glich einer Christrose oder irgend-einer andern weißen Blume, die im Schnee gedeiht. Vermutlich hielt sich die ganze Familie ibretwegen hier auf, wo die Luft sich zum Übergang von den Höhenanatorien eignete. Sie fühlte sich jetzt ganz wohl, sagte der Rumäne, und sei früher überhaupt nie krank gewesen — er hatte es offenbar von kompetentester Seite. Er kam immer gerade von dieser Gruppe zu mir und kehrte, sobald er glaubte, daß es anging, wieder dorthin zurück. Es fehlte auch sonst dort nicht an einem ständigen Kavaller, denn da war ein anderer junger Mann, ein Verwandter, so gut wie ein Bruder, sagte der Rumäne, der nie von der Seite der Schwestern wich. Sie waren zierlich und vogelähnlich in ihren Be-

wegungen, hatten dünne, amerikanische Stimmen und jenen aufgewedten, unbefangenen Blick, der für Amerikanerinnen charakteristisch ist. Aus der Entfernung, in der ich sie gesehen — sie aßen auch an meiner Table d'hôte, aber nicht am selben Tisch —, hatte ich nur jenes Typische bemerkt, das bei fast allen Amerikanern der erste und oft der einzige Eindruck ist. Aber Basilics — so hieß mein junger Freund — wußte stets neue Züge von ihrer Originalität, ihrer Intelligenz und ihren Kenntnissen zu erzählen.

Namentlich war Miß Maub, die Blassere, etwas Merkwürdiges. Dieses Wort gehörte zu seinen Lieblingsausdrücken und erweckte beim Zuhörer nicht dieselbe feurige Mißbegierde, die er selbst ausstrahlte. Für ihn war alles rührend neu und frisch, das hatte mir schon seine erste Replik gezeigt. Wir sprachen von einem Monument in Genf. Und ich begegnete seiner Begeisterung mit einem kleinen Vorbehalt. »Ja, gewiß, mein Herr,« sagte er mit leuchtenden Augen, »selbst die Sonne hat ja Flecken, wie unser geistvoller Colorescu so treffend sagt.« Das besiegte mich sofort. Ich konnte mich gar nicht bei dem Gedanken an Colorescu und seinen offenbar beneidenswert leichten Posten aufhalten, ich beneidete Basilics, und es fiel mir nie mehr ein, ihm im geringsten zu widersprechen. Darum kam er auch zu mir und erzählte, was Miß Maub in dem wunderbarsten Französisch gesagt hätte, und auf diese Weise wurde ich aus zweiter Hand mit ihr bekannt.

Eines Tags stieß ich mit der ganzen Gesellschaft oben auf La Dôle zusammen. Sie hatten Pferde für die Damen mit, und der Zug nahm sich ganz stattlich und entbederartig aus, wie er sich unten auf dem Reitweg dahinschlängelte. Als dieser aufhörte, gingen alle zu Fuß mit Stäben und Bergschuhen weiter und machten auch aus dieser Promenade so viel wie möglich. Basilics hatte sogar eine volle Alpinenausrüstung mit Seil und Eispickel. Seine Freude wurde nur ein wenig von dem Bedauern verschleiert, nichts davon anwenden zu können, um Miß Maub aus Lebensgefahr zu erretten. Sie achtete nicht viel auf ihn, wie sie da in ihrer Abenteuerstimmung dahinhüpfte, und schien mehr geneigt, sich dem andern Kavalier zuzuwenden.

Oben auf dem Gipfel hatte man an diesem Tage eine wunderliche Aussicht. Der

See und der ganze Abhang hinunter waren beinahe voll beleuchtet. Da war es heiter und berückend schön, wie gewöhnlich, eine Idylle in großem Stil, mit Harmonie in allen Linien. Aber auf der andern Seite, über Savoyen, lag ein Wolfenfeld in langen weißen Bändern, und aus dem Nebelmeer schoß der Montblanc empor, viel höher als sonst, eine leuchtende Rieseninsel. Es war ein fast schmerzlich starker Kontrast zwischen diesen Welten. Die eine für das Glück, die andre streng und unsagbar, aber bei all ihrem fremden Gepräge in irgendeiner Weise wirklicher. Es war, als sagte sie: So kann man dort unten spielen. So mild und sanft kann man träumen. Aber sieh hier, was schließlich daraus wird. Es war, als ob die Wolken sich einem die Phantasie anreizenden Fernbild öffneten, einem Märchen von gleitender und wechselnder Gewaltigkeit. Aber nichts rührte sich darin, es stand wie verjaubert und unveränderlich da.

Die neuen Ankömmlinge blieben nach den ersten Rufen des Staunens eine Weile stumm. Aber dann begannen sie sich heimlich zu fühlen und Städte und Orte am See wiederzuerkennen, und ließen das übrige sein. Es gibt eine Sage, die sich gerade an die Stelle knüpft, auf der sie standen. Die fanden sie in ihren Büchern, und als echte Amerikaner vergaßen sie alles andre über dem Lederbissen einer solchen romantischen Antiquität. Miß Maub las sie laut mit ihrer dünnen, deutlichen Stimme, und da ich den Inhalt kannte, konnte ich von meinem Platz aus so halbwegs folgen. Ein Brautpaar war einmal unmittelbar vor der Trauung dort hinaufgewandert, mit seinem ganzen munteren und prächtigen Gefolge. Der Bräutigam war zu weit an den Rand des Abgrundes vorgetreten, um eine Blume zu pflücken, hatte den Halt verloren und war hinuntergefallen. Die Überlebende hatte in einem Augenblick die Tiefe des Unglücks ermessen und auch noch eine andre Tiefe in ihrem Inneren. Ehe noch ein Schrei sich Luft gemacht oder eine Träne hervorgestürzt war, war der Sprung getan, und mit ausgebreiteten Armen suchte und fand sie den Verlorenen in gemeinsamem Tode wieder.

Es war etwa dieselbe rührende und schlichte Tragik wie in Boccaccios Novelle von Simona und der Giftblume, dieselbe

Unmittelbarkeit, dieselbe bligartig erhellte Unendlichkeit in einem Herzen. Das Ganze war so himmelweit von moderner Reflexion: ein Schmerz, der sich nicht Zeit ließ, auch nur zu ahnen, wie interessant er war, und wie unerhört das Schicksal, ein Mut, der seinen Entschluß in instinktiver Sicherheit faßte, ohne ein Zaubern oder eine Klage! Kein Wunder, daß die Zuhörer es wie etwas halb brollig Unbegreifliches und Unwahrscheinliches anhörten, eben nur eine Sage, die dem Orte Stimmung gab. Aber ihr, die las, hatte die Stimme zu zittern begonnen, und sie stand bleich und ergriffen, bis sie durch die Diskussion abgelenkt wurde, die sich entspann. Die drehte sich darum, ob einer von ihnen so hätte handeln können wie die Heldin in der Sage; sie wurde sehr munter und lebhaft dabei. Der amerikanische Herr wollte versuchsweise ein paar Blumen pflücken, die gar nicht besonders gefährlich standen, und wurde mit Geschrei, Lachen und Bitten zurückgehalten. Die zwei Mädchen faßten ihn an den Armen, und es entspann sich eine recht graziöse und lockere kleine Szene. Basilics wurde so befeuert, daß er nur um der Sache selbst willen hinunterspringen zu wollen schien, mit Fidel und Seil und allem, gleichviel, ob jemand nachfolgte, wenn er nur sicher war, betrauert zu werden. Dieses Versprechen erhielt er von zwei Seiten, aber er verzichtete doch darauf, in einem Rausch des Entzündens strahlend, der etwas unbestimmt, aber offenbar echt war.

Ich verließ sie so, aber unten im Dorfe war ich von meinem Fenster Zeuge ihres Einzuges. Der Amerikaner sprang im Abermut über ein Staket und stahl zwei rote Rosen, die er den Reiterinnen reichte, zum Ersatz für die vereitelte Huldbigung oben auf dem Berge. Er schien es zuerst bei einer bewenden lassen zu wollen, aber bedachte sich und brachte seinen Tribut mit einer Galanterie dar, die keinen Unterschied in der Person machte. Miß Maud war die erste auf seinem Wege, und als sie die Rose nahm, beugte sie sich tief über das Pferd, so daß ihr Gesicht mir verborgen war. Aber die Hand zitterte, und es dauerte einige Zeit, bis die Blume an der Brust befestigt war. Die Schwester nahm die ihre lächelnd und unbekümmert und hielt sie zwischen den Zügeln in der Hand, und so zogen sie weiter.

Am Abend wurde im Hotel eine Unterhaltung geboten. Schon ein paar Tage war sie an den Wänden des Speisesaals durch ein paar prächtige Plakate annonciert gewesen, die die Neugier jedoch nicht sonderlich zu loden schienen. Es waren zwei übernatürlich große und übernatürlich farbenschöne Porträte des unvergleichlichen Hypnotiseurs und Gedankenlesers Monsieur Souundso aus Paris und seines ebenso hervorragenden magnetischen, telepathischen und offenbar auch ein wenig apathischen Mediums und Chegesponses. Sie waren in großer Toilette abgebildet, mit blendenden Diamanten an der Hemdbrust des Herrn und den Fingern der Frau, wie es den Löwen einer Weltstadt geziemt. Sie hätten vermutlich trotz alledem nicht viel Zuhörer angezogen, wäre der Zufall ihnen nicht zu Hilfe gekommen. Es war im Laufe des Tages sehr heiß geworden, und die Luft war schwer. Während der Mahlzeit rüttelte es plötzlich an den Fenstern, und es wurde so dunkel, daß Licht angezündet werden mußte. Das Gewitter war über uns, plötzlich und gewaltsam wie immer im Gebirge; es zog rasch vorüber, aber der Regen ließ nur langsam nach. Es war den meisten willkommen, nicht nach Hause gehen zu müssen, sondern nur über den Hof zu einem andern Gebäude zu laufen, wo die Vorstellung eben in einem Saal im ersten Stodwerk stattfinden sollte. Die Passage vollzog sich unter Lachen und Geschrei, bloße Damenköpfe, gehobene Röcke, durchbrochene Strümpfe und Halbschuhe, die über den feuchten Sand huschten. Die kleinen weißen Amerikanerinnen bligten wie selbstleuchtende Dinge in der Dunkelheit auf. Die Luft war trotz ihrer Kühle gleichsam noch von elektrischer Spannung erfüllt, und der Donner grollte wie eine ferne Kanonade. Der Magnetiseur hat es leicht, sagte man. Er muß sich nur vor zu starken Effekten hüten.

Ich bekam meinen Platz in der Nähe von Miß Maud und sah sie mit Überraschung an. Sie hatte vom Lauf mehr Farbe als gewöhnlich, und in ihrem schönen Haar glitzerten Regentropfen. Die rote Rose steckte groß und leuchtend an ihrer Taille, und auch sie hatte zitterndes Raß zwischen den Blättern. Basilics saß neben ihr, ganz naive Bewunderung, dann die Schwester und der junge Verwandte.

Bald waren Magnetiseur und Meblum an ihrem Ende des Saales, wo eine kleine Bühne arrangiert war. Die Vorstellung begann. Zuerst war sie eine Enttäuschung, denn keiner von den beiden glich auch nur im entferntesten seinem Porträt, mit Ausnahme des Stumpfen in Madames Gesicht, das zu offenbar war, um sich verlieren zu können. Sie machten den Eindruck der reinen Misere — es mußten überaus bescheidene Lokale, ja geradezu die Straßen in Paris gewesen sein, wo sie ihre Séancen abzuhalten pflegten. Sie hatten eine kränkliche Gesichtsfarbe, gepudert, blaß, fett bei der Frau, fahl, gedunsen bei dem Manne, schlaftrunkene Augen und Kleider, die nicht nur »passé« waren, sondern von mehr als einem getragen sein mußten, um so weß geworden zu sein. Madame sah überhaupt nicht lebend aus, sie war nur eine Sache, die hereingeführt und aufgestellt und auf einen Stuhl gesetzt wurde. Es konnte nicht schwer sein, sie in Berührung mit fernen Dingen zu bringen — Abwesenheit war ihre Natur. Der Mann war gewiß nicht ätherischer in seinem abgetragenen Grad, aber er war beweglich und sogar energisch, dazu verzweifelt unbefangen wie ein Schauspieler, der weiß, daß er schlecht ist, aber jeden Zuhörer zu beschäftigen sucht, damit er nicht merkt, daß alle sich ebenso langweilen.

Die Conférence war übrigens kurz, und bald begannen die Experimente. Im Handumdrehen hatte der Magnetiseur Madame eingeschlafert, wenn sie es nicht schon vorher war. Und nun begab er sich hinunter zu den Zuschauern, um zu zeigen, wie ehrlich es auging, und Fragen von ihnen zu erbitten. Das wurde recht interessant, wenn auch wenig abwechslungsreich. Er wählte seine Objekte aufs Geratewohl unter dem Publikum und ließ sie irgendeinen Gegenstand vornehmen, eine Uhr oder einen Brief, oder was zur Hand war, und ihn genau ansehen. Madame mußte sagen, was es war, und alle möglichen Einzelheiten angeben. Die eingravierten Ziffern auf dem Dedel oder die Abtressen und Unterschriften der Briefe. Selbst stand er getreulich zwischen ihr und ihnen und schloß durch seine ganz fette Solidität jede Möglichkeit des materiellen Sehens aus, wenn diese überhaupt eine Rolle hätte spielen können. Es haperte nie mit der Richtigkeit der Angaben. Doch das einzig eigentlich Phantasieanregende war die

Stimme, die sie gab. Madame hatte bisher nichts gesagt, und man erwartete eine ganz andre Stimme als die, die kam. Sie war seltsam kindlich, ja mehr als kindlich. Es war, als hörte man ein Kind an Stelle der Puppe sprechen, oder die Puppen selbst durch irgendeine mechanische Vollenbung einen ganzen Wortvorrat beherrschen. Es war etwas klagend Sprödes und Müdes in jedem Laut, und man mußte daran denken, daß in diesem schlummernden und stumpfen Wesen einmal eine Seele gelebt hatte wie bei andern und nun wieder zurückgekommen war, gehorsam in ihrem Spiel, aber erstaunt und traurig. Wenn sie nicht so rasch und ausdruckslos gesprochen hätte, würde es ein wenig unheimlich gewirkt haben. Der Mann war erst jetzt Herr der Situation, ruhig und seiner Sache sicher, mechanisch scherzhaft, distret und fein in der Behandlung der Briefe. Ein Magus, aber zugleich ein Gentleman, der nichts andres aufs Tapet brachte, als was sich schidte!

Zuweilen ließ er das Versuchsobjekt nur an etwas denken, gleichviel wie weit weg. Und Madame mußte dann sagen, was sie sah. Das ging nicht so gut, denn die meisten konnten überhaupt nicht denken, vermutlich, weil sie ihre Gedanken bedeutend und merkwürdig machen wollten. Eine Dame versuchte es mit Casablanca, wo die Franzosen gerade damals Krieg zu befürchten schienen — vielleicht hatte sie ihren Mann da. Aber was in ihrer Phantasie spukte, war wohl nur ein Farbenbruch aus dem »Petit Parisien«, denn Madames Worte gaben nicht mehr als einen solchen. Der Magnetiseur begann bedenklich zu werden und sah sich nach einer Glanznummer um. Sein Blick fiel auf Miß Maud und leuchtete beim Anblick der schönen Erscheinung auf.

Er steuerte galant auf sie zu, seine Schweinsphysiognomie war ganz lächelnde Verbindlichkeit.

Sie schien schon lange nicht gefolgt zu sein und war ein wenig verwirrt, so als hätte man sie aus einem Traum geweckt. »Was soll ich nehmen?« sagte sie. »Ich habe ja gar nichts.« Er deutete mit einer Verbeugung auf die Blume. Sie löste sie los und sah sie an. Im selben Augenblick vergaß sie alles andre und saß da, den Blick in die Rose verloren, den Mund halb geöffnet wie ihre Blätter.

»Was ist das hier?« fragte der Mann mit seinem kurzen Kommandoton.

Aber nun war es eine andre Stimme, die antwortete. Alle merkten es, und eine Welle des Flüsterns und Raunens ging durch den Saal.

»C'est une rose, une rose fraiche et rouge.«

Die Worte waren ja nicht besonders merkwürdig. Es war eine rote Rose, das hatten die meisten schon früher gesehen. Der Ton war das Neue. Es war wie ein Rauschen und eine plötzliche Freude darin, so als käme er aus einem ganz neuen Raum voll Duft und Frische. Die Puppenstimme war nicht mehr mechanisch und ausdruckslos dünn, und alle beugten sich vor, um sich zu überzeugen, ob sie denn wirklich aus Madames geschminkten Lippen kam. Daran konnte jedoch kein Zweifel sein, denn diese Lippen bewegten sich ganz wie früher. Die ganze schwere Gestalt auf dem Stuhl war auch ebenso starr. Man wendete sich nun dem Mädchen zu, als könnte die Erklärung da zu finden sein. Sie allein hatte regungslos dagelegen, lächelnd, als lauschte sie einem Gesang. Aber für mich war es, als spräche sie. Sie war es ja auch, es waren ihre Gedanken, die auf diesem wunderlichen Wege durch die zwei fremden, widerwärtigen und gleichgültigen Wesen hinausflogen, Stimme erhielten und wieder zurückkehrten. Und gerade der Kontrast zwischen dem Weichen und Harten, das berührt wurde, und der groben Vulgarität, die das Instrument war, hatte etwas mystisch Unheilverkündendes.

»Sage noch etwas darüber!« befahl der Mann.

Und mit derselben Gewißheit und derselben Verwunderung in der Gewißheit kam die Antwort: »C'est la plus belle des roses — sie ist rot wie Blut, sie ist ganz vollkommen, da ist kein welkes Blatt. Sie hat einen so wunderbaren, fröhlichen Duft, sie ist so frisch und jung. Erst heute ist sie schön geworden, denn bisher wußte sie nichts von sich.«

Der Magnetiseur sah auf und schüttelte den Kopf. Was waren das für Unbegreiflichkeiten? Er befürchtete offenbar, daß ihr Ansehen unter derartigem Geschwätz leiden könnte.

»Sage etwas Bestimmtes darüber!« befahl er.

»Sie ist so frisch, als wäre sie eben erst gepflückt, das macht die Regenluft. Sie hat noch Tropfen zwischen den Blättern, und die leuchten.«

»Ja, wirklich, es ist so, nicht wahr?«

Aber das Mädchen achtete nicht auf die Frage, und er mußte dem Publikum die Angabe selbst bestätigen.

»Ist noch etwas darüber zu sagen?« sagte er dann in jenem Ton, der für die Frau bestimmt war.

Aber nun kam eine neue Veränderung. Die Stimme, die antwortete, war unkörperlich wie zuvor, aber der Jubel entwich wie ein Glitzern vor einem gleitenden Schatten. Es kam etwas Gespanntes und Suchendes in jeden Laut, etwas von erschrockener Ahnung, von einem Schauen, das sich vertiefte, aber die Augen schließen wollte, ehe es zu spät war. »Ach nein, lieber sie lassen, wie sie ist. Ach nein, laßt sie sein!«

Das war nicht das rechte Programm für einen Herrscher in der Welt des Verborgenen. Der Magnetiseur nahm eine Miene berufsmäßiger Strenge an und kam gleichzeitig auf eine Idee, einen dankbaren Einfall, die Kunst der Telepathie zu erproben.

»Wo wurde diese merkwürdige Blume gepflückt?«

Jetzt war gleichsam ein Kampf, ein abgerungenes Bekenntnis in der Antwort. »Sie wurde oben gepflückt, am Anfang des Dorfes. Nicht sie allein, zwei gleiche, und wer kann wissen, welche die rechte war?«

»Wer kann wissen? Sage es gleich! Sieh genau nach!«

»Ja, jetzt sehe ich, jetzt sehe ich.« Das war keine Angst mehr, die nach einer Ausflucht suchte, es war ein Schrei, der scheu und hilflos klang. »Diese ist nicht die rechte. Sie leuchtet nicht mehr, sie ist nicht mehr fröhlich. Sie ist auch nicht frisch, sie wird sterben. Das Aste ist wie Blut, es ist eine Wunde innen, und sie wird aufbrechen. Jetzt ist es auch schon gleich.«

Niemand verstand etwas davon und am allerwenigsten Monsieur, der bekümmert und geärgert zugleich ausah über so viel Unbegreiflichkeit.

»Meine Frau ist offenbar müde,« sagte er, »es ist am besten, die Séance zu schließen.« Er ging auf sie zu und wedte sie, und sie stand auf, bleich und schlaff, wie sie gekommen war, mit derselben Miene, so als

gehörte sie nirgend hin, als wüßte und verstände sie gar nichts. Ihre matten und gleichsam ausgekochten Augenbälle starrten glanzlos in das Publikum, und der Mann allein verbeugte sich für den spärlichen Applaus, während man aufbrach.

Miß Maub saß still mit der Rose in der Hand da, aber betrachtete sie nicht mehr. Sie war ganz ruhig und beherrscht, aber sah müde aus und war sehr bleich. Die Schwester und der Freund stellten ihr Fragen nach ihrem Befinden. Sie schüttelte den Kopf, antwortete kurz und bestimmt und lächelte. Ihre Augen blickten sie scharf und dunkel an. Ich verließ sie und zog Basilics mit mir hinaus. Er war in Ekstase namentlich über das letzte Experiment.

»Das ist ja wunderbar,« sagte er. »Betrug ist doch ganz ausgeschlossen, oder was glauben Sie? Früher konnte er ihr ja noch eine Art Zeichen geben, aber woher die Rose war, das konnte er nicht wissen. Es war, als wäre auch in dem andern, was sie sagte, eine Art Sinn. Wenigstens zuerst. Haben Sie gesehen, wie schön Miß Maub war? Sie ist den ganzen Tag so gewesen und so übermütig und vergnügt. Die Schwester sagte auch zu mir, daß sie erst jetzt so recht die alte ist. Das kommt daher, weil sie gesund ist, die Welt ist wieder ganz neu für sie.«

Der Regen hatte aufgehört, und die Luft war klar unter den Sternen, die größer und sanfter als sonst in ihrem feuchten Glanz leuchteten. Basilics war nicht von der Stelle zu bringen. Aber er konnte nicht stillstehen und warten, er ging über den Kies und sah zu den Fenstern hinauf. Die waren jetzt geöffnet, und es war oben noch Lichtschein. Eine weiße Mädchengestalt kam einen Augenblick, sah hinaus, machte eine rasche Bewegung mit der Hand und verschwand. Etwas sehr Leichtes und Weiches schlug zu Boden, es war natürlich Miß Maubs jetzt so wertlose Rose. Basilics war ganz nahe der Stelle, wo sie fiel, und tauchte so rasch nieder, als wären alle Knochen in seinem Körper weich geworden. Aber als er auf mich zusam, war er elastisch wie eine Stahlfeder und schwebte in einem Rausch von Glück.

»Der Boden ist doch recht feucht,« sagte er, »ich habe nachgesehen.« Er nahm an, daß ich nichts gemerkt hatte. »Ich glaube nicht, daß es ratsam ist, länger draußen zu

bleiben,« fügte er hinzu, und auch bei diesen listig gleichgültigen Worten konnte er das Zittern der Stimme nicht unterdrücken. Er glaubte offenbar, daß sie ihn gesehen, daß sie ihn erkannt hatte, und daß diese weggeworfene Blume, die so viel schwere Enttäuschung barg, eine ganze Welt von Verheißungen für ihn bedeutete. »Jetzt gehe ich nach Hause und lege mich schlafen,« sagte er und schüttelte mir warm die Hand. Aber natürlich ging er nicht nach Hause, und Schlafen war das letzte, woran er dachte.

Wo und wie lange er in dieser Nacht herumgestreift sein mochte, weiß ich nicht, aber nicht der Wanderung wegen trat er mir am nächsten Tage ganz bleich entgegen.

»Es ist furchtbar!« sagte er. »Können Sie sich denken — Miß Maub ...«

»Sie ist krank?«

»Haben Sie es schon gehört? Ja, ihr Übel ist ausgebrochen. Sie hat heute nacht eine Lungenblutung gehabt, gleich nachdem sie von der Séance nach Hause kam. Es ist nicht tödlich, versichert man, aber doch sehr ernst. Sie wird sich hier nicht mehr zeigen, solange ich bleiben kann.«

Er war vernichtet. Seine naiven Augen verbargen ihre Tränen nicht.

»Wie unheimlich,« grübelte er, »wird nun das nicht, was das Medium gestern sagte, obgleich ich es damals nicht verstand! Sie sprach ja von Blut. Wie konnte sie es wissen? Und warum mußte es gerade jetzt kommen? Sie war ja so frisch und vergnügt, sie ahnte gar nichts. Vielleicht war gerade diese Ausfahrt zuviel für sie, oder die Vorstellung am Abend? Es war etwas so Wunderliches darüber, ich begreife nicht ...«

Aber er war nicht danach veranlagt, sich in Grübeleien zu versenken. Seine sanguinische Natur fand einen Gedanken als Sprungbrett und war sogleich zum Sprung in die gewöhnliche Welt bereit. »Sie wird bald wieder gesund werden,« sagte er und leuchtete auf. Und er griff instinktiv nach der Brust — es war leicht zu erraten, nach welchem verborgenen Schatz.

Ja, ja, dachte ich, alles ist in irgendeiner Weise vorher bestimmt, aber es ist gut, nicht zuviel davon zu wissen. Unbewußt trägt man die Wahrheit in sich, wie er seine verweltete Rose, und glücklich ist nur, wer nicht ahnt, was sie zu verkünden hat.



Im neuen Albanien

Von Max Kolloff



Die Festlichkeiten in Durazzo sind vorüber, der Einzug des Fürstenpaares ist ohne Zwischenfall verlaufen, die Feuerwerkskörper sind abgebrannt, die fremden Kriegsschiffe haben die Anker gelichtet, und die italienische Musikkapelle, die vier Tage lang regelmäßig als zweites Stück die albanische Nationalhymne spielte, hat sich eingeschifft. Durazzo hat wieder sein Alltagskleid angelegt.

Wenn für den Albaner das Alltagskleid ein Arbeitsmittel wäre, könnte man mit dem Wechsel zufrieden sein. Aber der Albaner soll noch erst den Begriff »Arbeit« kennenlernen. Was man hier so landläufig *Arbeiten* nennt, ist nichts als Tändelei; und doch fehlt es dem Albaner nicht an Kraft und Muskeln, schwere Arbeit zu verrichten. Wenn man in Durazzo oder in Valona Hamals sieht, die schwere Lasten vom Hafentai in die Magazine der Stadt schleppen, so sind dies gewiß keine Albaner, sondern Kurden oder sogenannte Zigeuner. Es wird behauptet, daß Albaner auswandern, nach Bosnien z. B., und sich dort als Saisonarbeiter verdingen; der Beweis dafür, daß dies wirklich Albaner sind, muß aber erst erbracht werden, denn nicht jeder, der in Albanien wohnt, ist Albaner, während auf der andern Seite wieder zehntausende Albaner im Auslande eine neue Heimat gefunden haben.

Der 7. März, an dem der Prinz zu Wied in Durazzo seinen feierlichen Einzug gehalten hat, ist unzweifelhaft ein denkwürdiger Tag nicht nur in der Geschichte Albaniens, sondern auch in der Geschichte des Balkans und der Adria. Wohl 10 000 Bergbewohner waren aus dem Inneren herbeigeströmt oder nach Durazzo kommandiert worden im Gefolge ihrer Chefs, um den neuen Mbret, den Nachfolger Standerbegs, zu begrüßen. Die Rost-Rufe (unser »Hoch«) wollten kein Ende nehmen; am Abend erschienen Abordnungen fast aller Städte und Distrikte, um dem neuen Fürsten ihre Huldigung darzubringen, aber keine Abordnung der katholischen Nordalbaner. Erst am 14. traf eine solche in Durazzo ein unter Führung des Erzbischofs von Skutari; sie brachte wohl dem neuen Fürsten ihre Huldigung dar, verlangte zugleich aber Skutari als Hauptstadt des neuen Albaniens.

Es ist viel die Rede davon, die Residenz des Fürsten von Durazzo zu verlegen; Skutari aber ist wohl vollkommen ausgeschlossen, da die mohammedanischen Albaner dies niemals zugeben würden; namentlich der allmächtige Essad Pascha ist dagegen. Da Valona zu weit im

Süden liegt, käme nur Tirana in Frage, das etwa 40 km von Durazzo entfernt liegt und mit diesem durch eine fahrbare (!) Straße verbunden ist — die einzige im ganzen Lande. Tirana hat ein gesundes, mäßiges Klima, es ist von Gemüse- und Obstgärten umgeben, und in seiner unmittelbaren Nähe findet man reiche Olivenhaine. Nächst der Umgebung von Valona ist die Gegend um Tirana wohl der fruchtbarste Teil ganz Albaniens. Aber in Tirana wäre der Fürst noch mehr in den Händen Essad Paschas, als es in Durazzo der Fall ist. Man behauptet, Durazzo sei ungesund, und es fehle an geeignetem Baugrund für europäische Wohnungen. Das erste mag zutreffen, denn es befinden sich in unmittelbarer Nähe Sümpfe; aber auch nach Tirana würde der Seewind die ungesunden Miasmen dieser Sümpfe tragen. Terrain für Neubauten findet sich genug im Norden der Stadt, am Abhange des Hügels, der sich bis unmittelbar hinter den Konak Essad Paschas hinzieht. Auch in der Stadt selbst ist genug Baugrund, wenn man nur erst einmal all den Schutt und Schmutz aufgeräumt hat, was freilich allein schon ein Jahr tüchtiger Arbeit erfordern würde. Billig wird das Bauen in Durazzo auf keinen Fall sein, denn gewissenlose Terrainspekulanten haben die gesetzeslose Zeit ausgenützt und allen Baugrund aufgelaufen.

Sollte Tirana in absehbarer Zeit zur Residenz erhoben werden, so müßte dennoch Durazzo als Hafen ausgebaut werden; denn da das Land keine Landverbindung mit der Außenwelt hat, ist ein guter Hafen Grundbedingung. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, ist es zeitweise bei nur wenig hohem Seegang unmöglich, die Verbindung zwischen den auf der Reede liegenden Schiffen und dem Lande zu unterhalten. Wie oft kommt es vor, daß die Post nicht einmal von Bord abgeholt wird! Das alles würde natürlich große Ausgaben erfordern, und ob die 75 Millionen dazu ausreichen werden, ist eine offene Frage.

Der neue Staat kann als ein mohammedanischer betrachtet werden; die Zahl der Christen, wie man sie oft in österreichischen und italienischen Quellen angegeben findet, ist viel zu hoch gegriffen; Essad Pascha gibt die Zahl 80 000 an. Am 13. März wohnte der Fürst zum erstenmal dem Selamlit in einer der drei Moscheen Durazzos bei; hierdurch wurde der Islam zum Staatsgottesdienst erhoben. Zum erstenmal in der Geschichte des Islams, daß ein christlicher Fürst im eignen Lande dieser Zere-

monie beirathet! Am Tage vorher hatte ein feierliches Tebeum (so nennen es die Albaner!) auf dem Platz vor dem fürstlichen Konat stattgefunden. Mohammedanische Geistliche, römische Patres und griechische Popen schrien bunt durcheinander und flehten um Gottes oder Allahs Segen für das neue Albanien; einer überbot den andern im Schreien, verstanden haben sie sich wohl gegenseitig selbst nicht.

Die gebildeten Albaner, die im Auslande leben und in Scharen zu den Empfangsfestlichkeiten herbeigeströmt waren, sind enttäuscht über das erste Ministerium, das sie ein »Ministerium der Greise« nennen. Diese Leute sind fast alle gegen Essad Pascha, dem sie nicht trauen, den sie aber doch fürchten. Es mag immerhin der Brotnuß mißsprechen, da viele von ihnen ein festes Pöstchen im Staatsdienst erwarteten. Tatsache ist, daß die meisten Minister kaum ihren Namen schreiben können, auch der vielgenannte Essad Pascha nicht. Dem Fürsten blieb aber nichts andres übrig, als sich an die alten Chäfs der Albaner zu wenden, denn nur diesen bringt der Bergbewohner die nötige Achtung entgegen; die in Grad und Zylinderhut gekleideten Albaner sind für die Landbevölkerung überhaupt keine Albaner mehr. Mit Turhan Pascha hält das alttürkische System seinen Einzug in Albanien, was für das Land auch unter den gegebenen Verhältnissen entschieden das beste ist. Die Jung-Albaner, die meist grollend ihre Heimat wieder verlassen haben, wollen nunmehr in die Opposition treten.

Eine andre Sorge für den Fürsten bildet der Aufstand der Epiroten. Major Thompson ist nach dem Süden abgereist, um mit Zographos zu unterhandeln und den Aufständischen volle Garantien hinsichtlich Religionsfreiheit usw. anzubieten. Er selbst verspricht sich nicht allzuviel von seiner Mission; er glaubt, daß die Epiroten mehr auf die griechischen Agitatoren, die sich in großer Zahl unter ihnen befinden, hören werden als auf ihn. Die griechische Regierung tut zweifellos das ihre, die Epiroten zu beruhigen (um den Kredit in Europa nicht zu verlieren), eine griechische Flottille blockiert Santi Quaranta, um die Wassereinfuhr zu verhindern. Aber das gesamte griechische Volk ist auf Seiten der Epiroten, und es fehlt diesen nicht an Freiwilligen und Waffen. Albanien besitzt noch nicht eine genügende Anzahl ausgebildeter Soldaten, um die Aufständischen regelrecht zu bekämpfen. Es bleibt dem Fürsten freilich die Möglichkeit, albanische Banden unter ihren alten Chäfs auf die Epiroten loszulassen, dann aber würden auf beiden Seiten die schrecklichsten Greuelthaten verübt werden. Anhänger Essad Paschas operieren jetzt schon in der Umgegend von Korika auf eigne Faust und brennen und

morden alles nieder. Bei Kshur ist es kürzlich zu einem Gefecht gekommen zwischen albanischen Gendarmen unter ihren holländischen Offizieren und den Epiroten; zwei Offiziere wurden verwundet und gefangen genommen; sie werden gut behandelt, die gefangenen Albaner dagegen sind als Antwort auf die bei Korika verübten Greuelthaten getötet worden.

Die holländischen Offiziere haben in den wenigen Monaten ihrer Tätigkeit in Albanien schon Tüchtiges geleistet. Die Gendarmen machen einen guten Eindruck, sie sind sauber und reinlich gekleidet, ihre Waffen und Pferde sind gut unterhalten, wenn es auch mit der Disziplin nicht weit her ist. Es ist nichts Seltenes, daß man vor dem fürstlichen Palais einen Posten sieht, der ruhig seine Zigarette raucht und mit der brennenden Zigarette in der Hand das Gewehr präsentiert. Am liebsten möchten wohl alle Albaner in die Gendarmerie eintreten; dies Leben gefällt ihnen: Posten stehen und mit gefülltem Patronengürtel Patrouillen geben (besser: umhererschlendern). Das alte orientalische Phlegma sitzt den Leuten zu tief im Blute.

Wovon mögen die albanischen Bergbewohner wohl leben? Essen scheint für sie Nebensache zu sein, wenn sie nur ihre Zigarette rauchen können. Es gibt Leute, die monatelang nichts andres genießen als einen halbgaren Teig, den sie Brot nennen. Man sieht auf Schritt und Tritt, daß die Albaner wohl die besten und zähesten Soldaten in der türkischen Armee waren, und daß es mit der Türkei ohne Albanien mit Riesenschritten bergab gehen muß ...

Deutschland war in Durazzo gar nicht vertreten, und das war gut so. Es wird unsre Aufgabe sein müssen, vermittelnd zwischen unsern beiden dort rivalisierenden Bundesgenossen wirksam zu sein, denn die Zeit scheint nicht fern, wo die Interessen Österreichs und Italiens in diesem Teile der Adria in Kollision geraten werden. Dazu tritt noch der Umstand, daß Serbien, wahrscheinlich von Rußland ermutigt, die Schifanen an der serbisch-albanischen Grenze fortsetzt, wenn die Albaner, die die serbischen Märkte besuchen, auch nicht mehr wie tolle Hunde niedergeschossen werden, wie es im September und Oktober der Fall war.

Wir sehen, eine Unmenge politischer und wirtschaftlicher Schwierigkeiten türmen sich im neuen Albanien auf, und es wird die ganze Tatkraft des Herrschers erfordern, sie aus dem Wege zu räumen. »Wir haben nun einen eignen Herrscher, alles kommt nun von selbst!« Diese Worte kann man täglich hundertmal aus dem Munde der Albaner vernehmen. So leicht wird es nicht gehen. Albanien bleibt ein großes Fragezeichen und der Herentseßel, aus dem noch viel Anheil hervorgehen kann.

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Aus Theodore Roosevelts Lebenserinnerungen

Der staatsmännische, wirtschaftsgeschichtliche, militärische und allgemein historische Wert der Rooseveltschen Lebenserinnerungen (deutsche Ausgabe bei Brockhaus in Leipzig) ist in den zahlreichen Besprechungen, die das Buch gefunden hat, auch in unsrer eignen (Märzheft, S. 301) nach Gebühr hervorgehoben worden. Vielleicht zu sehr. Wenigstens scheint uns, als sei bei dieser geflüsterten Betonung des Politikers, Nationalökonomen und Militärs in Roosevelt der Familienvater, der Hüter und Pfleger häuslicher Gemüts- und Geisteskräfte zu kurz gekommen. Das aber ist gerade das Anziehendste an diesen Denkwürdigkeiten, zu verfolgen, wie sich mit der angespanntesten und scheinbar aufreibendsten öffentlichen Tätigkeit dieses Mannes ein feiner Sinn für harmonisches Innenleben, häusliches Behagen, familiären Zusammenhalt, geistigen und Naturgenuß, mit einem Wort für persönliche Lebenskultur verträgt.

Es hängt das aufs engste mit Roosevelts Weltanschauung und Menschenanschauung zusammen, die wie ein roter Faden durch das ganze Buch läuft. Praktische Tüchtigkeit ist häufig, und hoher Idealismus ist nicht selten; aber auf die Vereinigung beider kommt es ihm an, und diese Vereinigung ist selten. Gewiß, alle Tugenden müssen entwickelt werden, die ihren Wirkungskreis im Staate finden; aber diese Tugenden sind wie der Staub in einer winddurchsetzten Straße, wenn sie sich nicht auf die starken und zarten Tugenden eines Familienlebens stützen, das auf der Liebe des einen Mannes zu der einen Frau sowie darauf beruht, daß diese beiden fröhlich und ohne Zagen die gemeinsame Pflicht gegen ihre Kinder auf sich nehmen.

Das schönste Denkmal hat sich dieser familiäre Theodore Roosevelt in dem Kapitel 9 seines Buches gesetzt, das sich »Drinnen und Draußen« betitelt, und in dem er das Bild eines in Gottes freier Natur ebenso wie im Reich der Literatur und Kunst heimischen und bewanderten Mannes zeichnet. »Es ist Ziererei,« bekennt er da, »wenn ein Mensch, der das Draußenleben preist, über Bücher höhnt. In der Regel haben diejenigen das tiefste Verständnis für alles, was die Natur uns bietet, die auch aus der angesammelten und verzeichneten Weisheit ihrer Mitmenschen Nutzen gezogen haben. Liebe zur freien Natur und zu einfachem, gesundem Zeitvertreib können auch Männer und Frauen betätigen, die angestrengt arbeiten und keine großen Mittel besitzen; und

ebenso Liebe zu guten Büchern.« Und er schildert das Leben in Sagamore Hill, im »Haus auf der Höhe«, das durch Felder und Waldgürtel isoliert ist und von dem Gipfel des Hügels, auf dem es steht, eine weite Aussicht über die Bucht und den Sund bietet. Von hier sieht man die Sonne hinter weiten Strecken von Land und Wasser untergehen; Schwärme von Vögeln bevölkern die Bäume ringsum, die nahen Weiden und Holzungen, und im Winter sind Bucht und Sund von Römern, Tauchern und wildem Geflügel belebt. Winter und Sommer, Frühling und Herbst sind den Bewohnern dieses Hauses gleich lieb: der Schnee und die kalten Wälder des Winters; das rasche Sprossen und die Blütenpracht des Frühlings; das gelbe Getreide, die reisenden Früchte, die biden Maisquasten und der tiefe Laubschatten; die scharfen Herbstwinde, die all die farbenprächtigen Banner zerreißen, mit denen die Bäume das sterbende Jahr grüßen — jedes hat seine eigentümliche Schönheit und wird dankbar genossen.

Blumen und Tiere, Bücher und Kinder sind aber doch die Dinge, die in Sagamore Hill am meisten geschätzt werden. Manchmal scheint es, als trügen die Bücher über alle Rivalen den Preis davon. Aber es scheint nur so. »Gewiß,« meint Roosevelt, »sie sind etwas sehr Schönes, und wir lieben sie sehr, aber Kinder sind besser als Bücher.« In Sagamore Hill und den beiden in nächster Nähe liegenden Häusern haben viele kleine Nichten und Neffen Roosevelts glückliche Kinderjahre verbracht. Einmal waren in den drei Häusern alles in allem sechzehn dieser kleinen Verwandten versammelt, und eines Tags wurden sie alle der Größe nach aufgestellt und photographiert. »Es gibt viele verschiedene Arten von Erfolg im Leben, die alle der Mühe wert sind,« sagt Roosevelt. »Es ist ungemein interessant und reizvoll, als Geschäftsmann, Eisenbahnbefitzer, Farmer, Rechtsanwalt oder Arzt sein Glück zu machen, oder auch als Schriftsteller, Präsident, Ranchbesitzer, als Kommandeur eines tapferen Regiments oder als Bären- und Löwenjäger. Aber wenn nur alles einigermaßen gut geht, ist doch nichts so unablässig interessant und genussreich wie ein Haus voll Kinder.«

Im folgenden geben wir nun mit freundlicher Erlaubnis des deutschen Verlegers ein paar Abschnitte aus dem Kapitel 9 (»Drinnen und Draußen«) wieder: Bilder aus dem Kinderleben in Roosevelts Haus und Familie.

S. D.

Das Land für Kinder

Es mag wohl richtig sein, daß der am weitesten reist, der allein reist; aber das Ziel, das er so erreicht, ist nicht der Mühe wert. Und was ein Leben betrifft, das grundsätzlich nur dem Vergnügen geweiht ist — nun, das größte Glück ist das, das uns nebenher zufällt, während wir danach streben, zu tun, was getan werden muß, selbst wenn es uns Kummer verursacht. Squire Bill Widener aus Wideners Tal in Virginien gibt ein Stück hausbackener Philosophie, die des Menschen Pflicht im Leben zusammenfaßt: »Tu, was du kannst, mit dem, was du hast, wo du bist.«

Das Land ist der rechte Platz für Kinder, und wenn nicht das Land, so doch wenigstens eine Stadt, die so klein ist, daß man leicht aufs Land hinausgelangen kann. Als unsre Kinder klein waren, verlebten wir mehrere Winter in Washington, und dann wurde jeder Sonntagnachmittag von der ganzen Familie im Rod Creel Park verbracht, der damals noch vollkommen ländlich war. Dann zog ich einen Kinderwagen, und wenn die kleinsten Paar Füße es müde wurden, tapfer hinter uns her zu marschieren oder beseligt hinter Blumen oder andern Schätzen her zu rennen, kletterten die Eigentümer dieser Füßchen in den Wagen hinein. Einer dieser Wagen, ein besonders prächtiger roter, trug in goldenen Lettern die Aufschrift »Eypref« und hieß bei den Kleinsten nur der »Ipref«. Dies Wort brachten sie

offenbar mit der Farbe in Verbindung. Während wir nun einmal in Sagamore Hill waren, verunglückte dieser geliebte »Ipref«-Wagen eines Tags, sehr zum Kummer der Kinder, und ganz besonders des Kindes, dem er gehörte. Ihre Mutter und ich traten gerade eine Spazierfahrt im Einspanner an und versprachen dem betrübten Kinde, einen Laden in dem nur wenige Kilometer entfernten Dorf East Norwich zu besuchen und einen neuen »Ipref« mitzubringen. Als wir den Laden erreichten, stellte es sich zu unsrer Bestürzung heraus, daß der Wagen, den wir dort gesehen hatten, verkauft worden war. Wir konnten uns nicht entschließen, ohne das versprochene Geschenk heimzuführen, denn wir wußten, daß es auf ein Kindergehirn sehr verwirrend zu wirken pflegt, wenn es so aussieht, als ob Erwachsene nicht Wort hielten. Glücklicherweise entdeckten wir in dem Laden einen allerliebsten kleinen knallroten Tisch und Stuhl, und diese brachten wir mit nach Hause und überreichten sie feierlich dem kleinen erwartungsvollen Empfänger, indem wir erklärten, da es leider keinen »Ipref«-Wagen gegeben habe, hätten wir einen »Ipref«-Tisch und -Stuhl mitgebracht. Die Sache gelang vortrefflich: der »Ipref«-Tisch und -Stuhl erregten solchen Jubel, daß wir uns genötigt sahen, ebenso für ein andres kleines Familienglied anzuschaffen, das auf besonders intemem Fuß mit dem Besitzer dieser neuen Schätze stand.

Die Komödie des Kinderlebens

Wenn meine Frau und ich von einer Ruderfahrt heimkehrten, sahen wir die Kinder oft auf uns warten und wie Sandspinnen am Ufer entlang rennen. Sie liebten es stets, mit einem Erwachsenen von lebhaftem Temperament und erfinderischem Sinn zu schwimmen, und das Floß bot während des Badens unzählige Gelegenheiten zur Belustigung. Alle pflichteifrigen Eltern kennen das Spiel »Postkutsche«; jedes Kind erhält einen Namen, wie z. B. »Peitsche«, »Handpferd«, »Stangenpferd«, »die alte Reisefrau«, und muß bei Strafe, ein Pfand zu geben, aufstehen und sich umdrehen, wenn der Erwachsene, der eine haarsträubende Geschichte improvisiert, den betreffenden Gegenstand nennt; wenn das Wort »Post-

kutsche« erwähnt wird, haben alle aufzustehen und sich umzudrehen. Wir pflegten nun »Postkutsche« auf dem Floß zu spielen, während es sich in Bewegung befand, und anstatt nur zahm aufzustehen und sich umzudrehen, mußte das Kind, das an die Reihe kam, über Bord springen. Wenn ich »Postkutsche« sagte, wimmelte es im Wasser ordentlich von kräftig ausstoßenden Beinchen, und dann folgte immer ein Augenblick der Spannung, während ich zählte, um sicher zu sein, daß die Zahl der auftauchenden Köpfe auch mit der Zahl der Kinder, die ins Wasser gesprungen waren, übereinstimmte.

Kein Mann und keine Frau wird jemals die Zeit vergessen, in der eins der Kinder an einer lebensgefährlichen Krankheit danieder-

gelegen hat. Ja, selbst weit minder ernste Leiden sind während ihrer Dauer schon unangenehm genug. Ruft man sie sich aber später in die Erinnerung zurück, so enthalten diese weniger ernstern Krankheitsfälle doch oft auch manches Komische. Ich erinnere mich eines solchen Vorfalles, der sich ereignete, als wir in Washington in einem ganz kleinen Hause wohnten, das selbst, wenn jedes Winkelchen ausgefüllt war, kaum Raum genug für die Familie bot. In diesem Hausstand brachen die Mäsern aus. Um die gesunden Kinder von den erkrankten fernzuhalten, mußten ihre Mutter und ich uns improvisierte Lagerstätten wählen. Als unser ältester Junge in der Genesung begriffen und schon wieder in ganz vernünftiger Stimmung war, schlief ich auf einem Sofa neben seinem Bett, und dies Sofa war so kurz, daß meine Füße unter allen Umständen darüber hinausragten. Eines Tags bekam der Junge von einem mitleidigen Freund eine kleine Drehorgel geschenkt. Am nächsten Morgen wurde ich frühzeitig geweckt und sah, daß der kleine Junge äußerst lebendig war und gern »eine Geschichte« erzählt haben wollte. Nachdem ich ihm schlaftrunken die gewünschte Geschichte erzählt hatte, sagte ich: »So, nun hat Vater dir eine Geschichte erzählt. Nun amüsier' dich allein und laß Vater schlafen!« Worauf der Junge sehr tugendhaft erwiderte: »Ja, Vater soll schlafen, und ich werde Orgel spielen«, was er denn auch in zwei Fuß Entfernung von meinem Sofa tat. Später wurde seine ebenfalls an den Mäsern erkrankte Schwester in demselben Zimmer untergebracht. Der kleine Junge erholte sich bereits und war damit beschäftigt, auf der Erde mit kleinen Zinnschiffen und einigen von mir konstruierten Monitoren und Rammschiffen aus Pappe zu spielen. Er gab eine sehr lebendige Darstellung von Farragut bei Mobile-Bay, so wie er sich der Sache nach meiner Erzählung erinnerte. Meine Pappmonitoren und Rammschiffe waren reizend — wenn es einem Schiffbauer gestattet ist, sein eignes Werk zu preisen — und gehörten dem kleinen Mädchen und dem kleinen Jungen zu gleichen Teilen. Das Mädchen sah vom Bett aus mit lebhaftem Mißtrauen zu, denn es war noch nicht wohl genug, um auf der Erde sitzen zu dürfen. Der Junge zählte eifrig die einzelnen Phasen des Gefechts her, das jetzt seinen Höhepunkt erreichte, und das Mäd-

chen hegte augenscheinlich den Verdacht, daß sein Schiff die Rolle des Opfers spielen sollte.

Kleiner Junge: »Und da dampften sie bums gegen den Monitor.«

Kleines Mädchen: »Bruder, bringe meinen Monitor nicht zum Sinken!«

Kleiner Junge (ohne sie zu beachten und in zunehmender Aufregung): »Und der Torpedo ging auf den Monitor los.«

Kleines Mädchen: »Mein Monitor soll nicht untergehen!«

Kleiner Junge (theatralisch): »Und bums! ging der Monitor unter.«

Kleines Mädchen: »Nein, das tat er nicht! Mein Monitor geht immer um sieben zu Bett, und jetzt ist es schon ein Viertel nach sieben. Mein Monitor lag im Bett und konnte gar nicht untergehen!«

Als ich Vizesekretär der Marine war, pflegten Leonard Wood und ich unsere Truppen oft zu vereinigen, indem wir die Kinder beider Familien nebst Spielgefährten zusammen ausführten. Eines Tags brachten wir die Kinder auf einem umgestürzten Baum über den Bach hinüber. Ich stand mitten auf dem Stamm und bemühte mich, die Kinder vorm Herunterfallen zu bewahren, und indem ich nach einem besonders behebenden und unachtsamen Kinde griff, fiel ich selbst ins Wasser. Als ich wieder herauskam, hörte ich den kleinen Wood in wilder Verzweiflung ausrufen: »Oh, oh! Der Vater von all den Kindern ist in den Fluß gefallen!« Ich kam mir vor wie ein außerordentlich feuchter Patriarch.

Die Kinder interessierten sich natürlich höchlichst für die Trophäen, die ich manchmal von der Jagd heimbrachte. Als ich im Jahre 1898 zum Regiment abging, wurde der natürlich nicht ganz leichte Abschied von meiner Familie mir ein wenig durch den zweitjüngsten Sohn erleichtert, der noch keine ganz klaren Begriffe über das, was vorging, hatte, mich mit strahlender Miene um die Beine faßte und sagte: »Und geht Vater wirklich in den Krieg? Und wird er mir wohl einen Bär mitbringen?« Als ich fünf Monate später, natürlich in Uniform, zurückkehrte, wußte dieser selbe kleine Junge nicht recht, wer ich eigentlich war, obwohl er mich sehr freundlich mit den Worten »Guten Abend, Herr Oberst!« begrüßte. Eine halbe Stunde darauf fragte ihn jemand: »Wo ist Vater?«, worauf er antwortete: »Das weiß ich nicht, aber der Oberst habet eben.«

Spiel und Spielkameraden

Es kann gar keinen gesünderen und angenehmeren Fleck Erde geben, um Kinder darin aufzuziehen, als jenen Winkel Alt-Amerikas, in welchem Sagamore Hill liegt. Jedenfalls habe ich nie in meinem Leben kleines Volk gesehen, das eine schönere Zeit und eine bessere Vorbereitung auf die bevorstehende Lebensarbeit genossen hätte als jene drei Familien von Vettern und Nusrinen in Sagamore Hill. Es war wirkliches Landleben, und vom objektiven Standpunkt des Vaters aus betrachtet, möchte ich behaupten, daß es für die Kinder gerade die richtige Mischung von Freiheit und Leitung enthielt. Nie wurde ihnen gestattet, ungehorsam zu sein oder sich um Unterricht und Arbeit zu drücken; dabei wurde ihnen aber so viel Spaß wie nur möglich gegönnt. Sehr oft gingen sie barfuß, zumal in den vielen Stunden, die an und in dem Wasser der Bucht mit den mannigfaltigsten aufregenden Vergnügungen verbracht wurden. Sie schwammen, wanderten, ruderten, sie rodelten und liefen Schlittschuh, sie standen auf intimen Fuß mit Kühen, Hühnern, Schweinen und andern Haustieren. Sie besaßen nacheinander zwei Ponys: erst General Grant und dann, als die Beine des Generals so schwach wurden, daß er sich zu oft und zu unvermutet auf der Landstraße hinlegte, einen Scheden namens Algonquin, der noch heute ein ehrenvoll müßiges Leben im Stall und auf der Weide führt — wo man ihn übrigens anpflöden muß, da er sonst die Kühe jagt. Der bedächtige Pony Grant pflegte den Wagen zu ziehen, in welchem die Kinder spazierenfuhren, als sie noch sehr klein waren. Den Kutscher machte dabei ihre alte Kinderfrau Mame, die die Mutter schon am Tage ihrer Geburt in den Armen gehalten hatte und ebenso sehr an ihnen hing, als ob sie durch Bande des Blutes mit ihnen verbunden gewesen wäre. Ich wußte nicht, daß ich Mame jemals gekränkt oder beleidigt gesehen hätte, bis auf ein einziges Mal, als die Kinder aus reiner mißverständener Liebe ein Schwein nach ihr benannt hatten. Den Pony Grant liebten sie sehr. Einmal sah ich, wie der damals dreijährige Junge zärtlich seine Vorderbeine umarmte. Indem er sich verbeugte, kipte sein Strohhut in die Höhe, und Pony Grant knabberte bedächtig an seinem Rande,

worauf der kleine Junge mit einem lauten Klagegeschrei zu ihm aufblickte, da er offenbar dachte, der Pony habe beschlossen, ihn wie ein Rabieschen zu behandeln.

Die Kinder hatten natürlich auch ihre eigenen Tiere. Darunter spielten die Meerschweinchen eine Hauptrolle, denn ihre sehr gleichmütige Natur macht sie in hohem Grade für den Umgang mit vergötternden, aber überbegeisterten jungen Herren und Herrinnen geeignet. Außerdem besaßen sie Flatterhörnchen, sanfte zutunliche Kängurubratten und einen nicht gerade geduldbigen, aber im Grunde doch freundlichgesinnten Dachs. Dieser Dachs trug den Namen Josiah, und der kleine Junge, dessen spezielles Eigentum er war, pflegte ihn herumzutragen, indem er seine Arme um den Teil seines Körpers schlang, der seine Taille gewesen wäre, wenn er eine gehabt hätte. Da der Dachs, wenn er sich auf festem Boden befand, sehr lebhaft mit dem kleinen Jungen zu spielen und ihn dabei in die nackten Beine zu zwicken pflegte, erlaubte ich mir die Äußerung, daß es außerordentlich unangenehm sein würde, wenn der Dachs aus der Umarmung des kleinen Jungen Vorteil ziehen sollte, um ihn ins Gesicht zu beißen; aber dieser Gedanke wurde als ein unwürdiger Angriff auf Josiahs Charakter mit Verachtung zurückgewiesen. »In die Beine beißt er manchmal, aber in die Gesichter nie«, sagte der kleine Junge. Wir hatten auch einen jungen schwarzen Bären, den die Kinder Jonathan Edwards getauft hatten, teilweise als Aufmerksamkeit gegen ihre Mutter, die von jenem berühmten puritanischen Geistlichen abstammte, und teilweise auch, weil sich im Charakter des Bären Trübsinn und Charakterstärke in einem Verhältnis vereinten, das die Kinder für ausgesprochen kalvinistisch hielten. Hunde waren natürlich in Menge vorhanden, und zu ihren Lebzeiten waren sie hochgeschätzte und intime Freunde der Familie, während ein Todesfall in der Hundeschar jedesmal ein Trauerspiel bedeutete. Einer von ihnen, ein großes gelbes Tier aus verschiedenen guten Rassen wurde von seinen kleinen Besitzern zum Andenken an eine geliebte weiße Kuh »Susan« genannt, wobei der Umstand, daß beide verschiedenen Geschlechts, als unwesentlich übergangen wurde..

Die kleine Buchtschule

Meine Kinder besuchten in jungen Jahren eine in der Nähe befindliche öffentliche Schule, die sogenannte kleine Buchtschule. Seit fast dreißig Jahren liefern wir dieser Schule den Weihnachtsbaum. Von mir wird ein für allemal erwartet, daß ich vor der Bescherung eine Rede halte, die immer gnädig kurz bemessen wird, da meine Kinder mir sehr offenherzig die Ansicht anderer Kinder

über berartige Reden auseinandergesetzt haben. Natürlich gibt es dabei auch Kinder-aufführungen, bei denen die Eltern bewundernde Zuschauer abgeben und verständnisvoll zuhören, wenn ihre Sprößlinge etwas hölzern »Darius Green und die Flugmaschin'« oder »Der Berg und das Eichhörnchen zankten sich« hersagen. Aber der Baum und die Geschenke machten alle Mängel wieder gut.

Weihnachten

Für den Winter hatten wir einen Schlitten. Aber wenn bei tiefem Schnee die ganze Familie irgendwohin wollte, pflegten wir das Obergestell des Planwagens auf Gleitschienen zu legen und alle hineinzukletteren. Wir alle freuten uns über den Schnee zur Weihnachtszeit und über die Schlittensfahrt hinunter zur Kirche am heiligen Abend.

Einer der Choräle, die jedesmal am Weihnachtsabend gesungen werden, fängt an: »Christfest ist auf dem Flusse, Christfest ist auf der Bucht.« Alle waderen Dorfingebo- renen glauben fest, daß dieser Choral hier

am Ort und mit direkter Beziehung auf die Oyster Bay geschrieben worden ist, obwohl das Wort »Fluß« in diesem Fall in hyperbolischem Sinne aufgefaßt werden müßte, da das, was dem Flusse am nächsten kommt, der Dorfteich ist. Ich teilte diese Überzeugung früher selbst, bis sie durch eine Dame aus Denver erschüttert wurde, die mir schrieb, sie habe diesen Choral schon in ihrer Kindheit in Michigan gesungen, und ihre kleinen Babys in Denver liebten ihn auch sehr, obwohl der Fluß in ihrem Falle nicht einmal durch einen Dorfteich dargestellt werde.

Das Heranwachsen

Auch als sie heranwuchsen, blieb Sagamore Hill für die Kinder immer noch ein wonniger Aufenthalt. Da gab es Vidnids und Ritte, Tanzfeste im Nordzimmer, zuweilen sogar Maskeraden, und gesunden Zeitvertreib im Freien auf den grünen Tennisplätzen beim Hause eines der Vettern. Jetzt sind die Kinder nicht mehr Kinder. Die meisten von ihnen sind Männer und Frauen und schaffen sich in der großen Welt ihr eigenes Geschick, einige bei uns in der Heimat, andre jenseit des Weltmeeres oder in den Ländern der tropischen Nächte unterm Süblichen Kreuz. Einige haben bereits selbst Kinder; die einen haben diesen, die andern jenen Beruf ergriffen und arbeiten auf Kabellschiffen, in kaufmännischen Büros, in Fabriken, Redaktionen, beaufsichtigen Riesbahnen und Dampfschaulen, legen Schienen oder überwachen Frachtverkehr. Sie haben Freude und Leid, Triumphe und Rückschläge erfahren und werden sie noch wieder erleben. Aber ich glaube, daß sie alle um so besser daran sind, weil sie eine glückliche und gesunde Kindheit verlebt haben.

Die großen Preise des Lebens lassen sich nun einmal nicht erringen, ohne daß man sich Gefahren aussetzt, und die größten Preise von allen sind diejenigen, die mit dem Heim zusammenhängen. Kein Vater, keine Mutter darf hoffen, ohne Kummer und Sorgen davonzukommen, und es gibt furchtbare Augenblicke, in denen der Tod ganz nah an das, was wir lieben, herantritt, wenn er auch vielleicht einstweilen vorübergeht. Aber das Leben ist ein großes Abenteuer, und die schlimmste aller Angste ist die Angst vorm Leben. Es gibt viele verschiedene Arten von Erfolgen und Triumphen. Aber es gibt keinen einzigen Erfolg, der irgendwie oder in irgendwelcher Gestalt an den heranreicht, der den meisten der vielen, vielen Männer und Frauen mit richtigen Idealen offensteht. Das sind die Männer und Frauen, die einsehen, daß es vor allem auf die vertrauten und häuslichen Dinge ankommt. Es sind die Männer und Frauen, die mutig genug sind, um das Glück anzustreben, das nur durch Arbeit, Anstrengung und Selbstaufopferung errungen wird.

.....

Von Kunst und Künstlern

Ein neuer Leibl: Bildnis Louis Eysens — Frauenbildnisse: Irene Durm von Leopold Durm — Bildnisstudie von Karl Ziegler — Bildnis der Frau G. von Jacques de Calaing — Studienkopf von Hans Schroedter — Alfred Mohrbutter: Besuch im Atelier — Wilhelm Blanke: Stilleben — Alexander Verbrand: Kircheninneres — Charles Vetter: Der Karlsplatz in München — Jehudo Epstein: Im Gemüßladen — „Junges Weib“, Holzplastik von Heinz Müller

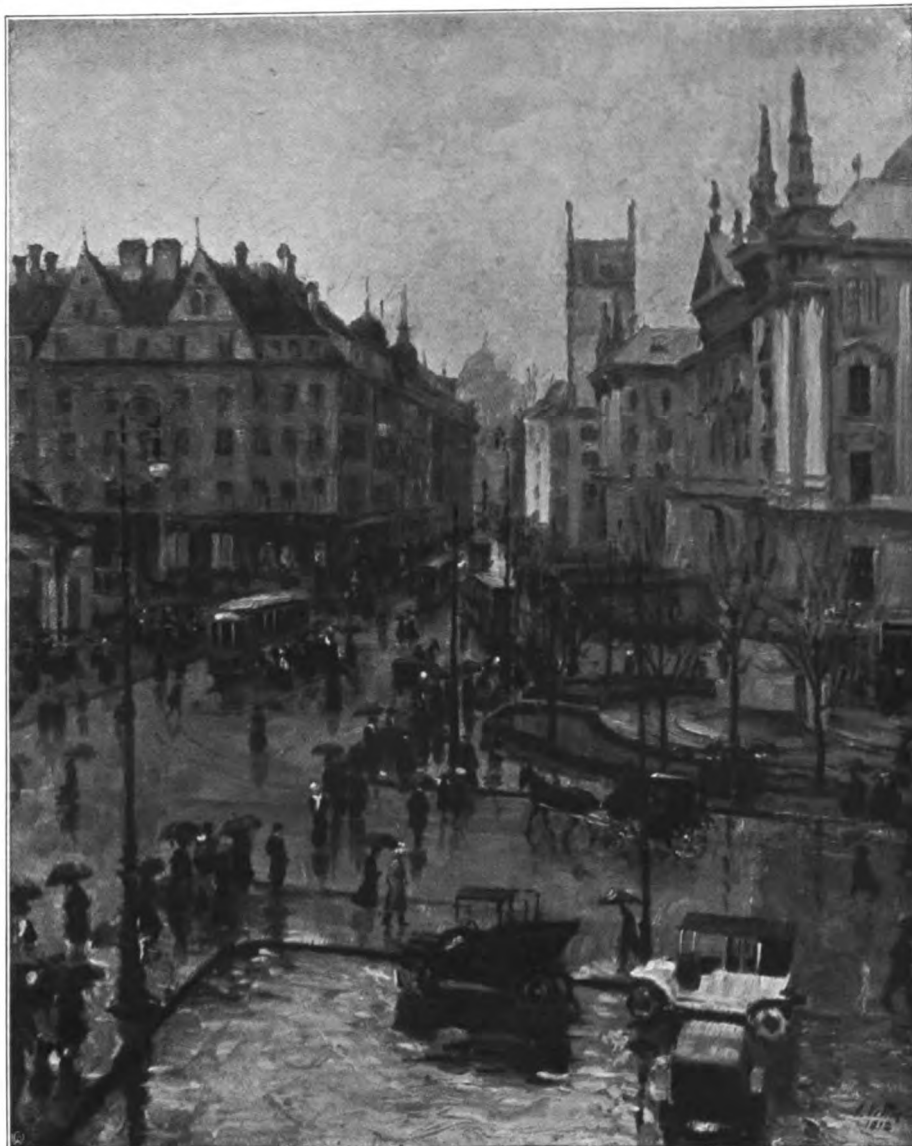


in neuer Leibl! Die Kunstgeschichte hat wohl ein Recht, in Jubel auszubrechen, wenn heute noch ein neues Gemälde dessen aufgefunden wird, der mit seinem sachgetreuen Ernst, seiner unbestechlichen Charakterisierungskraft und seiner vollendeten Technik einer bis dahin unerhörten Weißmalerei einer ganzen Malergeneration die Richtung gewiesen hat, aber auch früh in seinem Wert erkannt worden ist, und heute in unserer Schätzung nicht allzu fern von Hals und Velasquez steht. Nun gar, wenn dieser Fund aus der besten Zeit des Meisters stammt. Das Bildnis Louis Eysens, das der Berliner Kunsthändler Karl Haberstock vor kurzem aus langer Vergessenheit ans Licht der Öffentlichkeit gebracht hat, ist im Winter 1871 gemalt worden, als Leibl aus Paris nach München zurückgekehrt und dort mit seinem Freunde Eysen wieder zusammengetroffen war. Die Freundschaft bestand schon ein paar Jahre lang. In dem Kreis, der sich in München um Victor Müller sammelte und dem auch Thoma, Scholterer, Haider u. a. angehörten, hatten sich Leibl und Eysen kennen gelernt; der gemeinsame Aufenthalt in Paris (1869 bis 1870) hatte die Bande fester geschlossen, und so bedarf es für die Entstehung dieses Bildnisses wohl kaum der Erklärung, daß Leibl damals aus bitterer Not auch auf den kleinsten Verdienst angewiesen war und die Bildnisse seiner bestgestellten Freunde und Bekannten auf Bestellung, auch ohne Freude am Objekt malte. Eysen jedenfalls hatte für sein Porträt nicht mehr zu geben als ein paar seiner eignen Bilder. Der Technik und der malerischen Stimmung nach steht dieses Eysen-Bildnis in der Nachbarschaft des berühmten Bildnisses Trübners: auch hier das nach links gewendete Dreiviertelprofil, die breite, flächige Malweise und derselbe farbige Akkord von Braungrau im Hintergrund, Schwarz im Haar, Blaurot im Gesicht, Graugelb im Rod und Weiß im Hemdtragen. Aber auch die psychologische Charakterisierung, hier die Betonung des grüblerischen Ernstes, ist von gleicher Kraft und Tiefe. Genug, die deutsche Porträtkunst ist durch dieses Gemälde um ein Meisterwerk bereichert worden, das nicht nur im Lebenswerk Leibls, sondern in der deutschen Malerei jener Zeit überhaupt einen Ehrenplatz verdient. Der Dargestellte, Louis Eysen (1843 bis 1899), malte hauptsächlich Landschaften, wenn er auch uns Heutigen dank dem schönen, feintonigen

Bildnis seiner Mutter (in der Berliner Nationalgalerie) mehr als Interieur- und Bildnismaler vertraut ist.

Wenn wir neben dieses Bildnis von Leibl das Frauenbildnis (Irene Durm) von Leopold Durm stellen, so sind wir uns des Kontrastes wohl bewußt. Dort die höchste Erfüllung des Malerischen, der durch Hell und Dunkel ausgedrückten Lichtwerte; hier die absichtliche Betonung des Zeichnerischen und das deutlich erkennbare Streben nach jenem großzügigen, auf dem Rhythmus der Linie beruhenden Stil, dessen ebenso heiß umstrittener wie leidenschaftlich verehrter und bewundener Meister Ferdinand Hübner ist. So wenig der erst vor sechs Jahren aus der medizinischen Wissenschaft zur Malerei übergegangene junge Karlsruher Wert legt auf die Zugehörigkeit zu einer „Richtung“, die Beeinflussung, die seine Kunst von Hübner und Cézanne erfahren hat, mag er nicht leugnen. Die Knirr-Schule in München hatte ihm nicht viel zu geben, das eigentlich Förderliche holte er aus sich selbst und aus dem Studium der Meister, zu denen er sich hingezogen fühlte. Das Bild als organisch gefaßtes Ganzes war früh sein Ziel. Das Kunstwerk erschien ihm als ein strenger Bau, an dem jeder Teil wichtig ist und zu dem Ganzen in Beziehung gesetzt werden, das Ganze stützen, steigern, zusammenhalten muß, wenn die Mittel auch malerischer, nicht so linear-graphisch zu sein brauchen wie bei Hübner. Das von uns gezeigte Bildnis gehört noch in die erste Schaffensperiode Durms; seine neuesten Arbeiten sind einer Vereinigung strenger Zeichnung und malerischer Wirkung schon beträchtlich näher gekommen. Die Bahn der Entwicklung, die sich da vor ihm auftut, ist unbegrenzt, da bei solcher Auffassung jedes Bild ein neues, aus ihm selber herauswachsendes Problem darstellt. Denn nicht um irgendwelche Naturnachahmung, sondern um freie Schöpfung und um die durch Aufbau, Farbe, Rhythmus und Raumgliederung erzielte Gestaltung einer künstlerischen Idee handelt es sich für Durm, und er weiß wohl, daß dies Ziel hoch und der Weg zu ihm weit ist.

Karl Zieglers Bekanntheit haben die Leser schon früher gemacht. Immer waren es Bildnisse, die wir von ihm zeigten. Denn dieser aus Siebenbürgen stammende Künstler (geb. 1866 in Schäßburg), der seine Ausbildung der Berliner Akademie verdankt und nun schon seit zehn Jahren die staatlichen Zeichen- und Malkurse am Kaiser-Friedrich-Museum in Posen



Phot. Julius Eddn, Düsseldorf

Charles Better: Der Karlsplatz in München

leitet, ist fast ausschließlich Porträt- oder doch Figurenmaler. Von Anfang an interessierte ihn als künstlerisches Objekt der Mensch, der Mensch allein oder der Mensch in Verbindung mit Tier und Landschaft. Ferien- und Studienreisen in die siebenbürgische Heimat gaben ihm nach dieser Richtung vielfache Anregung. Dort entstanden seine ersten Bilder, die »Siebenbürgische Dorfkirche«, die »Schwestern« (jetzt im Kaiser-Friedrich-Museum in Posen), »Sommer in Siebenbürgen«, »Der verlorene Sohn« sowie die ersten Bildnisse und Bildnisstudien. Das Bildnis brachte ihm auch die ersten äußeren Erfolge: 1898 in Berlin die kleine goldene Medaille, in Paris und St. Louis die silbernen. In Posen wandte sich Zieglers Kunst dann größeren, zum Teil monumental-dekorativen Aufgaben zu. So malte er für die Petrischule in Danzig ein Stapellaufbild, für das Gymnasium in Rawitsch eine Palästra, für das neue Stadttheater in Posen die Supraporten im Foyer, ohne daneben die Bildnismalerei zu vernachlässigen. In allen Zieglerschen Porträten spürt man die starke Inspiration vom Objekt her; man merkt, wie die Persönlichkeit ihn gepackt oder, wenn ein Auftrag vorlag, dem er sich nicht entziehen konnte, wie lebhaft er mit dem Wesen des Dargestellten gerungen hat, um es dann schließlich immer auf den einfachsten Ausdruck zu bringen. Damit verträgt sich — wie auch die hier in Doppeltondruck wiedergegebene weibliche Bildnisstudie bezeugt — vortrefflich die Klarheit der Raumgestaltung, das Wichtigste vielleicht für die Bildwirkung des Porträts, vertragen sich die ruhigen Farbensflächen innerhalb des Gesamttons, den wir die Seele des Bildes nennen möchten, in dem das Bild klingen und der wiederum auch mit dem Wesen des oder der Dargestellten zusammenklingen muß. Man achte nur darauf, wie hier die Profilhaltung der Figur mit der leisen Neigung und Wendung des Kopfes das Schlanke und Zarte der Erscheinung betont.

Noch zwei weitere Frauenbildnisse bringt unser Heft, und wiederum bedeuten sie einen starken Gegensatz. Das Bildnis der Frau G. von Jacques de Lalain ist ein Typus der französischen Eleganz auch in der Auffassung und Malweise, der Studienkopff von dem Karlsruher Hans Schroedter ist in Zeichnung und Farbengebung deutsch durch und durch, verrät die Schule Kaldreuths und mehr noch die Thomas. Selten findet der Dreifarbendruck eine dankbarere Aufgabe als in diesem Bilde mit seiner schönen breitflächigen Einfachheit und seinen tiefen, satten Farben.

Bei Alfred Mohrbutters »Besuch im Atelier« weiß man nicht: soll man von einem Bildnis oder einem Interieur sprechen?

Jedenfalls durften wir auch dies Gemälde nicht anders als farbig wiedergeben. Denn was den Künstler zu dem Bilde inspiriert hat, war doch wohl das Erlebnis, wie alle Töne so hell und zart ineinanderfloßen, wie nur das Dunkel des Haars sich heraus hob. Freilich, der Farbensafford ist sehr einfach: graulila (das Kleid), graugelb (die Wand) und dazu die silber-perlmutterfarbene Haut des Mädchens mit dem blauschwarzen Haar darüber. In der linken Ecke des Bildes, wo Barlachs Porzellanfigur steht, haben wir dann noch ein kleines Sonderkonzert von Farbenspielen.

Eine Weile schien es wohl, als sollte Mohrbutter ganz im Kunstgewerbe aufgehen. Die Damen, die mit einigem Interesse die Bestrebungen um eine künstlerische Frauentracht verfolgt haben, werden sich erinnern, daß Alfred Mohrbutter in den jungen, hoffnungsvollen Tagen dieser Bewegung die Seele solcher Bemühungen war. Seit einiger Zeit aber hat er sich ganz und ausschließlich der Malerei zugewendet, wenn ihm ein Zug zum Kunstgewerblichen und Dekorativen — im geläuterten Sinne des Wortes — auch immer noch treu geblieben ist. Doch hat diese Neigung nichts von dem Münchenerischen an sich, an das wir wohl zuerst denken, wenn sie jemand nachgerühmt oder vorgeworfen wird. Mohrbutter ist nicht nur durch den Zufall der Geburt, nein, seinem innersten Wesen nach Niederdeutscher. In Celle 1867 geboren, kam er früh nach Hamburg, verlebte dort seine Jugendzeit bis zum Beginn des Künstlerstudiums und nachher auch noch die wichtigsten Jahre seines jungen selbständigen Schaffens. Von seinem Vater, einem hochgeschätzten Geiger und Kapellmeister in Hamburg, scheint er die Vorliebe für Musik zu geerbt zu haben. Aber auch innerlich haben seine Bilder etwas Musikalisches. Liegt es in dem Zarten, Schwebenden, harmonisch Verklingenden der Farbenstimmungen oder in der weichen Auflösung des Zeichnerischen? Er muß es doch wohl aus sich selber oder aus familienhafter Vererbung mitgebracht haben, denn sein Weimarer Lehrer Kaldreuth, eine ganz andre, körnigere und energischere Natur, konnte es ihm nicht geben — ehrenwert genug, daß er es nicht hemmte, sondern dem Schüler vielmehr das selbstbewußte Vertrauen dazu stärkte. Mohrbutter hat es dann selber zu charaktervoller Eigenart weiter und weiter ausgebildet, und wenn man heute in eine Kunstausstellung oder in ein Museum tritt, wo es Mohrbuttersche Bilder gibt — das Krefelder Museum ist besonders reich daran —, so erkennt man seine Schöpfungen auf den ersten Blick an ihrer duftig-flaumigen Farbengebung, die etwas Unwirkliches an sich hat und ganz sein Eigentum ist.

Mehr noch als Mohrbutter ist Wilhelm Blanke, der Maler des gleichfalls farbig wiedergegebenen Stillebens, Autodidakt. Ursprünglich Dekorationsmaler, hat er sich (geb. 1873 in Unruhstadt in der Provinz Posen) hauptsächlich durch lange Reisen in Italien und Frankreich und durch das Studium der alten und neuen Meister in den Museen selbst gebildet. Seit Jahren besichtigt er alle größeren Ausstellungen, und außer Stilleben trifft man oft Gemälde von ihm, die mit Liebe und Geschmack alte Barockkirchen oder -schlösser darstellen.

Von dem Düsseldorfener Alexander Bertrand zeigen wir in Doppeltondruck ein Kircheninneres und schöpfen damit aus dem Lieblingsgebiete seiner Kunst. Peter Jansen und Claus Meyer waren seine hauptsächlichsten Lehrer, aber in seinem ausgeprägten Gefühl für ruhige Komposition und mit seiner kraftvollen koloristischen hat Bertrand sich früh zur Selbständigkeit durchgerungen. Seine Klosterbilder sind wohl am bekanntesten geworden: die »Trappisten« hat die Düsseldorfer Galerie erworben; wir selbst haben im Dezemberheft 1911 seine »Diener des Herrn« wiedergegeben. Wer die großen Kunstausstellungen der letzten Jahre besucht hat, wird noch manches ähnliche Bild von Bertrand in guter Erinnerung haben, etwa die »Ursulinerinnen«, die betend an der unter Blumen aufgetragenen Leiche einer Schwester knien, oder den »Klosterfrieden«, ein Sektett von weißbelegten Patres, lesend um einen roten Tisch versammelt, die »Sinkende Sonne«, den Bruder Gärtner darstellend, wie er die weißen und roten Blumen begiebt, oder den »Novizen« auf dem Hintergrund einer roten Backsteinmauer. Alle diese Bilder haben, auch da, wo sie lichtere und fröhlichere Farben zeigen, etwas Außergewöhnliches, zum mindesten eine Beschaulichkeit, vor der die Unrast des lauten Weltgetriebes schweigt.

Der Karlsplatz in München ist unzählig oft gemalt worden, selten aber bei vorfrühlingshafter Regenstimmung so lebendig und überzeugend in seiner Architektur und seinem Verkehr wie von Charles Vetter auf dem Bilde, das wir in Doppeltondruck vervielfältigen. Man fühlt das herniederplätschernde Raß förmlich und ist versucht, wie die Passanten zum schützenden Regenschirm zu greifen. Vetter, obwohl aus der Provinz Posen stammend, ist als Künstler durch und durch Münchner. An der dortigen Akademie unter Herterich, Seitz u. a. hat er seine Ausbildung genossen; Münchner Motive hat er in seinen Bildern von jeher bevorzugt: das Münchner Kupferstichkabinett besitzt von ihm eine große Pastellzeichnung, die den Münchner Bahnhof darstellt, in der Neuen Pinakothek hängt sein Bild »In der Quellen-

gasse«; vor zwei oder drei Jahren erhielt er in Salzburg die große goldene Staatsmedaille für das Gemälde »Blauer Saal in der Amalienburg des Nymphenburger Parks«.

Der »Gemüseladen« von Jehudo Epstein, einem aus Rußland stammenden Künstler, der aber seine Studien auf der Kunstakademie in Wien gemacht hat, holt sich sein Motiv aus Italien — wo sonst könnte sich diese bewegte, harmlos fröhliche Volkszene abspielen? Italien ist für Epstein's Gemälde, seit ihn in den neunziger Jahren zuerst der Rompreis dorthinführte, eine höchst ergiebige Fundstätte geworden; er liebt die lebensvollen, durch temperamentvolles, ungezwungenes Lachen, Sprechen, Singen und Gestikulieren mannigfach bewegten Szenen, die das italienische Volksleben bietet, und durch eine möglichst naturwahre Wiedergabe in Form und Farbe weiß er den vollen Reiz solcher Szenen festzuhalten.

Eine Plastik macht, wie gewöhnlich, den Beschluß. Heinz Müllers »Junges Weib« ist eine Holzstatue, und unser Doppeltondruckblatt gibt, dünkt uns, den Charakter des Materials gut wieder. Selten nur gelingt es, aus dem spröden Holzblock den Körper eines jungen Weibes in so harmonischen Linien herauszuarbeiten, schön, aber doch in so herben, straffen Formen, daß die Figur sich gewissermaßen architektonisch aufbaut, und daß sich die altvererbte Holzbildnerei mit modernem Empfinden belebt. Die Stadt Düsseldorf tat gut daran, dieses Werk, das auf ihrer letzten Kunstausstellung hervortrat, für ihre Sammlungen anzukaufen. Auch sonst besitzen die Rheinlande mancherlei von dem in Münster geborenen, dort und in der Düsseldorfer Kunstakademie ausgebildeten Künstler. In der Düsseldorfer Friedenskirche, die mit den berühmten Gebhardt'schen Wandgemälden geschmückt ist, steht seine dreieinhalb Meter hohe Holzfigur »Christus am Kreuz«, am Kunstpalast hat er im Auftrage des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen das große Wiebelsfeld ausgeführt. Außerdem sind aus seiner Werkstatt eine Reihe freier Werke hervorgegangen (»Die Hausiererin«, »Werden und Vergehen«) und eine Menge Kleinplastiken.

In dem Augenblick, wo dieses Heft in die Presse soll, kommt die Nachricht, daß Hubert Herkomer auf seinem Landsitz in Budleigh Salterton gestorben ist. Nicht nur die Welt der bildenden Künste, auch die Wissenschaft und das öffentliche Kulturleben verlieren an ihm eine in ihrer regen Vielseitigkeit höchst markante Persönlichkeit. Die Monatshefte haben im 89. Bande eine ausführliche, reich illustrierte Darstellung seines Schaffens gebracht. F. D.

Literarische Rundschau

Cäsar Flaischlen. Zu seinem fünfzigsten Geburtstag — Friedrich Mistral † — Von Napoleon zu Nietzsche — Literarische Notizen

Cäsar Flaischlen

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag (12. Mai 1914)

Nanders als in den Köpfen seiner literarischen Altersgenossen malte sich in Kopf und Herzen dieses nun Fünfzigjährigen der Beruf des Dichters, als er seine ersten Schritte in die Literatur tat. Es waren die jungen Tage des Naturalismus: das Objekt, die äußerlich mit den Sinnen wahrnehmbaren Dinge und Tatsachen mahten sich eine unumschränkte Herrschaft über die Phantasie des Dichters an, und rein technische Fragen schwangen ihr Zepher, ohne sich viel um Geist und Seele, Gesinnung und Charakter zu kümmern. Der junge Schwabe, der damals, zu Anfang der neunziger Jahre, nach Berlin gekommen war, hielt mit mehr als einem dieser konsequenten Vertreter des »konsequenten Naturalismus« gute Freundschaft, aber sein schwäbischer Eigensinn, der sich im Buchhändlerberuf bereits draußen in der weiten Welt erprobt hatte, zeigte sich auch jetzt, indem er seine eignen Wege ging und gegen die ästhetische Doktrin Einspruch erhob, wo sie sich gar zu selbstherrlich gebärdete. »Was uns not tut, ist eine Kunst mit den Zielen der Kunst Goethes und Schillers, die Kunst einer bestimmten, festen Weltanschauung; es gilt für das Leben zu schaffen, nicht für technische Virtuositäten! Wir brauchen eine Kunst, die lebbar ist, die mithilft, aus dem Kampf, in dem wir alle liegen, hinauszufinden, und die uns vorbildlich veranleitet. Unsere Dichtung muß allmählich wieder moralisch werden, im Sinne Schillers. Alle große Kunst war es.« Solche Grundsätze, wenn auch später erst bestimmt formuliert, so doch auch damals schon bekannt und beobachtet, waren etwas Unerhörtes in den Stürmer- und Drängerkreisen, und Flaischlen's Dichtungen haben sich denn auch von dieser Seite her manche Zurechtweisung gefallen lassen müssen. Wohl durfte er sich durch die grundlegende Überzeugung, daß alle echte Dichtung nur aus dem Wurzelboden des eignen Erlebens und Erfahrens spritzen könne, mit der jungen naturalistischen Bewegung verwandt fühlen, aber die Folgerungen, die Flaischlen daraus zog, daß nicht das äußere Drum und Dran, sondern der Mensch die Hauptsache sei, und beim Menschen wiederum die Seele, wollten den andern ganz und gar nicht einleuchten. So ist er eigentlich immer abseits geblieben, ein Eigner und Einsamer.

Denn seine ästhetischen Erkenntnisse waren nur die Niederschläge seines dichterischen Schaffens. In seinen frühesten Gedichten schon läßt

sich beobachten, wie ihm Kunst und Leben eins, wie sich Mensch und Dichter in ihm zu einer Einheit verschlingen. Man kommt als Künstler immer nur zu der Stufe, bis zu der man als Mensch kommt — wie viele gab es noch außer Cäsar Flaischlen, die das damals, in der Blütezeit all der verschiedenen Ismen zu bekennen und zu bewahren wagten? Gewiß, die Lyrik ist allzeit auf das Ich des Dichters gestellt, aber so klar und getreu wie in Flaischlen's Gedichten hat sich nur selten das ganz persönliche Innen und Grübeln, Ringen und Kämpfen einer schwerblütigen, oft gehemmten Entwicklung in lyrischen Schöpfungen widergespiegelt. Die eigentümliche, zum Teil eigenmächtige Form, die sich ihm dabei herausbildete, die Forderung und Auflösung der überkommenen Versmaße in freie, dem innersten Wesen der Sprache abgelaufene Rhythmen unterstützte ihn dabei. Georg Muschner-Niederführ in seinem gehaltvollen, nur etwas reichlich umständlichen Buche über Flaischlen (Berlin, Fleischer, 1913) hat wahrscheinlich gemacht, daß ihm bei diesem Selbstbefreiungsprozesse das Vorbild des Schweizer's Leuthold (der noch längst nicht nach Gebühr geschätzt) hilfreiche Dienste geleistet habe. Im wesentlichen aber wird Flaischlen doch auch hierin durch seine eignen, von innen herausdrängenden Entwicklungstribe zur Selbstständigkeit gefördert sein. Vertieft man sich in seine bedeutendste Gedichtsammlung »Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens« (1884 bis 1899), die zum erstenmal 1900 bei Fontane in Berlin erschienen ist, so fühlt man förmlich mit, wie seine Lyrik aus dem Puppenstande erst völlig in dem Augenblick erlöst wird, wo die freien Rhythmen die gebundenen Versformen sprengen. Auch vorher schon fehlt seinen Versen selten die Farbe des Erlebens, aber sie wird nur zu leicht und oft überschattet von der poetischen Tradition in Bild und Form. In Wahrheit »mit Leben bezahltes Leben« wird seine Lyrik erst da, wo sie auf den »ablenkenden Schwingen« selbstgeschaffener Rhythmen dahinschwebt. Seitdem — entscheidend zuerst in der Sammlung »Von Alltag und Sonne« und später in den »Zwischenklängen« — hat sich Flaischlen diese Form so zu eigen gemacht, daß sie ihm für die leiseste Nuance des Empfindens gehorcht und jedem wechselnden Tempo seines Herzschlages antwortet. Auch die Prosa des Alltags mit ihren geläufigen, scheinbar abgeschliffenen Gebrauchsworten hat sie zu sich emporgehoben und gleichsam geabelt, so daß die

alten Schranken, die einst zwischen »gebundener« und »ungebundener« Rede für immer aufgerichtet schienen, bei Flaischlen gefallen sind.

Elegisch-melancholisch, fast pessimistisch hat der Lyriker Flaischlen begonnen, erst allmählich hat er sich aus dem Trüben und Verbitterten hinaufgefunden zu einer hellen, heiteren Gelassenheit. Das wurde ihm als Schwaben schwerer als manchem andern. Denn sein angestammtes Wesen drängte eher zu spröder Herbheit und knorriger Schwerfälligkeit. Einfachheit, Geschmeidigkeit und Melodie mußte er sich erst abtrogen. Eine gewisse abstrakt dozierende Schulmeisterei, die dem rationalistischen Schwaben tief im Blute steckt, hat er dabei, zumal in einigen Prosafikzen, nie ganz zu überwinden vermocht. Zu Novellen und Erzählungen brachte Flaischlens Kunst es nicht, immer nur zu »Charakterstudien«, die noch etwas von dem Staub der Werkstatt in den Kleidern tragen und die Qual der Mühe verraten; vielleicht aber ruht gerade darin ein Teil ihrer Schönheit und ihrer auch den Leser stählenden Erlebnisenergie. »Der Dichter sollte ein Helfer werden«, hat er einmal in der von ihm mit so viel wählerischem Geschmack geleiteten Kunst- und Literatur-Zeitschrift »Pan« gesagt, »und sollte vor allem wahr sein. Er sollte keine Märchen mehr erzählen, er sollte nicht mehr mit schönen Worten und Gefühlen über Not und Last des Alltags hinwegtäuschen, er sollte seine Kunst nicht mehr dazu mißbrauchen, Potemkinsche Dörfer aufzubauen, sondern das Amt haben, der nüchternen, nackten Wirklichkeit ins Auge zu sehen und den Kampf mit ihr aufzunehmen.« Und an andrer Stelle: »Eine Kunst, die mir nicht die Augen hell macht und das Herz frei ... andre mögen anders denken, mir wär's zuwenig.« Seine frische, freie Naturhaftigkeit, seine innige Menschlichkeit, seine schlichte Herzlichkeit und seine ethischen Ziele hat er sich auch als Großstadtmensch zu bewahren gewußt. Der viel mißbrauchten Forderung im Vorspiel des »Faust« hat er für den Dichter, wie er ihn versteht, eine andre gegenübergestellt:

Doch nicht, was du von außen padst,
ob dich ein Zufall glücklich leitet,
und wenn du's noch so scharf umzadst,
frönt dich zum Sieger und entscheidet ...
Mit deines Wortes macht'gem Werde
zerreiß die Nebel, schaff' uns Licht,
und über unserm kleinen Dasein
mit seinem riesengroßen Leid
zeig' uns die morgengoldnen Feuer
der Sonne deiner Ewigkeit!

Bei einem Dichter, dem alle Kunst so durchaus Bekenntnis und Lebenskunst ist, kann es uns nicht allzusehr verwundern, daß er zwischen Lyrik, Epik und Dramatik nicht die alten

trennenden Unterschiede gelten lassen will. Auch Flaischlens novellistischer Prosaстиl ist im Grunde nichts andres als Lyrik, und seine Bühnendichtungen sind mehr lyrisch als dramatisch bewegte Auseinandersetzungen mit sich selbst und der Welt. Selbst der »Martin Lehnhardt«, der es wenigstens zu einigen Aufführungen in geschlossenen literarischen Gesellschaften gebracht hat, ist kein Drama, geschweige denn ein Theaterstück. Die Handlung steht still, und am Ende sind wir gerade dort, wo wir am Anfang schon waren. Ein Seelenzustand, nicht eine gegen Hemmnisse und Widerstände ankämpfende Seelenentwicklung wird dargestellt. Martin Lehnhardt ist Cäsar Flaischlen, und der Kampf um Gott und den Glauben, der Zwiespalt zwischen der Welt seiner Jugendträume und der Welt der Wirklichkeit, in den er gestellt wird, ist der des Dichters selbst. »Nur ein Mensch mit so starkem Wahrheitsdrang, von so peinlicher Gewissenhaftigkeit, so viel Sinn für Treue, Redlichkeit und Reinlichkeit, wie sie der Schwabentypus besitzt,« hat ein Berliner Kritiker beim Erscheinen dieser »fünf Szenen«, besser dieser fünf Dispute über den alten und neuen Glauben, verwundert geschrieben, »nur einer, der so konservativ, anhänglich und fest verwachsen ist mit der Familie, mit den religiösen und sittlichen Überlieferungen, kann so recht den Ernst und die Schwere des Konflikts mitfühlen, wie er in der Seele dieses Martin Lehnhardt entbrennt.« Und wie dieser Zwiespalt ausgetragen wird, mit den Waffen der Logik und der Disputation, auch das ist echt schwäbisch. Zu einem Drama im geläufigen Sinne des Wortes kommt es nicht, aber indem der junge Martin und der alte buchstabengläubige, dogmensteife Pastor Onkel Bilsinger aus Schwäbisch-Göppingen um den alten und den neuen Glauben aneinandergeraten und klirrend die Klängen kreuzen, das gibt eine Charakterstudie, die nicht nur ihre feinen, tiefen und ernstesten individuellen Schönheiten hat, sondern auch ein Bild schwäbischer Stammesart von bleibendem, weil ins Innerste treffendem Charakterwert.

Der hier nicht dramatisch gestaltete, aber durch glühende Erörterungen ausgewühlte Konflikt zwischen den mitgebrachten Jugendillusionen und den Lebenserfahrungen begegnet uns auch in den andern dramatischen und epischen Dichtungen Flaischlens. Was hier auf den Glauben, das erscheint in der romanartigen Prosadichtung »Dost Seppfried« zweifelnd, aber doch zukunftsroh auf die Kunst, in der »Toni Stürmer«, einer »Alltagsgeschichte in fünf Szenen«, pessimistisch auf die Liebe angewendet. Eine Art gedanklicher Trilogie schwebte dem Dichter vor. »Zwischen Karfreitag und Ostern. Die Not unsrer Jugend« sollte der Gesamttitel lauten. Und von den Qualen und Zweifeln der

heutigen Jugend sollte die Rede sein, die, aus der Stille der Heimat ins Leben, in die Großstadt verschlagen, erfahren muß, wie ihre »Jugendwelt mit ihren allzu idealisierenden Anschauungen im Ringen mit den entgegengesetzten der Wirklichkeit« zusammenbricht. Das hohe Ziel ist nicht erreicht worden, aber auf dem

Wege dahin hat dieser Dichter so viel Schönheit, Innigkeit und Ernst der Lebensbetrachtung gefunden, daß sein Dasein und Schaffen, auch wenn ihm keine neuen Entwicklungsmöglichkeiten mehr beschieden sein sollten, dankbar als eine wertvolle Bereicherung unsers poetischen Lebens empfunden werden muß. J. D.

Friedrich Mistral

Geb. 8. September 1830; gest. 24. März 1914

Der letzte Troubadour ist dahingegangen, die Provence hat ihren Sänger, Propheten und Patriarchen verloren. Ein Vierundachtzigjähriger, hat Friedrich Mistral, der Bewahrer und Verjünger provenzalischer Sprache und Poesie, die Augen zugetan, die »sonnenhafter« als andre mit unermüdlicher Inbrunst Licht und Glanz der schönen Heimat tranken. Wenn die Poesie ihm die Treue nur halb so hielt, wie er sie ihr zwei Menschenalter hindurch gehalten hat, so sind hinter seinem Sarge, mit Kränzen des jungen Frühlings in der Hand, in langen Scharen die Gärtner und Schnitter, die Hirten und Bauern, Knechte und Mägde Maianos, seines Geburts- und Sterbedorfes, einhergegangen und haben ihm eins der vielen süßen Lieder gesungen, in denen er den heiligen Boden ihrer Heimat, die Schönheit und den Segen ihrer Arbeit gepriesen hat.

Kein romanischer Dichter der Gegenwart hat es so leicht gehabt, sich auch in deutsche Herzen einzubetten, wie dieser, der sich selber »ein Schülerlein des göttlichen Homer« nannte.* In seinem heißen, mit schönem Erfolg gekrönten Bemühen, die sprachlichen, volkswissenschaftlichen und dichterischen Sonderheiten seiner südfranzösischen Heimat zu schützen, zu sammeln und zu stärken, glaubten wir ebenso gut einen unsrer eignen Freude am Stammhaften und Bodenwüchsigigen verwandten Zug verehren zu müssen, wie wir in seinen

Dichtungen die uns vertrauten Laute lebendigen Natursinns, herzlicher Innigkeit, edler Einfachheit und keuscher Reinheit grüßten. Dabei war Mistral in allem ein Kind seines Landes, und wie seinem Namensvetter, dem Nordwind, dem ungestümen Gast des unteren Rhonetals, so fehlte es auch ihm nicht an der Beweglichkeit des Geistes und der Leidenschaftlichkeit des Gefühls, die den Südfranzosen kennzeichnen. Aber daneben waren diesem Glücklichem auch die Eigenschaften vererbt, die wir als deutschartiglich zu empfinden uns nicht entwöhnen mögen: Bedächtigkeit, Ernst, Treue, Beharrlichkeit und eiferner Fleiß.

Aus seinem Elternhause, seiner Jugendfreundschaft und aus dem geliebten Boden seiner Kindheits Spiele, auf den er nach kurzem Rechtsstudium zurückkehrte, wuchs ihm die große Aufgabe seines Lebens zu. Die alte Herrlichkeit der provenzalischen Sprache und Literatur wollte er wieder aufrichten, aus dem Kerker eines zersplitterten und verachteten Patois wollte er seine Heimatsprache hinausführen in die Freiheit und den goldenen Glanz des lebendigen Tages. Das ist ihm, dem Vater und Vaten, Haupt und Apostel der »Félibrige«, einer Genossenschaft zur Pflege provenzalischen Volkstums, gelungen auf doppelte Art, die sich in ihm selbst zu schöpferischer Kraft vereinigte: er hat eine sprachliche Form gefunden, die, von der Mundart seiner engeren Heimat ausgehend, fast von allen Bewohnern der Provence verstanden und als mustergültig anerkannt wird, und er hat das Leben des Volkes und die Schönheit der Landschaft in



Friedrich Mistral

* Vgl. den ausführlichen Aufsatz von Arnold Krause im Augustheft 1900 unserer Zeitschrift, der sich auf Nicolaus Welters 1899 bei N. G. Elwert in Marburg erschienene Biographie stützt.

Dichtungen verewigt, die auch ohne ihre kulturhistorischen Wurzelgründe als Meisterwerke der Poesie anerkannt werden müßten. Das gilt nicht nur von seiner bekanntesten, auch bei uns in Deutschland viel gelesenen Dichtung, dem Idyll »Mireio« (»Mariechen«, deutsch von Bertuch; bei Cotta), das die unbezwingliche Liebe zweier junger Menschen auf den Schwingen einer blühenden Phantasie und einer eigenartigen, allen Wechseln und Stimmungen geschmeidig angepaßten Strophe durch Freuden und Sorgen ihrer patriarchalisch-romantischen Schicksale zur Verkörperung himmlischer Seligkeit trägt, das gilt auch von der sagen- und märchenhaften »Nerto« (»Norte«, obgleich sich dieser zur Papstzeit von Avignon spielenden Versnovelle jugendglühende Begeisterung zur Ruhe und Bescheidenheit des Alters gedämpft hat, und die ausmüden, teilweise humoristisch gefärbten Episoden kulturgeschichtlichen Inhalts vielleicht mehr fesseln als die epische Handlung.

Aus allen Dichtungen Mistrals klingt der Ruhm der Provence und die Liebe zu ihren Kindern. Mehr als der Preis der Akademie, den ihm schon 1861 seine »Mireio« errang,

mehr als Gounods Oper »Mireille«, die aus jener Dichtung ihren Text schöpft, mehr als das Kreuz der Ehrenlegion und der Nobelpreis von 1904 wird er deshalb sein Schaffen und Mühen belohnt gefunden haben durch die dankbare Liebe seiner provenzalischen Landsleute, von denen er schon seit dem Tage, da zu Nîmes im »Kleinen Sankt Johannes« wadere Gärtnerleute, Männer, Frauen und Mädchen, Wirt, Wirtin und Stallknecht, eine Farandole mit dem glücklich durchgekommenen Abiturienten getanzt hatten, geradezu als ein Nationalheld verehrt wurde. Was er selbst seinem Landsmann, Freunde und Gelibergenosien Theodor Aubanel, der achtundzwanzig Jahre vor ihm dahinging, als letzten Scheidegruß sprach, das paßt auch auf ihn: »Heute magst du trauern, o reine, erhabene Poesie, denn gestorben ist der, der deine Stirn mit dem frischesten und edelsten Kranze gekrönt hat ... Streut Blumen über diesen Grabhügel, Provenzalen! Denn drinnen ruht ein großer Nationaldichter, der in seine Verse alles eingeschlossen, was das Blut eures Volkes stolzes, was euer Land schönes, was eure Künstlerseelen edles in sich tragen.« F. D.

Paul Heyse †

Aus München kommt die Trauerkunde, daß Paul Heyse dahingegangen ist. Dem zarten Körper war es vergönnt, weit über das biblische Zeitmaß hinaus den Leiden des Alters und dem Ansturm schwerer Schicksalsschläge zu trotzen, und bis zuletzt hat dem Vierundachtzigjährigen eine unerlöschliche Phantasie die Gnade erwiesen, in ungeschwächter Empfänglichkeit und ungetrübter Klarheit das zu gestalten, was die Muse ihm zutrug. Man braucht sich dieses uns heute etwas altertümlich anmutenden poetischen Bildes vor Heyses letzter Ruhestätte nicht zu schämen; denn wie man an antiken Bildwerken vorübertritt, wenn man in der Luisenstraße die Treppe zu seinem Arbeitszimmer emporstieg, so fühlte man auch dies ganze Dasein und Schaffen vom Hauche einer Zeit und eines Schönheitsideals umgeben, die nur noch wenig mit unsern Tagen gemein hatten, als deren einsamer Bote und Zeuge uns dieser noch als Greis von seinem vollen Leben umkränzte Poet erschien.

Schwer und gefährlich war es, mit ihm über die Gegenwart zu sprechen. Er fand nur zu ganz wenigen ihrer Erscheinungen ein Verhältnis, und wenn ihm Takt und Form auch verboten, einen Andersgebornen seinen Zorn und Groll ins Antlitz zu schleudern, so konnte er es doch nicht verbergen, wie ent wurzelt er sich in dieser »Welt der Zucht- und Rücksichtslosigkeit« fühlte. Und doch hätte er an manchen Wendungen und Wandlungen gerade der letzten Jahre spüren können, daß auch seinem Ideal der Schönheitssehnsucht, der Harmonie

anmutiger Menschlichkeit eine Wiederkehr bevorsteht, und daß dann auch für die Schätzung seiner Poesie neue Maßstäbe der Gerechtigkeit, ja vielleicht der Liebe sich einstellen werden.

Heyse war ein Priester in allem, was er schuf: seine Novellen, die Krone seiner Dichtung, waren künstlerisch so ebenmäßig durchgearbeitet wie seine Lyrik, und seinen großen Romanen wie seinen zahlreichen Dramen, den Schmerzenskindern seines Schaffens, stand für ihre Wirkung gerade diese Noblesse der Form im Wege, die sich immer wieder wie ein feuchter Schleier über die Leidenschaft des Gefühls legte und seiner innern Kraft den vollen Atem des machtvollen Geschehens und Handelns wehrte. Er war ein feiner und tiefer Psychologe, ein sicherer Kenner und Gestalter der seelischen Persönlichkeit des Einzelnen, zumal wenn dieser der Durchschnittsmoral seiner Umgebung trotzte; für große Zeitgemälde und erschütternde Menschheitsdramen fehlte ihm die Faust der genialen Entschlossenheit, die lieber erbrüht als glättet. Alles in allem war er mehr ein weibliches als ein männliches Talent. Von den hundert und mehr Bänden seiner poetischen Werke — poetisch auch da, wo sie auf dem Instrument der Prosa spielen — werden nur ein paar auf die Nachwelt kommen, aber in diesen werden auch Kinder einer ihm vielleicht noch fremder gewordenen Zeit eine Blüte strahlender Phantasie, edel gebändigter Sprach- und Kunstform und reifer vornehmer Menschlichkeit verehren. F. D.

Von Napoleon zu Nietzsche

Jetzt, wo der Reigen der Jahrhundertenerinnerungen an die Befreiungskriege sich zu Ende neigt, darf auch die Poesie wieder in ihre Rechte treten, und niemand wird ihr in den Arm fallen, wenn sie einen ihrer Kränze dem auf die Stirn setzt, dessen Gedächtnis noch einmal allen Zorn und Haß, allen Spott und Triumph eines einst von ihm gedemütigten Volkes hat über sich ergehen lassen müssen. Im Lande der Dichtung bleibt am Ende immer der Genius der Held — Oscar Hellmanns Blütenlese »Napoleon im Spiegel der Dichtung« (Glogau, Verlag Hellmann) zeigt's fast auf jeder Seite. »Aus des Liebes engem Rahmen leuchte des Gewalt'gen Bild«: dieser Vers Gaudys steht dem Büchlein als Motto voran, und wirklich haben wir in dieser Sammlung lyrischer Gedichte ein Lebensbild Napoleons in jener künstlerischen Verkürzung, die gegenüber der wahllosen Wirklichkeit die höhere und dauerhaftere Wahrheit bedeutet. »Das wunderbarste aller Heldenleben«, wie es Goethe nannte, erschient hier gesehen mit den Augen der Dichter.

Mächtig wie kein anderer außerhalb Frankreichs ertönt der deutsche Dichterchor; kein Volk hat nach dem französischen dem Andenken des Kaisers so häufig und in so bedeutungsvoller Weise gehuldigt wie das deutsche, das doch von allen das Schwerste von ihm gelitten hatte. Schon während der Tage von St. Helena schrieb Platen in sein Tagebuch: »Der Sturz Napoleons weckte mir eigne Gedanken. Wenn die Welt und das Schicksal gegen einen großen Mann verschworen sind, wer anders muß noch seine Partei ergreifen als der Dichter? Ihm gebieten die Muses die Würdigung jedes Verdienstes. Er muß den Helden zu den Sternen erheben; sein Lieb muß ihn reinigen von den Mängeln der Erde. Der Kaiser, von den Seinen verlassen, darf nun im Unglück, was er im Glück nicht geburft, auf unsre Neigung Anspruch machen.« Die folgenden Jahre politischer Enttäuschungen förderten den Napoleonkultus nur noch: Mitleid, Bewunderung, Unzufriedenheit vereinigten sich, sein Bild mit einem Nimbus zu umgeben; durch den Mund der Dichter sprach die Stimme des Volkes.

Das Konzert der deutschen Verherrlichungen des Franzosenkaisers eröffnet Heinrich Heine mit seinen »Grenadierens«, die auf den Flügeln der Schumannschen Vertonung tief in das deutsche Volk gedrungen sind. In endlosem Zuge bis in die unmittelbare Gegenwart folgt ihm dann eine lange Reihe anderer: Grillparzer mit der Ode »Napoleon«, Hauff mit dem »Bild des Kaisers«, Zschütz mit den Balladen »Die nächtliche Heerschau« und »Das Geisterschiff« sowie mit den schönen St.-Helena-Ranzonen in seinen

»Totenkränzen«, Grabbe mit dem widerbraumatisch-genialen Riesengemälde »Napoleon über die hundert Tage«, Gaudy mit den »Kaiserliedern«, Immermann mit der Vision »Das Grab auf St. Helena«, Chamisso mit der dramatischen Szene »Napoleons Tod«, Kellstab mit dem Roman »1812«, Bleibtreu mit mehreren großtönigen Schlachtensymphonien und jüngst erst Gerhart Hauptmann in seinem Breslauer Jahrhundertfestspiel, das eher eine Glorifizierung Napoleons als eine Verherrlichung der deutschen Volkskraft und Opferfreudigkeit genannt werden muß.

*

Mit historischen Novellen, zumal wenn sie die Jahrhundertenerinnerungen zum Vorspann des Interesses nehmen konnten, ist in letzter Zeit viel Unfug getrieben worden. Manchmal mußte man geradezu an das scherzhafte Rezept für den Fuß einer Kanone denken: man nimmt ein Loch und gießt einen Mantel aus Eisen oder Stahl herum. Wirklich, manche dieser Verfasser brachten für ihr Werk aus sich selber auch nicht mehr mit als eine große Leere, um die ein mit schneller Hand ergriffenes Geschichtereignis, am besten irgendeine nicht allzu bekannt gewordene Episode, die Hülle von Stahl und Eisen liefern sollte. Eine rühmliche Ausnahme von dieser bequemen Maché bilden die Vaterländischen Novellen von Wilhelm Arminius (Leipzig, Xenienverlag). Sie alle haben einen festen gehaltvollen Kern des Allgemeinmenschlichen; ja, ihre Motive, verteilt auf die zwei Menschenalter von 1806 bis 1870, sind so gewählt, daß die wechselnden historischen Ereignisse zu Geburtshelfern und Pflegern dieser beseelten Menschlichkeit werden. Je mehr Arminius mit seiner exakten, doch nie pedantischen Erzählgabe in die Breite gehen kann, desto anschaulicher und charakteristischer wird er; die Kunst der scharfgeschnittenen novellistischen Silhouette beherrscht er weniger gut. Da gerät er leicht ins Konstruierte, und seine Psychologie bekommt etwas Gefünsteltes, was seiner männlich festen und klaren Natur sonst durchaus fernliegt.

*

Eine neue vollständige Ausgabe von Heinrich Heines Briefwechsel ist bei Georg Müller in München im Erscheinen begriffen. Fast möchte man glauben, daß eine solche Neuausgabe keine Daseinsberechtigung habe, daß sie nur wiederholen könne, was durch die Veröffentlichungen von Strodtmann, Karpeles, Elster u. a. längst bekannt geworden ist. Aber diese neue, von dem Wiener Professor Dr. Friedrich Hirsh veranstaltete Ausgabe verspricht solchen Zweifel völlig zu entkräften.

44*

Denn hier handelt es sich nicht um einen bloßen, nur gelegentlich ergänzten und berichtigten Neudruck, sondern dieser Heine'sche Briefwechsel wird sich als ein von Grund aus umgeformtes Werk darstellen, in dem der Leser auf Schritt und Tritt Neuland zu erwarten hat. Und er wird die richtige Erkenntnis schaffen, daß der Briefschreiber Heine bis jetzt nur eine recht mangelhaft bekannte Persönlichkeit war, an die sich Irrtümer — unbeabsichtigte und böswillige — in Fülle und Fülle geheftet hatten, eine Folge der Ungenauigkeiten und Verstümmelungen der Textüberlieferung.

Doch sind auf Grund dieser in Aussicht stehenden Vollständigkeit auch mancherlei neue Vorwürfe gegen Heine's Charakter zu gewärtigen. Von seinen Prosawerken hat Gustav Pfizer gesagt, sie bewegten sich gern im Ballstaat; seine Briefe zeigen sich im Gegenteil in einem so ungezwungenen Negligé, daß nur zu viele Blößen an ihm hervortreten. »Bei mir ist der Brief, den ich schreibe, ein Thermometer, woraus man meine Gemütsstimmung erkennen kann,« hat Heine selbst einmal bekannt.

Gestützt auf viele Hunderte von Handschriften, konnte Hirth nicht nur viele ungedruckte Briefe zum ersten Male veröffentlichen, sondern auch fast alle bereits bekannten berichtigen und ergänzen. Die neuen Briefe werfen Licht auf manche wichtigen Beziehungen Heine's, von denen man bisher nichts wußte: zu Tied, Balzac, Meyerbeer, der Baronin Rothschild u. a. Außerdem erscheinen, abgesehen von den Neuveröffentlichungen auch aus diesem Kreise, die Briefe an die Familie, an Cotta und an Campe zum erstenmal unverfälscht, die Briefe an die Mousche in getreuen Fassungen, die oft völlig anders lauten als die bisher bekannt geworden. Die Heineforschung muß durch diese Ausgabe einen neuen Impuls erfahren; sie wird zum mindesten zur Revision der geläufigen Urteile über Heine gezwungen werden. Der erste Band, mit einer ausführlichen, tief eindringenden Einleitung versehen, ist vor kurzem erschienen.

Wenn einem, so ist es die Gerechtigkeit der Nachwelt dem von Schiller um seine literarische Ehre gebrachten Gottfried August Bürger schuldig, daß er mit seinem gesamten poetischen Lebenswerk vor uns stehe. Nicht bloß vor den Literaturgelehrten und -bessenen, sondern vor der Allgemeinheit, dem Volk, denn ihm galt all sein Dichten und Schaffen, von seinem Beifall erwartete er sich bereinst die Ehrenrettung, nach der sein tief verwundenes Herz sich sehnte. Eine solche vollständige Ausgabe von Bürger's poetischen Werken haben wir in der von Ernst Consentius im Rahmen der Goldenen Klassikerbibliothek besorgten (I. Bb.; Berlin, Bong). Das verworrene Leben dieses

Unglücklichen, in dem eigne Schuld und Mißgeschick in seltsamer Mischung zu tragischem Ende führten, erzählt der Herausgeber in dem umfangreichen Lebensbild der Ausgabe, das zugleich über die kulturellen und literarischen Verhältnisse der Epoche unterrichtet. Bürger's Gedichte werden hier in noch nie erreichter Vollständigkeit geboten, und jeder, dem das Lieb vom braven Mann oder das lustige Gedicht von Hans Wendig vertraut und lieb ist, wird sich freuen, das gesamte poetische Schaffen des Dichters in diesem durch zahlreiche neue Funde vermehrten Bande überblicken zu können. Die umfangreichen Anmerkungen geben zu jedem Gedicht Aufschlüsse über Entstehung, Kritik der Zeitgenossen und sprachliche Form.

Die Fischer'sche Pantheon-Ausgabe, diese Sammlung rotbrauner Lederbändchen in Klein-Oktav, hat sich in letzter Zeit zu einer Ausgabe deutscher Lyrik spezialisiert. Drei neue Bände bringen Bürger, Hölderlin und Chamisso. In den beiden ersten haben wir die Pole der deutschen Lyrik: in Bürger das Vollstümliche in seiner leidenschaftlich stärksten Erscheinung, in Hölderlin lauterste und geistigste Humanität. Gehören die Werke dieser beiden zum Grundstock nationalen Besitzes, so hat auch Chamisso im Herzen des deutschen Volkes einen festen Platz, als ein Fremdling, der vollkommen bei uns heimisch geworden ist, als ein Dichter der Innigkeit und Naivität. Zu Bürger und Chamisso hat Julius Bab die Einleitung geschrieben; die Hölderlin-Ausgabe verdanken wir Emil Strauß, dem schwäbischen Poeten, der sich hier als ein Meister kritisch erläuternder Prosa zeigt. Er hat alles Schulhafte der Hölderlin'schen Poesie weggelassen, um desto reiner den tief- und klar-sinnigen Hölderlin hervortreten zu lassen.

Nießche's Leben und Werke hat Richard M. Meyer in einem Buche dargestellt, das begeisterte Anerkennung, aber auch viel leidenschaftlichen Widerspruch gefunden hat (München, Beck). Zweifellos ist es mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit aufgebaut und mit einem energischen Streben nach Objektivität verfaßt. Meyer stellt in Nießche nicht bloß den großen Künstler und Philosophen dar, dessen Gedanken für unsre Literatur so bedeutungsvoll geworden sind, sondern mehr noch die um die letzten Tiefen und Schönheiten der Kultur ringende Persönlichkeit. So führt er uns an Nießche so nahe heran, wie das bisher noch keinem gelungen, und wenn er damit auch nur um so heftiger den Kampf der Meinungen entfesselt, wird sich doch kein Leser so leicht der starken, aufrüttelnden Erlebnis- und Bekenntnis- kraft dieses Werkes entziehen können.

Literarische Notizen

Illustrierte Ländertunde. Herausgegeben von Ewald Banse unter Mitwirkung von Prof. Dr. J. V. Danes, Prag, Oberlehrer Max Holzmann, Braunschweig, Otto Nordenskiöld, Göteborg, Prof. Dr. Alwin Oppel, Bremen, Dr. W. Schjerner, Berlin, J. W. Kurd Schwabe, Berlin-Lichterfelde, Prof. Dr. Ernst Tieszen, Berlin-Wannsee, Prof. Dr. Willi Ule, Rostock i. M., Dr. Erich Zugmayer, München (Braunschweig, Westermann; geb. 6 M.). Die Geographie darf sich heute rühmen, nicht bloß eine Wissenschaft, sondern auch eine Kunst zu sein. Eine Kunst des Sehens, der Gliederung, des Aufbaues, der Darstellung. Wie geistlos und mechanisch sie noch vor einem Menschenalter betrieben wurde, wird sich mancher von uns aus seinen Schuljahren schauernd erinnern. Schon daß man ausgeräumt hat mit der schematisch-bequemen, im Grunde doch so sinnlosen Einteilung in die fünf Erdteile, ist eine Tat. Erstötend lag dieser Bann, der ganz verschiedene Ländergebiete, Völker- und Kulturkreise unter ein Joch spannte, allzu lange über der Ländertunde. Was hat der Orient mit Sibirien oder auch nur mit Japan innerlich und wesentlich Gemeinsames, das ihre Vereinigung unter einen Generalnamen rechtfertigen könnte! Mit dieser neuen, erlösenden Forderung einer modernen Ländertunde: Weg mit den alten Erdteilen und dafür Stabilisierung neuer Gruppen, die dem gemeinsamen Milieu der Einzelländer und ihrem gemeinsamen inneren Leben entsprechen, macht das Bansen'sche Werk in populärer Form zum ersten Male Ernst. Und mit diesem Entschluß verbindet sich der Mut einer lebhafteren, farbigeren und geschmackvolleren Darstellung, als sie sonst wohl in geographischen Werken üblich ist. Sachmänner nur, die beides in sich vereinigen: genaueste Kenntnis jener Erdräume und hervorragende stilistische Durchbildung, konnten das leisten. Man darf es dem Herausgeber wohl ruhig nachsprechen, daß es so leicht kein zweites Werk gibt, das so viel wertvolles Material fesselnder Darstellung in so guter Ausstattung zu solch mäßigem Preise bietet. Für wen es bestimmt ist? Für den Sachmann, für den Zeitungsleser, kurz, für jeden, der Ansprüche auf Wissen und Bildung erhebt. Den Zeitungsleser unterrichtet es über die Schauplätze der aktuellen Begebenheiten, dem Lehrer und Studenten ist es eine Hilfe zur Ergänzung und Belebung des Lehrstoffes.

Die 350. Wiederkehr von Shakespeares Geburtstag am 23. April d. J. wird in weiten Kreisen von neuem die Frage auftauchen lassen: Was haben wir für eine neuere Shale-

peare-Biographie, die auf der Höhe der heutigen Wissenschaft steht und deren Lektüre doch auch dem Laien verständlich und genugsam ist? Da wüßten wir keine bessere zu nennen als die zweibändige von Max J. Wolff, die es im Verlage von Bed in München in wenigen Jahren zur dritten Auflage gebracht hat (geb. 12 M.). Sie hält den richtigen Mittelweg zwischen wissenschaftlicher Forschung und populärer Darstellung. Mit neuen, verblüffenden Überraschungen aufzuwarten, ist nicht ihr Ehrgeiz, auch in der dritten, im übrigen sorgsam durchgesehenen und namentlich in allen Bühnen- und Theaterdingen bereicherten und berichtigten Auflage nicht. Für ihre Ruhe und Objektivität aber werden Leser, an die der Verfasser denkt, doppelt dankbar sein, zumal in einer Zeit, wo das Hypothesen-Unkraut so wild wuchert wie jetzt in der »Shakespeare-Frage«. Vom Dichter und seiner Persönlichkeit geht auch Wolff aus, aber die Hauptsache ist ihm doch das rechte Erfassen und die eindringende Würdigung der Werke. Dieser Aufgabe unterzieht sich sein Buch in einer so geschmackvollen und anregenden Form, daß es eine Freude ist, an seiner Hand die Schöpfungen des unübertrefflichen Menschenkenners zu durchschreiten.

Max Heins Aufsatz über die Pfalzgräfin Liselotte zeigt uns das Bild dieser interessanten und deshalb so häufig dargestellten deutschen Frauenerscheinung am Hofe des vierzehnten Ludwig in vielfach neuer Beleuchtung. Der Verfasser selbst weist dabei auf das Buch »Liselotte und Ludwig XIV.« hin, das als 25. Band der »Historischen Bibliothek« erschienen ist (München, R. Oldenbourg). Wir möchten diesen Hinweis hier noch unterstreichen und zu einer Empfehlung machen: die Studie, ein kleines Meisterwerk exakter historischer Forschung und Darstellung, bringt so viel Neues und Überraschendes, daß der Leser, auch der ungelehrte, diese Frau sozusagen ganz neu erlebt und aus der Lektüre der 154 Seiten reichen Gewinn hervorträgt. Die überreichen Anmerkungen brauchen ihn dabei nicht zu stören.

Mitteilung. In der »Musikalischen Rundschau« des Aprilheftes haben einige Bilder leider falsche oder unvollständige Unterschriften erhalten. Die Bilder auf den Seiten 271 und 274 sind richtig zu bezeichnen: Szenenbild aus Richard Wagners »Parsifal« nach der Aufführung am Deutschen Opernhaus in Charlottenburg. Bei dem Rollenbilde auf Seite 278 muß der Name des Komponisten der Oper »Mandragola« lauten: Ignaz Waghalter.

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düssel

Karl Schönherr: Die Trenkwalder — Knut Hamsun: Vom Teufel geholt — Othar Schmidt und Emil Schaffer: Die Venus mit dem Papagei — Noch einmal Friß von Unruhs • Prinz Louis Ferdinand • — Reinhardts Shakespeare-Zyklus im Deutschen Theater —
Fünfzig Jahre Deutsche Shakespeare-Gesellschaft — Aus der Theaterliteratur

Niemand kommt über sein erstes Buch hinaus ... Rühle Macher, Virtuosen und Kommandeure der Poesie werden über diesen bitterstolzen Erfahrungssatz eines nachdenklichen Dichters unsrer Tage lachen; Gefühls- und Erlebnisdichter, denen alles Schaffen aus dem Herzen quillt, werden ihn verstehen und sich der Wahrheit, die darinsteht, nicht schämen. Auch Karl Schönherr, der Dichter von »Glaube und Heimat«, braucht nicht das Auge niederzuschlagen, weder vor uns noch vor sich selber, wenn ihm Motive und Konflikte aus seinen frühesten Tiroler Dramen in anderer Gestalt und Verbindung immer wiederkehren. Das zeugt nur dafür, wie tief diese Dinge Wurzel geschlagen haben in seiner Seele und wie unwiderstehlich sie — den Krokusblumen im Frühlingsbeet gleich — immer aufs neue durch ein warmes Gemeinheitsgefühl mit Land und Leuten seiner Heimat hervorgehoben werden. Es sind die uralten ewigen Mächte Glaube und Unglaube, Heimat und Fremde, Sünde und Vergebung, Schuld und Sühne, die ihn bewegen und die ihm doppelt nahe auf die Seele brennen, weil ein Berg- und Bauernvolk wie die Tiroler, eng eingeschnürt durch starren Kirchenglauben, in seinem geistigen Leben wenig oder gar nichts hat, was es davon ablenken oder befreien könnte. Und Schönherr schämt sich denn auch solcher natürlichen Wiederholungen in seinen Dramen so wenig, daß er seine neue Komödie von den »Trenkwaldern« (Buchausgabe bei Staadmann in Leipzig) getrost mit der Bemerkung einleitet, einige Motive darin seien aus seinem »Sonnwendtag« übernommen.

Wie damals vor zwölf Jahren, so stellt der Dichter auch jetzt zwei Bauernsöhne gegenüber, einen, der dem geistlichen Stande bestimmt ist, aber nur mit halber Seele zu ihm gehört, und einen geraden, grobschlächtigen, an der vererbten Scholle klebenden Arbeitsmenschen. Doch während der brüderliche Gegensatz früher, unter dem heißen Anhauch der ins weltfremde, friedliche Tal stürmenden deutschnationalen Parteileidenschaften, bis zur Tragik des Brudermordes getrieben wurde, löst sich jetzt die gefährliche Verwicklung von Erbsünde und eigener Schuld dank der selbstlos-naiven Aufopferung des älteren, bäuerlichen Bruders zu heiterer Veröhnung auf. Beide Male aber ist es der Sonnwendtag oder vielmehr die Sonnwendnacht, die mit ihren Bergfeuern in die dunklen Nester der Lüge und Sünde hineinleuchtet und

die trübe Atmosphäre auslichtet — mit einem jähen Blitzschlag der Tragik dort, mit einem sanften Lämpchen der Komik hier.

Enger als in »Glaube und Heimat« hat Schönherr diesmal den geistigen Rahmen seines Stüdes gespannt. An dem Hintergrund eines großen, weltbewegenden Ereignisses, wie dort die Reformation es war, fehlt es den »Trenkwaldern«. Die Leute dieses Tiroler Wallfahrtsdorfes sind mit ihren Sünden und Sorgen, ihren Gewissensängsten und ihrem Aberglauben durchaus auf den engen Gesichtskreis ihres weitentlegenen Gebirgstals beschränkt, in das noch kein Strahl der modernen helleren und freieren Sittlichkeitsauffassung gedrungen ist. Schwer und dumpf lastet die Angst eines schuldigen Gewissens namentlich auf der Patscheiderin, einer wohlhabenden verwitweten Bäuerin. Vor mehr denn zwanzig Jahren hat sie sich eine eheliche Untreue mit dem heuchlerischen Devotionalienhändler Wendl zuschulden kommen lassen, und anstatt sich mit der Zeit unter einem hinfort ehrbaren Wandel zu verflüchtigen, ist das Gedächtnis jener schwülen sündigen Mainachtstunde nur immer drohender noch vor ihr aufgewachsen. Steht ihr die Frucht jenes Fehltritts in ihrem jüngsten Sohn Hans, ihrem Liebling übrigens, doch ständig vor Augen. Jene Schuld zu bannen und zu sühnen, hat sie ihn zum Geistlichen bestimmt und ihm oben auf dem Berge ein Kirchlein bauen lassen, in dem er dereinst — der Tag dazu ist schon nahe herangerückt — seines heiligen Amtes walten soll. Auch sonst glaubt sie ihn von allen Seiten hübsch »eingezäunt« zu haben, damit sich nur ja nicht an ihm das Schicksal seiner sündigen Mutter wiederhole. Ihren wachamen Augen ist es nicht entgangen, daß er in den Ferien ein »Gespusi« mit der quiden Kellnerin Annemarie gehabt hat; da hat sie vorgebaut und das Dirnlein, das zwar arm, aber brav und arbeitsam, ihrem Ältesten, dem schlichten, ehrlich-biedern Martin, als Hochzeiterin zugeführt: er hat sich von jeher für die Familie pladen und schinden müssen, ohne viel eignen Wunsch und Willen zu haben, so fügt er sich auch diesmal in stillschweigendem Gehorsam, zumal da ihm als Hochzeitsgabe von der Mutter der Bauernhof zugesichert wird. Ob die Patscheiderin gewußt hat, daß jenes Verhältnis des Theologiestudenten mit der Annemarie nicht ohne Folgen geblieben, wird in Unklarheit gelassen; wahrscheinlich genügt es ihrer bäuerlichen Moral, daß der Hans gedeckt ist und werden kann, wozu ihr

Verlangen nach Sühne ihn bestimmt hat. Hans aber ist nicht so geartet, das Verfahren der Mutter stillschweigend und gutwillig hinzunehmen. Ist er schon nur mit halbem Herzen Theologie geworden, so wurmt ihn nun erst recht die Lüge, die seine Mutter ihm, dem Bruder und der Geliebten aufgebürdet hat. Statt sein Gewissen zu entlasten, hat sie es erst recht beschwert.

Aber eine noch schwerere Schuld liegt auf ihr, wie sich jetzt plötzlich enthüllt. Da ist noch ein dritter Sohn, der Franz. Ein völlig verkommener und verludelter Mensch, den die Weiber zu aller Arbeit untüchtig, den sie körperlich und seelisch zugrunde gerichtet haben. Die Patscheiderin ahnte bisher nicht, wie er auf diesen bösen Weg gekommen, und suchte die Schuld bei irgendeiner argen Verführerin unter den Dorfmadchen. Aber sie selbst war es, die ihn auf den abschüssigen Pfad des Verderbens gestoßen hat. Denn Franz war der ungeliebte Zeuge jenes Ehebruchs in der Maiennacht vor zwanzig Jahren, und dieses furchtbare Erlebnis hat ihn innerlich so verwirrt und vergiftet, daß er sich von Stund an einem zügellosen Lasterleben hingab, bis er die Menschen haßte und floh und in zunehmender Verblöbung den Rest seines Vertrauens an einen Zeisig hängte, den er im Bauer überall mit sich herumträgt.

Dies alles, die doppelte oder dreifache Schuld der Mutter, der Fall Annemaries, der Gleden, der auf dem geistlichen Kleide Hansens, und die Lüge, die auf der jungen Ehe Martins liegt, kommt zutage, als die Trentwalder zur Sonnenwendfeier auf den Kapellenhügel und zum Gnadenbrunnlein steigen, um sich von der Mutter Gottes Heilung für ihre Gebrechen und Erhörnung ihrer heimlichsten Wünsche zu erleschen. Der Bauernglaube, daß am Sonnenwende Nacht vom Himmel falle und hineinleuchte in die dunkelsten Falten des sündigen Herzens, erfüllt sich. Die Wände gehen auseinander, alte und junge Schuld wird offenbar. Und weiter noch scheint die Schuld Böses zeugen zu wollen. Martins gerade, ehrliche Seele glaubt die Lüge, die ihm da aufgehaßt worden ist, nicht tragen zu können, und stößt sein schuldiges Weib aus dem Hause in die Nacht hinaus. Sie verbirgt sich im Hundestall, aber bald hat der »Jungfernbund«, eine gilbenartige Vereinigung von Dorfmadchen, die mit scheinheiligem Eifer über die Ehre ihres Geschlechts wacht, sie dort aufgestöbert und treibt sie nun zur Kapelle hinauf, um durch Abschneiden der Köpfe und Krönung mit dem Strohfranz das Strafgericht an ihr zu vollziehen. Während sich das dort oben begibt, hat Franz unten auf der Pritsche seine vergiftete Seele ausgehaucht, und auch Martin irrt mit einem Strid in der Hand und bösen Gedanken im Hirn durch die dunkle Nacht. Genug, es scheint alles andre eher denn eine Komödie aus

dem Stüde werden zu wollen, zumal auch — anders als sonst in Schönherrschen Stüden — die spärlich eingestreuten komischen Episoden und Figuren bei weitem nicht gegen den Gram und Kummer aufkommen, der sein vielfach Weh und Ach droben vor dem Gnadenbild ausschüttet.

Da endlich lichtet sich der Graus. Von Martin, dem Geraden und Einfältigen, kommt die Erhellung. Er hat's nicht fertiggebracht, den Kopf in die schon geknotete Schlinge zu stecken. Leuchtläfer sind um ihn geslogen in der Nacht, ein ganzer Schwarm, und auch vor ihm haben sich die Wände auseinandergetan, daß er durch alle Berge hat durchsehen können. Und nun freut er sich im Tau des frühkalten Morgens, daß er's Leben noch hat. Wenn jeder wieder zurückschlagen wollt', dem einer auf die Fersen tritt, dann ginge ja die Kauferei nie aus. Nein, einer muß ein End' machen, einer muß stillhalten. Und da er schon Übung drin hat, so will er auch diesmal wieder den Padesel spielen, die Schande der andern auf sich nehmen und ihre Sünde in Unschuld aufstellen. Die Annemarie jetzt ganz verstoßen in ihrer Not, wo sie ohnedies schon verlassen und verachtet genug ist? Nein! Und abermals nein! Er reiht sie an sich und hält sie fest: »Du bringst ja doch wieder ein Mensch auf die Welt und nit ein Ragn!« Die abgeschnittenen Köpfe? Ei was, die wachsen schon wieder! Der Strohfranz? Den werfen wir der Kuh unter die Streu! Freilich, so ganz glatt will der Broden noch nicht hinunter; der alte Bauernstolz würgt noch immer a bißel im Halse. Dann aber nimmt er einen tüchtigen Schlud aus dem Gnadenbrunnlein, und gleich geht's besser mit der christlichen Selbstüberwindung. Die Annemarie, erst einmal wieder seiner Liebe sicher, hilft tapfer dabei. »Bitt dich, Martin, nimm noch ein Schlud!« ermuntert sie ihn treuherzig, wenn der Ärger und Hochmut ihn wieder stößt. Will er nicht, daß ihm vor lauter Wasser Krösche im Magen wachsen, muß er schließlich wohl aufhören und auch den letzten Rest von Stolz fahren lassen. So windet er denn der Annemarie aus Heiderich ein neues Kränzle, frisch aus dem Boden, und hängt, auf daß der ganze Sündenkrempel ausgeblasen und abgetan sei, Strid und Strohfranz zum ewigen Angedenken an der Kapellenwand auf. Als die andern auf ihrer angstvollen Suche nach den »Toten« den beiden Kreuzlebendigen begegnen, da haben diese vollends ihren Frieden miteinander gemacht, einen Frieden der verzeihenden Menschenliebe und der tapferen, fröhlichen Bauernarbeit, die, statt in die Ferne und Weite, auf das Nächste und Nötigste blickt.

Mag dieser Schluß ein wenig an Anzengrubers »Doppelselbstmord« erinnern, wo der

Volberl und das Agerl ja auch Besseres zu tun haben, als sich aus dem Leben zu schaffen, sein Humor kommt wie jener aus dem Herzen, trägt die frische Farbe der Gesundheit auf den Wangen und hat die Hände voller Liebe und Güte. Nur schade, daß der Himmel sich erst so spät entwölkt! Das Stück leidet an einem gefährlichen Mißverhältnis der dunklen und der heiteren Teile. Das Gebäude ist in seinen ersten vier Stockwerken zu schwer und düster, als daß sich die Fassade durch das heitere fünfte noch zur Genüge aufhellen könnte. Auch sind die Aus- und Zubauten, all die frommen und unfrommen, die weisen und närrischen Kostgänger Gottes, die Schönherr aus allen Winkeln und Ecken des Dorfes zusammentrommelt, um sie ihre unterschiedlichen Schicksale und Sparren zur Schau tragen zu lassen, von einer schier verwirrenden und erdrückenden Fülle. Bei der starken Verkürzung, die sie sich da notgedrungen gefallen lassen müssen, wirken sie leicht künstlich konstruiert, jedenfalls bei weitem nicht so lebenswahr, wie man das sonst bei Schönherr gewöhnt ist, wenn man auch staunen muß über die Mannigfaltigkeit und wirkliche Gegensätzlichkeit der Menschlichkeiten, die sich auf so engem Raum entfalten. Nach dem Titel zu urteilen, scheint es fast, als habe dem Dichter daran gelegen, die bauerliche zu einer allgemeinmenschlichen Komödie zu erhöhen. Etwas von dem Freskostil seines Landsmanns Egger-Lienz meldet sich,



Karl Schönherr

aber die mit dem Tiroler Bauernleben eng verknüpfte Genremalerei hält den Pinsel noch zu fest gebunden. Oder liegt es an dem Theater — Wiener Volkstheater und Berliner Königgräzer Theater machten darin keinen Unterschied, wie's scheint —, daß die einzelnen Teile unter sich bleiben, und daß noch kein großer einheitlicher Zug sich einstellen will?

Den Norweger Knut Hamsun und sein wechselvolles, doch immer höchst persönliches, bis ins Letzte und Tiefste durchlebtes Schaffen haben die Leser erst im Aprilheft aus einem eignen Aufsatz kennengelernt. Darin war auch schon in kurzen Zügen sein jüngstes Drama »Vom Teufel geholt« charakterisiert, das Werk des Fünfzigjährigen, das seine früher mit grimmigem Nachdruck vorgetragene Theorie von der Überlebensfähigkeit der Fünfzigjährigen gründlich Lügen straft. Nun wollte es ein Zufall, das gerade in den Tagen, da jener Aufsatz erschien, dieses Drama in den Kammerspielen des Deutschen Theaters aufgeführt wurde. So konnten wir nachprüfen, ob auch jenes andre oft wiederholte Bekenntnis Hamsuns, daß er nämlich nichts geringer schätze als dramatische Kunst und Technik, nur eine Marotte sei, oder ob dem in der Tat ein inneres Widerstreben seiner Natur zugrunde liege.

Die äußere Handlung des Stückes mag man in Wiens Aufsatz nachlesen. Doch muß vor einem Mißverständnis gewarnt werden, zu dem der Titel oder vielmehr dessen deutsche Fassung verführen könnte, und wodurch das ganze Stück unter einen schiefen Gesichtspunkt gerückt werden würde. Wenn wir im Deutschen sagen könnten: »Hol' dich das Leben!«, wie wir sagen: »Hol' dich der Teufel!« oder »Hol' dich der Kuddel!«, hieße das Stück am besten »Vom Leben geholt« — so müssen wir wohl sagen: »Vom Teufel Leben geholt«, um mit dem Unabwendbaren, Unentrinnbaren, das durch die vier Akte geht, zugleich das damit vereinte Boshafte, hohnlachend Diabolische auszudrücken. Jedenfalls darf man sich unter dem »Teufel«, dem die in ihrem Stolz und Liebesleben tief heruntergekommene, einst von Prinzen und Fürsten vergötterte Varietélängerin Julianne schließlich die immer noch liebederlangenden Arme öffnet, nicht schlechthin den Negerboy vorstellen, den ihr letzter, nur allzu flüchtiger Liebhaber, der von Daseins- und Liebeslust sprühende und dann so jämmerlich am blöden Zufallsbiß einer Schlange zugrunde gehende argentinische Nabob Bast, ihr als Andenken und Erbe hinterläßt. Dieser Schwarze mit seiner grinsenden Frage stumpfer Gelassenheit ist nur ein symbolischer Stellvertreter jener allgegenwärtigen, allmächtigen und unwiderstehlichen Macht, die wir Leben nennen, und die mit den höchsten Be-



H. Janer & Radisch, Berlin

Szene aus Vothar Schmidts und Emil Schöffers Lustspiel »Di Venus mit dem Papagei« im Rgl. Schauspielhause zu Berlin: Dr. Wellmann (Herr Vallentin) und Museumsdirektor Prof. Dr. Vessenthien (Herr Patry) vor dem echten van Dyck

wußtfeinswonnen, die sie zu vergeben hat, mit den Wandlungen und Entwicklungen, die jede Stunde bringt, solange wir wandern und wachsen, uns kaltblütig umschlingt, um uns zu ersticken.

Es ist ein Stüd, wie mit geheimkräftiger Tinte geschrieben. Solange man vor der Bühne sitzt, bleibt der eigentliche Sinn blaß und trübe; erst nachher, wenn man dem, was an uns vorüberzog, tiefer nachsinnt, bekommen die heimlichen, die eigentlichen Schriftzüge Farbe und Bedeutung. Unbarmherzig, fast grausam ist die Objektivität, mit der Hamsum, ohne die leiseste Spur von Mitleid, Rührung, Pietät oder Teilnahme, die Welt der Alternen und Gealterten vorführt, die »nicht loslassen können«. Ganz unmerklich, in kleinen versteckten Nadelstichen, schießen Bliden und halben Worten, spielt sich die alltägliche aller Tragödien ab, die von den unerbittlichen Wandlungen, die das gelassen fortschreitende Leben bewirkt. Wie eine todwunde Tigerin wehrt sich namentlich Frau Julianne Gible gegen diese Wandlungen — aber alles Esträuben und Widerstreben hilft ihren

welken Reizen und Gefühlen so wenig wie der kraftstrophenden Männlichkeit des Argentiniers, wie der kaltchnauzigen Selbstsucht ihres ausgehaltenen Liebhabers Blumenschön, wie dem melancholisch bramarbassierenden Duellhelden Leutnant Lynum. Geseit scheinen allein die beiden Alten, der nichtsahnende, bis zur Einfalt abgeklärte Gible und sein noch um ein Jahrzehnt älterer und stumpferer »blichfluger« Bettler Theodor, aus dessen Mund kein einzig Wörtlein kommt. Aber wer möchte in ihrer Haut stecken, auf die der stumme Hohn und Spott des Dichters seine glühendsten Pfeile schießt? Der Kampf des Menschen gegen das Leben und der noch furchtbarere des Lebens gegen die Menschen ist Hamsums Thema, und wenn man er durch die scheinbare Trivialität der äußeren Vorgänge hindurchgedrungen ist auf den symbolischen Sinn, so packt einen die Dichtung mit jener elementaren Erlebnis- und Bekenntnis-kraft, die nur den Werken der großen Unerbittlichkeitstragiker vom Schlage der Dostojewski, Tolstoj, Strindberg und dann und wann auch Ibsen innewohnt.

Hamsuns jüngstes Drama ist kein Theaterstück, das seine Gaben in den paar Stunden der Aufführung auf der flachen Hand vor uns hinträgt, aber es ist eine tief nachhallende, ins Innerste bringende, unser Verborgenes aufwühlende Lebensdichtung, der deshalb wohl auch das Prädikat dramatisch zukommt. Freilich, sie ist schwer zu spielen, da alles Greifbare und Sinnliche dem Dichter sozusagen wider seinen Willen erst abgerungen werden muß. Nur eine Regiekraft wie die Reinhardts und eine Nervenkunst, wie Gertrud Eysoldt (Frau Gible), Alfred Abel (Blumenschön), Viktor Arnold (Gible) und auch Viensfeldt (Synnum) sie unter seiner Leitung in sich ausgebildet haben, ist einigermaßen imstande, solchen traditionslosen Aufgaben gerecht zu werden.

Wir erleben Zeichen und Wunder. Das Königliche Schauspielhaus, die solideste und konservativste aller Bühnen Deutschlands, wird modern, um nicht zu sagen revolutionär. Nicht genug mit dem Einzug Ibsens in diese heiligen Hallen, jetzt wird auch das Lustspiel revolutioniert: an die Stelle der frommen Hausdichter tritt Lothar Schmidt, der Alleinverfasser der Ehemöbden »Nur ein Traum« und »Buch einer Frau«, der Mitverfasser der übermütigen Rechts satire »Fiat justitia!« Und nun gar mit einem Stück, das den verfänglichen



Lothar Schmidt

Titel »Die Venus mit dem Papagei« trägt. Freilich versichert der Zettel, daß wir »keine erotische Komödie« zu erwarten hätten, aber traue einer unsern mit Ironie geladenen modernen Autoren, auch wenn sie sich, wie dieser in diesem Falle, mit einem Kunsthistoriker assoziieren, auch wenn dieser Dr. Emil Schäfer heißt und ein paar ebenso feinsinnige wie gescheite Bücher über italienische Renaissance-Bildnisse geschrieben hat.

Ganz so harmlos, wie es nach dem Zettel aussieht, ist denn diese »Venus mit dem Papagei« auch gar nicht. Zwar tritt sie nicht in Fleisch und Blut auf, sondern in effigie, und der sie auf die errötende Leinwand gemalt hat, ist der große Meister Sir Anthonis van Dyck, der schon bald 300 Jahre unter dem feuchten Rasen Londons von seinen 250 Bildnissen und ebensoviel andern Gemälden ausruht. Der Konsul Meggenscheidt ist sehr stolz auf seinen »echten van Dyck«. Er hat ein tüchtiges Stück Geld dafür ausgegeben und meint nur gerade die idealen Zinsen für das Kapital einzustreichen, wenn er sich an der Bewunderung weidet, die das Gemälde bei den Besuchern seiner Privatgalerie erregt. Denn die »Venus mit dem Papagei« hat im Baedeker einen Stern, und alle laufen sie zu ihr, Prinzen und Prinzessinnen, reisende Engländer, Snobs, Gouvernanten und Pensionatmädel. Auch den Herrn Schwiegersohn, den ehrgeizigen Kunsthistoriker Dr. Wellmann, hat sie wohl ins Haus gelockt. Aber gerade er macht ihrer Herrlichkeit den Garaus. Denn dieser forrekte Herr hat aus italienischen und spanischen Schmökern festgestellt, daß das Bild gar nicht echt ist, daß es eine Fälschung von weiß Gott wem. Schließlich muß auch der entrüstete Besitzer an die Beweiskraft dieser Argumente glauben, und da seine Kunstliebe enge Nachbarschaft mit dem Geldbeutel hält, so bequemt er sich bald dazu, dem Winke des ebenso scharfsinnigen wie geschäftstüchtigen Kunstgelehrten zu folgen und das Bild zum Kauf anzubieten. Mein Gott, was heißt echt und was heißt unecht? Der Glaube macht's. Er selbst hat sich ja von dem Münchner Kopisten dupieren lassen, als der sich den Scherz erlaubte, beide Stücke miteinander zu vertauschen; wie er, ist seine Frau, ist seine Tochter, ja, zu seiner diebischen Freude auch der hochgelahrte Herr Doktor und Schwiegersohn auf den Tausch hereingefallen. Der Amerikaner aber, der als erster Käufer sich einstellt, ist gerissener. Er guckt auf die Rückseite, sintermal alte und neue Leinwand sicherer zu unterscheiden sind als alte und neue Malerei. Und damit nicht genug, er verlangt, nachdem der Herr Konsul die kleine Hänselei scherzhaft zugegeben hat, einen Revers des Inhalts, der Verkäufer nehme das Bild anstandslos zurück,

wenn eine kunsthistorische Autorität eines Tags seine Anechtheit feststellen sollte. Anerkennung! Lieber, als daß er seine Unterschrift unter so einen Wisch setzt, verzichtet Meggenscheidt auf die 700 000 Mark und stiftet das Bild dem Museum seiner Vaterstadt. Ein echter van Dyck, der für fast eine Million nach Amerika verkauft werden konnte und doch großmütig dem Lande erhalten bleibt — es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn für solche patriotische Tat die gebührende Anerkennung von Allerhöchster Seite ausbliebe. Der Museumsdirektor, einer von den heute in solchen Stellungen nicht mehr seltenen Diplomaten, die die Politik des Bilder-geschenk-bekommens aus dem Effeff verstehen, macht die entsprechenden diskreten Andeutungen und ist generös genug, für die leere Stelle, die an der Wand bei Meggenscheidt entsteht, ein ungefähr gleichgroßes Barockbild aus seinen Magazinorräten herzugeben. Freilich, keine Venus, sondern eine büßende Magdalena — aber was tut der Gegenstand bei der Kunst! Das Bild kommt zum Restaurator. Der entdeckt, daß es nur leicht übermalt ist, wie man das in bigotten Zeiten gern tat, und bringt unter der Übermalung statt der zerknirschten christlichen Sünderin einen heidnisch-sinnlichen Reigen der Kallisto zutage. Und dieser Reigen ist ein — echter van Dyck. Das beweist wiederum aufs schlagendste derselbe Dr. Wellmann, der den falschen entlarvt hat, und der Herr Museumsdirektor, der mittlerweile von der Anechtheit seines gestifteten oder vielmehr eingetauschten van Dyck Wind bekommen hat, kann sich dieser Beweisführung nicht verschließen, mag sein Gesicht auch lang und länger werden. Eine köstliche Szene, wie die beiden Auguren, das Bild in der Mitte, vor dieser fatalen Entdeckung die Augen verdrehen und die Lippen kauen. Na, aber es sind ja verträgliche Menschen, einer haßt dem andern nicht die Augen aus, und so senkt sich der Mantel kollegialen Schweigens über eine Komödie der Irrungen, in der man manchmal versucht ist, das Gemälde eine Wachsbüste zu nennen und Venus wie Flora auszusprechen.

Das Hübscheste an dieser hübsch vorgetragenen, geschickt eingefädelten und gewandt zu Ende geführten Geschichte, die nur dann und wann einmal mit einer Füllzeilepisode in die Billigkeit verbrauchter Schwankmotive zurückfällt, ist der gelassene objektive Humor, der mit Sonne und Regen keinen Unterschied macht zwischen Gerechten und Ungerechten. Man hat von einer Satire auf die überhebliche Überweisheit der Herren Kunsthistoriker gesprochen, aber das trifft nicht Sinn und Stimmung dieses bescheiden-liebenswürdigen Stückes, das sich außerdem ein paar äußerst wirksamer Männerrollen erfreut. Was uns an ihm gefällt und



Fritz von Unruh

was es selbst von witzigeren und geistreicheren Lustspielen vorteilhaft unterscheidet, ist sein verhältnismäßiges Verständnis für die hohen und unholden Menschlichkeiten, die uns allen anhaften. Schaffer wird den kunsthistorischen Apparat für dieses Stück geliefert haben; den feinen wohlgehablichen, nur ganz im stillen ein wenig skeptisch lächelnden Humor hat Lothar Schmidt selber schon aus seinen früheren, derselben Gottesgabe teilhaftigen Stücke mitgebracht. In einer Zeit, wo das Lustspielverlangen sogar in »Künstlertheatern« auf Schönthans »Raub der Sabinerinnen« zurückgreifen muß, sollten wir für solche Stücke doppelt dankbar sein.

Bewahrt sich das königliche Schauspielhaus den Mut zur Frische und Vorurteilslosigkeit, den es bei »Peer Gynt« und Schmidts Komödie gezeigt hat, so dürfen wir wohl darauf hoffen, daß es eines Tags wenn auch nicht Wedekind, so doch vielleicht ein neues Werk von Fritz von Unruh aufführen wird. Wir wollen uns hüten, diesen jungen Dichter, dessen dramatische Tugenden einstweilen mehr in der Sparsamkeit des Wortes und dem Verzicht auf Pathos als in der Fülle des Atems und der erschöpfenden Kraft des Ausdrucks liegen, gleich einen zweiten Kleist zu nennen, wie es wohl geschehen. Aber so viel ist gewiß: kaum ein zweiter unter den auf vaterländische Stoffe gerichteten Dramatikern von heute verbindet so wie er preußische Zucht zu phrasenloser Knappheit mit federnder Gegenwartslebendigkeit. Sein »Louis Ferdinand« wird gespielt werden müssen.

Je mehr Kritiker ihm auf dem Papier neue Schwächen und Unzulänglichkeiten nachweisen, desto notwendiger. Denn es ist eine Dichtung, an der erst das Theater zum gerechten und entscheidenden Probierstein werden kann, die erst auf der Bühne ihre zähen Knospen zu sprengen und voll vor uns aufzublühen verspricht. Den Cato zu spielen ist eine undankbare Aufgabe. Hier halte ich mich zum Ceterum censeo verpflichtet, solange die Aufführung dieses Stüdes nicht wenigstens einmal in geschlossenem Kreise erfolgt. Dies Wert muß auf die Bühne, wäre es auch nur, damit uns nicht die Maßstäbe für ihre künstlerische Ausdrucksfähigkeit vor neuen Stimmen und Tönen der Zeit verlorengehen. — Im Hamburger Thalia-theater, hört man soeben, soll der »Louis Ferdinand« über kurz oder lang gespielt werden; er muß auch in Preußen gespielt werden!

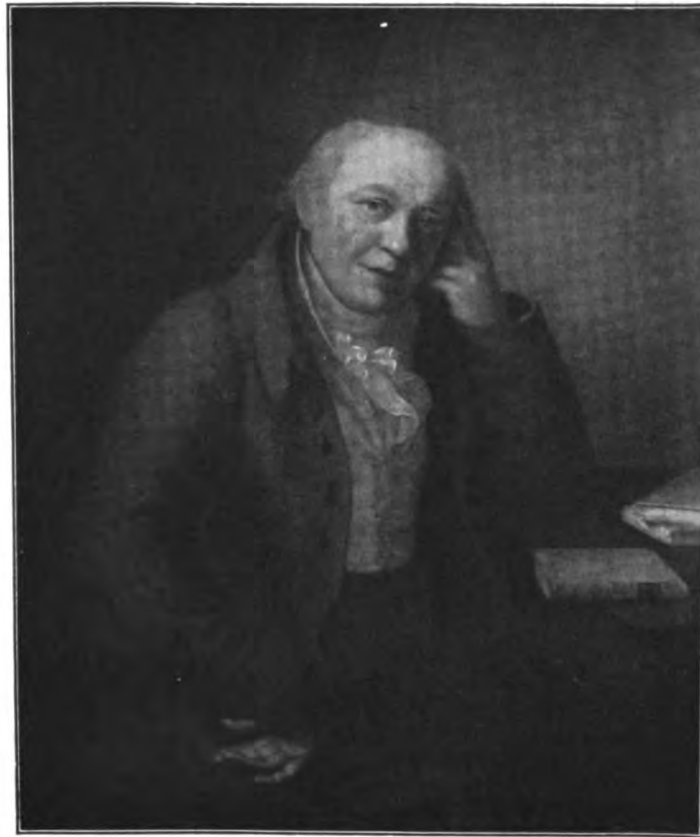
Der Shakespeare-Zyklus im Deutschen Theater strebt jetzt seinem vorläufigen Abschluß zu. Er umfaßt hohe Tragödien, Historien und Komödien und zeigt das Reinhardtische Ensemble trotz empfindlichen Verlusten, als deren schmerzlichster immer wieder Paul Wegener genannt werden muß, in einer Reife und Geschlossenheit, die man nach den früheren, oft etwas zu lauten Einzelerfolgen nicht hätte ahnen können. Leise ist man nun doch, auch in den heitersten und beweglichsten Lustspielen, auf die Notwendigkeit einer gewissen Dämpfung und Beruhigung hingedrängt worden, wohl unter dem natürlichen Druck einer durch die Jahrhunderte bestätigten immanenten Klassizität auch des geringsten dieser Stüde — eine Entwicklung, die weder Regisseur noch Schauspieler von dem schönen Grundsatz unmittelbarer Augenblicksfrische zu entfremden braucht. Daneben hat Reinhardt gelernt, deutlicher als früher den Stil einer auf sinnvollste und erlesenste Geistigkeit gestellten Tragödie wie »Hamlet« von dem eines halb improvisierten Lustspiels zu unterscheiden. Ja, zuerst schien es fast, als sollte der neue Wille zum strengen Sachstil über die Grenzen hinausgetrieben werden, wo der grüne Baumwuchs des Lebens aufhört und die graue Theorie beginnt. Bald aber merkten wir zu unsrer Beruhigung und unserm steigenden Entzücken, daß auch den Sinnen ihre Feste gegönnt blieben, obgleich oder weil wir alles Bunte und Fröhliche dazu erzogen sahen, seine Reize mehr als früher aus der eignen organischen Seligkeit zu ziehen, statt sich auf hinzugetanen Schmutz zu verlassen. So darf heute das Deutsche Theater in Berlin ohne Abertreibung die beste und berufenste Shakespeare-Bühne Deutschlands genannt werden.

Es war im Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, wo der

Reinhardtischen Bühne dies Lob gespendet wurde, und ihm darf man darin wohl ein maßgebendes Urteil zutrauen. Ist es doch das im vollen Bewußtsein seiner Aufgabe und Bedeutung geleitete Organ einer literarischen Arbeitsgesellschaft, die am kommenden 23. April, Shakespeares 350. Geburtstag, auf ein halbes Jahrhundert fleißiger und gesegneter, dem Dienste des größten germanischen Dramatikers gewidmeter Tätigkeit zurückschaut. Noch immer herrscht über Zusammensetzung, Zweck und Ziel dieser Gesellschaft in weiten Kreisen hemmende Unklarheit. Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft, ins Leben gerufen von der tatkräftigen Begeisterung des Volkswirtschaftlers und Großindustriellen Wilhelm von Oechelhäuser, hat ihren Ehrgeiz von Anfang an darauf gerichtet, gelehrte Wissenschaft und kunstfreundliches gebildetes Talent in sich zu vereinigen und sich »im engen Zusammenhang mit treibenden Kräften der Zeit als ein Ausbruch deutschen Kunststrebens« zu betätigen. »Wirklich vollstümlich« sollte Shakespeare in Deutschland gemacht werden, wie es in Oechelhäusers Aufruf hieß, denn »für die gesunde Fortentwicklung des ganzen sittlichen und intellektuellen Lebens der Nation sei das Wachsen der Erkenntnis dieses großen Apostels der Humanität und echten Lebensweisheit ein wahres Bedürfnis«. Dieses ideale Ziel ist wohl auch bei der deutschen Shakespeare-Gesellschaft wie bei jedem menschlichen Beginnen — wir haben mancherlei Wandlungen durchgemacht, seit die Kanonen von Düppel donneren — gewissen Schwankungen unterworfen gewesen. Nicht immer haben gelehrte Forschung und deren vollstümliche Ausmünzung in allgemeinverständliche Belehrungen und Anregungen das gesunde Gleichgewicht gehalten. Seit aber vor fünfzehn Jahren der Berliner Anglist Prof. Alois Brandl (seit 1908 neben ihm Prof. Max Förster) die Leitung des Shakespeare-Jahrbuchs übernommen und ihm die beherrschende Stellung in der Shakespeare-Forschung zurückerobert hat, ist Ansehen, Wirkung und Mitgliederzahl auch der Gesellschaft in erfreulichem Wachstum begriffen, und mit Weitblick, Takt und Geschick sorgt die Leitung dafür, daß in ihrer Mitte neben den Gelehrten auch die gebildeten Literaturfreunde ihre Rechnung finden. Außer dem Jahrbuch, das sich neuerdings durch gediegene und allgemein fesselnde Übersichten über die neue Shakespeare-Forschung und -Literatur auszeichnet, sorgt für den Zusammenhalt der jetzt auf 626 gestiegenen Mitglieder die alljährlich an des Dichters Geburtstag in Weimar abgehaltene Generalversammlung, auf der mit einem Shakespeare-Vortrage nicht nur Gelehrte, sondern auch Dichter, Schriftsteller, Kritiker und Bühnenpraktiker das Wort nehmen, bevor die Weimarer Hofbühne

in dankenswerter Freigiebigkeit durch die Ausführung eines Shakespeare-Stüdes den Mitgliedern die lebendige Anschauung seiner Kraft, Anmut, Weisheit und Größe erneuert. Des weiteren zeugen eine gleichfalls in Weimar aufbewahrte stattliche Shakespeare-Bibliothek, die Neuausgabe der revidierten und kommentierten Schlegel-Tiedschen Übersetzung und eine Reihe ausgezeichnete Monographien (erschienen in den »Schriften«) von der rastlosen und fruchtbaren Tätigkeit der Gesellschaft. Möge es ihr beschieden sein, daß an ihrem Jubiläumstage, an dem sich übrigens die vornehmsten Bühnen Deutschlands durch Shakespeare-Auführungen beteiligen werden, ihre Mitgliederzahl das erste Tausend erreicht, und möge sie selbst im alten idealistischen Geist zu erweiterter Wirksamkeit fortschreiten!

Auch außerhalb des Rahmens der Shakespeare-Gesellschaft nehmen deutsche Forscher und Schriftsteller den nahenden 350. Geburtstag des Dichters zum erwünschten Anlaß, ihrer Shakespeare-Verehrung durch literarische Huldigungen Ausdruck zu geben. Wenigstens eins dieser Bücher sei hier empfohlen, weil es dem Leser auf einem wenig begangenen, doch bequemen und auf Schritt und Tritt anregenden Seitenpfade in den Kern der Shakespeare'schen Persönlichkeit führt. Es nennt sich »Shakespeares Dramen und sein Schauspielberuf« (Berlin, E. Hofmann & Ko.), und sein Verfasser, Professor Dr. Johannes E. Schmidt, ist ein Schriftsteller recht nach dem Sinn der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, weil sich in ihm der Ernst und die Gründlichkeit des Forschers mit Begeisterung für seinen Gegenstand und mit edler, geschmackvoller Volkstümlichkeit paaren. Alles, was den Einfluß der Bühne auf das dramatische Schaffen des Dichters bezeugt, wird uns hier vor Augen geführt: die Wahl seiner Stoffe, seine Kompositions- und Bühnentechnik, die schauspielerischen



Joseph Anton Christ

Nach einem Gemälde von Anton Graff. Aus Joseph Anton Christ's »Schauspielerleben im achtzehnten Jahrhundert«. Verlag Langewiesche-Brandt in Ebenhausen bei München

Elemente seiner Sprache, seine Bühnen-Vergleiche und -Anspielungen. Wer dies Buch mit Liebe und Aufmerksamkeit liest — und es läßt sich gar nicht anders lesen —, der neigt am Schluß mit dem Verfasser zu der Überzeugung, daß nur ein Mann, der mit Leib und Seele Schauspieler war, der Schöpfer der Shakespeare'schen Werke gewesen sein kann. Ein Buch wie dieses, das ohne die Aufsätze und Berichte des Shakespeare-Jahrbuchs schlechterdings nicht möglich gewesen wäre, beweist so recht, in wie vielerlei Gärten jene Arbeit ihre Früchte zeitigt.

Bei dem lebhaften Interesse, das unsre Gegenwart der Welt des Theaters und des Schauspielers entgegenbringt, muß es wundernehmen, daß ein so inhaltreiches Buch wie die Erinnerungen Joseph Anton Christ's, eines Ende des 18. Jahrhunderts gefeierten Schauspielers, erst kürzlich aus der Handschrift des Verfassers von einem seiner Nachkommen (Rub. Schirmer) zum Druck befördert worden ist: unter dem Titel »Schauspieler-

leben im 18. Jahrhundert« in der Sammlung »Schicksal und Abenteuer«, die bei Wilhelm Langewiesche-Brandt in Ebenhausen-München erscheint. Es ist um so verwunderlicher, als Christ den bunten Roman seines Lebens nicht als trockener Chronist, sondern mit warmem Herzen und großer Kraft der Darstellung erzählt und den Rahmen so weit spannt, daß in dem Bilde weit über die Kreise der Bühne hinaus auch die allgemeine bürgerliche Kultur der Epoche Platz findet. Das Bürgerleben spielte ja im Drama des 18. Jahrhunderts die bedeutungsvollste Rolle, und da auch die Schauspieler von damals sich ihres Berufes als einer »abgekürzten Chronik ihrer Zeit« bewußt waren, so empfangen wir das Bild gleichsam doppelt, im Schein und im Widerschein. Mitunter mutet dieses Buch der Denkwürdigkeiten, das wie Lauthard seine Perspektive von unten nimmt und z. B. weder von Goethe noch von Schiller etwas weiß, wie eine Vorarbeit zu einem großen Zeitroman an. Bevor Christ (geb. 1744 zu Wien; gest. 1823 zu Leipzig) Schauspieler wurde, war er österreichischer Soldat und machte als Husar

einen Teil des Siebenjährigen Krieges mit. Seine Memoiren aus dieser Zeit und den nachfolgenden Jahren sind zwar verschollen, so daß er gleich mit seiner Schauspielerlaufbahn in Prag einsetzt, aber wir spüren überall die Weite des Blicks und die lebhafteste Beobachtungsgabe, die er sich zuvor schon erworben hatte. Keineswegs eingekapselt in seinen Beruf — sein Weg führte ihn nach Braunschweig, Leipzig, Dresden, Riga, Mainz, Frankfurt, Petersburg —, weiß er auch all den andern Ständen, mit denen er in Berührung kommt, den Fürstlichkeiten, dem Adel, den Offizieren, dem Bürgermilitär, der Kaufmannschaft, den Zollbeamten,

den Schiffen und Kutschern ihr Charakteristisches abzulauschen, um es mit erstaunlicher Scharfsicht und Lebendigkeit widerzuspiegeln. Aber auch wenn dieser Memoirenschreiber allein bei seiner Familie — er war dreimal verheiratet — und ihren von der wechselvollen Unsicherheit der Zeit recht abenteuerlich gestalteten Privatschicksalen bliebe, würde sich sein Buch vorteilhaft von andern Schauspielermemoiren unterscheiden, die so oft nur das liebe Ich mit seinen qualmenden Eitelkeiten auf den Sches-

sel stellen. Merkwürdig, wie viel von dem, was Christ berichtet, heute wieder seine Parallelen oder Kontraste hat! Wie die Menschlichkeiten sich immer gleichbleiben, und wie wenig sich auch die Kunst, reale Erlebnisse darzustellen, gewandelt hat!

— Dem Buche sind eine stattliche Anzahl bisher unveröffentlichter Bildnisse und Silhouetten beigegeben, von denen wir hier mit Erlaubnis des Verlegers ein paar Proben zeigen dürfen. — Wohin ist Schillers Seufzerum des Schauspielers mangelnden Nachruhm verhallt? Nicht nur Kränze, ganze Bücher flieht die Nachwelt dem

Mimen, und bunter und krauser sind diese papierenen

Suldbüchungen als alle Kränze der lebendigen Flur. Monty Jacobs ist — wohl ein paar Jahre lang, denn es galt viel Entlegenes zu finden und viel Gefundenes stillschweigend wieder beiseitezulegen — durch die theatergeschichtliche, kritische und biographische Literatur der letzten beiden Jahrhunderte gewandert und hat gesammelt, was von einsichtigen oder auch eigensinnigen Köpfen über hervorragende Darsteller hervorragender klassischer Rollen gedacht und der Nachwelt überliefert worden ist. Von Dramatikern sind nur fünf (Shakespeare, Molière, Lessing, Schiller, Goethe) in seiner Sammlung »Deutsche Schauspielkunst« vertreten



Demoiselle Michelson, spätere Frau Christ

Aus Joseph Anton Christ's »Schauspielerleben im achtzehnten Jahrhundert«
Verlag Langewiesche-Brandt in Ebenhausen bei München

(mit 33 Bildertafeln; Leipzig, Inselverlag); Rollen schon 35, Darsteller und Regisseure gegen 140; weit größer aber ist die Zahl der kritischen oder unkritischen Köpfe, die mit ihnen zusammenstoßen. So muß allein der Ehyloß (gespielt von Schröder, Reineke, Gled, Iffland, Ludw. Devrient, Seydelmann, La Roche, Döring, Dawson, Lehfeld, Lewinsky, Haase, Mitterwurzer, Schildkraut, Reicher) ein Drittelhundert Meinungen und Schilderungen über sich ergehen lassen; aber daß sie nicht durcheinandersollern wie eine Herde Ferkelchen — um mit dem berben Niederdeutschen Lauerberg zu sprechen —, sondern sich gegenseitig ergänzen, beleuchten, korrigieren und stützen, dafür hat der kritisch auswählende Intellekt und Geschmack des Sammlers gesorgt. Nicht verstaubte und vermoderte Dokumente, wie der Antiquar sie liebt, werden hier mit Gewalt ans Licht des Tages gezerrt: nur das wenigstens zum Teil noch Lebendige und Keimkräftige wird dem Fruchtboden der Gegenwart zurückgegeben, so daß diese »Zeugnisse zur Bühnengeschichte klassischer Rollen« auch dem Theaterliebhaber etwas, ja diesem am meisten zu sagen haben. Ernste wissenschaftliche Arbeit im Dienste gegenwärtigen Lebens, das ist die Methode dieses Buches — woher nähme es sonst auch die Berechtigung, sich dem Gedächtnis Erich Schmidts zu weihen, ihm, den dieser Gedanke bei all seinen Arbeiten besetzte.

Wir treten aus dem Dämmer der Geschichte in das helle Licht des gegenwärtigen Tages, wenn wir nach diesen Büchern der Chronika Otto Brahm's Kritische Schriften über Drama und Theater aufschlagen, wie sie sein Freund und einst auch treuer Kamerad Paul Schlenker zu einem starken Bande gesammelt hat (Berlin, E. Fischer).

Was diese nahezu 500 Seiten enthalten, ist nur ein bescheidener Ausschnitt dessen, was Brahm's kritische Feder nicht in eiliger Lohnschreiberei, sondern aus innerstem Trieb und Zwang sich selbst befreiender Auseinandersetzung mit den Erscheinungen des Dramas und des Theaters während dreier Jahrzehnte zu Papier gebracht hat. Meistens sind es Einzelkritiken, aber nicht selten wachsen sich diese Besprechungen eines bestimmten Stückes, einer markanten Aufführung, eines flüchtigen Gastspiels schon zu programmatischen Bekenntnissen aus, und dazu treten dann die weiter

ausholenden und tiefer bringenden Abhandlungen, die charakteristische Erscheinungen des modernen Dramas, wie Anzengruber, Ibsen oder Hauptmann, in ihrer Gesamtheit umreißen oder ganze Epochen und Bewegungen in geschlossenen Bildern festhalten. Hinter dem allem, ob knapp oder breit, ob nur feuilletonistisch oder historiographisch, steht ein früh in sich gefestigter Charakter, der weiß, was er will, der ohne loderndes Feuer der Begeisterung, aber mit klarem Auge und sicherem Schritt auf sein Ziel, eine »Vernatürlichung« des Dramas und der Bühne, aufschreitet

und auch noch daran festhält, als der veränderte Geschmack der Zeit es scheinbar schon in Trümmer geschlagen hat. Wir alle haben dieses »Glas« der Brahm'schen Epoche, für die wir das schnellfertige Schlagwort des Naturalismus zur Hand hatten, miterlebt, und wenn es nicht gar kleinliche Gefühle, Gefühle des Triumphes oder der Schadenfreude waren, so haben wir wohl etwas wie Mitleid oder Rührung gespürt, daß dieser Mann, der Herold Ibsens und Prophet Hauptmanns, er, der einer hoffnungstollen Revolution der dramatischen Kunst mit flatternder Fahne und blühendem Schwert vorangegangen war, sich so »überlebt« und »abgetan« sehen mußte... Wir werden umlernen müssen. Wir



Eine Tochter Christs

Aus Joseph Anton Christs »Schauspielerleben im achtzehnten Jahrhundert.«
Verlag Langewiesche-Brandt in Ebenhausen bei München

werden seine Grenzen und Schwächen nicht mehr vergessen, aber wir werden hinfort auch festhalten, wieviel von dem Evangelium des Naturgewollten und Gegenwartsgerechten, das dieser kleine Mann mit zäher, wankelloser Standhaftigkeit vertrat und in praktische Bühnenarbeit umsetzte, noch heute lebt, um überzugehen in die Zukunft. Es ist der versöhnende Trost und Triumph aller charaktervollen Konsequenz, der sich aus dieser literarischen Apotheose erhebt. Schlenker hat sehr klug und besonnen ausgewählt, gleichsam schon in aeternitatem komponiert — zugegeben; aber das eigentliche Geheimnis der Dauerkraft, die mancher der Brahmschen Kritiken innewohnt, liegt doch in der Persönlichkeit. Vor der salutieren wir. Nicht mit FahnenSchwenken und Hurraufen, wohl aber mit stummem, ernstem Respekt. Wir brauchen nun keine Biographie mehr von ihm, in diesem Buche hat er sie sich selbst geschrieben. Es ist ein Vermächtnis und ein Denkmal.

Als Brahms noch am Leben und Wirken war, hat, wie die gesamte aufrichtige und vorwärtsstrebende Berliner Kritik, auch Siegfried Jacobsohn oft zum Sturm gegen ihn geblasen. Wir alle waren der Meinung, dieser Tüchtige müsse sich aus seiner Höhle herauslösen, von seinen selbstgeschmiedeten Ketten losfeilen lassen, um dann noch einmal in heller Freiheit auf den Berg der Zeit zu steigen; wir wußten nicht oder wollten nicht wissen, daß er nur in der Beschränkung Meister sein konnte und daß seine Lebensaufgabe in seiner unerschütterlichen, störrischen Einseitigkeit erfüllt war. Wir alle waren durch das neue funkelnde Gestirn, das mit Reinhardt am Berliner Theaterhimmel aufgegangen, bis zur Härte und Ungerechtigkeit gegen andre geblendet worden. Allmählich mußte aber auch der theaterwütigste Kritiker, der lange der Benjamin unter der lieben Kollengenschaft blieb, spüren und einsehen, wieviel Wesentliches, wieviel Bleibendes und Entscheidendes sein Wollen eigentlich mit dem Brahms gemeinsam hatte. Es war im Grunde dieselbe zuversichtliche Leidenschaft für ein gutes ernstes Theater in ihm; sie beide wollten die Leute von dem unreinen zu dem reinen Drama, aus dem Geschäftstheater in das Kunsttheater loden. Jacobsohn, an dem andre als ich die »Überhöhung des Theaters als einer Kulturmacht« belächeln mögen, wird wissen und gern zugeben, wie viel er von Brahms gelernt hat. Seine Kritiken, die von Jahr zu Jahr zu sammeln er vor allen andern ein Recht hat, belegen das an

vielen Stellen, sooft sie auch gegen den Starrsinn und die Unbeweglichkeit der letzten Brahmschen Jahre wettern. Auch sein jüngster Sammelband: *Das Jahr der Bühne 1913/14* (Berlin, Neustadt & Co.), läßt durch den Zorn und Anmut immer wieder die unwillige Bewunderung durchblicken. Das ist ein schönes Zeugnis auch für das Buch und den Kritiker selbst. Es beweist den Ernst und die Sachlichkeit dessen, dem man so oft Gehässigkeit vorgeworfen hat, wo doch nur das notwendige Gegengefühl der Liebe, der ehrliche, tapfere Haß, gegen Schaum und Schund, gegen Schlenkerian und Schablone sich Luft machte. Vertieft man sich in Jacobsohns neues Buch — und jede Seite lohnt es —, so müßte man blind sein, bemerkte man nicht gegenüber früheren Jahren die wachsende Bejahungslust seiner Kritiken und ihren erstarkenden Ehrgeiz, nicht bloß Hohles und Wurmstichiges niederzureißen, sondern mehr noch Tüchtiges zu fördern, Gefundes zu ermuntern und Vollendetes bewundernd zu verherrlichen. Der Enthusiasmus ist etwas, was der scharfsinnige, aber auch allezeit nüchterne Brahms diesem Kritiker mit der heimlichen fibre adorative im Herzen nicht hätte lehren können. Wohl aber das Lippenzusammenbeißen und das spröde Schweigen auch dann, wenn einmal Kränkung, vermeintliche oder wirkliche, an dem Stolz der eignen Person nagt. Man soll nicht greinen, wenn man wirken kann. —

Der Verband deutscher Bühnenschriftsteller, der nun seit vier Jahren die öffentlichen Interessen unserer angesehensten Dramatiker, aber zugleich des jungen dramatischen Nachwuchses vertritt, hat sich nichts besseres gewußt als die Almanachform, um den Mitgliedern untereinander Zusammenhalt und ihren Bestrebungen vor einem weiteren Publikum Nachhall zu verschaffen. »Die Rampe« (früher bei der Concorbia, jetzt bei Joh. Baum in Berlin) nennt sich dieser Almanach, und wen es nach Schnitzeln und Spänen von der Hobelbank unserer Dramatiker, nach dramaturgischen Abhandlungen, geistreichen Impromptus, allerlei unterhaltenden Indiskretionen aus dem Reich der Bühne, Werkstattstudien und Handwerksgeheimnissen gelüstet, der findet da, was sein Herz begehrt, in Fülle und Fülle. Es ist viel flüchtige, federleichte Ware darunter, aber auch manch ernste, gewichtige Betrachtung, manch wertvolle Anregung, manch klärende Untersuchung, derentwillen man diesen Jahresbänden eine über ihre kalendarische Regierungsdauer hinausgehende Wirkung wünschen möchte.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düssel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Wirtelgasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inzeratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

